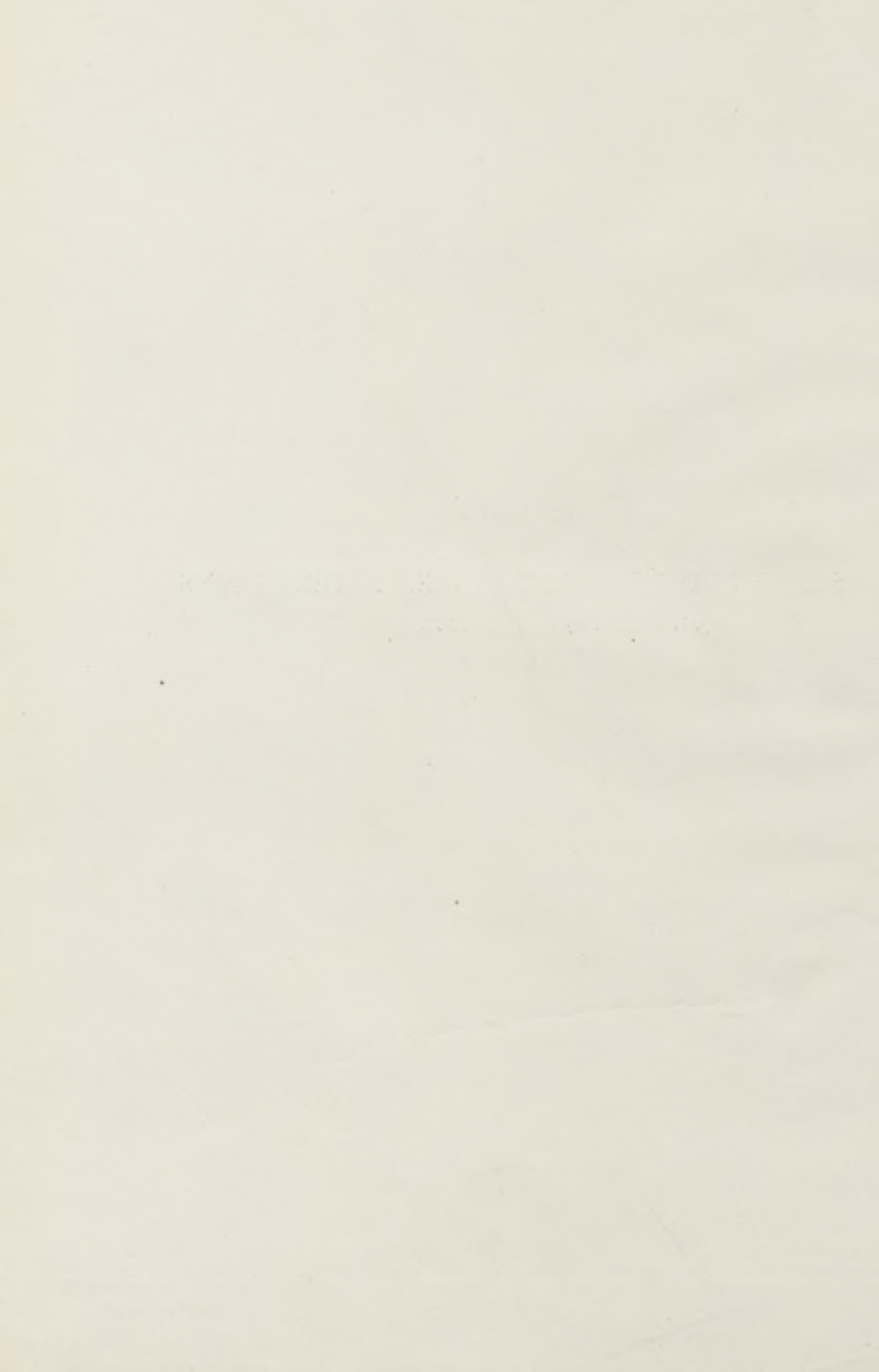
ZEITSCHRIFT

DES

DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS

JAHRGANG 1907 — BAND XXXVIII





Naturaufnahme von Ad. Witzenmann

Mezzotinto Bruckmann

DREI ZINNEN VON OSTEN

VOM HANGE DES PASSPORTENKOPFES AUS

ZEITSCHRIFT

DES

DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS



REDIGIERT

VON

HEINRICH HESS

JAHRGANG 1907 — BAND XXXVIII



MÜNCHEN 1907

VERLAG DES DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS

HERGESTELLT DURCH
DIE VERLAGSANSTALT F. BRUCKMANN A.-G.
IN MÜNCHEN

IN KOMMISSION FÜR DEN BUCHHANDEL
BEI DER J. LINDAUERSCHEN BUCHHANDLUNG
(SCHÖPPING) IN MÜNCHEN



Buchdruck von Alphons Bruckmann, Mezzotinto und Lichtdruck von der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., beide in München. — Papier für Text- und Lichtdruck von der Gustav Schaeuffelenschen Papierfabrik in Heilbronn a. N., Kunstdruckpapier von Karl Scheufelen in Oberlenningen-Teck.

Inhalts-Verzeichnis

Vollbilder

Bilder im Texte

Beilage:

Karte der Allgäuer und Lechtaler Alpen. (Östliches Blatt.) Maßstab 1 : 25 000. Aufgenommen von L. Aegerter. Druck von G. Freytag & Berndt in Wien.

Die ältesten Karten der Ostalpen

Von

Eugen Oberhummer

Dieser Aufsatz bildet eine Ergänzung zu meiner früheren Studie[1]) über »Die Entstehung der Alpenkarten« und ist hauptsächlich veranlaßt durch zwei seither erschienene Veröffentlichungen, in denen die Werke früher Vertreter der kartographischen Darstellung in den Ostalpen, des Tirolers Burgklehner und des Wieners Lazius, zugänglich gemacht sind. Es schien mir zweckmäßig, hiermit Proben der Arbeiten anderer Pioniere der ostalpinen Kartographie zu verbinden, die sonst nur schwer erhältlich oder wenigstens früher nicht abgebildet worden sind. Der Leser mag hierdurch eine Vorstellung gewinnen, wie das Arbeitsgebiet unseres Vereins in jenen ersten Versuchen graphischer Darstellung aussieht, die sich bereits mit einzelnen Teilen des Gebirgs beschäftigen. Die früher besprochenen Beispiele aus dem Altertum und Mittelalter, in denen nur der Gebirgszug als Ganzes schematisch gezeichnet wird, ohne Einzelheiten erkennen zu lassen, entfallen hier von selbst. Es handelt sich um jene in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts einsetzende Periode, in welcher man anfing, von den Weltkarten zu den Länderkarten überzugehen, wie sie allerdings schon Ptolemäus im 2. Jahrhundert n. Chr. entworfen, das Abendland aber erst durch die Verbreitung dieses großen griechischen Geographen in lateinischer Übersetzung während des 15. Jahrhunderts kennen gelernt hatte.

Wenn wir von den im Altertum wurzelnden Karten des ptolemäischen Atlas und den meist nur die Küstenumrisse berücksichtigenden Seekarten der Italiener und anderer seefahrenden Völker (Portulankarten) absehen, so kennen wir nur sehr wenige wirkliche Länderkarten aus der Zeit vor 1500. Dazu gehört die 1901 S. 33 abgebildete Karte der Schweiz des Konrad Türst von 1495, der wir in den Ostalpen nichts Ähnliches zur Seite zu stellen haben. Sicher gab es auch damals schon bildliche Darstellungen einzelner Gegenden. So findet man im K. u. K. Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien eine erst seit kurzem ans Licht gezogene, auf Pergament gemalte Riesenkarte des Gardasees mit seiner östlichen und südlichen Umgebung, 3,05 *m* hoch, 2,22 *m* breit, welche Kriegsereignisse von 1438 veranschaulicht und Ortschaften, Täler, Berge detailliert wiedergibt.[2]) Aber eine Karte von ganz Tirol oder eines anderen Ostalpenlandes aus so früher Zeit ist uns weder erhalten noch auch nur dem Namen nach bekannt.

Selbst aus den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts kennen wir noch keine Karte dieser Art. Wohl ist davon die Rede, daß der Tiroler Maler Jörg Kölderer um 1500 im Auftrag des Kaisers Max I. österreichische Landschaften gemalt habe,

[1]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 21—45.

[2]) Katalog der Archivalien-Ausstellung des K. und K. Haus-, Hof- und Staatsarchivs, Wien 1905, S. 2 f.

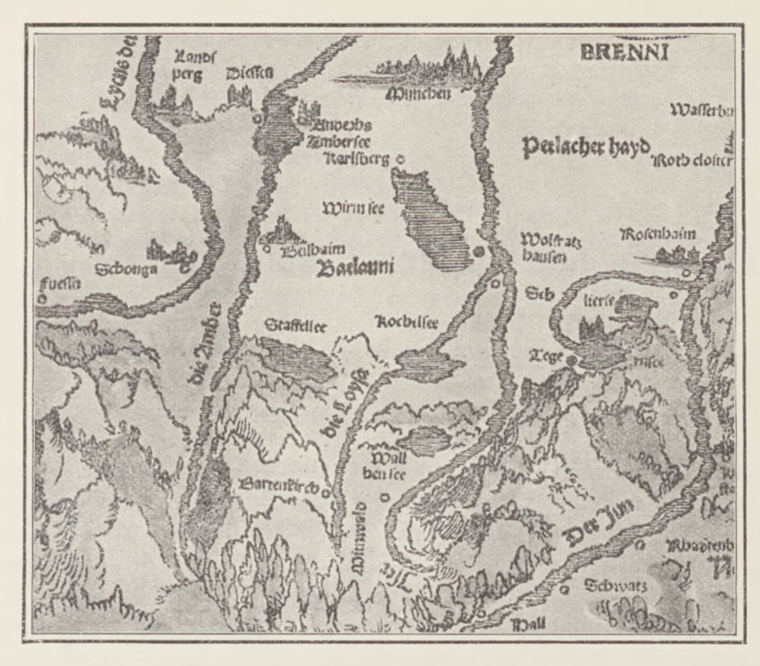


Abb. 1. Aus Aventins Karte von Bayern 1523.

was mehrfach auf Landkarten bezogen worden ist. Eine genaue Prüfung der Quellen ergibt jedoch, daß es sich hier nur um Wappenmalereien handeln kann.[1]) Auch die für die Geschichte des Alpinismus so interessanten Bilder zu den beiden Hauptwerken des Kaisers, dem »Theuerdank« und dem »Weißkunig«, welche E. W. Bredt im Jahrgang 1906 dieser Zeitschrift (S. 78 ff.) besprochen hat und denen noch die prächtigen farbigen Bilder im »Jagdbuch« und im »Fischereibuch« Maximilians I[2]) anzureihen wären, kommen hier nicht in Betracht. Wohl aber wissen wir, daß dieser Kaiser den Kosmographen Johann Stabius mit der Herstellung einer Karte seiner Lande, d. h. des Habsburgischen Hausbesitzes, beauftragt hat. Tatsächlich hat Stabius († 1521 oder 1525) auch eine solche Karte vom Erzherzogtum Österreich sowie von Kärnten entworfen; es sind das die ältesten Karten einzelner Länder der Ostalpen, von denen wir Kenntnis haben, und um so mehr ist es deshalb zu bedauern, daß nichts davon erhalten geblieben oder wenigstens bis jetzt zum Vorschein gekommen ist. Ob Stabius Tirol in seine Arbeiten mit einbezogen hat, ist nicht bekannt.

Wenig später, als Stabius den Auftrag zu seiner Karte von Österreich erhielt, entwarf im Jahre 1523 Johann Turmair, nach seinem Geburtsort Abensberg genannt Aventinus, seine Karte von Bayern, die erste dieses Landes. Zunächst als Beigabe zu seinem bayerischen Geschichtswerke gedacht, hat Aventinus' Karte, die von der Geographischen Gesellschaft in München getreu mit den Farben des Originals herausgegeben worden ist,[3]) einen vorwiegend historischen Charakter, ist aber als erster Versuch, die Flüsse und Gebirge des Landes darzustellen, auch für die Geschichte der Alpenkarten nicht ohne Interesse. Das hier (Abb. 1) ausgeschnittene, fast auf die Hälfte verkleinerte Stück zeigt die bayerischen Alpen vom Lech bis zum Inn mit dem Vorland bis München. Die Flüsse (Lech, Amper, Loisach, Isar, Mangfall, Inn) sind auffallend breit und quer zur Strömung gestrichelt, ähnlich wie die Seen. Der Würmsee ist in der Längsachse verschoben, das Größenverhältnis zum Ammersee aber ziemlich gut getroffen. Beim Staffelsee, Kochelsee, Tegernsee, Schliersee ist die Randlage am Fuße des Gebirgs deutlich zu erkennen, ebenso der Felsriegel

---

[1]) Näheres in unserer Publikation über W. Lazius, S. 18.

[2]) Beide herausgegeben von Michael Mayr. Innsbruck 1901.

[3]) Aventins Karte von Bayern 1523, herausgegeben und erläutert von J. Hartmann, mit einem Vorwort von E. Oberhummer, München, Theodor Ackermann 1899. Dazu meine Nachträge im Jahresbericht der Geogr. Ges. in München für 1898/99, S. 83 ff., Taf. IV, und diese Zeitschrift 1901, S. 34.

zwischen Kochelsee und Walchensee. Die Berge selbst sind in Seitenansicht schematisch dargestellt, aber die schroffen Umrisse der Alpen gegenüber den sanften Formen des (hier nicht mehr sichtbaren) Jura und Bayerischen Waldes deutlich markiert. Kein Berg ist mit Namen bezeichnet. Von bekannten Gebirgsorten sind Füssen, Partenkirchen, Mittenwald, Tegernsee und im Inntal Hall, Schwaz, Rattenberg, Kufstein angegeben.

Der zeitlich nächste Vertreter ostalpiner Kartographie ist für uns der Nürnberger Augustin Hirschvogel, ein Meister in den verschiedensten Zweigen der Kunst und des Kunstgewerbes wie auch in der Geometrie. In letzterer Eigenschaft entwarf er außer einem Plan und einer Ansicht von Wien auch eine Karte von Oberösterreich, welche nach dem Zeugnis des Astronomen Kepler 1542 fertig gestellt, aber wie es scheint erst 1583 zu Antwerpen gedruckt worden ist.[1]) Nach einem in der K. Hof- und Staatsbibliothek in München erhaltenen Drucke gebe ich hier (Abb. 2) das Gebirgsland westlich der Steyr bis gegen Salzburg. Hierbei ist vor allem zu beachten, daß die Karte, wie viele aus jener Zeit, mit Süden nach oben gerichtet, Osten also zur Linken ist. Zunächst fällt die Gruppe der Salzkammergutseen ins Auge, die freilich zum Teil arg verzeichnet sind. Unverhältnismäßig groß erscheint der Mondsee *(Man See,* alte dialektische Form von althochdeutsch *mano* = Mond), neben dem rechts unterhalb noch der Zeller- oder Irrsee sichtbar ist, als große Seebecken auch der Traun- und der Attersee *(Oter weisnpach See*). Merkwürdig klein erscheint der St. Wolfgangsee, wogegen die kleinen Seen

[1]) Näheres in unserer Publikation über W. Lazius, S. 19 f., wo die ganze Karte wiedergegeben ist.

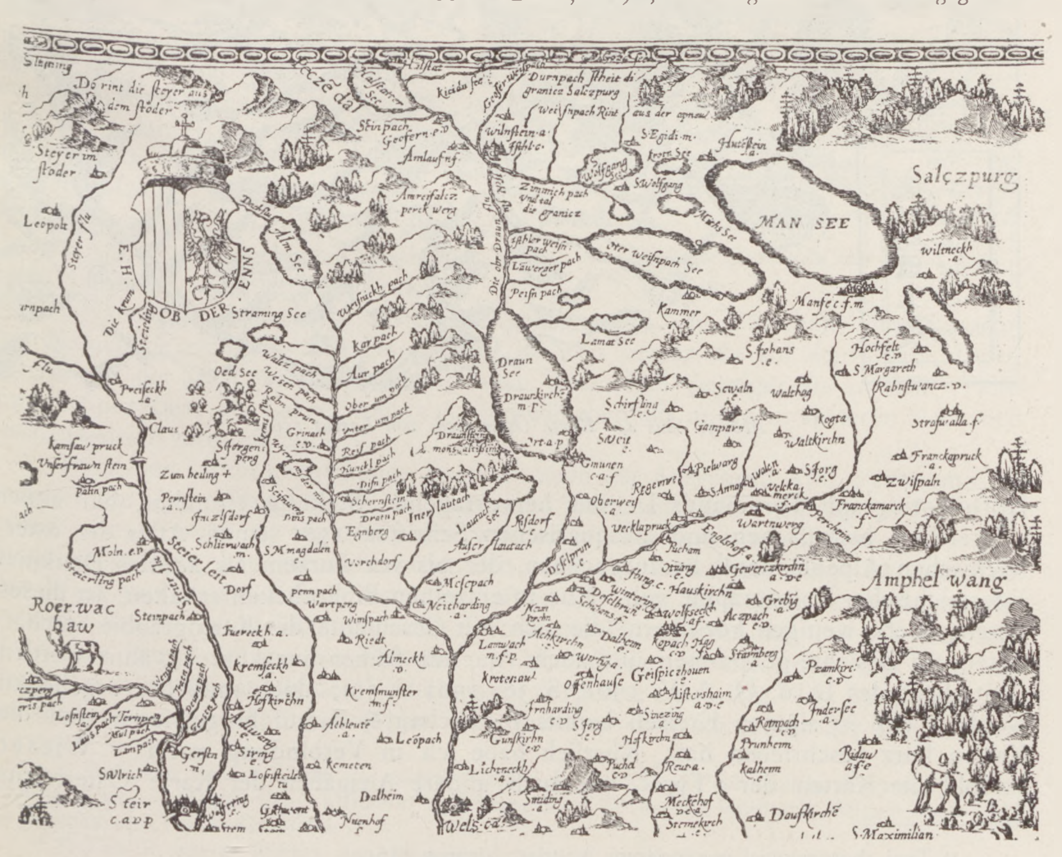


Abb. 2. Aus Hirschvogels Karte von Oberösterreich 1542.

nördlich desselben (Krotensee, Münichsee, Schwarzensee) wieder auffällig hervortreten; auch im Osten finden sich zahlreiche kleine Seen wie Almsee, Laudachsee, Langbathseen und andere verzeichnet. Vom Hallstätter See ist nur die nördliche Hälfte noch sichtbar. Von den Bergen ist hier besonders der in seiner schroffen, isolierten Erhebung unverkennbar charakterisierte Traunstein *(Draunstein mons altissimus)* hervorzuheben. Beim Ursprung der Steyr heißt es: *Do rint die steyer aus dem stoder* (Stodertal) usw.

Es ist von Interesse, hiermit die Darstellung zu vergleichen, welche wenig später Lazius auf seiner Karte des Erzherzogtums Österreich gegeben hat. Wolfgang Lazius, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Wien als Leibarzt und



Abb. 3. Aus der Karte Österreichs von Lazius 1562.

Hofhistoriograph Ferdinands I. eine hervorragende Stellung einnahm, hat außer zahlreichen historischen und antiquarischen Schriften 1561 einen Atlas der österreichischen Alpenländer[1]) herausgegeben, der bis vor kurzem als ältestes Denkmal österreichischer Kartographie galt. Nur in einzelnen Bibliotheken erhalten, ist dieses seltene Werk wenigen Forschern, die sich mit Geschichte der Kartographie beschäftigten, zu Gesichte gekommen und auch von mir früher nur kurz erwähnt worden (Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 36, 1903 S. 32); doch muß hervorgehoben werden, daß in alpinen Kreisen bereits J. Frischauf[2]) darauf hingewiesen und die Karten kurz beschrieben hat. Kürzlich habe ich in Verbindung mit F. v. Wieser sowohl die Karten der »Typi« wie auch andere Ausgaben der Karte Österreichs

[1]) Typi chorographici provinciarum Austriae, Viennae 1561.

[2]) Die erste Spezialkarte der Ostalpen. Öst. Alpenzeitung 1896, Nr. 450.



Abb. 4. Aus der Karte Österreichs von Lazius 1562.

von Lazius in Verbindung mit den durch v. Wieser wieder aufgefundenen Karten Ungarns neu herausgegeben und das Verhältnis der einzelnen Karten untereinander, sowie zu ihren Vorgängern und Nachfolgern zu klären versucht.[1]

Die Abbildung 3 ist ein Ausschnitt aus der letzten Redaktion der österreichischen Karte des Lazius von 1562, die bisher gänzlich verschollen war und von F. v. Wieser im Germanischen Museum in Nürnberg aufgefunden worden ist. Lazius († 1565) kam nicht mehr dazu, diese Karte selbst stechen zu lassen; erst lange nach seinem Tode ist sie nach seiner Handzeichnung in etwas verkleinertem Maßstabe in Straßburg gedruckt worden (1620). Unsere Wiedergabe[2] ist jedoch gegen den Originalstich nochmals auf etwa 3/5 verkleinert. Wir haben hier ungefähr dasselbe Gebiet wie auf dem Ausschnitt aus Hirschvogel vor uns, nur im Sinne unserer Karten nach Norden orientiert. Die fünf Hauptseen des Salzkammerguts finden wir auch hier wieder *(Mansee, Attersee, Gmundersee, S. Wolfgangsee, Hallstetersee)*, dazu der Aussee, Almsee und die beiden Gosauseen (namenlos). Außer dem Traunstein ist auch der Schafberg, das Koppengebirge und »die Pötschen« (am Sarstein) mit Namen bezeichnet. Die Darstellung ist weit besser als auf dem Blatt »Oberösterreich« der *Typi chorographici* und auch wesentlich richtiger als in dem ersten Entwurf der Karte des Lazius von 1545, den wir ebenfalls in einem späteren Nachstich nachzuweisen vermochten.[3]

Derselben schön gestochenen Karte ist auch der Ausschnitt Abb. 4 entnommen, welcher die Umgebung von Wien darstellt. Die Stadt selbst mit ihrem Festungsgürtel, wie er noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts um die jetzige »Innere Stadt« bestanden hat, ist außerordentlich zierlich gezeichnet, umgeben vom Tal der Wien und einem Kranz von Ortschaften, die jetzt als Lokalbezeichnungen der äußeren Bezirke wohl bekannt sind, ebenso die Donauarme mit ihren Inseln und Brücken. Der Reichtum an Einzelheiten brachte es mit sich, daß dies alles viel mehr Raum einnimmt, als den Verhältnissen der Karte entspricht. Die Bergzeichnung ist dieselbe wie in Abb. 3 und ist einigermaßen dem Charakter der Erhebungen

[1]) Wolfgang Lazius, Karten der österreichischen Lande und des Königreichs Ungarn 1545—63, herausgegeben von Eugen Oberhummer und Franz R. v. Wieser. Innsbruck, Wagner 1906. Mit 20 photolithogr. Tafeln, Großfolio.

[2]) Tafel II unseres Werkes, dazu Text S. 25.

[3]) Siehe Tafel I und V unseres Werkes, dazu Text S. 20 ff.

angepaßt, so vom Bisamberg *(Pusemberg)* und den Burghügeln wie Kreuzenstein *(Greytznstein)* im Norden der Donau bis zum Schneeberg und Semering im Süden, wo wir zum erstenmal dem Namen des bekanntesten Ausflugsziels von Wien, der Raxalpe, in der Form *In der Draxl* [1]) begegnen.

Das meiste Interesse von den Karten des Lazius bietet für unsere Zwecke das Blatt Tirol [2]) der *Typi chorographici*. Es ist die älteste Karte dieses Landes, von der wir Kenntnis haben, zugleich die einzige aus dem 16. Jahrhundert, von originalem Charakter, da man bis Anfang des 16. Jahrhunderts keine andere Vorlage kannte. Ich gebe hier in Abb. 5 einen Ausschnitt, der von den meistbesuchten Gruppen der Ostalpen die Hohen Tauern mit den Zillertaler Alpen umfaßt und den ersten urkundlichen Beleg für den Namen des stolzen Beherrschers dieser Gruppe, des Großglockners (*Glocknerer*) enthält.[3]) Sonst finden sich keine Gipfelnamen eingetragen, wohl aber zahlreiche Pässe, wie hier der *Gastein Taurn*, *Kalser Taurn, Rauriser Taurn, Velben Taurn, Krymler Taurn, Karn Taurn* (Korn-Tauern) usw. Bemerkenswert ist auch, daß die »Gründe« des Zillertals bereits unter ihren bekannten Namen erscheinen: *In der Gunckl, in der Floitn, in der Stilippn.* Vergleicht

[1]) Ebenso auf dem Blatt Niederösterreich (Tafel IV unseres Werkes), wo jedoch die Lage der Rax mit der Prein gegenüber dem Schneeberg willkürlich verschoben ist.

[2]) Tafel X unseres Werkes, dazu Text S. 33 f.

[3]) E. Richter führt in der »Erschließung der Ostalpen« III, 165, A. 3, als ältesten Beleg eine Grenzbeschreibung des Amts Kals von 1583 (*der Glogger*) an. Unsere Karte ist noch um mehr als zwei Jahrzehnte älter und zeugt im Verein mit der vorgenannten Urkunde für den allgemeinen Gebrauch des Namens im 16. Jahrhundert. Auch auf dem Blatte »Kärnten« (Tafel IX unseres Werkes) findet sich der Name in der Form *Glockneckern* (Glockerin?).



Abb. 5. Aus der Karte Tirols von Lazius 1561.



Abb. 6. Aus Apians Originalentwurf zu den »Bayerischen Landtafeln« (1563), etwa 2/5 der Originalgröße.

man diese Namenreihe mit der Aufzählung, welche ich 1901 S. 38 nach der Karte von G. Mercator (1585) gegeben habe, so ist ohne weiteres klar, daß Lazius hier für die Namengebung als Vorlage diente. Betrachtet man freilich bei Lazius die Lage der einzelnen Objekte zueinander, so kann man von derselben nur wenig befriedigt sein. Lazius arbeitete ohne mathematisch-astronomische Grundlage und schachtelte die ihm bekannt gewordenen Örtlichkeiten, so gut es ging, in den Rahmen seiner Karte, wobei nur ganz im Rohen die Lokalität gewahrt, die gegenseitige Lage der einzelnen Orte aber oft willkürlich verschoben wurde. So kommt es, daß oft einzelne Täler, die er aus eigener Anschauung kannte — leider waren das die wenigsten — überraschend reich und richtig in den Einzelheiten sind, das Gesamtbild aber in der Situation sehr viel zu wünschen übrig läßt.

Unvergleichlich höher in Bezug auf Sorgfalt und Genauigkeit steht der bayerische Kartograph Philipp Apian, welcher 1554—63 seine berühmte Karte von Bayern entwarf. Ich habe von dieser Karte, welche sowohl im Originaldruck von 1566 und dem modernen Nachdruck von den alten, im Kgl. bayerischen Nationalmuseum zu

München aufbewahrten Holzstöcken,[1]) sowie in dem Nachstich des Weinerus[2]) ziemlich verbreitet ist, bereits früher[3]) die Gegend von Salzburg bis zum Königssee reproduziert und kann auf das dort Gesagte verweisen. Inzwischen hat auf meine Anregung Dr. Max Gasser in einer gründlichen Arbeit[4]) das Aufnahmeverfahren Apians untersucht und dabei die in der Plankammer der Kgl. Armeebibliothek in München aufbewahrte Kopie des Originalentwurfs von Apian zugrunde gelegt. Dieser erste Entwurf war in viel größerem Maßstabe (1 : 45 000—50 000) gehalten als die später in Holzschnitt vervielfältigten Landtafeln (1 : 144 000) und bisher so

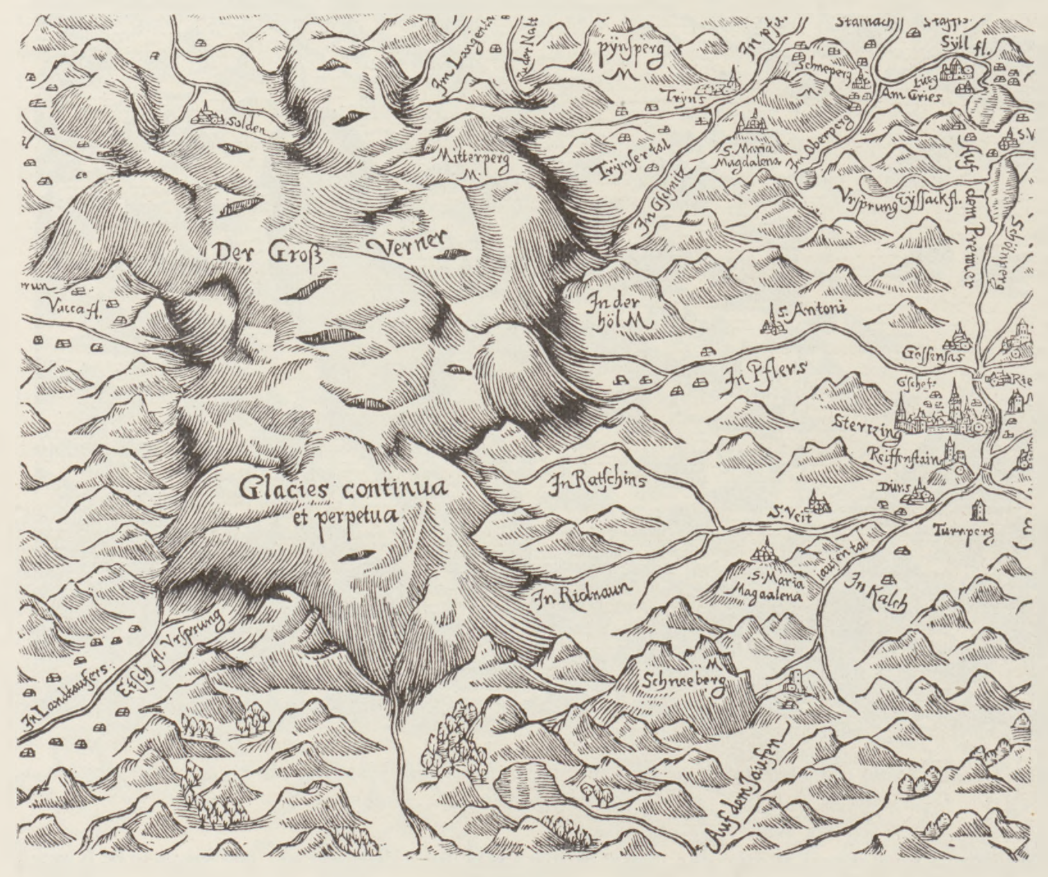


Abb. 7. Aus W. Ygls Karte von Tirol 1604.

gut wie unbekannt geblieben. Durch die Mitteilungen von H. Lutz[5]) darauf aufmerksam gemacht, hatte ich die Reproduktion des Blattes »München« im Anschluß

[1]) Vierundzwanzig Bayerische Landtafeln. Durch Philippum Apianum. Augsburg, M. Huttler, 1886.

[2]) Apians Karte von Bayern, Ausgabe Weinerus 1579, Abdruck der Originalkupferplatten vom Topogr. Bureau des Kgl. bayer. Generalstabs. München, Theodor Riedel, 1902.

[3]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 37. Mehrere andere Stücke (Wendelstein-Kufstein, Umgebung von München, Würmsee) in meinem Aufsatz »Entwicklung und Aufgaben der bayerischen Landeskunde« in Altbayern, Monatsschrift I (1899) S. 4 ff., wo auch die Bildnisse von Aventin und Apian.

[4]) Studien zu Philipp Apians Landesaufnahme. Mitteil. d. Geogr. Ges. in München I, 1 (1904), S. 17—68, Tafel I—IV.

[5]) Zur Geschichte der Kartographie in Bayern. Jahresbericht der Geogr. Ges. in München für 1886, S. 83 f.

an M. Gassers Arbeit [1]) veranlaßt und neuerdings für diese Studie mehrere Aufnahmen machen lassen, wofür ich der Direktion der Kgl. bayerischen Armeebibliothek zu besonderem Danke verpflichtet bin. Ich wählte von den aufgenommenen Stücken (Staffelsee mit Loisachtal, Tegernsee und Königssee) den in Abbildung 6 mitgeteilten Ausschnitt. Die Großzügigkeit der Zeichnung ermöglichte hier eine starke Verkleinerung (auf 1 : ca. 120000), was den Vergleich mit dem früher abgebildeten Aus-



Abb. 8. Aus W. Ygls Karte von Tirol 1604

schnitt derselben Gegend nach den »Landtafeln« erleichtert. Man ersieht hierbei sofort, daß die Situation in den »Landtafeln« unverändert geblieben ist, die Ortsansichten, im Originalentwurf förmliche Architekturbilder, dort wesentlich vereinfacht sind (siehe Stift Berchtesgaden), die Geländezeichnung aber für die »Landtafeln« vollständig überarbeitet wurde. So sehen wir an Stelle der dort

[1]) A. a. O. T. I, dazu (T. II) zum Vergleich die jetzt sehr seltene erste Ausgabe des Blattes München vom »Topographischen Atlas des Königreichs Bayern« (1812), durch welche erst Apians Karte völlig ersetzt wurde.

deutlich hervorgehobenen drei Watzmannspitzen hier nur die schematische Bergsignatur, welche sich auch in den anderen Teilen des Originalentwurfs nirgends zu individueller Charakteristik erhebt; das gleiche gilt vom Untersberg, Göll usw. In der kurzen Zeit zwischen Vollendung des Entwurfs (1563) und Ausgabe der Landtafeln (1566) hat also Apian das Gelände (wenigstens in den Alpen) ganz neu gezeichnet, offenbar nach landschaftlichen Skizzen bei der Feldarbeit, die zu verwerten ihm bei der ersten Zeichnung die Zeit fehlte. Apian wandte also ein ähnliches Verfahren an, wie man jetzt Felsen nach Photographien zeichnet.

Während Apians Arbeit in Bayern durch zweieinhalb Jahrhunderte unübertroffen geblieben ist und bis zur Gründung des Topographischen Bureaus in München allen Karten des Landes zur Grundlage diente, sehen wir in Österreich ein langsames Fortschreiten von den durch Hirschvogel und Lazius bezeichneten Anfängen zu immer besseren Kartenwerken, die ganz allmählich zu den modernen Aufnahmen hinüberleiten.[1]) Lange hat auch hier Lazius nachgewirkt, weniger durch den inneren Wert seiner Arbeit als durch das Gewicht seines Namens und den Mangel an Kräften, welche Besseres bieten konnten. So ist im österreichischen Stammlande ebenso wie in Ungarn sein Einfluß bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts deutlich wahrzunehmen, wogegen das Kartenbild anderer Kronländer sich schon früher davon loslöste. Zuerst war dies in Tirol der Fall, wo schon Mercator um 1570 die Situation wesentlich verbesserte[2]) und wo uns zu Anfang des 17. Jahrhunderts zwei bedeutende Kartographen begegnen, die bei allen Mängeln ihrer Darstellung doch einen wesentlichen Fortschritt gegenüber Lazius bekunden. Der erste der beiden ist der kaiserliche Hofkammerrat Warmund Ygl, von dessen Karte aus dem Jahre 1604 nur zwei Exemplare bekannt sind, eines im Museum Ferdinandeum in Innsbruck,[3]) das andere in der K. K. Hofbibliothek in Wien. Nach letzterem gebe ich hier, etwas verkleinert, den Ausschnitt (Abb. 7) der Ötztaler Alpen, wo unter dem Eindruck des 1600 erfolgten Ausbruches des Vernagtferners das Ötztaler Gletschergebiet in ebenso origineller als auffälliger Weise hervorgehoben ist. Das ganze Gebirge erscheint hier unter einer großen, kuchenförmigen Eismasse begraben; der Abfluß der Gletscherbäche und sogar die Spalten sind anschaulich bezeichnet. Es ist dies, wie ich schon früher[4]) nach der Reproduktion von Merian (1649) hervorgehoben habe, wahrscheinlich das älteste und für längere Zeit noch das einzige Beispiel einer graphischen Wiedergabe des Gletscherphänomens, wovon sich sonst weder in dieser noch in einer anderen zeitgenössischen Karte, soweit mir bekannt, eine Spur findet. Auch die Haupttäler, welche von der Gebirgsgruppe ausstrahlen, Gschnitz, Pflersch, Ridnaun (der Lage nach mit Ratschinges verwechselt), das Schnalser-, Langtauferer-, Ötztal (mit Sölden) und Stubai, sowie der Brenner und Jaufenpaß sind im allgemeinen ziemlich richtig bezeichnet. Ein zweiter Ausschnitt aus Ygls Karte (Abb. 8), über welche jetzt eine Untersuchung von L. Rangger[5]) vorliegt, zeigt uns den Gardasee mit seiner Umgebung, darunter den ganz richtig gezeichneten Monte Baldo. Zu beachten sind die unsere heutigen Karten beschämenden deutschen Ortsnamen wie *Gardsee, Reiff, Rofereit, Berner Clausen,* die sich übrigens auch bei Lazius finden, ebenso wie in der folgenden Karte.

[1]) Vergl. hierzu meinen Aufsatz »Österreich-Ungarn im Kartenbild der Renaissance«, in Mitteil. der K. K. Geogr. Ges. in Wien 1907, S. 92—100.

[2]) Siehe den Ausschnitt in Zeitschr. d. D. u Ö. A.-V. 1901, S. 38.

[3]) Dort findet man auch handschriftliche, bezw. handgemalte Karten des Nonsbergs und der Umgebung von Bruneck aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

[4]) Diese Zeitschrift 1901, Seite 39.

[5]) Warmund Ygl und seine Karte von Tirol. Forsch. u. Mitteil. z. Gesch. Tirols u. Vorarlbergs I (1904), S. 183—207. Ältere Literatur siehe Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 38.



Abb. 9. Aus Burgklehners Karte von Tirol 1611.

Wir geben des Vergleichs halber dieselbe Partie aus der fast gleichzeitigen Karte von Mathias Burgklehner, die jetzt in einer prächtigen Neuausgabe mit Begleittext von Eduard Richter leicht und bequem zugänglich ist.[1])

Bei etwas größerem Maßstabe (unser Ausschnitt Abb. 9 ist auf etwa 2/3 verkleinert) treffen wir hier einen größeren Reichtum an Einzelheiten und Signaturen, unter denen besonders die Weinberge und das Bild der *venediger schlacht vnd flucht Ao 1487* bei der *Statt Roffereit* auffallen (auch die Namen *Garttsee, St. Reiff* ähnlich wie bei Ygl). Dagegen ist die Karte Burgklehners ungleich schematischer bezüglich der Geländezeichnung, wie besonders der nächste Ausschnitt (Abb. 10) zeigt. Ich kann Richter kaum beistimmen, wenn er Burgklehner in dieser Beziehung mehr Naturtreue zuerkennt als Ygl, dessen Karte er im übrigen selbst als die bessere bezeichnet; doch charakterisiert er Burgklehners Art ganz treffend mit den Worten: »Bei Burgklehner gleichen die Berge aus Papier ausgeschnittenen Gebilden, welche nach oben zu dunkel gehalten sind, um sich von dem lichten Hintergrunde abzuheben. Hie und da glaubt man wirkliche Naturnachahmung zu bemerken, so bei der Frau Hütt, der Waldrast, der Hohen Munde und den Stubaier Kalkbergen; vielleicht auch beim Schlern, beim Monte Cristallo, in Primör, doch ist sie sehr unvollkommen und steht hinter den Leistungen anderer zeitgenössischer Arbeiten weit zurück. Der Typus des wandartigen Kalkbergs, wie man ihn bei Innsbruck sieht, ist im ganzen Lande beibehalten. Für die so charakteristischen langgezogenen, gezähnten Grate der Gneisalpen hat unser Zeichner keinen Ausdruck. Immer kehren die steifen, ungefügen Coulissen wieder, zwischen denen stark stilisierte Gruppen von Gebüsch den Wald andeuten sollen.«

[1]) Mathias Burgklehners Tirolische Landtafeln 1608, 1611 und 1620. 15 Tafeln Großfolio, mit Begleittext in 4°. Wien, A. Holzhausen 1902. Inzwischen hat L. Rangger (s. o.) auch über M. Burgklehner a. a. O. III. (1906), S. 185—221 u. IV. (1907), S. 54—107 (Karte von 1611, S. 94 ff.) eine eingehende Untersuchung veröffentlicht, durch welche die Darlegungen Richters in wesentlichen Punkten ergänzt und teilweise berichtigt werden.



Abb. 10. Aus Burgklehners Karte von Tirol 1611.



Abb. 11. Aus der Karte des Landes Berchtesgaden 1628.

Der zweite Ausschnitt Abb. 10 zeigt uns eine besonders den Münchener Alpinisten wohlbekannte Gegend: Kufstein mit der Festung, der Brücke nach Zell, Clausen und Thierberg; daneben ein Bild aus dem »Bayerischen Krieg« von 1504 mit den beiden großen, von der »Zeller Burg« auf die Festung gerichteten Kanonen; auch der Pendling, Thiersee und der »Hintere Thiersee« fehlen nicht. Südlich von Kufstein sehen wir den »Wilden Kaiser«, den das deutlich markierte Kaisertal vom Hinterkaiser *(Aufm Kaiser)* trennt. Die Ortschaften Kössen mit der »Schmelzhütten«, Ellmau, Schöffau, dann die *Salffen* mit dem Schloß Itter sind leicht erkennbar;

weiterhin fallen besonders das Bergwerk und die Stadt Kitzbühel auf, deren Lage übrigens viel zu weit nach Süden gerückt ist.

Das Verhältnis der Karte Burgklehners zu jener Ygls ist bereits von Richter[1]) in dem Sinne klargestellt worden, daß beide Arbeiten voneinander unabhängig sind, Ygl aber kartographisch höher steht, während Burgklehners Karte größer und äußerlich prunkvoller ausgestattet ist. Der letztgenannte erinnert in dieser Beziehung an Lazius, der ebenfalls als Historiker an seine Aufgabe herantrat, sich aber in technischer Beziehung derselben nicht gewachsen zeigt und die Richtigkeit des Kartenbildes oft ornamentalen Rücksichten unterordnete. Bezüglich näherer Ausführungen sei auf Richters, Ranggers und H. Hartls[2]) Untersuchungen verwiesen, auf letztere auch für die späteren Tiroler Karten, welche nicht mehr Gegenstand dieses Aufsatzes sind.

Zum Schlusse gebe ich hier (Abb. 11) noch ein Stück aus einer ebenso merkwürdigen als wenig bekannten Spezialkarte des Landes Berchtesgaden. Dieselbe umfaßt 4 Blätter (zusammen 63 : 84 cm ohne Rand) und stellt das Gebiet von Salzburg und der Salzach bis Lofer und zum Funtenseetauern mit dem Süden nach oben dar; man blickt also aus dem Vorlande in das Gebirge hinein, das in merkwürdiger landschaftlicher Darstellung gehalten ist. Die Überschrift lautet: *Das Landt vnd Frl. Stifft Berchtolsgaden mit den anstossenden Grentzen.* Unter dem Maßstab steht das Monogramm *H. F.* (Ligatur), das entweder auf Heinrich Finkh[3]), oder auf Hans Faistenauer[4]) gedeutet wird. Doch ist keine der beiden Lesungen sichergestellt. Der Maßstab wird auf rund 1 : 70000 berechnet. Der hier (Abb. 11) gegebene Ausschnitt mit Königssee, Watzmann, Wimbachtal und Hochkalter gibt eine ausreichende Vorstellung der eigentümlich malerischen Behandlung, die zwischen Karte und Landschaftsbild die Mitte hält. Wir finden diese Richtung auch in anderen Darstellungen jener Zeit vertreten[5]) und auch in unserer Zeit hat sie in der den landschaftlichen Zug mit Vorliebe betonenden Schweizer Kartographie eine extreme Ausprägung in Imfelds Reliefkarte der Zentralschweiz (Zürich 1887) gefunden.

Die Berchtesgadener Karte schließt ein Jahrhundert ostalpiner Kartographie ab, als deren ersten Vertreter, soweit es sich um bekannte und erhaltene Karten handelt, wir Aventin betrachten mußten. Gewiß ist unsere Kenntnis dieses Zeitraums noch überaus lückenhaft, und nach den schönen Entdeckungen, die uns die Geschichte der Kartographie in den letzten Jahrzehnten gebracht hat, ist auch zu hoffen, daß die Zukunft noch manches neue Material zutage fördern wird. Inzwischen mag diese kleine Übersicht genügen, um die Anfänge einer Entwicklung zu beleuchten, die sich schon im folgenden Jahrhundert ungleich reicher gestaltet hat und uns vielleicht bei späterer Gelegenheit noch beschäftigen wird.

---

[1]) A. a. O., S. 26 f.; ebenso Rangger a. a. O.

[2]) Mitteil. des K. K. milit.-geogr. Inst. 1885, S. 168 ff.

[3]) So der »Katalog sämtlicher im K. K. Kriegsarchiv befindlichen Karten und Pläne« (Wien 1859), S. 249 f., und A. Waltenberger im Jahresber. d. Geogr. Ges. München f. 1882/83, S. 14, Nr. 21.

[4]) So K. v. Haradauer in Verhandl. IX. D. Geographentages Wien (1891), S. 267, 375, und Richter a. a. O., S. 30.

[5]) So in »Philipp Gretters Landtaffel der — Landschaft umb Boll« (Württemberg) vom J. 1602, welche C. Regelmann herausgegeben hat (Tübingen 1902); siehe meine Anzeige in Geogr. Ztschr. 1904, S. 55 f.



Abb. 1. Titelvignette zu Albrecht von Haller, Die Alpen. (Text Seite 41.)

Wie die Künstler die Alpen dargestellt*)

Von

E. W. Bredt

II.**) Bis zur Zeit der ersten großen Alpenstraßen

(Von Rubens bis Turner)

Rückblick und Umschau. Fast nur kleinere oder größere Ausschnitte aus Gemälden und Stichen waren bisher zu bringen, um die Entwicklung der künstlerischen Alpenlandschaft deutlich zu illustrieren. In den weitaus meisten Fällen war dem Künstler das Gebirge nur interessant und wert genug, den Hintergrund eines Gemäldes zu bilden, oder es war ihm zweckdienlich, Erscheinungen der Berge als Hilfen der Komposition, der Vertiefung zu benutzen. Ausnahmen waren nur da und dort festzustellen. Aber auch Dürer gab uns selbständige Alpenlandschaften nur als Studien und bei Altdorfer und den Nürnberger Radierern, wie Wolf Huber, Hirschvogel oder Lautensack, die vom selbständigen Darstellungswert der Landschaft überhaupt viel mehr hielten als andere, ist doch fast immer die Landschaft zu benennen nach irgend einem biblischen oder profanen Vorgang, der durch kleine Figuren in den Bergen und Tälern geschildert wurde.

*) Hier sei wiederum dem Direktor der Kgl. Bayer. Graphischen Sammlung, Herrn Dr. H. Pallmann, verbindlichst gedankt für die freundlichst gewährte Erlaubnis zur Reproduktion einiger Kupferstiche. Auch dem Bibliothekar der Zentralbibliothek des D. u. Ö. Alpenvereins, Herrn Dr. A. Dreyer, für gar vielfach bewährtes Entgegenkommen zu danken, ist dem Verfasser angenehme Pflicht. Ohne die reichen Schätze an Werken und Einzelblättern dieser Bibliothek wäre die Inangriffnahme einer solchen Arbeit wie der vorliegenden, in der kurz bemessenen Zeit, kaum denkbar. — Um einen besseren Druck der zu diesem Aufsatz gehörenden Abbildungen Nr. 3—61 zu erreichen, wurde für die Seiten 25—56 Kunstdruckpapier angewandt. Eine Folge davon war freilich, daß diese 60 Textbilder auf zwei Bogen zusammengedrängt werden mußten und sich von den sie betreffenden Textstellen etwas entfernen. Diesem Mangel sollen entsprechende Hinweise im Text sowie bei den Bildern abhelfen.

**) I. siehe Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1906, S. 57 ff.

Die Alpenlandschaft war künstlerisch entdeckt, für ihren selbständigen Darstellungswert traten jedoch selbst im 16. Jahrhundert nur wenige Künstler ein, es sind wenige zu nennen, die nur Alpenlandschaften gemalt ohne jede Begründung der künstlerischen Existenzberechtigung durch gleichzeitige Erzählung einer mehr oder weniger bedeutsamen Handlung. Irgendwo erzählen selbst die reich schildernden, wanderlustigen Niederländer wie Henry met de Bles und die Brueghel in ihren weiten Alpenlandschaften eine ernste, heilige Handlung, oder eine lustige, episodenreiche Geschichte, womöglich mit moralischer Pointe. — Fast war's freilich schon oft ein Versteckenspielen der Handlung innerhalb der Landschaft. Wie viele mögen wohl das, im ersten Teile (diese Zeitschrift 1906, S. 97) abgebildete, große Blatt Brueghels betrachtet haben, ohne zu bemerken, daß die große, weite Gebirgsszenerie mit ihrem breiten Alpenstrom, ihren Burgen auf den Vorbergen, ihren Straßen und Pfaden mit Wanderern und Saumtieren, ihren Städten und Weiten noch etwas ganz anderes uns künden soll als die Lust an der Alpen unsagbarer Mannigfaltigkeit? Ist das nicht doch mehr als ein feiner Scherz, wenn uns Brueghel im Bilde irdischer Größe und Mannigfaltigkeit ganz vorn unter gefällten Baumstämmen die verzichtende, büßende Magdalena zeigt — und wie die Heilige dann hoch über den Bergen in einer Strahlenglorie von Engeln dem irdischen Jammertal entrückt wird?

Die bisher erreichte Höhe der landschaftlichen Entwicklung wurde also bezeichnet durch zwei Erscheinungen: Das Bestreben, die Existenz der Landschaft durch eine wichtigere Handlung zu motivieren, anderseits, die Handlung dem großen landschaftlichen Eindruck unterzuordnen.

Noch ein Anderes ist aus dem bisher überschauten Gebiete festzustellen: Der Alpenfreund suchte fast immer vergeblich nach Gebirgsbildern, die unzweifelhaft als die Darstellung irgend eines bestimmten Bergs oder eines Teils der Alpen anzuerkennen sind.

Wenn wir auch hier von den Ausnahmen absehen — z. B. dem Witzschen Mont-Blanc-Porträt von 1444, der Ansicht von Klausen unter Dürers großer Temperantia (diese Zeitschrift 1906, S. 69 und 70) —, so bleibt im allgemeinen gewiß, daß die Künstler meist nicht bestimmte Gebirgsteile dargestellt, daß sie in der Mehrzahl der Bilder Alpenlandschaften gaben, die mehr auf Erinnerungen beruhten, sehr häufig aber als geschickte oder phantastische Konstruktionen aus bestimmten Gebirgsformationen oder Gesteinsmassen heraus anzusprechen sind.

Ist nun zu erwarten, daß all das im »Jahrhundert der großen Landschafter«, wie man das 17. Jahrhundert nennen kann, anders werde?

Wird nun die alpine Landschaft auch ohne jede ideale Rechtfertigung gewagt?

Wird nun das alpine Porträt häufiger an die Stelle freier Konstruktion treten?

Als vorläufige Antwort gelte: Trotz höchster landschaftlicher Kunst bleibt es im allgemeinen beim alten. Noch lange ist die Zahl alpiner Landschaften ohne beiläufige Erzählungen gering. Die ideal konstruierten Gebirgslandschaften überwiegen die treuen bei weitem. Noch seltener sind nach wie vor Alpenporträts. Nur einige weit vorauseilende Künstler geben uns solche, oder aber wir müssen Alpenporträts bei Bildnern suchen, die kaum zu den Künstlern zu rechnen sind. Immerhin ändert sich eines wesentlich: Als nur kleine Ausschnitte aus Bildern haben wir jetzt Alpenlandschaften nicht mehr zu betrachten.

Auch im Jahrhundert der großherrlichen Landschaft sind die alpinen Majestäten selten den Künstlern wirklich vertraulich näher getreten. Immer werden wir noch viele Gebirgsbilder finden, von denen es fraglich bleiben dürfte, ob sie die Alpen darstellen. Erst im 18. Jahrhundert wird das anders.

Um so weniger müßig wird da die Frage erscheinen, ob der Wert der landschaftlichen Darstellung unter gleichzeitiger Erzählung leidet, oder ob die »Nur-

Landschaft«, die im letzten und gegenwärtigen Jahrhundert in steigendem Maße an Gebiet gewinnt, wirklich mehr wert ist, als jene zum Teil sogar feingeistige »Auch-Landschaft«.

Topographen der alpinen Länder. Wer lückenlos die Entwicklungsgeschichte der Alpenlandschaft überschauen will, muß jetzt vor allem an die vielen und großen Topographen des Jahrhunderts des langen Krieges denken und an die Illustrationen der breiterzählenden Werke der Historiker, der Naturforscher und Philosophen jener Zeit. Der notwendige Hinweis auf Illustrationen topographischen oder anderen wissenschaftlichen Zweckes macht es überflüssig, des weiteren über eine schon im ersten Teile charakterisierte zeitpsychologische Erscheinung zu reden: Die genaue porträtartige Betrachtung und Darstellung der Alpenlandschaft konnte allenfalls des Wissens wegen erwünscht sein — ein künstlerisches Bedürfnis dagegen ist bis ins 17. Jahrhundert hinein der Allgemeinheit zum mindesten völlig fremd. Die nebenstehende Abbildung 2, von Schwyz aus Simlers berühmtem Werke: Respublica Helvetiorum (1608), Bild 3 (S. 25) aus Matthäus Merians Topographia Helvetiae, Bild 4 (S. 25) aus dem 1690 zu Nürnberg erschienenen Werke »Belegenheit und heutiger Zustand deß Hertzogthums Savoyen« sind Beispiele, wie zunächst die Beschreibung der »unterschiedlichen Landschafften / Natur-Gütern / fürnehmsten Plätzen und Regenten«, wie die Geschichte der Heerzüge, Belagerungen und Schlachten des »gebrandschatzten Jahrhunderts« das Auge leitete, auch die etwa umliegenden Berge genau zu sehen und wiederzugeben. Der Zwang zur Darstellung mochte um so weniger künstlerisch anregen, je trockener, unkünstlerischer die Verfasser der Werke die Vorgänge schilderten. Das war zumeist der Fall. Ganz wie im Mittelalter hörte für den Durchschnittsmenschen noch zur Zeit des Großen Kurfürsten das freudige Genießen und Erfassen auf, wo die materiellen Bedürfnisse des Menschen nicht Befriedigung und Vorteil finden konnten. In der Naturbetrachtung jener Zeiten und Menschen war die Magenfrage ausschlaggebend. Wo der Boden aufhört benützbar zu sein, hat die empfindungsmäßige Naturbetrachtung ihre Grenze erreicht. Allerdings um so eher gesellt sich eine alte schreckhafte Phantasie dem Wanderer zu, der um des Gruselns Liebhaberei sich auf jene Höhen begibt, die uns jetzt als Stätten der Befreiung gelten.



Abb. 2. Ansicht der Stadt Schwyz (Text nebenstehend). (Aus J. Simler, Respublica Helvetiorum. 1608.)

Im Jahre 1661 erschien in Luzern eine 1645 geschriebene Topographie des Vierwaldstättersees von Johann Leopold Cysat. — Da der Titel so ganz die Art, noch mehr Gesichtspunkte und Gesichtsfeld des Beschreibers charakterisiert, sei er hier wiedergegeben:

> * Beschreibung deß Berühmbten • **Lucerner- oder 4. Waldstät-** * ten Sees | und dessen Fürtrefflichen Qualiteten | • und sonderbaren Eygenschafften. * Darinnen gemeldet wirdt • Der Ursprung deß Flusses Ursa oder Reüß | • dessen Lauff inn und auß dem See : deß See's länge * breitte | tieffe | und wie mancherley herrlicher guter * Fisch in demselben zufinden. • Item * Was für Heylige | Geistliche | auch Vortreffliche Gelehrte und * Kriegserfahrne Männer umb und an disem See gewohnet : mit * meldung der Heerzügen und Schlachten | welchen die Angesässene * desselbigen von zeit zu zeiten beygewohnet. * Darbey auch kürtzlich angedeütet * Was vor alten Zeiten für Unthier | als Drachen und Lindtwürmb all- * da gesehen |

bestritten und vertrieben worden; anjetzo aber an Zahm- und Wilden • Thieren | auch allerhandt Vögel zu Wassser und Landt gefundten werden. • Sampt durchgehender entwerffung • Deren an dem See ligenden Schlössern | Alten Burgställen | Länder | • Stätt | Flecken | Dörffer | Klöster | Sommer-Residentzen | nahmhafter Ber- • gen | und Wasserflüssen. Mit beyfügung viler | so wol Kurtzweyl- als Trawriger • Geschichten | die sich an ein- oder anderm Orth zugetragen. • etc. etc.

Scharf spiegelt sich in solchem Titel Wahl und Art der gleichzeitigen alpinen Illustration. Deutlicher als anderes wollte der damalige Betrachter den Ort, das Dorf, die Burg sehen, wo sich irgend etwas Wichtiges ereignet. Die Umgegend interessiert ihn oft gar nicht, fast nur dann, wenn sich auch dort etwas geschichlich Bedeutendes zugetragen oder Grund und Boden materiellen oder wirtschaftlichen Wert besitzt. Die Illustrationen der Topographien beschreiben gerade so umständlich und episodenhaft wie die Verfasser jener Werke. Es entspricht daher diesem eher wissenschaftlichen als künstlerischen Zwecke, wenn jene Stiche häufig genug mehr landkartenähnlich, vogelperspektivisch eine genauere, aber allem Bildmäßigen entgegengesetzte Darstellung des Gebirgs geben. Natürlich mußte bei solch kartographischer Bergzeichnung die Treue des Bergbilds außerordentlich leiden, wie ja nicht das Außerachtlassen sehr charakteristischer Formationserscheinungen überraschen kann. Ganz besonders bezeichnend für der Unterweisung Art, die Alpen kennen zu lehren, ist jener Stich Füßlis (Abb. 5, S. 26), der den Weg über die Gemmi zum Leuker Bad zeigt. Freilich der in den Bergen und ihren Wegen nicht Bekannte kann trotz allen guten Willens des Darstellers eine den Tatsachen entsprechende Vorstellung kaum gewonnen haben. Klare, also künstlerische Vorstellungen von der Hochgebirgswelt als ganzer Erscheinung konnten durch solche umständliche Illustrationen und weitschweifige Berichte nicht geweckt werden. Füßli hat jedoch auch künstlerische Arbeiten geschaffen.

Gleichwohl führt auch diese unterrichtsmäßige Gebirgsdarstellung zu manchen Leistungen, die künstlerisch beachtenswert sind. Matthäus Merian der Ältere z. B. zeigt sich zum mindesten meist als Beherrscher perspektivischer Gesetze, viele seiner Stiche sichern ihm in der Geschichte der Radierung und in der der selbständigen räumlichen Wiedergabe tüchtigen Namen. Unserer Abbildung 6 (S 27) vom Grindelwaldgletscher liegt ein anonymer Nachstich des 18. Jahrhunderts zugrunde. Ein Beweis, wie hoch und lange Merian als alpiner Darsteller geschätzt wurde.

Abbildung 7 (S. 27) von St. Jean de Maurienne in Savoyen ist dem prachtvollen Werke: »Tooneel der Heerschappyen van Zyne Koninglyke Hoogheyd den Hartog van Savoye,« II. Bd., Gravenhag 1697, entnommen.[1]) Das Werk ist mit Radierungen des gefeierten Romeyn de Hooghe geschmückt, der die Radiernadel mit einer erstaunlich malerischen Routine handhabte. Die Wiedergabe der Bergformen erscheint uns freilich nicht getreu, doch führt uns die Auffassung des Ganzen, trotz sorgfältigster Orts-Topographie, hoch über die Niederung der damals landläufigen Geschichtsillustration. Charakteristisch für das Nichtsehen alpiner Formationen, seitens der Menge, wie der geringeren Künstler, noch am Anfange des 18. Jahrhunderts ist das Blatt des Nürnbergers Marchant, das den Alpenübergang der kaiserlichen Armee 1701 schildert. (Abb. 9, S. 28).

Die niederländischen Maler und Radierer als fröhliche Alpendichter. Im künstlerischen Leben der Vergangenheit und Gegenwart sind immer zwei Gruppen von Gebenden zu bilden. Eine kleine Gruppe der Wegweiser und Pioniere — eine große Zahl von fröhlichen Nachgängern und Genießern. Der Menge gefallen diese besser als jene, denn sie sind zweifellos amüsanter als die ernsten und unscheinbaren Einzel-

[1]) Ein Exemplar befindet sich in der Zentralbibliothek des D. u. Ö. Alpenvereins. — Möchte doch gerade die Beschaffung derartiger, später unbezahlbarer Werke fortgesetzt werden, damit sich diese Bibliothek für alle Zeiten unvergleichlichen Wert sichert. Vorläufig fehlt noch manch wichtiges Werk.

gänger, die die harte Arbeit der Wegebahnung aus eigenem Antrieb übernommen haben.

Das ist gegenwärtig zu beobachten in Kunst und Kunstgewerbe, in Musik und Dichtung — auch die Geschichte der künstlerischen Alpenlandschaft kann genug Beispiele zu dieser Tatsache aufzählen. Der Menge gefällt die neue Form, das neue Gesicht erst nach langer Zeit des Gewohntwerdens, so daß recht eigentlich für diese das Wort »gewöhnlich« einen auszeichnenden Sinn haben sollte.

Allerdings hat es immer auch unter den Künstlern, die nicht zu den eigentlichen, also sonderbaren Pionieren zu zählen sind, Persönlichkeiten gegeben, die durch erstaunliches Können und Genießenmachen all dessen, was schon andere begonnen, hervorragen, also Anspruch haben auf Ehrenplätze der großen Könner und beglückenden Besitzer der Kunst. Der schon genannte Brueghel gehört z. B. zu den ganz hervorragenden »glücklichen Genießern«, denn er gibt als Erweiterer der Kunst unzweifelhaft auch ein Neues. Und mit ihm verdienen andere der »beati possidentes«, die schon ganz am Schlusse des ersten Teiles dieser Arbeit vorläufig genannt wurden, die Bezeichnung trefflicher Bereicherer der Kunst. Es wäre daher verkehrt, mit Bildern des Coninxloo, der Brueghel, des C. Bos, des H. Bol, der Brüder Bril,[1]) des Vinckeboons, des Roelandt Savery, oder des Valckenburg die Entdeckungsgeschichte der Alpenlandschaft nur beschlossen zu finden. Diese Künstler, oder doch viele ihrer Werke leiten schließlich auch eine neue Art des Sehens und der malerischen Erfassung ein, — wenn auch oft recht schüchtern.

Leider wär's ein sehr langes, kritisches Kapitel, wenn wir diese Gruppe von Landschaftern, die weit drunten am Meere von der Alpen Herrlichkeit große bild- und farbenreiche Poesien dichteten, so behandeln würden, wie sie's wohl verdienten. — Doch hält mich davon nicht das große Material an Bildern ab, das hier zu betrachten wäre. Etwas anderes. Viele dieser Maler der Niederlande und Hollands aus der Übergangszeit zum 17. Jahrhundert enttäuschen allzusehr jene Alpinisten von heute, die erst das Bild eine alpine Landschaft nennen, in dem eine Berggruppe, ein Gipfel ganz getreulich und »sprechend ähnlich« abkonterfeit wurde. — Vom porträtierenden Photographen haben die Vinck-Boons, die Lukas van Valckenburg, hat Jodokus de Momper, hat nicht einmal der viel spätere Griffier auch nur etwas. — Es sind Poeten — oder doch Porträtisten, die vom Recht der poetischen Licenz fröhlich und unbefangen Gebrauch gemacht.

Einige Bilder und Worte mögen die Schaffensart solcher Poeten des Hochgebirgs vom Übergang ins große Jahrhundert der Landschaft skizzenartig kennzeichnen.

Zunächst ist auch für den Laien deutlich: sie folgen der Art der Alten, des Henry met des Bles, und sind ganz dem Jan Brueghel verwandt, von dem jenes schon gezeigte Bild von der büßenden Magdalena herrührte. — Besonders David Vinck-Boons (1578—1629) gehört nicht zu den Fortschrittlern, sondern zu den bescheideneren Künstlernaturen, die das Festhalten an der Tradition recht und ganz glücklich macht. Von des Künstlers Bildern in der Braunschweiger Galerie charakterisiert ihn das mit dem Jäger im Vordergrunde als Hochgebirgsmaler (Abb. 8, S. 28). Gleich vorn im Bild steigen mächtige Felsen an, auf deren Spitzen Gemsen, Ziegen oder Steinböcke als notwendige Alpenstaffage zu erkennen sind. Im Mittelgrunde auf den Höhen baut sich ein stolzes Burgschloß auf. Links aber, zwischen Fels und verwettertem Baum taucht der Blick in ein weites Hochgebirgstal. Das ist kein bestimmtes Tal und die Burg läßt sich auch nicht bezeichnen. Darüber aber kann kein Zweifel herrschen, daß es eine romantische Dichtung aufs Hochgebirge, auf

[1]) Zu den Bril's gehört auch der Antwerpener Jan Tilens, auf dessen groteske alpine Gemälde in Kirchbichl und Wien uns der bekannte Galeriekenner Th. v. Frimel (Blätter für Gemäldekunde I) hingewiesen hat.

die Alpen ist, die das Wilde und Weglose, das Weite und Reiche der Mannigfaltigkeit anschaulicher macht als alle sorgsamen Topographien.

Lukas van Valckenburg († 1625) ist zwar auch Dichter, aber er hält sich doch weit strenger an die Form. Besonders Felsmassive hat er sich gut angeschaut. Die Gesteinsarten und Formationen sind ihm nicht gleichgültig, sondern höchst anschauenswert. Das sagen Gemälde von ihm in Wien, Amsterdam und Braunschweig. Diese Bilder zeigen gern im imponierenden Vordergrunde steil aufragende Gruppen von Kalkfelsen, unter deren Schutze eine Kalkbrennerei erbaut ist oder Arbeiter mit dem Sammeln von Holz und Steinen beschäftigt sind. Das von Valckenburg bevorzugte Studium der Felsen gibt ihm eine eigene Art der Komposition, die sich zwar nicht auf den ersten Blick, aber bei näherem Zuschauen von seinen verwandten Alpendichtern unterscheidet. Nur seitlich, meist nur auf kleinem Teile der Bilder läßt er den Blick offen für eine Landschaft hinter den Bergen, mit Strömen und Bergburgen, mit Wäldern, Städten und abgeschiedenen Gehöften (Abb. 10 und 11, S. 29).

Freilich, es soll damit nicht die ganze Art der malerischen Gaben Valckenburgs umschrieben sein. Dieser Meister war gar vielseitig. Der Jahreszeiten Freuden und Feste, der Bauern und noch lieber der großen reichen Herren Künste, Tag und Jahr fröhlich und der Jahreszeit angemessen zu kürzen und zu würzen, hat er auf gar vielen kleinen Bildern besser, als das sonst von Chronisten und Kulturhistorikern geschieht, geschildert. So hat er auch für seine alpinen Bilder durchaus nicht nur ein Schema. Auf einem Wiener Bild jagt ganz im Vordergrund, auf steil abfallendem Saumpfad ein Bauer, von Mördern verfolgt. Dem Strome gegenüber erhebt sich ein großes nacktes Gebirge dolomitenartigen Aufbaus. Auf der Insel des Stromes sieht man allerdings wieder die vom Künstler so gern gemalte Kalkmühle. Die wenigen Zypressen auf den Bergen lassen vermuten, er habe hier die Südseite der Alpen gesehen, wie ja auch eine Herbstlandschaft im Hochgebirge mit Weinbergen und Zechern kein Bild der nördlichen Alpen sein kann. Das Donau- wie das Inntal muß starken Eindruck auf ihn gemacht haben.

Valckenburg ist uns hier übrigens als verpflichteter Alpenlandschafter ohnehin interessanter als andere seiner Auffassungsart. War er doch vom späteren Kaiser Matthias nach Linz berufen worden, um dort das zu malen, was dem Kaiser als Jäger, Naturfreund und Gesellschaftsfreund landschaftlich und ideell am nächsten lag.

Wie Valckenburg, wurde auch Roelandt Savery (1576—1639) durch einen kaiserlichen Gönner in seinen alpinen Studien gefördert und beauftragt, die Eigenart des Hochgebirgs künstlerisch festzuhalten. — Wenn auch Savery kein Neuerer wurde — das Glück der Aufträge allein macht die Künstler noch nicht zu Pfadfindern —, so spricht es doch für ihn oder seinen kaiserlichen Herrn, daß er die alten Themen vom Hochgebirge, die andere von Höhen aus besungen, oft sehr stark variiert. — Wer seine große Reihe von Bildern aus der Wunderkammer Rudolphs II., jetzt im Wiener Belvedere, wer seine Bilder in Dresden und Schleißheim betrachtet, sieht unseren Künstler überall bedächtig herumsteigen, um allerlei wilde Scenerien zu finden (Abb. 13, S. 30). Er sieht weniger wie ein Wanderer die weite Welt von der Höhe herab oder von Höhe zu Höhen. Mehr das Waldleben ist's unten in den feuchten Schluchten, an den unzugänglichen Hängen der Berge, da wo der Eber und das gejagte Hochwild vorm Jäger Schutz zu finden meint, war Roelandt Saverys eigenes Malgebiet. Auf einem von Sadeler verlegten Stiche sehen wir ihn auf einem Felsblock mitten im rauschenden Gebirgsfluß sitzen und zeichnen. — Vergessen wollen wir nicht, daß Savery der Lehrer Allaert von Everdingens, Nieulants und Isaac Majors war.

Ein malerisch sehr interessanter Alpendarsteller ist Peter Stevens (1540—1620); auch er war Hofmaler Rudolphs II. Zweifellos hat er alpine Szenerien nachgebildet.

Als Lichtmaler und Freund unangenehmer Wetterstimmungen ist er der direkte Vorläufer, der nächste Zeitgenosse der Brüder Bril.

Anton van Dyck hat in seiner großen Reihe von radierten Künstlerporträts meist die Angabe eines sprechenden Hintergrundes verschmäht. Aber bei dem Bildnisse Jodokus Mompers (1564—1635) fehlt er nicht. Bei diesem Maler hat van Dyck im Hintergrund mit wenig Strichen monumentale Bergformen skizziert. Sicherlich nur, weil er in Momper einen ganz bedeutenden alpinen Maler seiner Zeit schätzte. Dem gab er Ausdruck auch in der Unterschrift, die im zweiten Zustand der Platte zu lesen ist: »Jodocus de Momper pictor montium.« Es ist wohl das erste Mal, daß ein Maler — Maler des Gebirgs und das heißt hier nichts anderes als »Maler der Alpen« genannt wird. Freilich hat Franz von Reber recht, wenn er von Momper sagt, daß er zwar realer im einzelnen als die früheren Niederländer, aber doch immer noch romantisch-phantastisch in der Anordnung und ideal in der Farbe gewesen sei. Auch die Abstufung der braunen, grünen und blauen Farbe des Vor-, Mittel- und Hintergrundes findet Reber wenig der Wirklichkeit entsprechend. — Unsere Abbildung 16 (S. 31) des Momperschen Gemäldes in Wien zeigt jedoch scharfe Beobachtung für rein alpine Erscheinungen im allgemeinen, daß trotz mancher Unrichtigkeiten und Unmöglichkeiten das Bild einen Schritt vorwärts auf unserem Gebiete bedeutet. — Hier ist viel mehr Tatsächliches in der Zeichnung als bei den reinen Dichtern. Ich halte es deshalb für ausgeschlossen, daß Momper seine Heimat nie verlassen, daß er nicht in den Alpen gewesen sei, wie häufig noch vermutet wird. Anderseits geht der Wiener Galerie-Katalog vielleicht zu weit, wenn er unsere Landschaft ein Bild vom Fuße des St. Gotthard nennt.

Wer von den großen Landschaftern hat denn ganz das Dichten verlernt, wer hat ganz auf dichterische Hilfsmittel verzichten wollen? Es ist nur ein Zeichen höchst einseitig realistischer Auffassung von der Kunst, im vortrefflichen Abschreiben von Tatsachen des Künstlers erste und letzte Aufgabe zu sehen.

Bei Momper wirkt die Dichtung übrigens realistisch, und ihn unterscheidet eben das Hilfsmittel der Dichtung statt gewagter Konstruktion von anderen Zeitgenossen nur vorteilhaft. Wie steht gerade als Seher und Dichter ein späterer Maler, wie Jan Griffier (1656—1718), weit hinter Momper zurück. Beim Anblick von Griffiers Landschaften mit hoch hintereinander sich auftürmenden Bergen und den schmalen, schiffbaren Strömen im engen Tal kommen Genuß und Intellekt in Widerspruch. Weder der Rhein noch die Alpen, weder Mittel- noch Hochgebirge kommt zweifellos da in Frage.

Zweifler am Alten — Sucher nach Neuem. Noch mehr als bei Momper, Stevens und Savery tritt da und dort bei Paulus Bril (1554—1626) eine Müdigkeit am alten Ideal der Hochgebirgsansichten hervor. Brils Werk ist wirklich durch die Verschiedenartigkeit der Auffassungen das eines Zweiflers, eines unsicheren Neuerers. Schon Vorahnungen neuer Ideale bringen Empfindungs-Dissonanzen hervor, die gerade bei tüchtigen Könnern lauter klingen. Ein Künstler wie Paul Bril ist für unsere gegenwärtige Malerei eine betrachtenswerte Erscheinung. — Sein Werk, zunächst im großen überschaut, zeigt da Phantastisch-Romantisches, dort einen Zug ins Große und Ideale. Erst ist er ganz Vlame, dann Römer. — Doch dies Her und Hin, diese Wandlung kennzeichnet ihn kaum, denn wie viele andere waren solchen Wandlungen damals unterlegen. Man muß sein Werk in Bildern und Stichen sorgfältig anschauen, um ihn lieb zu gewinnen und zu entdecken, wie er doch offenbar auch ganz von selbst eigene Pfade gesucht und gefunden hat. In der Komposition ist er kaum originell, kaum wenigstens hier richtig zu charakterisieren. Mir fällt da nur auf, wie er das Gesichtsfeld zerreißt, ohne doch Raum zu schaffen. Wie die Ruinen Roms, die er gern gemalt, stehen seine Berge oft da und dort — nichts Entschiedenes. Aber

auf einmal strahlt wirklich ein neues Licht in seine Bilder. Die Sonne übergießt breit und warm ganze Teile der Landschaft. Der spätere Savery hat solche Lichteffekte weniger stark empfunden. Das Licht als stark wirkender Faktor ist bei Bril entschiedener zu finden. Er ahnt die neue Schönheit, die ein Claude Lorrain uns gegeben — er konnte ihr noch nicht folgen. Dafür hat sein Werk den Reiz des Intimen. Wer bei den Großen das Neue nicht sieht, wäre blind; das Neue aber auch bei Kleineren und Schwächeren zu entdecken, beglückt und reizt uns im täuschenden Gedanken der Möglichkeit, zu fördern.

Ganz ähnlich dem Paul Bril ist Matthias Bril (Abb. 12, S. 30). Beide sind mit Stevens und Savery erste alpine Sturm- und Wettermaler, Ahnen Turners. Zunächst führen sie allerdings zu Rubens.

Wie Paul Bril ist auch Matthias Bril nach Rom zu Fuß über die Alpen gewandert. Beide Brüder hatten in Rom große landschaftliche Fresken zu malen.

Bei Bril läßt sich schon verfolgen, wie die Neigung der Schönheitsbegriffe vom Hochgebirge entfernt, wie wenigstens die Tendenz herrschend wird, die Berge der Alpen mehr in der fernen Kontur als Großes wirken zu lassen. Auch jene Künstler, die nun lieber einzelne Felsen als künstlerischen Gegenstand wählen, huldigen der Größe und Ruhe der Erscheinung mehr als der Mannigfaltigkeit der alpinen Welt. Und indem sie dem Großen folgen, werden sie doch in der Beobachtung all der Feinheiten nun überraschend gestärkt.

Das gilt von Roelandt Roghmans (1597 bis nach 1686) Alpenlandschaften ganz besonders. Denn Roghman ist als Hochgebirgslandschafter größer und eigenartiger, als in seinen sonstigen bekannteren, heimischen Bildern und Radierungen, die den weitaus größten, aber eben nicht besten Teil seines Werkes bilden.

Man kann bei solchen Blättern, wie unsere Abbildung 14 (S. 30) eines wiedergibt, kaum Salvator Rosa, unmöglich aber Rembrandt vergessen. Rosas Werk hat allerdings ein einheitlicheres Gepräge, doch ist die Größe und Stärke der Wiedergabe wuchtiger Steinkolosse bei dem viel weniger bekannten Roghman geradezu überraschend. Solche Radierungen haben übrigens keine Dissonanz mehr, die das Nebeneinander von altem und neuem Geschmack hervorruft. Hier ist kein Hin- und Herpendeln von schwacher Geschmacksempfindung. Am allerstärksten, viel mehr jedenfalls als in seinen Bildern in Kassel und London, tritt seine Art uns entgegen aus jener kleinen Folge von höchst geschickten Radierungen, die, nach Nagler, Ansichten aus Deutsch-Tirol zwischen Kempten und Innsbruck zeigen. Noch mehr als bei den Bril sind hier Licht und Schatten maßgebliche und neue Wirkungen. Sonderbar daß Roghman sich uns in großer Einheitlichkeit nur auf so wenigen Radierungen zeigt. Nur wenn er mal ganz sich selbst gehören durfte, war er offenbar fähig zu solchen Werken — oder auch ihm gab der fremde Anblick stärkeres Können.

Nach Bril und Roghman ist wenigstens zu erinnern an Allaert van Everdingen (1621—1675). Zwar seinem Ganzen nach kein Pfadweiser — aber ein guter Lehrer für jene Zeit. Everdingen, ein Schüler Saverys, suchte ein eigenes Gebiet: die skandinavischen Gebirge. Deshalb würde er hier nicht zu nennen sein, wenn nicht seine realistischere Art zu sehen und zu geben Abschluß einer vorzugsweise dichterischen Hochgebirgsmalerei bedeutete.

Hercules Segers (1589 bis um 1650). In die Kunstgeschichte des Alpinisten ist der Name des holländischen Malers und Radierers Hercules Segers mit auszeichnenden Lettern einzutragen, nachdem kein geringerer Bilderkenner als Wilhelm Bode das Werk des Künstlers, eines Schülers des Gillis van Coninxloo, eines Mitschülers Saverys, klar und zutreffend festgestellt hat. Segers ist einer von den ganz starken Einzelgängern, einer von den ganz sich selbst lebenden Selbstlosen, die einsam bleiben müssen, weil sie ihrer Zeit um Generationen vorausschreiten, treu und beharrlich.

Abbildung 15 (S. 31) gibt Segers' Art als alpiner Maler trefflich wieder. Seine Lehrer, die Art seiner Umgebung läßt sich nicht so leicht beschreiben, nur macht sich bei einem Vergleich mit Bildern etwa Mompers oder Roghmans oder Everdingens zweifellos eher der Einfluß Segers' auf diese Künstler als umgekehrt fühlbar. — Doch der Abstand von allen früheren Vlamen und Holländern tritt selbst für des Laien Auge hervor, an Rembrandt oder Ruysdael ist zu denken. Die Landschaft, eine Radierung im Kupferstichkabinett zu Dresden, spricht Bode als eine Ansicht des oberen Reußtales an. Ungewöhnlich sachlich treu aufgefaßt berührt alles. Ob hier wirklich eine Landschaft von der Nähe Göschenens festgehalten wurde? Am Alpencharakter ist nicht zu zweifeln und zwar an einem enger begrenzten. — Sonderbar wär's, wenn unser großer Engadiner Maler Segantini zufällig eine ähnliche Art zu sehen und zu malen gefunden, die Segers' starker Persönlichkeit, in etwa gleicher Alpengegend einst so einzigartige Kraft gab? Kamen etwa beide Künstler aus einer gewissen Notwendigkeit heraus dazu, jene Felsengesteine, leuchtend in ihrem verwetterten Granit- und Gneis-Relief, »pointillistisch«, malerisch und zeichnerisch wiederzugeben?

Wie Segantini schon rein technisch auffallen mußte neben den andersmalenden Alpinisten, so Hercules Segers. Segers' Art eilte aber der Zeit um noch viel mehr voraus. Der Vergleich mit Segantini sagt ja, daß Segers erst mit unserer modernen Landschaft engste Berührungspunkte gefunden hat.

Freilich die Versatzstücke im Vordergrunde behielt auch Segers manchmal bei, lieber wählt er den Standpunkt etwas von oben. Der Augenpunkt ist so gewählt, daß der Luft ein breiter Raum zufällt. Und ein immer klarer Himmel gibt seinen Landschaften mit dem Blick in weite sonnige Gefilde Licht von einer Schönheit, die an das künstlerische Mittel Titians — dem Beschauer eine Sehnsucht nach dem au-delà fühlbar zu machen — erinnern mag. — So ist Kraft und Erhabenheit, Stimmung ohne Sentimentalität Segers' Landschaften eigen — unvergleichbar. — Das alles aber waren Noten, aus denen von seinen Zeitgenossen niemand etwas Harmonisches gestalten konnte. — Keiner ist diesem Künstler gefolgt, nur einer hat ihn verstanden: Rembrandt.

Geben uns seine Landschaften in den Uffizien, in der Nationalgalerie in Edinburgh, die dem Rembrandt zugeschrieben werden, den stärksten, aber auch einen stärkenden Begriff erhabener Einsamkeit, so zeichnen sie gleich des Künstlers Stellung in der Kunstgeschichte der Landschaft: »Eigenartiger wie er, war wohl nicht leicht ein Landschaftsmaler irgend einer Zeit und Schule«, sagt Bode.

Von Rubens zu Claude Lorrain und den Poussins. Anno 1600, im Geburtsjahre Claude Lorrains, wanderte der dreiundzwanzigjährige Peter Paul Rubens nach Italien, nach Venedig und Rom.

Mit diesem Jahre könnte man die allerdings kaum in enge zeitliche Grenzen zu setzende Geburt einer neuen landschaftlichen Schönheit etwa festsetzen. Auch die ideale Verbindung mit Römischen und Niederländischen, mit Venedig und Antwerpen vollzog sich jetzt reiner und klarer und fruchtbarer, als das bisher mehr äußerlich und oberflächlich geschehen.

Insofern nur sei der kunstbeflissene Alpinist an das Jahr 1600 nachdrücklich erinnert. Denn auch dieser Wandel vollzog sich nicht auf einmal und die einzelnen Großen, die ihn bezeichnen, waren unbewußt oder bewußt beeinflußt und umgeben von jenen Kleineren, die ein Neues nur flüchtig sehen lassen, wie ferne Lichter etwa, die dem nächtlichen Wanderer den Weg zwar nicht erhellen, ihm aber doch gute Richtung geben.

Was tut's im übrigen, wenn sich das Eintreten neuer führender Ideen zeitlich nicht näher bestimmen läßt? — Klar und überzeugend tritt uns jedenfalls in Rubens,

in Claude Lorrain, in den beiden Poussins, in Salvator Rosa der neue größere Schönheitsgedanke vor Augen. Sie sehen die Welt ganz anders an als die anderen, die wir kennen gelernt. Der Welt unendliche Schönheit verkünden sie auch — aber in jeder Beziehung ist's mehr die Größe, die sie sehen, nicht der Reichtum. Nach Ruhe und Gleichklang geht ihr Sehnen und Können, nicht in unruhigen Bildern verlieren sie sich, die dem ordnenden Geiste des Künstlers zu widersprechen scheinen.

Die sind müde geworden des hastigen Wanderns. Die Berge sind nicht mehr allein da für ein fliehendes Auf und Ab der Wege und der Ströme und der Menschen. Es ist nicht zufällig, daß sich mit den neuen Großen die Staffage der Hochgebirgswelt wesentlich ändert: Friede und Ruhe atmen die Figuren, die deren Alpen bewohnen, stiller Genuß und gehobene Betrachtung lassen die Wanderer erkennen, nicht ein Fliehen vor allerlei Widerwärtigem und Widersetzlichem.

In allem ist die Größe der Gesamterscheinung sieghaft. Der Bergriesen Sprache klingt nun heiterer, ja freudig und beruhigend in ein früheres Chaos. Und der Sonne goldenes und ausgleichendes Licht scheint nun erst die Welt zu durchfluten. Sicherlich die Welt der Alpen zum ersten Male. Man kann sogar sagen, die Alpen werden von der neuen Lichtfreude verdrängt. Die Raumdimensionen des Hochgebirgs werden jedenfalls von noch größeren Vorstellungen eines unendlich lichten Weltenraums umschlungen.

Diese künstlerische Erscheinung ist mehr als ein Wechsel in der Farbenwahl und Komposition. Es ist der Sieg einer größeren Zeit über ein düsteres und phantastisch-vielgestaltendes Mittelalter.

Für die engere Kunstgeschichte der nordischen Länder verkörpert sich überdies in der neuen Landschaft die Beruhigung nach einer durch Unglück und Glück wechselvollen und überschäumenden Zeit voll großer, politischer Ereignisse und phantasiezeugender Entdeckungen fremder, gestaltenreicher Weltteile. Mit dem Reichtum der niederländischen Städte, der von fernen üppigen Ländern in Asien, Amerika und Afrika erzählte, konnte die Phantasie auch der Maler zunächst keine andere, als eine vielgestaltende Richtung bekommen.

Rubens bezeichnet hier den Geist ordnender Größe. Rubens, der Freund Brueghels, traf in Rom Paul Bril. Beide eint manches. Aber des Rubens Gemälde in der Galerie Pitti zu Florenz: »Ulysses auf der Insel der Phäaken« (Abb. 18, S. 32) läßt doch eher jene Maler vergessen als den großen Lothringer oder den Franzosen Poussin. — Wie ruhig und bedeutsam ist hier die Kontur des Bergs. Das Licht erst erschließt die ganze Mannigfaltigkeit des großen alpinen Bildes. Mächtige Wasser stürzen von den Felsen herab. Burgen und Edelsitze mit breiten Gartenterrassen täuschen über das Sterile hinweg. — Die Art der Verbindung nur von Ebene und Berg erinnert sehr daran, wessen Werke Rubens hier vollendete. Denn daß statt der Ebene hier des Meeres glatte Fläche am Fuße des Bergriesen ausgebreitet, ändert an der Wirkung der Kontraste nicht wesentlich. — Der Alpen Größe mit des Meeres Unendlichkeit zu verbinden, war ja schon längst der Alpenmaler gutes Recht gewesen. Wie stark und neu aber hier bei der neuen idealen Größe der ruhigen Komposition die Freude an allen Wundern atmosphärischen Lebens!

Mag denn Rubens als Bildner üppiger Frauengestalten in der Zeiten Lauf gar verschiedenartig beurteilt werden, in der Landschaftskunst bleibt er allen Zeiten unvergleichlich groß — auch im Gedanken an seine anderen Werke. Das Dunkel seiner Felspartien, die Tiefe seiner Schatten, seine taudurchtränkte Luft, sein nasses Erdreich und die Sonnigkeit, die er da und dort wohlig über die Landschaft breitet, sind Erscheinungen, die auch Claude Lorrain nicht so sah und die doch aller Natur eine Seele geben, die wir immer und immer suchen. —

Rubens ist der glänzendste Vergegenwärtiger der kunstgeschichtlichen Tatsache,

daß die Niederländer die recht eigentlichen Schöpfer und Besteller auch der großen Gebirgslandschaft sind — und daß diese Künstler zunächst die Berge suchten und schufen, um dann erst die große Weite der heimischen Luft und Landschaft großartig zu erfassen.



Abb. 3. Matthäus Merian, Die Versuchung Christi (Text S. 17).

Aber soll bei Rubens nicht der alpine Bilderfreund bedenklich werden? Sollte nicht solche Wonne an Luft, an Regen und Sonnenschein, am Äther, der alles umgibt, der Gebirgsdarstellung eher feindlich entgegentreten?

Tatsächlich tritt bei den ganz Großen der Maler die Alpenfreude nun zurück, denn für die ist die malerische Beherrschung der Luft das erste — die Berge aber sind ihnen wenigstens lieb als Rahmen oder Hülle der Atmosphäre. — Wer also im Geiste die nun herrschenden Landschaftsbilder mustert, wird sich nicht täuschen, wenn er sich weniger alpiner Landschaften erinnert. Dafür behalte er nur die Richtung, die Rubens deutlich angibt, im Auge, denn die führt schließlich doch zu keinem anderen als William Turner, zur Schule von Barbizon, von Dachau und Worpswede. — Für den Freund von Alpenlandschaften also fast eine beängstigende Perspektive.

Viel enger als Rubens auf diesem Gebiete ist Nicolas Poussin (1594—1665) mit den großen Italienern, mit den Carracci, mit Tizians Landschaften verbunden. Allerdings wäre es unrichtig, in Poussin nur einen Nachfolger, einen Klassizisten im akademischen Sinne zu sehen. Er erhebt sich geradezu gegen den damals für Italien modegewordenen Geschmack, er geht der Natur wie seiner eigensten Empfindung so weit nach, daß er, ohne seine Schulung zu verleugnen, unbedingt ein Neuerer genannt werden muß. Unserem gegenwärtigen Geschmack entspricht vielleicht nicht die deutlich vereinfachende, mit großen Mitteln komponierende Art. Doch wenn sie uns konventionell erscheint, wird des Meisters Ruhm für seine Zeit nicht beeinträchtigt. Für die französische Kunst zumal bleibt er der Begründer der sogenannten großen Landschaft, deren ideelle und tatsächliche Wurzeln in Italien, Venedig, Bologna, Rom — deren reale Grundlagen in der Umgebung dieser Städte zu suchen sind.



Abb. 4. Ausschnitt aus »Die Gegend um Susa« (Text S. 17). (Aus »Belrgenheit und heutiger Zustand deß Herzogthums Savoyen«. Nürnberg 1690.)

Unsere historische Landschaft mit Herkules (Abb. 20, S. 33) von Nicolas Poussin ist eine der wenigen, in der der Meister mehr als sonst den Charakter des Hochgebirgs zu geben sucht, während, seinem langen römischen Aufenthalt entsprechend, die romantischen Gebiete der weiteren Umgegend Roms ihn leichter ein großes einheitliches Bild finden lassen, wo seine neue frohe Malerbotschaft von der Herrlichkeit und der Erlösung der alten Malerei durch die Atmosphäre wenigstens in großräumlicher Komposition herrlichere und reinere Worte findet.

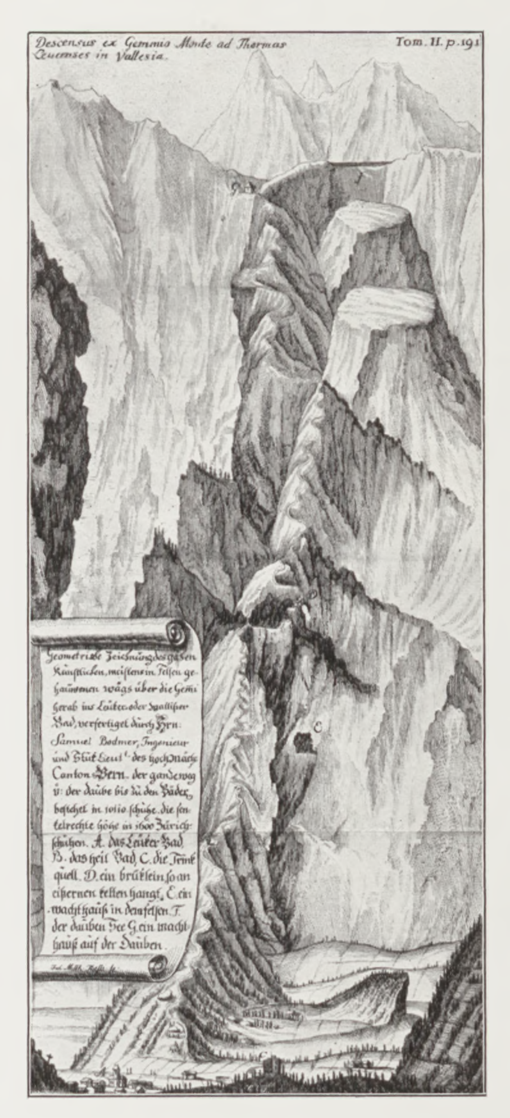


Abb. 5. J. M. Füßli, Abstieg vom Gemmipaß nach Bad Leuk (Text S. 18). (*Aus J. J. Scheuchzer, »Natur-Geschichte d. Schweitzerlandes«. Zürich 1746.*)

Ein Feindliches also und ein Freundliches gibt sich gegenüber den Alpen bei Poussin und seinen Begleitern kund. Die Szenen, die sich bei ihnen in den Alpen abspielen, sind meist beschaulichen Gepräges — die Bergwelt selbst ist aber nur noch Folie zu einer heiteren Welt. Bezeichnend ist der doppelte Kontrastsinn unseres Bildes. Der starke, wilde Herkules gehört in die Berglandschaft hinein — die Grazien sind unten im Tal.

Nicolas Poussins bester Schüler war sein Schwager Gaspard Dughet (1613 bis 1675). Seiner doppelten Beziehungen zu Nicolas Poussin wegen meist Gaspard Poussin genannt. Dughet war in Rom geboren und starb dort, und seine Gebirgslandschaften sind kaum dem Hochgebirge entlehnt, aber das »mehr Summarische« seiner Auffassung, der mehr dekorative Charakter, der seinen Landschaften eigen ist, gibt seinen Bergen etwas Größeres. Überdies kann er seines späteren Einflusses auf Alpenlandschafter wegen nicht übergangen werden.

Ein Schüler dieses Dughet-Poussin ist Frans Millet (1642—1679). Sind die Poussins mehr Vertreter des italienischen Klassizismus, der in Rom Franzosen und Niederländer einte, so ist Frans Millet, trotzdem auch er aus der Campagna so gern seine Motive holte, viel mehr Vlame. Seine große italienische Landschaft in der Münchener Alten Pinakothek (Abb. 17, S. 32) ist bei aller großen Komposition ein so herrliches und farbig so reiches Bild einer idealen Hochgebirgslandschaft, wie wenige aus dieser Gruppe. Das Streben nach »großem Stil« hat die Freiheit der Darstellung nicht geknechtet. Auch er liebt es wie Poussin, wie Rubens, der Idylle im Tale einen heroischen Hintergrund durch mächtige Berge zu geben.

Doch der größte von allen Ideal-Landschaftern, obwohl sie mehr oder weniger Einzelgänger waren, die hier in eine Gruppe zusammengefaßt werden, ist Claude Gellée genannt Lorrain, an der Mosel zu Chamagne geboren, gestorben 1682. Denn hier kann von einer gewissen Objektivität des Urteils wenigstens vom historischen Standpunkte aus gesprochen werden. Das Ziel für alle war die Eroberung der Luft, des weiten großen Blickes. Dieses Ziel aber hat keiner so glänzend und frisch erreicht wie Claude Lorrain. »Während die Carracci und Poussins hauptsächlich in der Darstellung der Vorder- und Mittelgründe sich ergehen, liegt bei Claude der Schwerpunkt in der Ferne, im Horizont und namentlich in ihren atmosphärischen Effekten.« Rebers Urteil trifft damit das allerwichtigste.



Abb. 6. Nach Matthäus Merian d. Ä., Der Grindelwaldgletscher (Text S. 18 u. 37).

Weil Claude, der einst als Pastetenbäcker nach Rom gekommen und als Diener beim Maler Agostino Tassi eingetreten sein soll, so viel entschiedener das eine Ziel seiner Zeit mit einer Größe des Sehens und Könnens verfolgte, wie keiner sonst, ist's verständlich, wenn seine Art — seine eminente Einseitigkeit — auf Maler aller Länder von noch viel stärkerem Einfluß war und geblieben ist, als die des vielseitigeren Poussin. — Gewiß hat Claude durch seinen Lehrer Tassi auch von Paul Bril starke Eindrücke empfangen, aber es ist kaum ein deutlicheres Beispiel auf unserem engen Gebiete zu finden, wie der Vergleich Bril und Claude, mit dem schwachen Aufleuchten neuer Gedanken, der oft hemmenden Vielseitigkeit bei jenem, und dem konsequenten und einheitlichen Verfolgen eines einmal als groß

Abb. 7. R. de Hooghe, Saint Jean de Maurienne in Savoyen (Text S. 18).
(Aus »Tooneel der Heerschappyen van Zyne Koninglyke Hoogheyd den Hartog van Savoye«. Haag 1697.)



Abb. 8. D. Vinck-Boons, Hochgebirgslandschaft (Text S. 19).

erkannten Zieles bei diesem Lothringer. Zweifellos, Claude ist groß durch Einseitigkeit. Fast natürlich erscheint's mir, daß bei diesem großen Maler Berge eine noch geringere Rolle spielen als bei Poussin. Aber er hatte die Alpen sich länger und lieber angeschaut als andere. Sein Münchener Aufenthalt spricht dafür und wundern kann sich ein Oberbayer gewiß nicht, wie Münchens oft zauberische Atmosphäre Claude lange Jahre fesseln konnte. Vielleicht beruht auf Lorrains Münchener Aufenthalt die Freude, ganz fern im duftigsten Schleier weicher Luft, hoher Berge große Silhouetten geheimnisvoll auftauchen zu lassen. So weckt der Künstler der Sehnsucht Empfindungen und wie leise Gesänge lockend nach idealer Welt müssen unbedingt seine Poesien den Zeitgenossen hörbar gewesen sein. Die Sehnsucht, der starke Wille nach freiem, großem Genießen, war er nicht jetzt schon in allem Leben der damaligen Gesellschaft zu spüren? In dieser großen Luft, diesem »air« von bewußter antikischer Umfassung spricht in unsagbar schöner Weise das Ideal der nun kommenden Zeit — die große Geste der Selbstherrscher ist hier in bildlicher Verklärung.

Gefolge und Begleiter der Großen. Es kann nicht wundern, daß so neue und starke Persönlichkeiten, wie die im letzten Kapitel genannten Künstler großen Einfluß auf zeitgenössische und spätere Maler ausübten. Dem einen gaben sie dies, dem andern das, andere machten aus Anregungen heraus wieder ein Neues, so daß sie nicht zum Gefolge, sondern zu den selbständigen Freunden oder Gleichfühlenden zu rechnen sind. Die folgende, unvollständige Liste solcher Bergmaler wäre überdies einzuleiten mit einer bun-



Abb. 9. Marchant, Übergang d. kaiserl. Armee über die Alpen 1701 (Text S. 18).



Abb. 10. L. van Valckenburg, Gebirgslandschaft [Inntal?] (Text S. 20).

ten Reihe 'starker, führender Geister wie Elsheimer, Rembrandt, Ruysdael und Hobbema und mancher anderer. Denn das waren ja auch Grosse, Neuschöpfer, die neue Werte Ungezählten gaben, und wie vieles fiel den Gebirgslandschaftern zu. Hier ist aber nicht näher auf diese einzugehen, da sie als Hochgebirgslandschafter nicht in Frage kommen.

Ein Bedeutender muß der Gruppe der Begleiter vorangehen: Salvator Rosa (1615—1673). Die Alpen hat er freilich sicher nicht gesehen und gemalt, aber etwas hat er besser gekonnt als alle Gebirgsschilderer: die Charakteristik düsterster Schluchten, riesiger Gesteinshaufen und all der Schrecken, die aus solch öden »gottverlassenen« Steinwüsten den ängstlichen Wanderer angrinsen. Salvator Rosa ist mit seinen Bildern der Melancholie und der zerrissensten Wildheit der Antipode des erhabenen Claude Lorrain.

In Apulien, den Abruzzen war Salvator Rosa, der phantastische Räubersgenosse, zu Hause, da fand er ohne weiteres die Welt, die auch zur düsteren Alpenlandschaft zu gehören scheint. Bei keinem der idealen Landschafter sind die Waldgötter und Nymphen so echt erfunden, wie Rosa sie schuf. Rosa ist ein Ahne Böcklins und seines Bildes vom Tatzelwurm. Übrigens hat Salvator Rosa so leuchtende Landschaften, so herrlich versöhnendes Licht über Gefilde mit Fels und Meer ausgebreitet, daß nur mit Rubens bis zu Rosa an all das Jauchzen und Grauen der Hochgebirgslandschaften des 17. Jahrhunderts erinnert werden kann. — Claude Lorrain und Salvator Rosa wohnten übrigens in Rom nicht weit voneinander, dort einte sich Nord und Süd.

Nach Salvator Rosa möchte ich zunächst an Courtois le Bourgignon (1621 bis 1676) erinnern, denn in seinen Gefechtsszenen am Gebirge ist er Rosa sehr verwandt. In die Nähe Claude Gelées gehört ein Künstler wie der



Abb. 11. L. van Valckenburg, Felsige Landschaft (Text S. 20).



Abb. 12. Matthias Bril, Gebirgslandschaft (Text S. 22).

Holländer Jan Both (1610—1652), dessen Landschaften durch reichere Auffassung, geringere Geschlossenheit weniger günstig neben Claude wirken, aber durch mehr zur Idylle geneigten poetischen Gehalt, durch wundervollen warmen, goldigen Ton Eigenart zeigen und alle Betrachter gewinnen. In seinen Radierungen ist er ein Meister duftig gesehener Bergfernen, die weit hinter steil abfallenden Felshängen, an denen breite Wasser herunterrauschen, sichtbar sind. In seinen Gemälden mit Seen und Bergen und hügeligem Terrain im Vordergrunde zeigt er gern zu Pferde und auf Esel reisende Bauern. Sein ganz zu gleicher Zeit lebender Landsmann Jan Asselyn liebt mehr die felsigen Gegenden, unter deren steilen Wänden Hirten und Herden ruhen.

Ähnlich hierin dem Asselyn ist der Both-Schüler Claes Pieterz Berchem (1620—1683). Aber in der Wiedergabe nur aller Felsen, in seinen bergumschlossenen, öden und steinigen Gebirgspartien ist er als der viel genauere Betrachter, als der freie Dichter überwiegend erkennbar. Der Rembrandt-Folger Gerbrand van den Eeckhout liebt auch steile Hänge, von hohen Wäldern umschlossen, mit kleinen Seen, in denen holländische Nymphen und Bauern baden.



Abb. 13. R. Savery, Landschaft mit Brücke (Text S. 20).

Interessanter für den Alpinisten ist der italienisierende Holländer Adriaen van Nieulandt (1587—1657). Er ist mehr nur gelegentlich ein Erzähler der alten Schule. Oft bringt er Ruinen und Wasserfälle und Seen und steile Brücken, die über tiefe Kluften führen, um daraus ein packendes Lob auf die Reize des Hochgebirges zu komponieren (Abb. 22, S. 34). Auch Adriaen van der Kabel (1631—1695) dichtet oft phantastische Hochgebirgsbilder. Das Weiche, Tonige der Luft eines Jan van Goyen, seines Vorgängers, läßt seine fernen Alpengipfel selbst auf Radierungen modern gesehen anmuten. Bei ihm sind die Berggipfel gern von Wolken umkränzt. In der Komposition ist er reich und vielseitig. Wenn auch Roms romantische Umgebung ihn zumeist gelockt hat, die Steigerung der Höhenvorstellungen, die hell beleuchtenden schroffen Abhänge seiner Felsenberge auf seinen großen Radierungen machen ihn zum alpinen Künstler. Jan Hackaert (1629—1699) ist ebenso ausgezeichnet in der Wiedergabe der Linien



Abb. 14. Roelandt Roghman, Gebirgslandschaft (Text S. 22).

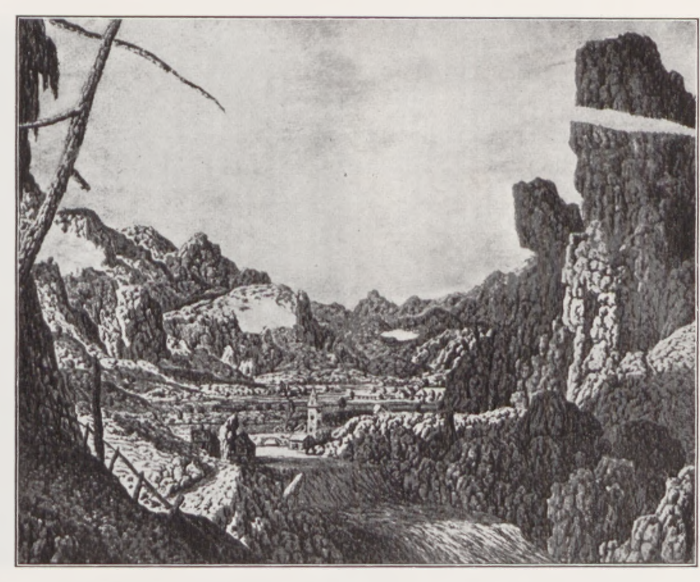


Abb. 15. Hercules Segers, Landschaft (Das obere Reußtal?) (Text S. 23).

wie der Atmosphäre. Sicher hat er in der Schweiz Studien gemacht. Kennzeichnend für ihn ist Abbildung 21 (S. 34) nach einer Radierung Johann Meyers. Von Jan Glauber (1646—1726), einem Schüler Berchems und Folger Poussins, sei wenigstens eine Radierung genannt, die die felsige Umgegend der Grande Chartreuse in dem Dauphiné zeigt. — Von Griffiers undefinierbaren Gebirgslandschaften war schon die Rede. Von Herman Saftleven III. (1611 bis 1685) wäre vielleicht eine Landschaft in Aschaffenburg als alpin anzusprechen. Dem Saftleven verwandt ist P. van Bemmel, der Nürnberger (1685—1754). Von Johannes Meyer ist hier eine gute, modern anmutende Radierung zu nennen, die gleichzeitig die beliebte Gebirgsgeschichte vom barmherzigen Samariter erzählt. Felix Meyer (1653—1713) hat uns groß gesehene, zeichnerisch treu aufgefaßte Schweizer Landschaften hinterlassen (vergl. Abb. 19, S. 33). Er gehört viel weniger als Joh. M. Frey, zu den Topographen, von denen schon die Rede war. In bunter Reihe seien als Gebirgsdarsteller dieser Zeit genannt: J. Umbach, A. Eismann, Meyeringk, Genoels, Hirschely, Byss, Swanevelt.

Im allgemeinen sind jedoch fast alle in dieser Gruppe aufgezählten Künstler wenig wert als genaue Darsteller der Bergwelt; vor manchem ihrer Bilder dürften die Alpinisten streiten, ob damit die Alpen gemeint seien, und in vielen Fällen weiß tatsächlich die Kunstgeschichte nicht genau zu sagen, ob der betreffende Maler in den Alpen gewesen ist oder nicht.



Abb. 16. J. de Momper, Gebirgslandschaft (Gotthard?) (Text S. 21).

Für die Geschichte der Wandlungen im ästhetischen Bewerten der Gebirgswelt ist jedoch die Erinnerung an sie geboten: Die genann-

ten Maler und Radierer — und viele wären ihnen noch zuzuzählen — haben alle ein ausgesprochenes künstlerisches Bedürfnis gehabt, der Landschaft einen erhöhten Reiz zu verleihen durch Höhen, Berge, Felsmassen oder ganze Gebirgsketten. Diese allerdings ausschließlich nur in duftiger Ferne.



Abb. 17. Frans Millet, Italienische Landschaft (Text S. 26).

Eines ist aber gewiß, ob sich jene Künstler dieser Zeit in den Alpen studienhalber niedergelassen oder nicht, ob sie Ansichten oder Porträte oder Charakteristiken der Hochgebirgswelt zu geben sich bemühten oder nicht, dichterisch haben sie zumeist doch mehr gesehen und gegeben, denn als Realisten.

Goethe hat wohl auch für diese das schöne Bekenntnis abgelegt:

›Emsig studiert ich und gern die Natur — doch fühlt ich am Ende,
Daß sie poetisch allein spräche zu meinem Verstand.‹

Die Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts und die Alpenmalerei. Wenn ich es sonst vermeide, auf das schon mehrfach und verschiedenartig behandelte, rein kulturgeschichtliche Thema vom Wandel der Ansichten über die Alpen einzugehen, so zwingt doch hier Verschiedenes den übersichtlich und treu orientierenden Kunsthistoriker, von der Stellung der Gesellschaft als Betrachterin der Alpenwelt einiges in Erinnerung zu bringen. Schon am Ende des Jahrhunderts der großen Landschaft verliert sich das Interesse für die Hochgebirgslandschaft ganz augenfällig. Und wenn schon bei den Poussins und Claude Lorrain Linie und Form hoher Felsen und Berge weit weniger gezeigt wurde, um dem Beschauer ein Bild etwa der Alpenwelt zu geben, so tritt nun immer mehr der Berg, das Hochgebirge als selbständig betrachtenswertes Objekt zurück. Die Bergform gilt nur als malerisches Kontrastmittel — immer weniger liegt den Malern daran, den Beschauer in die Alpen zu locken, nicht einmal in niedere Gebirge.



Abb. 18. P. P. Rubens, Ulysses auf der Insel der Phäaken (Text S. 24).

Es ist kein Zwei-



Abb. 19. Felix Meyer, Landschaft in Graubünden (Text S. 31)

fel, von einer Freude am Hochgebirge oder gar von einer Sehnsucht nach den erstaunlichen Ketten und Gipfeln der Alpen ist um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts nicht mehr zu reden. Und Bergfreude und Alpensinn schlummern weit in die zweite Hälfte des großen gesellschaftlichen Jahrhunderts hinein.

Wie ist das Schlummern des Alpensinns bei Künstlern und Betrachtern zu erklären? Wenn die Frage hier kunstgeschichtlich zu umgehen wäre, würde sie mir fast lächerlich erscheinen. Denn ist nicht die gegenwärtige Erscheinung der massenhaften Wanderung in die Alpen, der Glaube fast an die Unentbehrlichkeit alpinen Natur- und Kunst- und Sportgenusses, wenigstens soweit die Bevölkerung fern der Alpen in Betracht kommt, viel schwieriger zu erklären, ganz gewiß schwieriger für kommende Generationen, die wahrscheinlich doch einmal Verschiedenes kaum beschäftigt, was uns reizt und neu belebt?

Keine Erscheinung bleibt ohne Reaktion. Das ist eine Erklärung für das Nachlassen, wenigstens des Interesses bei den Landschaftern bereits bald nach des großen Lothringers Tod. Die Freude an der flachen Landschaft löste die an der Bergwelt ab. Der Mensch und seine Gesellschaft beschäftigten die Künstler mehr und mehr.

Die Gesellschaft der frohen Genießer und der nachdenklicheren und schaffenden Geister des 18. Jahrhunderts scheint sich doch viel mehr auf sich selbst besonnen zu haben, als wir zuzugeben geneigt sind. Die heroische, weite Landschaft schließt sich unwillkürlich bei den Genre- und Schäferbildern zusammen zu einem Park, der von der realen Welt entrückt sein mußte, um desto heiterer das Leben genießen zu können.



Abb. 20. Nicolas Poussin, Historische Landschaft mit Herkules (Text S. 25).

Die großen Schloßanlagen des Jahrhunderts der



Abb. 21. Jan Hackaert, Zauberer (Text S. 31).

selbstherrlichen Könige Frankreichs schauen wir oft genug von einem schlecht gewählten Standpunkte aus an. Freilich zunächst sieht so eine wahrhaft herrliche Anlage mit dem im Halbkreis sich schließenden Hauptschloß, den Pavillons in den regelmäßigen und doch so abwechslungsreichen Parks, den weithin führenden Wegen und den noch viel weiter hergeleiteten Wasserläufen aus, wie ein Nichtgenügen der Gesellschaft. Aber wo bisher Moore waren, da erhob sich nun ein fürstlicher Sitz, der alles bot, der zu allerlei Genüssen und Festen genügte, der das Reisen sogar, damals ohnehin kein Fest, entbehrlich machte. Und solche Schlösser befreiten die Herren vom Anblick enger Gassen und Höfe. Die Freiheit, die die Höhe dem Blick gibt, war hier gefunden und die Isolierung von der Menge war nun einer enggewählten Gesellschaft auch möglich. Entspricht nicht all dies, das heißt besonders der Drang nach Befreiung von Engigkeit einerseits, von der lästigen Masse anderseits der Neigung nach selbstherrlichem wie idyllischem Genießen — in weiten Schloßanlagen, in abgelegener Landschaft, aber doch umgrenzt und zentralisiert um den Besitzer?

W. H. Riehl, der Geschichtsschreiber der deutschen Familie, erklärt die mangelnde Freude an der Alpenlandschaft mit der Wahl flacher, öder Landschaften für fürstliche Schlösser. Diese Erklärung ist nicht recht glücklich, denn Ursache und Wirkung werden miteinander verwechselt. Gleichwohl sei auf Riehls schon genannten Aufsatz über das landschaftliche Auge nochmals verwiesen, denn dort sagt Riehl viel, was hier nicht zu wiederholen ist.

Nur Schlösser in weiter, breiter Ebene konnten all die Möglichkeiten schaffen, die jene Herren wünschten. Es ist nicht gesucht, die ganze Ästhetik der architektonischen Park- und Schloßanlage jener Zeit in Vergleich zu setzen mit unserer Alpenfreude. In beiden Fällen ein Suchen der Möglichkeit, sich allein und frei zu fühlen. In beiden aber auch das Bestreben, ein möglichst großes Gesichtsfeld sich zu schaffen. Hier in der von der Natur gegebenen Weise, dort künstlich durch Schaffung komplizierter perspektivischer Durchblicke. Ja vielleicht ist nur eines verschieden. Wir suchen von den Berghöhen den Blick in weite Ebenen, die perspektivischen Alleen der Schlösser schließen auffällig gern mit kleineren oder größeren Höhen ab. Die Schlösser der Ebene und ihre Anlagen gaben eine Freiheit, die wir auf den Höhen



Abb. 22. Adriaen van Nieulandt, Gebirgslandschaft (Text S. 30).

suchen, sie machten die einzelnen fähig, sich und ihren Kreis zu genießen — wie das die Idylle schildert, von der die Maler der Zeit so gern sprechen —, um von den Alpen kaum hin und wieder einmal ein halbwegs pläsierliches Wort zu reden.

Oder ist es mehr als ein pläsierliches Kompliment vor den Alpen, wenn Watteau wirklich einmal ausnahmsweise auf seinem Gemälde »Abreise zur Insel Kythera«, der gefeierten Kultstätte der Aphrodite, in ferner Luft eine schneeige Hochgebirgskette auftauchen läßt? Und schließlich scheint doch auch die Alpenkette, gerade wie der Baum im Vordergrunde, nur wie eine Coulisse gedacht, die die lustige Gesellschaft erst recht wie auf einer bald wieder verschwindenden Welt des Scheines ein anmutiges Spiel treiben läßt.

Die dekorative Verwendung der Bilder der Alpenlandschaft ist jetzt überhaupt beliebt. Der Vedutenmaler Joachim Franz Beich (1665 bis 1748) sei ein Beispiel dafür. — Etwas Ähnliches ist's, wenn Ridinger, der geschickte Kupferstecher der großen Jäger, die Tiere und die Jagd in den Alpen ausnahmsweise schildert. Ridinger hatte die besondere Aufgabe, den Jägern Bilder zu schaffen vom edlen Weidwerk. Nur deswegen schilderter auch mal die Alpenwelt (s. nebensteh. Abb. 23).



Abb. 23. J. E. Ridinger, Steinböcke (Text nebenstehend).
Aus »Betrachtung der wilden Thiere mit beygefügter vortrefflicher Poesie des hochberühmten Herrn Barthold Heinrich Brockes«. 1736.

Solange solch Genügen und Vergnügen innerhalb einer weiten, aber in sich alles bietenden und alles andere ausschließenden Welt das Szepter führte, solange konnte der Alpensinn mit seinen unbequemen, praktischen Folgerungen nicht recht erwachen. — Und um ihn wieder zu finden und zu wecken, war die Kunst nicht berufen. Auf anderen Wegen wurde die alpine Schönheit von neuem entdeckt. Die Aufgabe war schwieriger als zuvor, nur ganz nüchterne Pioniere konnten sie leisten —, aber auch deren Tätigkeit wäre wahrscheinlich umsonst gewesen, wenn nicht mächtigere Helfer erschienen wären.

Gelehrte als Alpendarsteller. Zwischen 1702 und 1711 erschien in Leiden ein Monumentalwerk des Alpinismus. Es ist das Werk des Züricher Gelehrten Johann Jakob Scheuchzer: Itinera per Helvetiae Alpinas regiones. Genaue Berichte über naturwissenschaftliche und allgemeine Beobachtungen auf Reisen und Bergbesteigungen in der Schweiz. Das Werk war der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London gewidmet, wohl vor allen Dingen deshalb, weil ihr Isaac Newton angehörte. Scheuchzer verfolgte jedenfalls wissenschaftliche Zwecke, die Newtons großen Entdeckungen dienen konnten. Allerdings zeigt Scheuchzer wäh-



Abb. 24. Titelbild zu J. J. Scheuchzer, Itinera per Helvetiae alpinas regiones, Lyon 1723. Gez. von Anna Waser (Text nachstehend).

rend seiner ganzen Beobachtungszeit etwas, was nur den alternden Newton charakterisiert. Er hat ungeheuren Einfluß auf die weitere naturwissenschaftliche Entdeckung der Alpenwelt ausgeübt, aber er war nicht frei von Aberglauben und ein scharfer, durchdringender, richtig die Dinge kennzeichnender Blick ist ihm, wenigstens nicht immer eigen. Er findet in den Alpen eine Quelle der Erfrischung sondergleichen, versteigt sich sogar zu der für die damalige Zeit fast frivolen Anschauung, die Betrachtung der Hochgebirgswelt sei ein religiöser Genuß — aber überall wird auch sein Blick bei gewissen Objekten der Natur durch Gedankenverbindungen mittelalterlicher Art getrübt. Er will ein freier, fortschrittlicher Geist sein, aber wenn's drauf ankommt, schließt er doch lieber die Augen, um umstürzlerische Betrachtungen und Feststellungen zu vermeiden. Er läßt sich von Drachen allerlei Geschichten erzählen, berichtet sie so, daß wir oft sein skeptisches Lächeln zu sehen meinen, aber schließlich hält er doch an der Tradition vom Drachenglauben fest, um so mehr, als die Fülle der von ihm gefundenen Petrefakten nicht direkt als Widerlegungen, viel eher als Beweise zu benutzen waren (s. untenstehende Abbildung 25).

Ohne des weiteren auf dieses Kapitel der wissenschaftlichen und vielfach pseudowissenschaftlichen Naturbetrachtung jener Zeit einzugehen, sei hier auf Scheuchzers Werke selbst, auf Bieses und Gribbles schon empfohlene Werke, besonders auch auf das auch durch seine Einleitung hervorragende Werk: »Höhenklima und Bergwanderungen« von A. Zuntz u. a. (Berlin 1906) verwiesen.

Was vielleicht so manchem Gelehrten, was sicherlich den gelehrten Alpenbetrachtern jener Zeit eigen, ist einer unzähligen Menge von Illustrationen fast des ganzen 18. Jahrhunderts abzusehen. Es ist schier unglaublich für uns, wie gerade die Werke, die den Menschen wirklich gründlich und rein sachlich mit der Formenwelt, mit der Gesteinsart bekannt machen wollten, illustriert wurden. Die obenstehende Abbildung 24 zeigt das Titelbild zu Scheuchzers Itinera. Allerdings kennzeichnet sich der Prospekt als früh erfundene Komposition. —



Abb. 25. »Draco Montanus 1660« (Text obenstehend).
(Aus J. J. Scheuchzer, Itinera per Helvetiae alpinas regiones. Lyon 1723.)

Aber wie wenig sind die Berge gesehen. Ist da nicht alles vergessen, was Dürer, was Mantegna geleistet, ist nicht jede frei erfundene Alpenlandschaft der niederländischen Maler und Radierer des 17. Jahrhunderts neben solchem »Prospekt« geradezu klassisch zu nennen, wenigstens in der allgemeinen Erfassung des alpinen Charakters?

Wer die Werke Scheuchzers und anderer Gelehrten auf die Illustrationen hin durchblättert, wird übrigens eine große Verschiedenheit in der Treue der Wiedergabe beobachten. Die besten Landschaften gehen meist auf viel ältere Stiche Merians, Hufnagels, Hogenbergs und anderer Topographen zurück. Unsere Abbildung 6 (S. 27) findet sich z.B. in Scheuchzer, der Erfinder war Merian. Der Titel aber zu Scheuchzer ist »Originalleistung« der Anna Waser, einer zeitgenössischen Künstlerin. Aber auch andere Originalillustrationen Scheuchzerscher Werke, wie die Joh. Melchior Füßlis, Johannes Meyers stehen hinter früheren Blättern dieser Alpenzeichner weit zurück.

Die Trübung des Blicks für das Eigentliche kann hier kaum durch die Tatsache psychologischer Beobachtung erklärt werden, daß das Naheliegende meist weniger scharf gesehen wird als das Ungewöhnliche. Hier übte doch die Aufgabe der Illustration Zwang zum Genauhinsehen.

Perspective du Mont Rosa avec les montagnes de Borzo vüe du Mont Ferrat N° 11

A Mine dor de Bours B Recherches au M. Silvuis C Bocambre et Laverie de l'Or

Abb. 26. *Robilant, Monte Rosa von Südosten* (Oberstes Val Sesia) (Text S. 39).
(Aus M. de Robilant, De l'utilité et de l'importance des voyages dans son propre pays, Turin 1790.)

So wenig wie die Gelehrten frei waren von blindmachender und schlechtführender Sentimentalität, so wenig waren es die Illustratoren in der neuen Aufgabe, Dinge so zu schildern, die für sie selbst eben doch noch, noch mehr aber für die zu belehrenden Betrachter gräßlich, fürchterlich waren. Und so läßt sich die oft absolut falsche Zeichnung der Bergformen in den Reisewerken des 18. Jahrhunderts erklären.

Wenn sich schon bei den wichtigsten Phasen der wissenschaftlichen Entdeckungsgeschichte oft genug das retardierende Moment einer irre- und ableitenden Phantasie zeigt, wie viel mehr darf das im Entwicklungsgange der Kunst sein.



Abb. 27. Fr. von Naumann, Das Diesbacher (Diersbacher) Tal von der Straße nach Lofer aus (Text S. 39 u. 55).

Wer bestimmte künstlerische Gebiete, die mit der Seele des Menschen in allerengster Beziehung stehen, verfolgt, kommt unwillkürlich dazu, den Gang der Kunst mit den intellektuellen Entwicklungsstadien des Menschen zu vergleichen.

Von einem kindlichen Halbschlaf erwacht, sehen wir bald alles Fremde für groß und wunderbar und bedeutend an. Dann kommt das leichthin schwärmende, wenig scharf sehende Gefühl der Jugend. — Nun setzt der Ernst der Betrachtung ein. Der Blick wird verwirrt, vieles scheint entstellt. Es gilt sich kritisch durchzuarbeiten zur freien und klaren Beobachtung, zur geklärten Gestaltung, zu schöpferischer Synthese, zur vollen Reife des Menschen. (Die Entwicklungsgeschichte der Teufelsdarstellung zeigt den ähnlichen Gang. Erst allmählich erscheint das Gespenst des Teufels, das zunächst schreckt. Dann wird der Teufel Karikatur. Endlich wirkt er auch als rein menschliche Erscheinung.)

So ist auch die Kunst der Alpenlandschaft fast dramatisch mit Krisen verknüpft wie des Menschen Entwicklung.

Erst ein Nichtsehen der Berge; ein Vermeiden aus Furcht vor der Größe. Dann ein Jubeln und Dichten ohne Ende. Nun tritt die Notwendigkeit des genauen Anschauens ein. Der Eintritt ins Leben vollzieht sich, führt zunächst zur Verwirrung. Das alte Grauen erwacht, macht sich fühlbar im Abwenden des scharfen Auges, das nun unfreiwillig oft Karikaturen der Berge zeichnet. Erst nachdem diese Phase des zergliedernden Studiums, dann der rücksichtslosen Praxis durchlaufen, führt eine gebieterische schöpferische Freiheit die Menschheit zu den Alpen als Künstler und Genießer, als Heilsucher und Heilbringer.

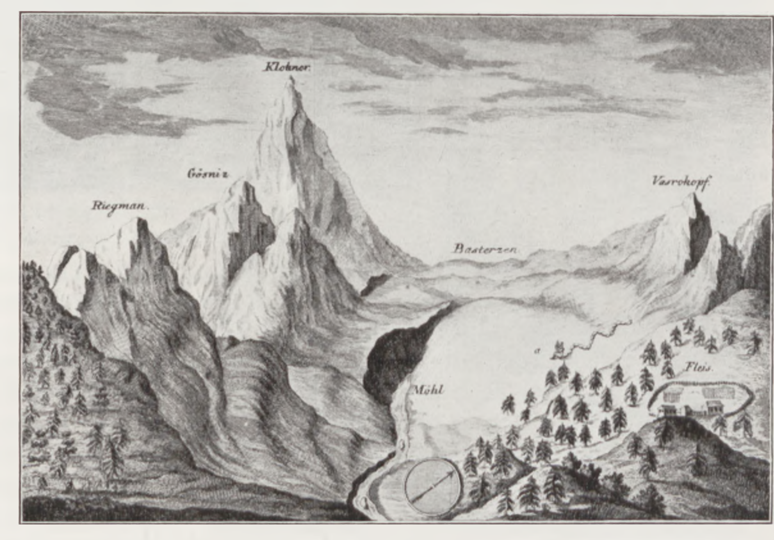


Abb. 28. Die Glocknergruppe (Text S. 39).
(Aus »Hacquet's mineralogisch-botanische Lustreise«. Wien 1784.)

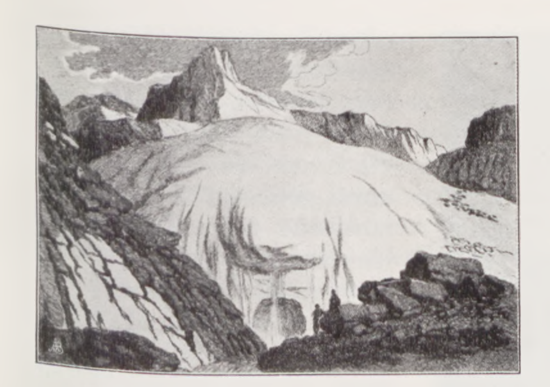


Abb. 29. Salomon Geßner, Die Rheinquelle (Text S. 41).



Abb. 30. Salomon Geßner, Der Berninagletscher (Text S. 41).

Die Topographen des 17. Jahrhunderts zeigten uns, wie ihr künstlerisches Interesse materiell bestimmt wurde. Nun tritt neben den Mangel an Interesse für Bergformen noch häufiger die Tendenz, alles Gefahrvolle zu übertreiben.

Als großartiges Werk phantastischer Bergweltauffassungen mag hier des berühmten Athanasius Kircher »Mundus subterraneus« (Amsterdam 1664), mit Stichen Theodor Matthams, zuerst genannt werden. — Sehr viel unmöglicher ist vieles in den Illustrationen der alpinen Werke des frühen 18. Jahrhunderts nicht. Immer machen noch topographisch-geschichtliche Werke eine Ausnahme. In einem Buche, »Beschreibung der gefürsteten Graffschaft Tyrol etc.« (Augsburg 1701) fehlen im Hintergrund der Stadt Bozen Berge vollkommen. — Eine »Veue de la vallée de Chamonny et des Glacieres« in einem englischen Werke, das 1744 erschien, wäre ein würdiges Gegenstück zu unserer Abbildung des Großglockners (Abb. 28, S. 38), die der zweiten Auflage von »Hacquet's mineralogisch - botanische Lustreise« (Wien 1784) entnommen ist. Abb. 26 (S. 37) ist dem Werke des Generals de Robilant entnommen: »De l'utilité etc. des voyages dans son propre pays« Turin 1790. Es ist das künstlerisch am ehesten befriedigende Blatt des Werkes. Auf den anderen Ansichten zeichnet R. die Bergformen durchaus unklar und schematisch. — Die mehr topographischen Blätter (Abb. 27 u. 31) des Fr. von Naumann sind etwa aus gleicher Zeit. Also — solange noch sind Alpenillustrationen zu finden — und die Zahl solcher ist viel größer, als man vermuten möchte —, die entweder die Formation der Berge, Felsen und Gletscher nicht



Abb. 31. Fr. von Naumann, Der Gasteiner Wasserfall (Text s. S. 39 u. 55).

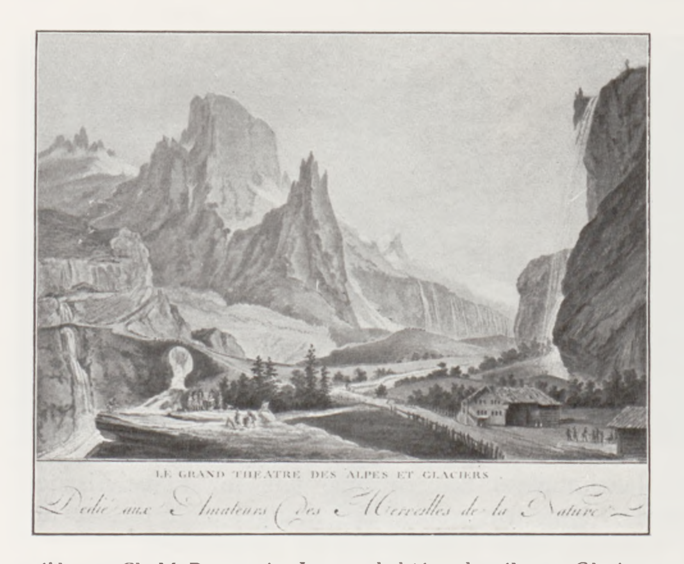


Abb. 32. Ch. M. Descourtis, Le grand théâtre des Alpes et Glaciers (Text S. 44).

erkennen lassen oder so romantische Vorstellungen geben, daß man nur von solchen Bildern aus schließen dürfte, die Alpen seien noch immer etwas gewesen, von dem man fabelhafte Geschichten erzählen konnte, ohne der Gefahr einer vernichtenden Kritik sich auszusetzen. Für gewisse Darstellungen trocken - schematischer Art entschuldigt nur ein Gedanke das Außerachtlassen der Größenverhältnisse, der Formen, der Wirklichkeit: das Bestreben, zu unterrichten durch eine Art von Phantom: durch Pläne und Grundrisse.

Überdies ist deutlich, gerade die Gelehrten und ihre Zeichner haben wahrscheinlich in den seltensten Fällen an Ort und Stelle sorgsame Aufnahmen gemacht. Die Phantasie aber mußte die heimgebrachten Skizzen um so eher verderben und entstellen, je weniger künstlerisches Auffassungsvermögen da war.

Trotz dieser zeichnerisch höchst unerfreulichen Bergbilder der Gelehrten ist deren Einfluß sehr hoch anzuschlagen. Die Schweizer Naturforscher haben das Verdienst, durch ihre illustrierten Berichte der ganzen Alpenfreude eine Grundlage gegeben zu haben, die sich bald bewähren sollte, als größere Führer erstanden zu der Alpen Majestät.

Zur Geburt der Alpenfreude. War die Freude an der Alpen erstaunlichem Bilde nicht schon längst da? Ruhte sie nicht nur eine Zeitlang?

Gewiß, einzelne große Geister hatten schon vor Jahrhunderten von der Bergfreude hohe Lieder gesungen. Manche Künstler waren den Sängern gefolgt. Sie zeichneten und malten der Berge Schönheit, das Sehnen nach ihr und der Erinnerung täuschendes Bild. Groß ist die Zahl der Maler, die weit herkamen, um den Strömen entgegen auf die völkereinenden Höhen zu ziehen.

Aber die Menge und gar manche größere Geister, denen die Menge folgte, blieben vom Grauen der Berge erfüllt, wenn nicht Krankheit sie trieb, in Bädern des Hochgebirgs Hilfe zu



Abb. 33. J. L. Aberli, Der Grindelwaldgletscher (Text S. 44)

suchen. Und bei den Künstlern war die Freude an der Alpen Bild schon gesättigt. Wie wir wohl auch mit Bildern von nur erträumten Welten unsere Heimstätte schmücken, so war für die Meisten der Alpen Bild nicht viel mehr als ein schöner Vergleich der Sehnsucht nach Fernem oder des Erinnerns an alte romantische Zeiten.

Aber jene trockene Literatur der Alpinisten vom Katheder hatte doch schon viele hinaufgeführt in die Berge selbst — einer sagte es dem andern, was er gesehen, was er erreicht, was er nicht hatte erklimmen können. Nun bedurfte es nur mächtiger Impulse, um aus den einzelnen eine Gemeinschaft zu machen, um ganz zu gewinnen das Volk, die Völker Europas.

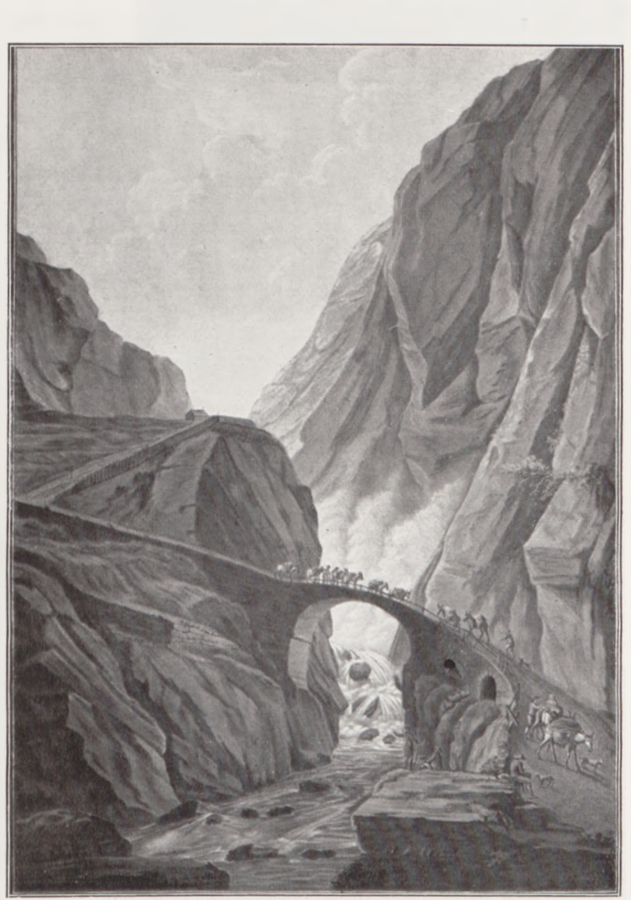


Abb. 34. L. Wolff-Ch. M. Descourtis, Die Teufelsbrücke (Text S. 44).

Drei Schweizer, drei Dichter waren es, die Schweiz war es als Ganzes in seiner natürlichen und historischen Eigenart, die erzeugt und groß gemacht die Gewißheit von der völkerstärkenden Gabe der Alpen und der Alpenfreude.

Im Jahre 1729 schrieb der erst 21jährige Arzt Albrecht von Haller ein großes beschreibendes Gedicht »Die Alpen«. Das Buch erlebte nach und nach 30 Auflagen und wurde in andere Sprachen übersetzt. Unsere Abbildung 1 (S. 15) ist einer Ausgabe von 1795 entnommen, die das Gedicht gleichzeitig in französischer Prosa bringt, mit feinen Vignetten Dunkers geschmückt ist und eine deutsche und französische Übersetzung von Hallers lateinischer Vorrede zu dem Werke »Historia plantarum« enthält. Das berühmt gewordene Gedicht ist freilich mehr Unterricht als Begeisterung, mehr Prosa als Poesie — aber es hat auf die Zeitgenossen zweifellos als mächtiger Erlöser schlummernder Empfindungen nachhaltig gewirkt.

Hallers Wirken wurde ergänzt durch das Erscheinen eines viel stilleren Geistes, Salomon Geßners, des Dichters und Malers. Sein Schaffen und Wesen war idyllisch. Vielleicht hat er mit seinen feinen Radierungen, die abgerundete Bildchen von bestimmten Berggruppen zeigen (vergl. Abb. 29 und 30, S. 39), die ruhigere Generation mehr gewonnen als Haller.

In den Kunstgeschichten kommt Salomon Geßner meist nicht sonderlich glücklich weg. Das mag zutreffen, wenn sein ganzes reichhaltiges Werk kritisiert wird. In seiner Folge aber von Alpenlandschaften, Blättern kleinsten Formates, ist er doch gerade im Gegensatze zu kunstdogmatischen Äußerungen seiner Zeitgenossen, die



Abb. 35. M. T. Bourrit, Rhonegletscher mit Rhonequelle (Text S. 49 u. 51).
(Aus M. T. Bourrit, Déscription des Alpes Pennines et Rhetiennes, Genf 1781.)

jede Landschaft noch durch etwas Moralisches oder »Ideales« gerechtfertigt finden wollten, ein Eigener, der den Namen Führer verdient. Er gab wirkliche und sehr anspruchslose Ansichten von Bildern der Schweizer Alpen, die gewiß von der ersten Gemeinde von Alpenfreunden mit gleicher Andacht betrachtet wurden, wie ein Brevier von Andächtigen gelesen wird. Die Alpen, wie ein Idyll, waren etwas Neues und Gutes. Der Genuß an der Landschaft des Hochgebirgs wurde wesentlich durch Geßners Auffassung Herzenssache. L. Heß und J. H. Meyer stehen übrigens Geßner zur Seite — jener wichtige Kreis solcher, die still zu genießen vermögen, wurde durch diese gestärkt und vergrößert. Das war wichtiger für die kommende Alpinistik als alles Rufen mit Fanfaren.

Ähnlich für die Alpenfreude, aber unvergleichlich stärker als Geßners stille Freude und leises Mitteilen, wirkte ein anderer Schweizer: ***Jean Jacques Rousseau.***

Es wäre angemessen, etwa mit dem Erscheinen von Rousseaus Roman: »La Nouvelle Heloise« im Jahre 1761 die Geschichte des modernen Alpengenusses einzuleiten. Wer anders als Rousseau hat den »Sinn der Vornehmen und Reichen wieder von der Stadt auf das Land, von den prunkvollen Palästen auf die einfachen Villen, von den Parken und Weihern auf die Triften und Seen, von dem zerrüttenden Leben der Großstadt auf die erfrischende Stille idyllischer Einsamkeit zu wenden gewußt?« Geßners Idyllen setzten die Fähigkeit eines feinen Natur- und Kunstgenusses voraus, Rousseaus Naturbegeisterung und Naturlehre war von so bestrickender Kraft, daß sie wirken mußte auf alle, die dem damaligen vornehmen Leben angehörten. Adolf Friedr. Graf von Schack sagt in seinem unvergleichlich schönen und gehaltvollen Aufsatz »Der Genfer See« (In »Pandora«, Stuttgart 1890): »Rousseaus Heloise ist ein Buch, dem an gewaltiger Wirkung auf seine Zeit nur wenige gleichgekommen sind. Schien es doch, als seien Empfindungen, die in tausend Seelen geschlummert, zum ersten Male durch dasselbe ausgesprochen worden.« Frei-



Abb. 36. C. Wolff, Der Gletscher des Lauterbrunner Breithorns gegen Norden (Text S. 46). (Aus »Merkwürdige Prospekte aus den Schweizer-Gebürgen«, Bern 1776.)

lich bemerkt auch Mahrenholtz, der deutsche Biograph des großen Genfers, daß Rousseau nicht so das Großartige der Gebirgswelt, nicht das Ursprüngliche der Gletscherwelt begeistert schildert, sondern »das von Menschenhand schon Umgestaltete und Kultivierte«. »Nicht die Natur in ihrer unmittelbaren Wirkung, sondern das subjektive Bild, welches der reflektierende Betrachter sich aus der Natur gestaltet, schildert seine »Nouvelle Héloise«.

Keine Spezialgeschichte der Gesellschaft, der Natur, der Wissenschaften des 18. Jahrhunderts wird die Betrachtung des Genius Rousseau umgehen dürfen, vielleicht am wenigsten die Geschichte der künstlerischen Alpenlandschaft und des Alpinismus.



Abb. 37. Chr. von Mechel, Reise Saussures auf den Montblanc 1787. Blatt II, Abstieg (Text S. 52).
(Blatt I ist Beilage gegenüber Seite 56.)

Durch die Erscheinung Rousseaus wird so viel an Gebiet, an Vielartigkeit des Alpengenusses gewonnen, wie durch keine andere Persönlichkeit je zuvor. Ganz augenfällig aber ist der Einfluß der Naturbetrachtung Rousseaus auf die Kunst. Der Einfluß ist doppelter Natur.

Wie die Schweiz, ganz zweifellos durch Dichtung, Philosophie und Lebensgang Rousseaus, für alle umwohnenden Nationen fast mit einem Male das allermerkwürdigste Land, das Land wird, dessen Natur und Sitten und Geschichte kennen zu lernen als Notwendigkeit allen Vornehmen erscheint, so profitiert die künstlerische Darstellung der Alpenlandschaft quantitativ und qualitativ ganz augenfällig.

Die empfindsame Schweizer Landschaft. Um den Einfluß von Rousseaus Empfindung für die ganze Mannigfaltigkeit der Berge, Seen und Triften seiner Heimat auf die Kunst scharf zu kennzeichnen, wäre eine Liste der bald erscheinen-



Abb. 38. A. Beaumont-C. Apostool, Die Berge am Brenner, gesehen von Innsbruck (Text S. 51).
(Aus A. Beaumont, Travels through the Rhaetian Alps. London 1792.)

den Reisewerke der Schweiz zu geben. Denn nicht Tafelbilder und Ölgemälde sind's, die jetzt den Umschwung zu illustrieren haben, sondern Werke der Kupferstecher, die zum Schmuck solcher Bücher dienen, die Natur und Geschichte der Schweiz rühmen. Es ist eine Art von Werken, die zur Literatur der Reiseführer gerechnet werden mag. Allerdings mit unseren illustrierten Reisewerken, unseren billigen Erinnerungsalbums haben sie nur den Zweck gemein: zu locken oder zu erinnern.

Die Ahnen dieser eigenen Literatur sind weit vornehmer. Ganz vorzügliche Kupferstecher haben für sie Bilder geschaffen, die häufig einzigartigen Wert besitzen. Mit Recht sieht man jetzt einzelne Blätter solcher Werke unter Glas und Rahmen in den Zimmern der Kenner. Die Zentralbibliothek des D. u. Ö. Alpenvereins darf sich rühmen, eine Reihe von ihnen in ganzen Folgen zu besitzen.

Es ist kein Zweifel, die Begeisterung für Rousseau im Kreise der Vornehmen und Intellektuellen war die Ursache, daß eine neue empfindungsreiche Art des Sehens der Alpenwelt die Künstler befruchtete. Das Greuliche wird nicht allein gesehen. Der Blick ist größer, synthetischer, ordnender geworden — und wenn fast in all diesen Werken kaum ein Bild zu finden ist, das den modernen Alpinisten reinsten Wassers auf die Berge locken könnte, so ist das Rousseaus Art.

Als Begründer der neuartigen künstlerischen Alpen-Albums ist Johann Ludwig Aberli (1723—1786) anzusehen. Er radierte zumeist nur in Umrissen eine Menge von Ansichten aus der Schweiz, die dann mit der Hand koloriert wurden, und dadurch natürlich verschiedenen Wert besitzen. Blätter in »Aberlischer Manier« sind in den Kunstsammlungen der Alpinisten häufig zu finden, sie werden oft genug irrtümlich als Farbstiche angesprochen. Alles ist jedoch schon in den Umrissen heiter gesehen und die Kontraste haben mehr die Aufgabe, die Alpen schön und erhaben, als fürchterlich und gräßlich zu schildern, wie das früher der Fall. Liebliche Seebilder von Vevey, Brienz, Lausanne spielen eine große Rolle. Wenig Hochgebirgsinteresse zeigen seine Ansichten von Bern. »Der Grindelwaldgletscher« (Abb. 33, S. 40) macht eine Ausnahme in seiner Wahl.

Ganz besonders fein Rousseauscher Empfindung folgen die berühmten Stecher François Janinet (1752—1813) und sein Schüler Charles Melchior Descourtis (1753—1820).

Unsere Abbildungen 32 u. 34 (S. 40 u. 41) aus dem Werke mit dem sehr bezeichnenden Titel: »Le Grand Théâtre des Alpes et Glaciers« gibt eine vortreffliche Komposition leicht erkennbarer Ansichten zu einem Bilde, wie es den vornehmen



Abb. 39. Karl Hackert, Mer de Glace vom Montanvert (Chamonix) (Text S. 53).

Freunden des großen Naturkünders entsprach. Hier ist das Topographische der Aufgabe gemeistert, allerdings auch die Natur hat sich Korrekturen mehr nach der ungefährlichen Schönheit hin gefallen lassen müssen. Sehr bezeichnend für die wertvollen Blätter dieser Künstler, wie anderer jener Zeit, ist noch eines: Es ist fast nie vergessen, unten im Tale oder doch in gutbemessener Entfernung von den großartigen Naturerscheinungen, elegante Touristen oder Maler uns vorzuführen.

Die Blätter Janinets und Descourtis' sind in ihrer eigenen technischen Art kunstgeschichtlich bedeutend und im Handel sehr geschätzt. Janinet war ein Meister des Farbstichs, er nannte sich insofern mit Recht den Erfinder desselben, als er als erster die Aquatintatechnik auf den Kupferfarbendruck anwendete. Natürlich ist die Feinheit des stets zarten und duftigen Kolorits solcher Blätter sehr verschieden und somit auch ihr Wert für Kunstliebhaber.

Es bleibt aber bemerkenswert, daß sich also an Rousseaus großen Geist, der nicht nur die Bewunderer der Alpennatur, son-

Abb. 40. Joh. Ant. Linck, Der Glacier des Bois und die Aiguilles des Charmoz (Chamonix) (Text S. 53).



Abb. 41. J. Alt, Der Dachstein vom Plassen (Text S. 57).

dern noch mehr die Liebe für Volk und Natur der Schweizer weckte, eine Förderung künstlerischer Erfassung und Technik anschloß. — Doch ist's hier auch an der Zeit, an jenen großen einsamen Fortschrittler Hercules Segers zu erinnern, der technisch ein Neues versuchte, was Janinet jetzt erst als Nachfolger Le Princes aufgriff.

Unter den kostbaren Werken der Alpenlandschaften dieser Zeit sei wenigstens noch eines genannt, das 1776 in Bern bei Wagner mit einer Vorrede Albrecht von Hallers in deutscher und französischer Ausgabe erschien. Es führt den (deutschen) Titel: »Merkwürdige Prospekte aus den Schweizer-Gebürgen und derselben Beschreibung«. Die Zeichnungen sind vom Verleger Wagner und einem Zeichner C. Wolfi sowie von M. Pfenninger, Demeuse und C. Wys in Umrißstichen ausgeführt.

Abb. 42. L. Belanger, Die Quelle des Arve-Flusses (Text S. 53).

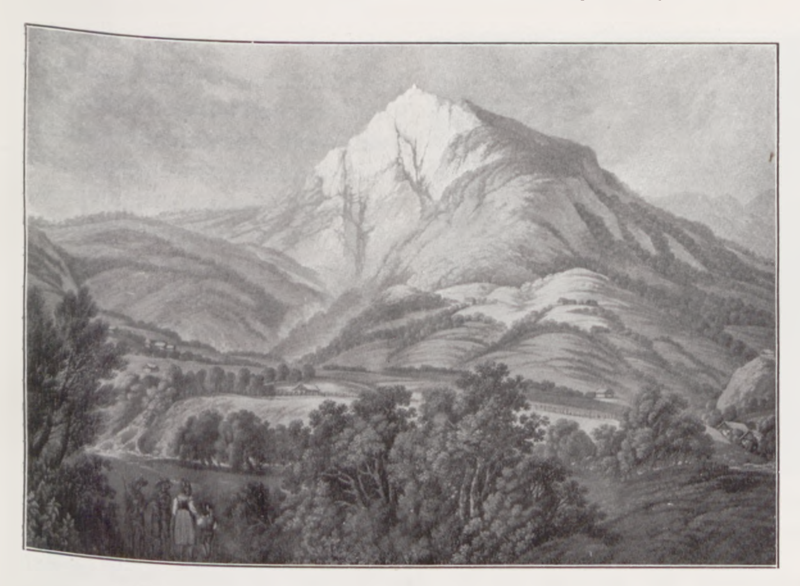


Abb. 43. Ferd. Runk, Das Kitzbühler Horn (Text S. 56).

Die Hauptwirkung überließ man also der Handkolorierung, wodurch die Blätter recht ungleich aussehen. Der Charakter der Ansichten ist dem mehr pathetischen Geschmack Hallers entsprechend weniger freundlich. Aber auch hier fehlen fast auf keinem Bilde in der Betrachtung vertiefte und mit großen Gesten bewundernde Herren und Damen im bunten, modischen Kleid der Zeit. Das was damals etwas Neues war, das moderne Nachempfindenwollen wird durch solche Staffage wirklich zutreffend angedeutet. (Vergl. Abbildung 36, S. 42.)

Aus dem vom Verleger geschriebenen Prospektus dieses Werkes ist folgende Stelle charakteristisch: — »Ganze Schaaren von Ausländern besuchen diese prächtigen Schaugerüste; man macht Beschreibungen davon und theilt oft der Welt Nachrichten von denselben mit, die ein nur flüchtiges Auge gesammelt. — Überdem sind tausend abgelegene Örter, die ihre Schätze dem Fremdling verbergen, und durch unwegsame Steige den forchtsamen Reisenden von sich abhalten: Örter, welche oft mit außerordentlichen Vorzügen und Schönheiten von der Natur beschenkt worden, sind nur dem unempfindlichen Bewohner der Alpen offen, da sie doch die angenehmsten Gegenstände der Bewunderung fühlbarer Menschen ausmachen würden. Durch alles dieses bewogen, haben wir uns seit 8 Jahren auf 8 verschiedenen Bergreisen vorgenommen, eine mit Kenntniß und Geschmack, auch auf das fleißigste nach der Natur durch einen berühmten und erfahrnen Landschaftsmahler gezeichnete, an den Orten selbst gemahlte und nach Ausarbeitung durch wiederholte Reisen revidierte Sammlung der merkwürdigsten Aussichten des Schweizerlandes herauszugeben.«



Abb. 44. Titelbild zu F. J. Hugi, Naturhistor. Alpenreise. Solothurn 1830. Gez. v. Dietler (Text S. 57).

Es muß erwähnt werden, daß die An-



Abb. 45. W. Brockedon, Der Ortler (Text S. 59).
(Aus W. Brockedon, Passes of the Alpes. London 1828.)

sichten dieses Werkes nicht ganz dem modernen Geschmack entsprochen haben dürften. Kaspar Wolff, der Zeichner, mochte mit seinen Zeichnungen die »in kühnen Zügen Ansichten von Gletschern, wilden Schluchten, Stürmen, als wenn die Welt zu Grunde gehen und nur Ruinen hinterlassen wollte«, nicht den für damals »modernen« Ton getroffen haben. Es blieb bei einer einzigen Lieferung und noch einmal wurde vergeblich das Werk in den Handel gebracht. Hallers Einleitung hat übrigens obendrein nichts von Rousseauscher Innerlichkeit, der geringe Absatz des Werkes ist wohl auch in dem gesuchten topographischen Belehren erklärt. Dessen aber war sich der Verleger richtig bewußt: es war neu, durch Maler die Alpen möglichst richtig aufnehmen zu lassen. Das erkennt auch Haller an, der mit feiner Ironie auf andere Werke anspielt, deren Illustrationen weder künstlerisch noch sachlich befriedigen könnten.

Rousseaus unvergängliche Bedeutung für den Alpinismus ist natürlich mit jener von Mahrenholtz gegebenen Umschreibung seines persönlichen Empfindens beim Anblick der Schweizer Berge bei weitem nicht erschöpft.

Durch ihn wurde die Schweiz in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit von Einheimischen und Fremden entdeckt. Man sah sehr vieles anders als der Verfasser der Héloise. Wie viele suchten die Schweiz nur auf, um Rousseaus Spuren zu folgen. Die Schweiz wurde besucht als Heimat Rousseaus und durch Rousseau hatte auf einmal die ganze Vergangenheit, das ganze Volk der »freyen Eidgenossenschaft« eine Glorìole empfangen, die auf alle Völker ihr goldenes Licht zurückwarf. Durch Rousseau wurde die Erinnerung an das Volk Wilhelm Tells neu belebt, wie bald die Persönlichkeit des Andreas Hofer Land und Volk Tirols verklärt erscheinen ließ.



Abb. 46. J. A. Klein, Eine Künstler-Studienreise in die Alpen Fr. und H. Reinhold, Chr. Erhard und E. Welker (Text S. 55).

Rousseau gab der Alpenschwärmerei — es kommt vorläufig nur die Schweiz in Betracht — eine Kultur, die uns heute fehlt. Kein Reiseführer, kein Erinnerungswerk



Abb 47. J. Auldjo, Montblanc-Besteigung (Text S. 57).
(Aus J. Auldjo, Narrative of an ascent to the summit of Mont Blanc. London 1828.)

erschien, ohne über die politische und soziale Geschichte der Schweiz, ohne über Art und Sitten des Landes und seiner Bewohner ausführliche Schilderungen zu geben. Rousseaus Betrachtungen hatten hier schon Impulse gegeben, die in der Kunst oder in der Naturbetrachtung Ausdruck finden mußten. Er sprach von einem glücklichen Klima der Schweiz, das die Menschen zwar ernst, aber nicht melancholisch mache, friedliebend, aber nicht gleichgültig. Er war überzeugt, daß ein längerer Aufenthalt in den Bergen (der Schweiz) ein Mittel zur Gesundung an Körper und Seele sei.

Am Schlusse des vierten Buches seiner Bekenntnisse schreibt Rousseau: »Im übrigen weiß man schon, was ich unter einer schönen Landschaft verstehe. Dazu gehören Ströme, Felsen, Föhren, dunkle Wälder, schwierige Bergwege, Ab und Auf. Abgründe zu beiden Seiten, die mir tüchtig Furcht machen.« Doch ist der Grundton ein viel lieblicherer bei ihm. Jedenfalls entsprach einer weicheren Naturauffassung die überwiegende Auswahl von Bildern der Reiseerinnerungswerke jener Zeit.

In dem vielfach aufgelegten Werke von Wm. Cox, Travels in Switzerland (1779 u. a. J.), in manchem anderen ähnlichen Werke spricht die Wahl der Landschaften immerhin eher für ein Suchen nach freundlichen Naturausschnitten als nach düsteren.

Der Rheinfall, Luzern vom See aus, die Eremitage bei Solothurn, Freiburg, der Staubbachfall, Lugano, Reichenau, Bern, Thun, Genf — an sich also kaum erschütternde Bilder sind überwiegend beliebt gewesen. — Es ist die Poesie eines mehr bequemen Wanderns, die Freude etwa am Auf und Ab, jedenfalls an der Mannigfaltigkeit der Natureindrücke, die mit einem Blicke zu genießen, ist's, die den Werken solcher Art und Zeit den künstlerischen Charakter gibt. Auch aus Goethes gleichzeitigen Aufzeichnungen spricht dieser Geschmack vorwiegend. —

Nicht weit davon ist ja doch auch des Gletschersuchers Bourrit Auffassung von alpiner Schönheit. Sein 1781 erschienenes Werk »Description des Alpes pennines et Rhetiennes« widmete er dem König

PASSAGE D'UNE CREVASSE DU GLACIER DES BOSSONS DESCENDANT DES GRANDS MULET POUR ARRIVER AU DESSOUS DU GLACIER DES PELERINS.

Abb. 48. L. Weber-Bleuler, Glacier des Bossons (Chamonix) (Text S. 57).



Abb. 49. S. Birmann, Auf der Flegère (Chamonix) (Text S. 58).

Ludwig XVI. mit folgenden Worten: »Die Großheit der Objekte, die ich gezeichnet habe)vergl. Abbildung 35, S. 42), ihre Unendlichkeit, das gleichzeitig imposante und lehrreiche Schauspiel, das sie abgeben, solche Wunder der Natur, die Leute von Geschmack wie Philosophen anziehen — was gäbe es Würdigeres, um Eurer Majestät angeboten zu werden?«

Einseitigkeit kannte das Auge des damaligen Schweizermalers ganz entschieden nicht. Wir stehen wenigstens in der Mannigfaltigkeit der Betrachtung fast zurück.

In dem großen Pariser Werke »Tableau de la Suisse ou voyage pittoresque« (1780, 1784) mit 428 Radierungen erster Künstler sind Dörfer und Städte, Straßen und Einsiedeleien, Trachten und Porträts, geschichtliche und gleichzeitige Vorgänge, Wasserfälle und Seen, aber auch Felsen und Gletscher mit künstlerischem Auge und doch treu abgebildet.

Von Künstlern dieser Zeit seien wenigstens einige genannt, deren Namen häufiger wiederkehren: Chatelet, Perignon, Besson, Le Veau, Dequevauviller, A. Moitte, Chr. de Mechel, Choffard, Dunker, Darnstedt, Bourdon. Besonders zu nennen ist aber aus den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts J. Heinrich Meyer, dessen »Mahlerische Reise in die italienische Schweiz mit geätzten Blättern« (Zürich 1793) reizende Ansichten gibt, zum Teil nach Zeichnungen oder Gemälden des Ludwig Heß. Beider Künstler Namen wurden schon mit dem Geßners genannt. Ein feines Auge sucht hier oft unbekanntere Stellen auf und zeichnet die mit einer selbstbeschaulichen Empfindungsweise, wie sie dem Thema der Alpenmalerei sonst ferne liegt. Joh. Rud. Schellenberg (1740 bis 1806) ist ein mittel-



Abb. 50. G. Lory Père, Glacier des Bois (Chamonix) (Text S 60).
(Aus »Voyage pittoresque aux glaciers de Chamouni«. Paris 1815.)

mäßiger, aber vielseitiger und fruchtbarer Künstler, der hier zu nennen ist wegen einer Reihe von Schweizerprospekten.

Unser Thema hat jedenfalls ungemein viele Stecher beschäftigt, deren Namen wohl nur deshalb vorläufig kunstgeschichtlich unbekannt sind, weil sie ihre Arbeiten für Bücher fertigten, die begreiflicherweise ziemlich rasch veralteten und vergessen wurden. — Auch der etwas düstere Aquatintastecher C. Apostool, ein Schüler H. Meyers (1762—1844), muß hier schon als ein Illustrator für die großen Reiseschilderungen Albanis Beaumonts genannt werden. Sind die Aufnahmen der Bergbilder in den »Select Views in the South of France« (1794) und den Ansichten der »Maritime Alps« (1795) uns nicht genügend, so ist das nicht die Schuld des Stechers, sondern des Alpenforschers, der als Dilettant doch stolz darauf war, selbst die Bilder entworfen zu haben (Abb. 38, S. 44).



Abb. 51. J. Wetzel-F. Hegi, Ansicht von Brunnen (Text S. 59).
(Aus Voyage pittoresque au lac des Waldstettes. Zürich 1820.)

Nach Beaumont muß nochmals der Alpenforscher Bourrit genannt werden, nicht als Theoretiker der Gletscher, sondern als dilettierender Künstler, als Selbstillustrator seiner Werke. Abbildung 35 (S. 42) zeige noch einmal die Dissonanz zwischen Forscher und Künstler — noch mehr, daß das wissenschaftlich sehende Auge des Forschers die Dinge doch mehr theoretisch als praktisch, d. h. lebensvoll wiedergibt. In den Originalen tritt das viel mehr hervor als in den stark verkleinerten Abbildungen. Bourrits ganzes Haus war mit dessen Bildern ausgeziert. Der künstlerischste unter den Gelehrten war M. T. Bourrit jedenfalls.

Wenn aber so häufig künstlerische Darstellung und genaue Wie-

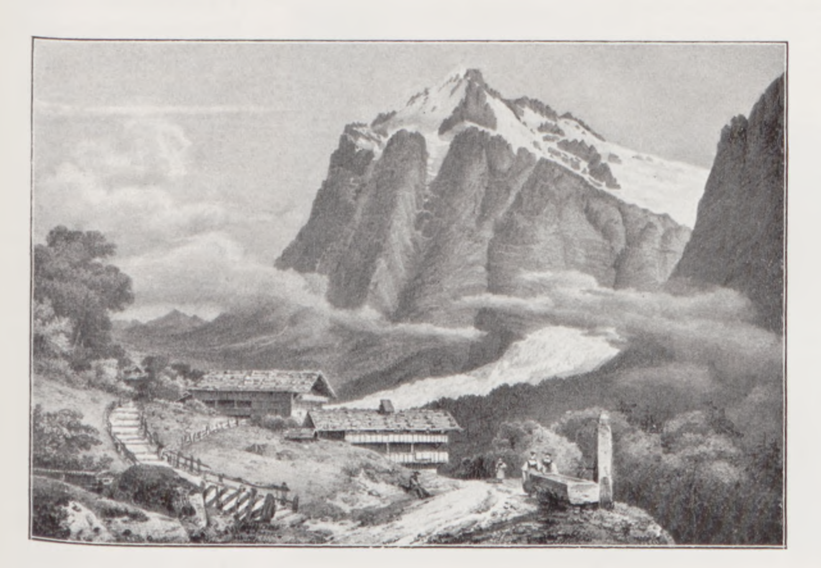


Abb. 52. M. Villeneuve, Das Wetterhorn (Text S. 59).
(Aus M. M. H. Sazerac et G. Engelmann, Lettres sur la Suisse. Paris 1823.)



Abb. 53. F. v. Olivier, Der Watzmann (Text S. 58 u. 61).

dergabe in Konflikt geraten, so wird damit doch eine wichtige, kunstkritische Erkenntnis gefördert. Die genaue Wiedergabe der Natur in einer Weise, die uns wissenschaftlich und künstlerisch befriedigen kann, wird nur der erreichen, der nicht nur abschreibt, sondern zu gestalten weiß.

Der nächste kurze Abschnitt kann das illustrieren.

Des Montblancs erste künstlerische Darsteller. Die Bezwingung des Gipfels des Montblanc durch Paccard, Balmat (1786) und besonders durch Saussures große Expedition im August 1787 war eine Sensation für alle Welt, auf die man in den Kreisen der Naturfreunde und aller Schweizbewunderer schon lange gespannt wartete. Allerdings, die Welt um den Montblanc herum hatte sich ja schon länger den Augen entschlossener Reisenden eröffnet. Saussure selbst hatte schon 1760 die Chamonix-Gletscher besucht, und die Gletscher spielen ja in der Erschließungs- und der Kunstgeschichte der Alpen eine gar wichtige und umfangreiche Rolle.

Im wesentlichen war also der Anblick der Gletscherwelt für Maler nichts Fremdes mehr. Das ist wohl der Grund dafür, daß schon die ersten Stiche der Montblanc-Besteigung so künstlerisch befriedigen.

Dem schon genannten Chr. von Mechel danken wir zwei große Stiche der »Reise« Saussures auf den Montblanc. Es sind Umrißstiche, die mit der Hand koloriert wurden. Das eine Blatt — das wir in farbiger Reproduktion als Beilage bringen, — stellt den Aufstieg, das andere (Abb. 37, S. 43) den Abstieg dar. Was diese Stiche von 1790 auszeichnet, ist die genaue Wiedergabe aller, auch kleinster Dinge, die für die Geschichte der Bergbesteigung Interesse haben, anderseits aber auch die feine koloristische Wirkung. Beides ist sehr selten vereint zu finden, das Bewußtsein, hier ein großes Ereignis zu schildern, spannte offenbar alle Kräfte aufs äußerste an.



Abb. 54. J. A. Koch, Das Berner Oberland (Text S. 61).

Von den Montblanc - Gletschern erschienen schon 1786 gleich vorzügliche Stiche Karl Hackerts (1740

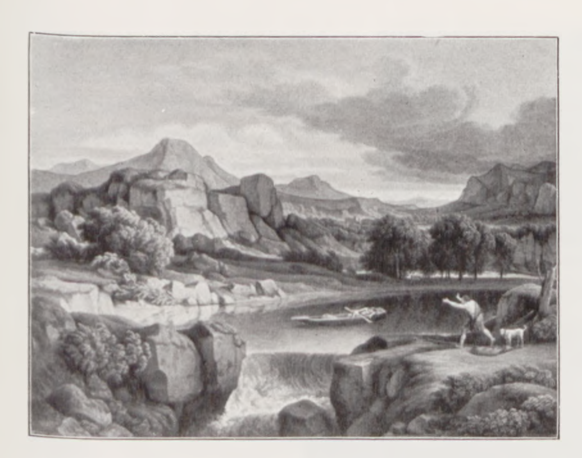


Abb. 55. J. Chr. Reinhart, Landschaft (Text S. 61).

bis 1800). Es sind ebenfalls Stiche in Aberlis Manier. Die Zentralbibliothek des D. u. Ö. Alpenvereins besitzt die »Vue de la Mer de Glace, et de L'Hopital de Blair, du Sommet du Montanvert dans le mois d'Aoust 1781« gestochen von Karl Hackert 1786 (Abb. 39, S. 45). Die Kgl. Graphische Sammlung in München verwahrt noch andere Blätter desselben Künstlers, eines Bruders des von Goethe gefeierten Landschafters.

Aus etwa gleicher Zeit ist das sehr geschätzte, in Genf erschienene, kolorierte Blatt des Johann Anton Linck: »Vue prise de la Voute nommée le Chapeau, du Glacier des Bois, et des Aiguilles du Charmoz« (Abb. 40, S. 45). Die starke Wirkung des Blattes beruht auf der geschickten Umrahmung des lichten Bildes durch die düsteren Felsen der Grotte, von der aus die Aufnahme gemacht wurde. — Alle genannten Blätter haben das Gemeinsame, von der hehren Reinheit der Luft einen idealen Begriff zu geben. Der Anblick dieser Welt ist so erhaben, daß alles, was kleine Furcht wecken könnte, zu vergessen ist.

Ganz anders ist ein ungewöhnlich großes englisches Aquatintablatt von S. Merigot nach einem an Ort und Stelle gemalten Bilde des Schweden L. Belanger (geb. um 1760). Es zeigt die Quelle der Arve, also eine Ansicht, die damals besonders gern gezeichnet — und gekauft wurde. Aber im Geschmack ist da ein Wandel eingetreten, der wohl nicht mit Unrecht an Lord Byrons wildromantische Dichtungen denken läßt. Wir sehen das wildzerrissene Flußbett der Arve hinauf. Oben über wallenden Nebeln erscheinen die felsigen Dome von Argentière und vom Col Ferret. Um die Größe in der Wildheit zu betonen, fehlen hier die sonst üblichen pathetischen Betrachter. Ein Herr wird mit Hilfe von zwei Führern die großen Felsblöcke der Arve hinaufgehoben. Der englische und französische Text des Blattes ist auch kunstgeschichtlich bedeutungsvoll genug, um zum Teil hier wiedergegeben zu werden (Abb. 42, S. 46).

»Die Schneeberge, aus denen die Arve entspringt, sind nicht die allerhöchsten dieses Gebietes. Aber sie zeigen sich in der erhabensten Form und bilden mit den Felsenhängen im Vordergrunde und den Wasserfällen das herrlichste Amphitheater. Im ganzen und im einzelnen dieser szenischen Erscheinung ist Reichtum und Größe, die alles das übertrifft, was die Einbildungskraft eines Salvator Rosa oder Ruysdael je geschaffen hat. Und das glückliche Verhältnis, das



Abb. 56. F. Schnorr v. Carolsfeld, Heimkehr des Ritters aus dem Kampfe (Text S. 61).

zwischen den einzelnen Teilen der Landschaft besteht, ist geeignet, jede einzelne Wirkung zu verstärken. Die Gletscher geben der Landschaft den Charakter, aber sie sind dem Auge nicht so nahe, um die Harmonie des Bildes zu verletzen. Hat man sich erst ganz der Begeisterung hingegeben, die ein solches Bild in jedem fühlenden Menschen erregen muß, so kann der künstlerische Betrachter diese Ansicht nach den Regeln seiner Kunst beschauen und eine neue Quelle der Bewunderung finden.«

Es mag uns die ästhetische Würdigung eines Bildes seitens des Malers selbst auffällig berühren, so ist für uns doch das aus der Selbstwürdigung sprechende Empfinden ein Hinweis auf die umstürzlerische Tendenz der Kunstanschauung, die sich erst später vollzog und hier angesichts der phantastischen Erhabenheit der Gletscherwelt stärkste Impulse empfing.

Doch ist hier nicht auf die gegen Ende des Jahrhunderts eintretende Wandlung im Geschmack der Landschaft einzugehen. Nur die Erwähnung von Burke, William Gilpin und Reynolds mag genügen, um an andere Ansichten zu erinnern. Die Antwort Reynolds auf ein Schreiben Gilpins im Jahre 1794 spricht jedenfalls Anschauungen aus, die genanntem Blatt nicht eigen sind. Reynolds sagte: »Die Vielartigkeit der Farben und Formen ist malerisch (und das Malerische ist mehr für die Meister geringerer Schulen) die Einartigkeit aber der Farbentöne, und die lange Führung von Linien gibt Größe.«



Abb. 57. K. Ph. Fohr, Romantische Landschaft (Text S. 61).

Die Ostalpen als neues Gebiet der Landschafter. Das 18. Jahrhundert gehört auf unserem kunstgeschichtlichen Gebiete fast ganz allein der Schweiz. Um die Wende erst zum 19. Jahrhundert wird auch der östliche Teil der Alpen ein häufigeres Ziel der Touristen und der Maler.

Hatte der friedliche Rousseau die Schweiz eröffnet, so war's der kriegerische Genius Napoleons, der durch die Anlage besserer Alpenwege wenigstens manche neue Möglichkeiten des Alpengenusses erschloß. Doch hat, wie schon angedeutet, auch hier die Anteilnahme an der Begeisterung des Tiroler Volkes für sein Land gewiß nicht wenig dazu beigetragen, daß nun Fremde Land und Leute Tirols aufsuchten. Immerhin bleibt die künstlerische Ausbeute der Ostalpen, mit der der Westalpen verglichen, gering. Besonders sind Gesamtwerke selten.

Embels schon 1803 erschienene Schilderung der Gebirgsgegend um den Schneeberg in Österreich zeigt eine kaum nennenswerte Radierung Ponheimers. Die Aquatintablätter von J. A. Manz zu des Grafen Sternberg »Reise durch Tirol« (Regensburg 1806) fordern thematisch sehr zu ihren Ungunsten einen Vergleich mit Man-



Abb. 58. J. Dorner, Blick in das Isartal vom rechten Ufer aus (Text S. 61).

tegna heraus. Frühe Lithographien aus Oberösterreich schufen Franz Steinfeld und Carl Viehbeck. Aus der Frühzeit der künstlerischen Erschließung der Hohen Tauern sind die Blätter Naumanns (Abb. 27 u. 31, S. 38 u. 39). Von Carl Conti sind frühe Ansichten des Traunseegebiets vorhanden, von J. Mich. Frey Salzburger Veduten. Feine Radierungen schuf um 1802 Franz Rechberger in der Steiermark.

Das anonyme Werk des Grafen de Bray »Voyage pittoresque dans le Tyrol« (III. Auflage, Paris 1825) brachte Aquatintablätter von Rösel und Warnberger. Warnberger ist besonders als Staffeleimaler später zu nennen. Hier schließe sein Name die Reihe der Illustratoren, von denen so manche — ähnlich wie die mittelalterlichen Miniaturmaler — früher ein Neues zu geben versuchten, als die Maler großer Wand- und Staffeleigemälde.

Von den Künstlern im Gefolge Napoleons sind wenigstens Bacler d'Albe und Baggetti zu nennen. Wir haben von beiden eine große Zahl von Veduten. Der letztgenannte ist besonders in den Handzeichnungen des Louvre als glücklicher Vereiniger von Genauigkeit in der Terrainwiedergabe und leichter künstlerischer Anschauung kennen zu lernen.

Abb. 59. K. Rottmann, Die Veroneser Klause (Text S. 61).

Jetzt begegnen wir übrigens auf den Stichen der Landschaften auffallend viel Wanderern mit großen Mappen und Schirmen. Es sind Maler, die den Alpen entgegengehen. Unsere Abbildung 46 (S. 48), nach einer Radierung J. A. Kleins (1792 bis 1875) zeigt des jungen Künstlers



Abb. 60. S. Warnberger, Schliersee (Text S. 61).

vier Kollegen, Heinr. u. Friedrich Reinhold, Chr. Erhard und E. Welker, auf einer Studienreise nach Berchtesgaden im Jahre 1818. Martin von Molitor (1759—1812) begründete lange vor diesen Künstlern einen weiten Ruhm als Alpenmaler Salzburgs und Tirols. Die Künstler nahmen's jetzt recht ernst mit der Alpenmalerei, die nun immer mehr Maler besonders aus den Mauern Münchens und Wiens herauslockte. Diese Epoche ist durch den nun still entbrannten Kampf um die Darstellungsideale sehr fesselnd zu verfolgen. Kunstgeschichtlich nicht unbedeutsam ist auch, wie sich gerade in diesen Jahren Münchener und Wiener Maler im Berchtesgadener Land ein oft zufälliges, aber bevorzugtes Stelldichein gaben. Der entschieden hervorragende Ferd. Runk (1746—1813) hatte schon früher für den Erzherzog Johann von Österreich — den Erschließer der Alpen — Ansichten aus Tirol für Stiche Piringers gezeichnet (Abb. 43, S. 47). Jetzt hatte er für Spaners »Spaziergänge in den Umgebungen Salzburgs« Bilder geliefert. Auch Thomas Ender machte 1812 eine Studienreise nach Salzburg. Etwa 1823 malte Ludwig Richter den Watzmann in Abendbeleuchtung, um damit ein später hundertfach wiederholtes Thema zuerst zu lösen. Auch Jakob Alt war um 1825 im Salzkammergut. Ebenso Karl Ludwig Frommel, dessen Stahlstiche von Tirol allerdings viel später erschienen. Von Simon Klotz (1777—1825) ist eine, jetzt seltene Lithographie vorhanden, die er 1807 von der Gegend bei Traunstein fertigte.

Von berühmten Maler waren unter anderen in den Ostalpen jetzt schon tätig: J. C. Reinhart, Franz Kobell, D. Quaglio. War die illustrativ dienende Alpenkunst des 18. Jahrhunderts recht vornehm, schuf sie nur kostspieligere Werke für die elegante Gesellschaft, so kommt



Abb. 61. William Turner, Thuner See (Text S. 62).



Gest. von Chr. von Mechel. Bruckmann.

Reise Saussures auf den Montblanc 1787. Blatt I, Aufstieg.

(Blatt II im Text S. 43.)



jetzt ein etwas mehr bürgerlicher Zug in die illustrative Propaganda der Alpen. Dem ganzen zeitlichen Ideal entsprechend, war die Anschauungsweise eine biedere, nüchterne. Das brachte mit sich, den Wanderern selbst und den Jägern künstlerische Aufmerksamkeit zu widmen. Die Touristen sind jetzt mehr als Staffage, und wo sie auch nur als solche die Bilder beleben, sind sie nicht pathetische Genießer, sondern sie erscheinen, so wie sie sich beim Steigen und Wandern bewegen oder bei wohlverdienter Rast zeigen. Die farbige Lithographie von J. Alt: »Der Dachstein vom Blaßen bey Hallstatt« (Abb. 41, S. 46) gibt eine recht anmutige Vorstellung, wie die Herren Biedermeier im Salonanzug der Berglust sich widmen. Das zweifarbige Aquatintablatt von J. P. Lamy nach J. Heß illustriert drastisch die gefährliche Situation zweier Gemsenjäger im Oktober 1822 (Abb. 62, S. 62). Die atmosphärische Wiedergabe möge aber nicht übersehen werden, denn darin zeigt sich nochmals eine neue, wachsende, malerische Tendenz, die wissenschaftlich sich ja lang vorbereitete. Abbildung 44, S. 47 gibt das Titelbild zu Hugis einst vielgelesener »Naturhistorischer Alpenreise« (Solothurn und Leipzig 1830) wieder. Eine der gegenständlich selteneren Illustrationen, denn nur wenige derartige Klettertourenbilder dürften in den illustrierten Büchern der alpinen Literatur zu finden sein. Einzelblätter zeigten damals als Kletterer viel lieber Kaiser Max oder Manfred; die Ära der Kletterei war, für die Deutschen wenigstens, noch nicht angebrochen.

Den Alpinisten unserer Zeit dürfte der kolorierte Stich L. Webers »Passage d'une Crevasse du Glacier des Bossons« etwas merkwürdig anmuten (Abb. 48, S. 49), und in die Geschichte der Konkurrenzbesteigungen und — Konkurrenzwerke, wenn nicht der Plagiate, gehören die beiden Werke von John Auldjo über eine Montblancbesteigung im August 1827 (1828) (Abb. 47, S. 49) und ein sehr ähnliches Werk Fellows über eine gleiche Tour im Juli des gleichen Jahres. Die Engländer zeigen sich hier schon als im Alpinismus allen voran.

Doch — wie erwähnt, — die bequeme Straße war der eigentliche Tummelplatz der Alpinisten von damals. Und von der Straße aus gab's jetzt für Alpenlandschafter gar viel zu illustrieren. Hatte doch das zunächst durch die Schweiz fast ganz allein beherrschte Gebiet rein räumlich einen außerordentlichen Zuwachs erhalten.

Senefelders Jünger in den Alpen. Eine wesentlich billigere Illustrationstechnik trat der Förderung des Alpensinns kräftig helfend zur Seite: Senefelders Erfindung der Lithographie. Schon mehrere Einzelblätter und Werke, die kurz nach Senefelders Erfindung lithographisch illustriert wurden, sind in den letzten Abschnitten genannt worden. Die in den beiden ersten Dezennien gezeichneten Steindrucke sind jetzt schon recht selten und gesucht und alpine Kunstsammler dürften auf diese oft unscheinbaren Blätter ein besonderes Augenmerk haben. Zu solchen alpinistischen Inkunabeln der Lithographie sind zu zählen: C. Fr. Hampes Gebirgslandschaft (1806), C. F. Heinzmanns Landschaften aus Oberbayern und der Schweiz (1822/24), A. Falgers Illustrationen zu Mylius »Fußreise durch das südliche Frankreich«, Lor. Quaglios Blätter aus Oberbayern (1812/16), Wagenbauers und Warnbergers oberbayerische Landschaften. Noch einige mit Lithographien geschmückte Werke der drei ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts seien hier unter Angabe des Namens des Verfassers, der Lithographen und der Jahreszahl genannt. »Vorzüglichste Ansichten des Salzkammergut etc.« mit Lithographien von J. Alt u. a. — Auer und Rehlen lithographierten für ein Werk von Mylius 1818. — Auldjo und Harding zeichneten für ein Werk des erstgenannten 1828. — Langlumé und Pigal illustrierten mit Steindrucken Marcel de Serres »Voyage dans le Tyrol« (1823). — Villain illustrierte ein englisches Reisewerk der Marianne Colston (1823). — G. Engelmann arbeitete nach Villeneuve auf Stein für 1823 erschienene »Lettres sur la Suisse« und für eine »Voyage pittoresque du lac de Genève« von

H. Sazerac. — Surecks »Promenade aux Alpes« (1824) ist allerdings kaum von künstlerischem Interesse. 1809 erschienen alpine Lithographien des Nürnbergers Ch. Wilder. Georg Dillis zeichnete 1817 auf Stein ein »Bauernhaus im Gebirge«. Aus dem gleichen Jahre sind Arbeiten des mit Klein erwähnten Erhard zu nennen. Die besten Alpenansichten vom Schneeberg, vom Böckhardsee hat Erhard radiert. Meisterschöpfungen aber auf Stein sind Oliviers »sieben Tage der Woche«, die Berchtesgadener Landschaften edel, groß und einfach verherrlichen (Abb. 53, S. 52).

Die Illustratoren der Alpenstraßen. Die Epoche der Alpenstraßen wurde durch Napoleons Wegeverbesserungen eingeleitet. Das waren segensreiche Folgerungen kriegerischer Unternehmungen. Die Schweiz und Österreich aber bauten zwischen 1818 und 1839 Alpenstraßen, die ohne die längst zuvor geweckte Alpenfreude bei den verschiedenen Völkern kaum für zweckmäßig hätten angesehen werden können.

Und wieviel Künstler sind als erste diesen Straßen gefolgt. Jetzt konnten sie Besseres geben, als die Künstler des 17. und zeichnende Gelehrte des 18. Jahrhunderts. Sicherlich danken den Straßen manche Künstler ihr eigenstes Gebiet, ihre eigene Bedeutung. Vieles, was die Landschafter größten Namens später berühmt machte als Neuerer, findet sich nicht zufällig mehr oder weniger deutlich von Malern der neuen Alpenstraßen aufgegriffen. Hier finden sich zuerst Stimmungen atmosphärisch großer Art, die in der Staffelei-Malerei viel später glücklich wiedergegeben wurden.

Die vier Waldstädte — der Vierwaldstättersee — waren schon vor jenen neuen Straßen ein Hauptziel aller Reisenden, denen Maler vorangingen oder folgten. Daß es zu allernächst freilich das Volk, das gerade dort wohnte, war, das die meisten dahin lockte, wurde schon gesagt. Irgend ein Wort, das das Volk vom Herzen der Schweiz als glücklich und arbeitssam, als ideales Volk vor allen anderen preist, findet sich fast in allen Werken, von denen hier die Rede ist, als Leitspruch.

Die immer wieder gemalten Ansichten waren etwa: der Reichenbachfall, der Staubbach, der Grindelwaldgletscher, der Brienzersee und der Vierwaldstättersee.

1802 erschienen Coxes »Travels in Switzerland«, neu, mit Bildern von S. Birmann. Birmann (1758—1844) war zuerst als Kolorist der genannten Wolffschen Prospekte tätig, dann Geselle bei Aberli. Schließlich wurde sein Atelier Verlag für die größte Zahl von Alpenmalern der Schweiz. Birmanns Kunst ist recht fein, seine Kompositionsart folgt zunächst noch dem alten Geschmack, aber der Blick für das Ferne wie für das Nähere ist bei ihm gut und klar. Der Sinn für ruhige Eindrücke ist stark entwickelt (Abb. 49, S. 50). — Ein Werk von 1812 »Voyage pittoresque de l'Oberland« mit punktierten Konturstichen zeigt alles lieblich und mild. — Die Auswahl war keine große. Das wurde schon damals von den Reisenden bemerkt. J. R. Wyß in seiner »Reise in das Berner Oberland« (Bern 1816) betont deshalb, daß die Stiche seines Werks nicht nur an Ort und Stelle gezeichnet, sondern auch alle von noch unbenutzten Standorten aufgenommen seien. Die Künstler dieses Buchs, das auch in französischer Ausgabe 1817 erschien, sind G. Lory, Stäbli und F. Hegi. Lory und Hegi kommen z. B. in einer Ansicht des Schmadribachs zu Effekten, die später Turner verstärkte, die später Dorés Manier charakterisierten. Hegis reiches Werk ist jetzt erfreulicherweise in einem Katalog Appenzellers übersichtlich dargestellt. Alpinisten sei es recht empfohlen.

Gabriel Lory père, ein Schüler Aberlis und Wolfs, genoß auch von Bacler d'Albe, von Dunker und J. A. Koch Anregungen. 1811 illustrierte er das Werk über den Simplonpaß. Er vervollkommnete das Aquatintaverfahren. Noch weit geschätzter war sein Sohn Gabriel Lory Fils. Er wurde Berliner Akademie-

Professor und genoß am Berliner und Pariser Hofe gleich großes Ansehen als alpiner Darsteller. — Zu den großen Werken der Alpenstraßen gehört Major Cockburns »Swiss Scenery« (London 1820). Die Zeichnungen des Offiziers wurden von einer ganzen Anzahl guter Künstler gestochen. Ob mehr auf den Zeichner oder auf die Stecher von dem Lob fällt, das hier auszusprechen ist? Die Blätter sind jedenfalls von oft so starkem malerisch-atmosphärischen Reiz, wie er zu jener Zeit in der großen Malerei kaum zu bemerken ist. Auf die Stiche: »Bridge of Pelessier near Servos«, auf eine Ansicht des Grindelwaldgletschers seien die Alpinisten aufmerksam gemacht. Von den Stechern nenne ich nur: Chs. Heath, C. Westwood, E. Finden. — Wie hier, finden sich auch in anderen gleichzeitigen Werken verhältnismäßig viel Stadtbilder, sehr oft wird aber der Blick besonders auf das Bautechnisch-Konstruktive der neuen Straßen künstlerisch hingelenkt. — Auch der Standpunkt des Beschauers wird fast immer auf der Straße gewählt, über der sich das eigentliche Bild aufbaut.

Hegi war für die verschiedensten Werke tätig: so für das 1820 in Zürich erschienene: »Voyage pittoresque au lac des Waldstettes«. Hier radierte er nach J. Wetzel und fand gar vielartige neue Reize auf alten Gesichtsfeldern (Abb. 51, S. 51). Von den Lorys ist das Werk »Picturesque Tour from Geneva to Milan« zu rühmen. Die Simplonstraße wird von Anfang bis zu Ende künstlerisch aufgenommen. Noch mehr als bei den Lorys ist mir in dem schon genannten Werke Sazeracs »Lettres sur la Suisse« (Paris 1823) mit Lithographien des Meisters G. Engelmann nach Villeneuve (Abb. 52, S. 51) hin und wieder eine ganz erstaunliche Wiedergabe des Atmosphärischen aufgefallen. Ein Bild von Oberhasli ist äußerst effektvoll. Die Sonne teilt das Düstere der ganzen Atmosphäre. Engelmanns »Voyage pittoresque autour du lac de Genève« (Paris 1823) ist dagegen ohne Berginteresse, ohne Luft, düster und für uns langweilig.

»Die neuen Straßen durch den Kanton Graubünden« schildert ein Album mit 30 Blättern von J. J. Meyer. Die von Hegi, Rordorf, Meichelt, Bodmer in Aquatinta geätzten Blätter sind für J. J. Meyers Kunst höchst schmeichelhaft. Auch die Stiche Hegetschweilers in »Reisen in dem Gebirgsstock zwischen Glarus und Graubünden« (Zürich 1825) greifen der Kunst unter Glas und Rahmen weit vor, während die Stiche F. Loses in dem Werke von Bernucca, »Viaggio Pittorico« düster und eintönig wirken und keine fortschrittliche Auffassung verraten. W. Brockedons großes und berühmtes Werk »Passes of the Alps« (London 1828 u. ff.) ist wiederum eine Fundgrube der Freude für die Kunstfreunde, die besonders gern die Pfadfinder und Pioniere neuen Geistes und neuer Taten aufsuchen. Von der Ortlerspitze (Abb. 45, S. 48), vom Tale von Ubaye, vom Aarfall gibt Brockedon, unterstützt allerdings von vortrefflichen Stechern, so grandiose Eindrücke, wie sie doch, damals wenigstens, nur wenige zu empfangen und wiederzugeben vermochten. — Der Montblanc und seine Umgebung lockte und förderte natürlich auch gar viele Maler und Zeichner.

Die schöngeistigen Briefe der Friederika Brun (Zürich 1806 u. f.) sind mit feinen Radierungen J. H. Meyers und Ludwig Heß' geziert. Weniger günstig sind die Schriften der Marianne Colston illustriert. Überdies herrscht hier noch ganz die Freude am Lieblichen, an Tal- und Stadtbildern. Aller großen Bergfreude ist die Colston eine Fremde. Auch bei Villeneuves Briefen fällt der Mangel an Berginteresse auf. Und in einer »Voyage pittoresque par le Simplon«, mit Stichen der beiden Lory (d. A.), die 1811 in Paris erschien, ist nur ganz ausnahmsweise ein großes Erfassen der hohen Bergwelt (z. B. Brieg, vom jüngeren Lory) bemerkbar. Allerdings ist dafür eine Arbeit M. de Meurons (Brücke bei Barens) unbedingt wundervoll zu nennen. Wie in goldenes Licht getaucht erscheint hier alles. Man kann weder Claude Lorrain noch Turner vergessen und der Wert der Illustrationen dieser ganzen Literatur erscheint kunstgeschichtlich bedeutsam.

Freunde alter künstlerischerAlpenlandschaften müssen auf die »Voyage pittoresque aux Glaciers de Chamouni« (Paris 1815) Abb. 50 (S. 50) aufmerksam gemacht werden. Lory und Hegi geben hier vieles vom allerbesten.

Eine feine eigene Kompositionsart zeigt Edw. Finden in »The Vaudois etc.« London 1827, bzw. 1831.

Die anderen Teile der Alpen sind bei weitem nicht so oft in künstlerischen Ansichtswerken gerühmt worden. Der Begriff der Alpen war für damals mit dem Worte »Schweiz« genau umschrieben. Und wenn nun auch Mittelgebirge von sogar durchaus lieblichem Charakter »Sächsische« oder »Holsteinsche« »Schweiz« genannt wurden, so muß man zur Erklärung an die zumeist lieblich aufgefaßten Schweizeransichten vom Anfang des 19. Jahrhunderts zurückdenken. War doch z. B. die Umgegend Basels, des Rheinfalls von Schaffhausen recht sehr beliebt. Sind doch die Mehrzahl dieser Ansichten ohne alpinkünstlerisches Interesse. Nur Pierre Birmanns »Voyage pittoresque de Basle à Bienne« (Basel 1802) mit Stichen von Hegi, Haldenwang, Strüdt sei hier noch genannt. Wer sich für die Kulturgeschichte des Alpensinns interessiert, wird in dem Werk das 18. Jahrhundert eher zu sehen meinen als das 19. Jahrhundert.

Neue Ziele der Alpenlandschaft beim Eintritt ins neunzehnte Jahrhundert. Wenn hier von den vielen illustrierten Büchern für Alpinisten, die am Ende des 18., in den ersten dreißig Jahren des 19. Jahrhunderts erschienen, nur wenig in Bildern gezeigt wird, so ist eine gewisse Rücksicht auf das künstlerische Bedürfnis der gegenwärtigen Alpinisten maßgebend. Denn es handelt sich da meist um Ausschnitte aus Landschaften, wie sie der Tourist von bestimmten Bergen, von Tälern, von Brücken oder Grotten aus genoß. Die Wahl der Aussichtspunkte ist eine sehr einseitige. Recht weit von der Straße entfernt sich der Maler sehr selten, vielleicht weil das Publikum sonst nicht mit dem Bilde zufrieden gewesen wäre, vielleicht aber weil ja auch die Maler zum Publikum gehörten, das Gipfel und Zinken der Alpen als selbständig schöne Anschauungsobjekte überhaupt noch nicht kannte.

Gleichwohl hat der vorhergehende Abschnitt gezeigt, daß sich's bei jenen Illustratoren von den neuen Alpenstraßen nicht etwa nur um geringe Zeichner oder Darsteller handelt. Ja, es ist zweifellos, aus der Generation jener Maler von der Poststraße erstanden einzelne Künstler, die weit vorauseilten und mit sicherem Auge neue künstlerische Wegzeichen errichteten.

Es ist kein Zufall, wenn so manche gerade von denjenigen Künstlern einen bedeutenden, ja wohl noch nicht einmal genügend erkannten Platz in der neuen Kunstgeschichte sich sicherten, die in den Bergen neue Studienobjekte gesucht und gefunden hatten.

»Wandern macht frei« ist eines alten Spruchs ewiger Sinn — und hier muß es nochmals heißen: von manchem Gebirgsmaler kam der Kunst neue Kraft.

Die daheim blieben, kerkerten sich ein in der Akademien kalter und blindmachender Luft. Es ist unendlich viel verloren gegangen oder vergeblich verfolgt worden von den großen und kleinen akademischen Größen des letzten Jahrhunderts. Freiheit der Kunst und des Lebens aber erreichten die Alpenwanderer nicht zufällig. Freilich ihr Ziel war meist viel weiter — jenseits der Alpen — es war Rom oder die romantische Landschaft bei Rom, die in Tivoli eine frohe deutsche Künstlerschar einte. Aber fast keiner, der nach Rom zog und Sinn für Landschaft überhaupt hatte, ging blinden Auges über die großen Berge. Das war jetzt unmöglich.

Nur einen vorläufig orientierenden Blick auf die Alpenlandschaft in den ersten Jahrzehnten des letzten Jahrhunderts soll die letzte Gruppe unserer Abbildungen ermöglichen.

Zunächst scheiden sich deutlich zwei Gruppen von Bildern. Zu der einen gehören die Landschaften Joseph Anton Kochs, Johann Chr. Reinharts, Ferdinand Schnorrs von Carolsfeld, Karl Philipp Fohrs, Rottmanns — (vergl. hierzu Abb. 54—57 u. 59, S. 52—55) — vielleicht auch noch die Salzburger Landschaft von Ferdinand von Olivier (Abb. 53, S. 52). Die anderen Bilder haben mit dieser Gruppe nichts Gemeinsames. Dorners Blick in das Isartal (Abb. 58, S. 55), Waldmüllers Ansicht von Ischl, die Landschaften von Wilhelm und von Ferdinand von Kobell, von Max Joseph Wagenbauer, von Köster und Wasmann und Warnberger (Abb. 60, S. 56) sind zumeist das, was wir kurzweg Ansicht oder Vedute nennen.

Auch kunstgeschichtlich sind beide Gruppen zu trennen, wenn auch in der letzteren doch gar mancherlei zu bemerken ist, was schließlich zu einer neuen Sonderung führen muß.

Doch sollen alle Künstler dieser Gruppen als Führer oder Folger erst im dritten Teile dieser Arbeit uns näher bekannt werden. Denn eine historische Scheidung ist hier kaum möglich, wachsen doch die meisten der genannten Künstler weit in die Kunst des 19. Jahrhunderts hinein.

Jene genannten Künstler mögen vorläufig die Charakteristik der wichtigsten künstlerischen Erscheinungen des 19. Jahrhunderts, soweit sie unser Gebiet berühren, umschließen.

Im Haupt der erstgenannten Gruppe, im Tiroler Joseph Anton Koch, ist das Streben nach römischer Großzügigkeit am stärksten betont. Was Koch wollte und so glücklich erreichte, den Begriff von der Mächtigkeit der Gebirgswelt wiederzuspiegeln in einem großen, klaren Rhythmus der Linien, in einer wohl bemessenen Berechnung der Effekte im einzelnen, im reinen Zusammenfassen eines Bildes, das symphonisch in mächtig sich steigernden Akkorden ausklingt — das erstrebten alle Künstler der ersten Gruppe, von denen wir die anderen und noch andere später kennen lernen werden.

Jene Künstler der großen, historischen Landschaft wollten weniger ein getreues Bild der Landschaft, als eine klare und scharfe, also idealisierende Charakteristik des Gebirgs geben. So sehen und geben sie denn nicht nur die Alpen in diesem großen, reinen Klang mächtig gesteigerter Linien, alle gebirgige Landschaft übersetzen sie in einen hohen dramatischen Stil, ganz ähnlich also auch darin ihren vorbildlichen Meistern des 18. Jahrhunderts.

Daneben sind die Bilder der anderen Gruppe recht bescheiden im Ansehen. Ihre Urheber waren zweifellos Maler von der Landstraße, die treue Bilder zurückbehalten wollten — nur daß sie sich die Freiheit ließen, Ort oder Berg in einen Rahmen zu fassen, der wesentlich abwich von dem der Illustratoren der Erinnerungsalbums.

Schauen wir aber Bilder Oliviers oder Wasmanns oder Waldmüllers genauer im Original an, so verschwindet das Konventionelle der Form weit hinter der Neuheit des farbigen Sehens.

Diese Künstler stehen viel enger mit der ganzen Farbenwelt der Natur in Fühlung als jene Meister mit den oft etwas theatralischen Allüren. Hier zeigt sich zuerst Lust und Sinn für die volle Luft, für der Farben leuchtendes und flimmerndes Spiel in milder oder starker Sonne, wie er so manchen Maler des letzten Jahrhunderts zur Meisterschaft geführt.

Und doch ist schließlich ein Gemeinsames zwischen beiden Gruppen: die Abstammung von einem Meister: von Poussin oder von Claude Lorrain.

Die Meister der großen, heroischen Landschaft haben mit diesem wieder engste Beziehung wegen der großen Form, der großen Linie.

Die Kobell schon, die Waldmüller sowie Wasmann nahmen das andere Teil

der Erbschaft des großen Lothringers auf: die künstlerische Eroberung von Luft und Licht, alle Herrlichkeit der Atmosphäre, die die Berge umschlingt und die Niederung verklärt.

Aber dann erstand der Alpenlandschaft ein neuer Meister in William Turner (Abb. 61, S. 56).

Die Bergformen interessierten Turner freilich so wenig wie später die Meister von Barbizon — aber wo immer er die Alpen malt, da umgibt er sie mit einer Größe, die zwar uralt ist, aber doch auch erst künstlerisch erweckt, erschaffen werden mußte. Bei Turners meist unklaren Bildern umtost das Brausen mächtigster atmosphärischer Erscheinungen die Höhen und Tiefen der Alpenkörper mit einer Wucht, als ob niemandem vor ihm vergönnt gewesen wäre, in das erschaudernde Chaos einer Gebirgswelt zu blicken. Sein Ahne ist vielleicht Altdorfer.

Freilich, der Alpinist wird sich bei Turners Gemälden, wie bei keines andern Malers Bildern, so wenig an bestimmte Orte und Berge zu erinnern vermögen. Bei Turner verschwindet alles in Stimmung und Atmosphäre.

Hat Turner im 19. Jahrhundert Schule gemacht? Haben die Maler der flachen Landschaft und der vollen Luft allein siegreich geführt?

Ist im 19. Jahrhundert etwa der Alpenlandschaft Erhabenheit in Form und Gestalt von den Malern vergessen worden?

Wie führt der Weg zu dem Alpenbild, das uns jetzt umgibt?

Die bloßen Luft- und Wettermaler waren freilich eine Gefahr für ein weithin hörbares Künden der mannigfaltigen Schönheit unserer erhabensten Bergwelt.

Aber wie bisher die Kunstgeschichte der Alpenlandschaft des Alpinisten Auf und Ab und doch endlich den zum Gipfel führenden Weg beschreibt, wird auch der letzte Teil dieser Geschichte fortzuführen sein unter dem Sinnbilde des Prometheus oder des Ganymed.

Wie der Adler des Zeus Ganymed zum Olymp emportrug, so wurde auf der Alpen jungfräulichen Höhen die Kunst der Maler immer von neuem mit prometheischem Geiste erfüllt. Und Zeiten und Künstler werden auch künftig der Kunst belebenden Geist zuführen aus dem nie sich erschöpfenden Reichtum der Hochgebirgswelt.



Abb. 62. J. Heß, Gebirgsjäger am Finsteraarhorn (Text S. 57).

Welschtirol in seiner geschichtlichen Entwicklung[1])

Von

Univ.-Prof. Dr. M. Mayr

Grenzen, Bevölkerung, Einwirkung der Bodengestaltung

Geographisch zerfällt die gefürstete Grafschaft Tirol in Nord- und Südtirol. Nach der Sprache der Bewohner des Landes kennt die moderne amtliche Bezeichnung den deutschen und den italienischen Landesteil, wofür der volkstümliche Ausdruck gewöhnlich Deutsch- und Welschtirol lautet. Diese Bezeichnung ist richtiger; denn sowohl geographisch und ethnographisch wie insbesondere geschichtlich gibt es nicht einen deutschen und einen italienischen Landesteil, sondern deutsche und italienische Landesteile. Einzelne Kreise der italienisch sprechenden Tiroler bemühen sich, die vorzugsweise von ihnen bewohnten Landesteile »Trentino« zu nennen. Sie wollen damit einerseits die nationale Trennung, anderseits die erst seit einem halben Jahrhundert ernstlich erstrebte politische Loslösung[2]) vom Kronlande Tirol, mit dem sie kraft der Eroberung und viel mehr noch durch feierliche Verträge verknüpft sind, zum Ausdrucke bringen. Besonders jene in den gebildeten Kreisen vielfach herrschende politische Richtung, welche die Vereinigung dieser Landesteile mit dem Königreich Italien wünscht und sich deshalb die »Irredenta« (die Partei der von Österreich noch Unerlösten) heißt, hat die Trennung schon vollzogen und stellt das Land »Trentino« in direkten Gegensatz zum Lande Tirol. Die Staats- und Landesverwaltung kennt jedoch nur ein ungeteiltes Tirol, nicht aber auch ein »Trentino«[3]).

Der mit Bezug auf die gekennzeichneten Trennungsbestrebungen erst im Verlaufe des 19. Jahrhunderts entstandene Name Trentino erscheint aber selbst für den bezeichneten Zweck in mehrfacher Hinsicht schlecht gewählt. In nationaler Beziehung umfaßt er die Gebiete der autonomen Städte Trient und Roveredo und der Bezirkshauptmannschaften Cavalese, Primör, Borgo, Mezolombardo, Trient, Roveredo, Riva, Tione und Cles oder die Täler von Fleims mit Fascha (Elvas), Primör, das Suganertal, das untere Etschtal südlich von Salurn, die Täler der Flüsse Sarca und Chiese und den Nons- und Sulzberg mit ungefähr 360000[4]) Einwohnern, während

[1]) Diese Abhandlung ist zum Teil eine Um- und Neubearbeitung einzelner Kapitel meiner im Jahre 1901 in den »Neuen Tiroler Stimmen« erschienenen Studie über »Die politischen Beziehungen Deutschtirols zum italienischen Landesteile«, deren Sonderabdrücke längst vergriffen sind, zum Teil eine Ergänzung und weitere Ausführung derselben nach anderen Gesichtspunkten.

[2]) In literarischer Beziehung setzte diese Tendenz schon im 18. Jahrhundert ein.

[3]) Bloß die Handels- und Gewerbekammer in Roveredo und die II. Sektion des Tiroler Landeskulturrates erstrecken ihren Tätigkeitsbezirk auf dieses sogenannte Trentino oder Italienisch-Tirol.

[4]) Davon waren bei der letzten Volkszählung im Dezember 1900 fast 29000 aus dem übrigen Tirol. 4725 stammten aus anderen österreichischen Kronländern, 8555 aus dem Ausland. (Vergl. I Comuni del Trentino. Demografia e Finanza, Rovereto, U. Grandi 1906, S. 6.)

ganz Tirol beiläufig 853 000 Bewohner zählt. Im Bereiche dieses Welschtirol wohnen aber nicht durchaus Italiener, sondern auch viele Ladiner und Deutsche, gleichwie in den benachbarten deutschen Bezirken ebenfalls viele Ladiner und Italiener ihre Heimat haben. Die seßhafte Bevölkerung Welschtirols beträgt zurzeit 352 425 Köpfe, von welchen 342 130 den Italienern, 8970 den Deutschen und 1325 anderen Nationalitäten zugezählt werden.[1]) Darnach hätten sich im letzten Jahrzehnt bei einer durchschnittlichen Bevölkerungszunahme von 4,27 % die Deutschen um ungefähr 1100 vermindert.[2]) Die zahlreichen Ladiner innerhalb Welschtirols Grenzen werden irrtümlich den Italienern zugezählt, da sie nicht zur italienischen, sondern zur rätoromanischen Sprachgruppe gehören. Ihrer Abstammung nach sind sie, wie alle Völker, die heute eine vom Latein abgeleitete Sprache reden, allerdings Romanen, aber sie bilden ein ebenso selbständiges und von den Italienern verschiedenes Volk wie die Franzosen, die Spanier und die Dakoromanen. Die ungefähr 70 000 Einwohner des Nons- und Sulzbergs und des Fleims- und Faschatals sind Ladiner und gehören zur mittleren Gruppe der Rätoromanen, deren Stämme als Romauntsche oder Churwelsche, Ladiner und Furlaner hauptsächlich die südlicheren Hochalpen von Graubünden, Tirol und Friaul bewohnen.

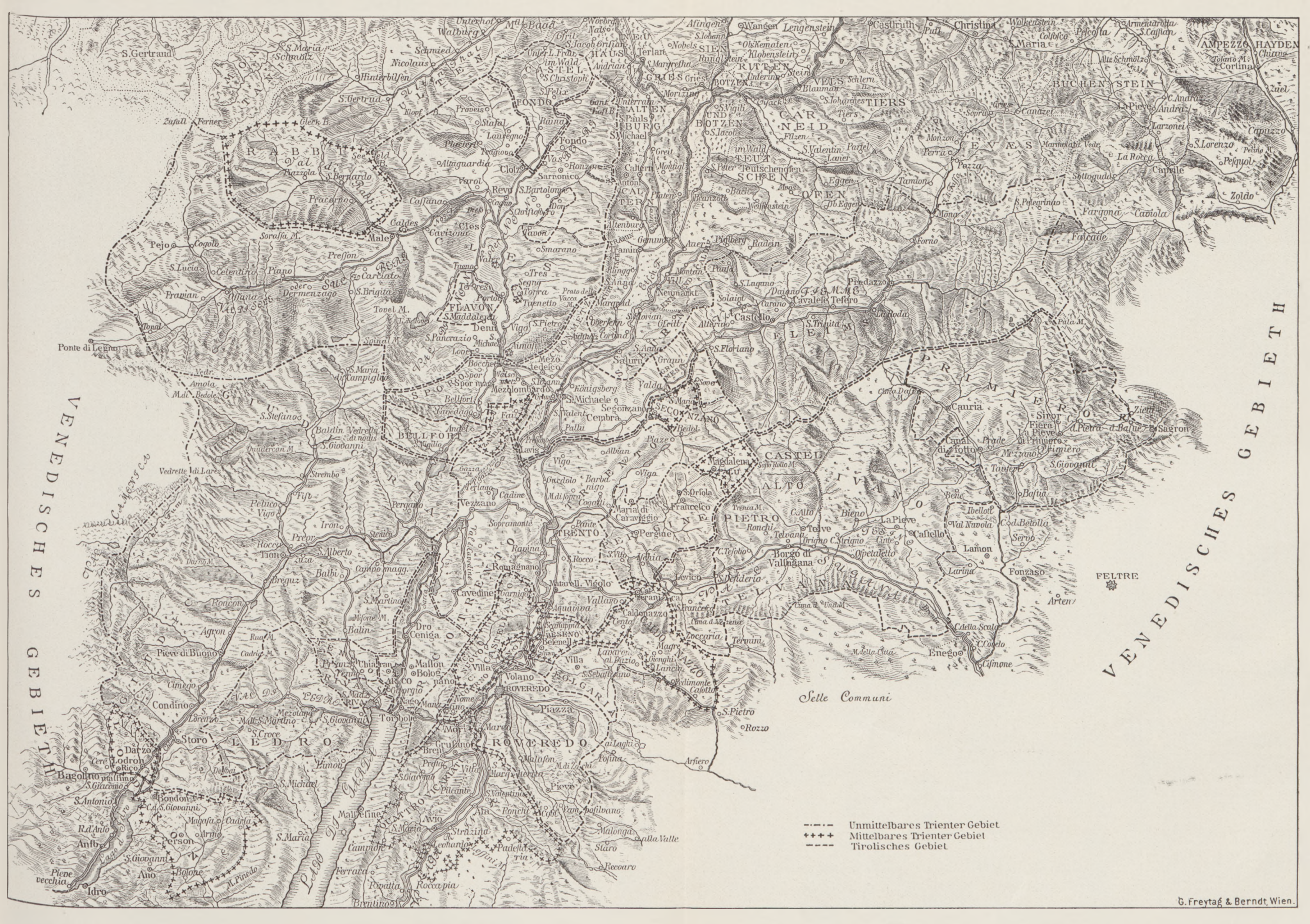
An den Grenzen des heutigen Welschtirol hausen im Bereiche der Bezirkshauptmannschaften Meran, Bozen, Bruneck und Hayden (Ampezzo) gleichfalls mehr als 15 000 Ladiner in geschlossener Siedlungsform in den Tälern von Gröden, Enneberg, Buchenstein und Hayden und etwa 8000 Italiener zerstreut in deutschen Ortschaften.

Das Gebiet, welches heute als Welschtirol oder »Trentino« bezeichnet wird, bildet demnach in nationaler Beziehung weder ein geschlossenes einheitliches, noch ein vollständiges Sprachgebiet, weil es gleich dem deutschen Südtirol alle drei Volksstämme des Landes von alters her beherbergt. Die Erscheinung, daß in Südtirol südlich der alten Sprachgrenze am Nevisbach (Avisio) bei Lavis die italienische, nördlich davon die deutsche Sprache stets vorherrschte, findet in der geschichtlichen Entwicklung ihre Erklärung.

Viel wichtiger und wirksamer als die sprachliche Scheidung und Mischung und viel entscheidender als selbst die Bildung der zwei geistlichen Fürstentümer Brixen und Trient erwies sich zu allen Zeiten für die Einheit des »Landes im Gebirge« südlich und nördlich des Brenner die natürliche Bodengestaltung. Wer Tirol, diese für Deutschland und Italien gleich wichtige Felsenfestung, besitzen und beherrschen wollte, benötigte den ganzen Norden und den ganzen Süden von der Umrahmung der nördlichen Alpenkette bis zur Berner Klause. Dieser militärisch-politische Gedanke kommt schon in der Bildung der römischen Provinz Rätien zur Zeit, wo sich zum erstenmal das geschichtliche Dunkel von unseren Bergen hebt, zum Ausdruck; er wiederholt sich im Jahre 1027, als der deutsche Kaiser Konrad II. den Bischöfen von Trient und Brixen die Bewachung der Alpenpässe vom Inn zur Etsch bis zur Berner Klause anvertraute und ihnen dafür die Grafschaften des Landes überwies; er wirkte fort durch die Jahrhunderte bis auf unsere Tage. Die Bodengestaltung erforderte stets die Festhaltung der alten Grenzen des Landes, besonders im Süden, und die möglichste oberste Einheit der Verwaltung. Oft und oft wiederholte sich im Laufe der Jahrhunderte dasselbe Schauspiel: der Beherrscher Tirols war nur dann imstande, innere und äußere Gefahren zu bannen, wenn er von

[1]) Vergl. das eben angeführte statistische Werk der Roveredaner Handelskammer, S. 9.

[2]) Die italienische und auch die offizielle Statistik ist freilich unzuverlässig. Nach A. Baß, Deutsche Sprachinseln in Südtirol und Oberitalien, Leipzig, E. Lucius 1901, S. 18, zählt das Fersental ca. 2800 deutschredende Einwohner, während die offizielle Statistik für den ganzen Gerichtsbezirk Pergine deren nur 1685 anführt.



Bruckmann impr.

Das Gebiet des Hochstifts Trient.

(Ausschnitt aus Anichs Karte von Tirol 1774.)



Kufstein bis zur Klause von Bern ohne jeden lokalen Widerstand mit fester Hand die Zügel der Regierung lenkte. Dagegen erwuchs Zwietracht und das Streben nach Loslösung und Selbständigkeit, wenn die Zentralgewalt schwach war oder sich um die kleinen Verhältnisse im Süden des Landes zu wenig kümmerte.

Ein ähnlicher Versuch, wie er in früheren Jahrhunderten oftmals, wenn auch in anderer Form und in anderen Grenzen, unternommen wurde, ist das moderne, erst ein halbes Jahrhundert alte Streben, eine von Tirol unabhängige Provinz Trentino zu bilden. Dem Geiste der Zeit entsprechend, soll dafür die nationale Idee als Grundlage dienen. Aber auch aus den geschichtlichen Tatsachen versuchte man den heutigen Begriff Trentino zu rechtfertigen.

Man leitete nicht bloß das vermeintliche Anrecht auf autonome Selbständigkeit, sondern auch den Namen Trentino aus dem einstigen Bestande des geistlichen Reichsfürstentums Trient her. Ganz mit Unrecht; denn das geistliche Fürstentum, der Principatus Tridentinus, oder wie es im 18. Jahrhundert gewöhnlich heißt: das Tridentinische, umschloß sowohl zur Zeit seiner höchsten Blüte im 11. Jahrhundert, als auch am Ende seiner Tage im Jahre 1803 andere Gebiete.

Als der deutsche Kaiser Konrad II. im Jahre 1027 den Bischof von Trient mit den drei Grafschaften Trient, Bozen und Vinschgau belehnte und damit dem jeweiligen Träger der Bischofsgewalt von Trient, gleichwie dem von Brixen, ein weltliches Fürstentum übergab, umfaßte dieses Trienter Fürstentum im wesentlichen das Talgebiet der Etsch von der Veroneser Klause bis zum Ursprung der Etsch und darüber hinaus über das Reschenscheideck bis Pontalt im Engadin, das Talgebiet der Sarca bis zu ihrer Mündung in den Gardasee und das Talgebiet des Chiese bis zum Einfluß in den Idrosee. Die westlichen Grenzen des Fürstentums bis Nauders fielen im allgemeinen mit den heutigen Landesgrenzen zusammen, doch gehörte auch das ganze Münstertal dazu. Über die jedenfalls auch natürliche Nordgrenze der Grafschaft Vinschgau sind wir nicht genauer unterrichtet.[1]) Dagegen wissen wir, daß die Grafschaft Bozen im Westen bis zum Aschlerbach in seinem ganzen Laufe reichte. Die Nordgrenze dieser Grafschaft zog sich von dessen Ursprung bei Vöran über die Hochebene von Mölten, das Sarntal überquerend, an den Tinnebach, der bei Klausen in den Eisak mündet. Von da ging die Grenze den Eisak abwärts bis zur Mündung des Kardaunerbachs, durch das Eggental aufwärts zum Karerpaß und von da bis Moëna und weiter ostwärts bis zum Gebirgsstock Lusia.[2]) Von hier lief die Ostgrenze, das Tal von Primör ausschließend, dem Gebirgskamme entlang, welcher Fleims von Primör und dem östlichen Suganertal scheidet und stieg bei Novaledo, der Grenzlinie der Gerichte Pergine-Levico und Borgo folgend, in das Suganertal herab, um von da gerade nach Süden die Landesgrenze zu erreichen. Die südliche Grenze folgte ungefähr der heutigen Landesgrenze bis zum Gardasee. Westlich vom Gardasee gehörte noch die strategisch wichtige Hochebene von Tignale und westlich vom Idrosee Bagolino[3]) zu Trient.

Mit diesen Grenzen des weltlichen Fürstentums fielen aber jene des bischöflichen Sprengels nicht überall zusammen. Sie waren an manchen Punkten, namentlich nach Nordwest, nach Südost und im Süden enger gesteckt.[4])

---

[1]) Im Osten reichte diese Grafschaft über die Passer bis zum Aschlerbach bei Gargazon und bis zur Mündung der Falschauer bei Lana. Diese Grenze dürfte eine ziemlich stetige gewesen sein. Die Historiker sind darüber noch nicht einig.

[2]) Diese Grenzangaben östlich des Eisak, soweit sie den Norden betreffen, sind in Einzelheiten noch nicht vollständig erforscht.

[3]) Dasselbe war allerdings erst 1190 erworben worden. Es ging bereits im 14. Jahrhundert an Mailand verloren.

[4]) Vergl. v. Voltelini, Beiträge zur Geschichte Tirols, Ferdinandeums-Zeitschrift III, 33 (1889), 7 ff.

Das Fürstentum Trient besaß demnach bei seiner Begründung einen ungleich größeren Umfang als die heute unhistorisch und unberechtigt Trentino genannten Landesteile. Es schloß fast das ganze deutsche Südtirol in sich, welches dessen wichtigste Einkommensquelle bildete.[1]) Dagegen standen weder damals noch auch später die heute italienischen Gerichtsbezirke Primör, Strigno und Borgo unter der weltlichen Herrschaft von Trient. Sie gehörten seit ihrer Erwerbung stets ebenso unmittelbar zur Grafschaft Tirol, wie etwa die später erworbenen Herrschaften Rattenberg, Kufstein und Kitzbühel oder Ampezzo und Pustertal. Auch der Gerichtsbezirk Fascha gehörte in weltlichen Dingen niemals zu Trient, sondern stets zum Hochstifte Brixen. In geistlicher Beziehung ist er erst seit 1818 der Diözese Trient endgültig einverleibt.

Das große Fürstentum in geistlicher Hand zeigte sich von Anfang an zu schwach, die weltliche Macht ungeschmälert zu behaupten. Der eigene bischöfliche Adel und das benachbarte, stets unruhige Italien entrissen demselben ein Stück nach dem andern. Die Bischöfe waren immer häufiger genötigt, bei ihren Schirmvögten, den Grafen von Tirol, Hilfe zu suchen und diesen, um nicht alles zu verlieren, freiwillig oder widerwillig einen großen Teil ihrer weltlichen Macht zu überlassen. Ein dreifaches Interesse gebot hinwieder den tirolischen Landesfürsten, einzugreifen und das wehrlose Fürstentum immer enger an Tirol zu ketten. Erstlich waren sie die erblichen Schutzvögte des Bischofs und als solche zur Verteidigung desselben verpflichtet. Dann aber war es Pflicht der Selbsterhaltung, einzugreifen; denn ging das Fürstentum in fremde Hand über oder wurde es nach oberitalienischem Muster eine Beute von Abenteurern, so war der eigentliche Hauptbesitz in Südtirol, das Herz der Grafschaft Tirol, ernstlich bedroht. Endlich war es Pflicht des Deutschen Reichs, seine Grenzen unversehrt zu wahren. Als unmittelbarem Nachbar fiel diese Pflicht in erster Linie dem Grafen von Tirol zu, um so ernstlicher, als das tridentinische Gebiet den Schlüssel für Italien bildete und deshalb für den römisch-deutschen Kaiser von größtem Wert sein mußte.

Von diesen maßgebenden Gesichtspunkten aus betrachtet, ergibt sich die allmähliche Einverleibung des Fürstentums in das Land Tirol als ein natürlicher, unvermeidlicher Prozeß.

Der Kampf begann mit dem ersten Werden der Grafschaft Tirol. Schon als gegen Ende des 13. Jahrhunderts zum erstenmal der Name dieses neuen Fürstentums, das Dominium Tirolense, auftauchte, war die Macht Trients vernichtet. Mit dem Übergange Tirols an das Haus Habsburg im Jahre 1363 war auch der letzte gewaltsame Widerstand gegen die geschichtliche Notwendigkeit gebrochen. Das bedeutend verkleinerte Hochstift wurde schon damals zur Hälfte säkularisiert und durch unlösliche Bande mit Tirol verknüpft. Der Bischof von Trient war, wie jener von Brixen, in der Tat kaum mehr als der Statthalter des Grafen von Tirol, wenn auch seine Würde als deutscher Reichsstand unangetastet blieb.

In der Folgezeit gestaltete sich der Besitz des Bischofs durch Abrundung der unmittelbar tirolischen Südgrenzen immer mehr zu bloßen, wenig selbständigen Einschlußgebieten (Enklaven) innerhalb der Grafschaft Tirol. Die vollkommene Vereinigung im Jahre 1803 war im wesentlichen nur mehr eine Formsache, was auch das betreffende kaiserliche Patent offen und richtig ausspricht. Das geschichtliche Trentino, welches diesen Namen mit Berechtigung führen durfte, war damit ebenso begraben worden, wie zur gleichen Zeit das Fürstentum Brixen.

---

[1]) Schon im 14. Jahrhundert klagten die Bischöfe von Trient über die Geringfügigkeit ihres fürstlichen Einkommens und bekannten, daß zwei Dritteile desselben aus dem kleineren deutschen Gebiete stammen. Würden sie dieses verlieren, so vermöchten sie nicht zu leben.

Auch die kurzwährende Fremdherrschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts kannte kein Trentino im Sinne eines nationalen Gebildes. Die 3½ Jahre (1810 bis 1814) dauernde Vereinigung Südtirols mit dem französischen Königreiche Italien war gleichfalls nicht nach nationalen Gesichtspunkten erfolgt. Das Dipartimento Adige (Südtirol) umfaßte auch die deutschen Bezirke Neumarkt, Bozen, Kaltern und teilweise Lana, während Primör abermals zu einem andern Departement gehörte. Dem genialen und praktischen Napoleon I., der doch als erster das Schlagwort von der Einheit Italiens, allerdings nur zur Erreichung seiner nächsten Ziele, gebrauchte, war es nicht in den Sinn gekommen, in Südtirol nach nationalen Gesichtspunkten zu organisieren, wo es seit vielen Jahrhunderten und auch damals galt, in erster Linie die geographisch-ethnographische Lage und strategische Verhältnisse zu berücksichtigen.

Die geschichtlichen Verhältnisse bis zur Begründung des Fürstentums Trient im Jahre 1027.

Infolge seiner geographischen Lage ist Tirol ein Durchzugsgebiet zwischen Nord und Süd und zugleich ein wichtiges Bindeglied zwischen den westlichen und östlichen Alpenflügeln. Darauf beruht die Bedeutsamkeit des Landes von der vorgeschichtlichen Zeit bis auf unsere Tage. Die Tiroler im Norden und im Süden sind die geborenen Hüter der wichtigsten Alpenpässe. Nur die ungeteilte Herrschaft über Nord und Süd sichert auch die Vorteile dieses Landes.

In den ältesten Zeiten treffen wir in Tirol zuerst Ligurer, dann Protoitaliker. Auf diese folgten Etrusker und illyrische Veneter, erstere vornehmlich im Süden, letztere in der Mitte und im Norden des Landes. Diese beiden Völkerschaften haben zuerst deutliche Spuren ihrer Seßhaftigkeit hinterlassen. Im südlichen Tirol siedelten sich dann seit Beginn der großen Wanderungen der Kelten gegen Ende des 5. und zu Beginn des 4. vorchristlichen Jahrhunderts auch Gallier an, welche wahrscheinlich zu dem Stamme der Insubrer um Mailand und der Cenomanen um Brescia und Verona gehörten.[1])

Die Römer nannten die Nachkommen dieser Völker mit einem Sammelnamen Räter, ähnlich wie heute die national durchweg stark vermischten Nachkommen dieser und der nachrückenden römischen und germanischen Bevölkerung Tiroler heißen.[2]) Ungefähr hundert Jahre vor Christi Geburt wurde bereits das untere Etschtal zum römischen Reiche geschlagen. Tridentum bildete nach der römischen Einteilung ein Stadtgebiet, welches im Süden etwa bis zur heutigen Landesgrenze, im Norden bis gegen Meran und Klausen reichte und den Nonsberg umfaßte. Die Gegend am oberen Gardasee, das Ledrotal und Judikarien, gehörte schon zum Stadtgebiet von Brixia (Brescia), das Tal der Brenta zu Feltria (Feltre). Im Jahre 15 v. Chr. wurde auch das übrige Tirol dem Römerreiche einverleibt. Erst der Besitz des Gebietes von Tridentum hatte den Römern den Übergang über den Brenner und sehr wahrscheinlich auch zu gleicher Zeit über das Reschenscheideck ermöglicht. Dieses im damaligen Rom so sehr gefeierte Ereignis bedeutete in politischer Beziehung die Eröffnung der Straße vom Po zur Donau.[3])

[1]) Gräberfunde, Inschriften, Orts- und Flurnamen sind unsere einzigen Zeugen von der Anwesenheit dieser Völker.

[2]) In dem Buche von L. Oberziner, Le guerre di Augusto contro i popoli alpini wird diese Tatsache zugunsten eines möglichst unverfälschten Römertums der italienisch redenden Südtiroler übersehen. Dagegen wendete sich bereits der berufene Fachmann Fr. Stolz im »Boten für Tirol und Vorarlberg« 1900, Nr. 216, und in den »Mitteilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung«, XXII (1901), 129. Vergleiche auch dessen Büchlein: Die Urbevölkerung Tirols. II. Auflage. Innsbruck, Wagner 1892. Dasselbe enthält viele Literaturangaben.

[3]) Damals war Tridentum die Basis für die römischen Unternehmungen nach Norden, später

Etwa 500 Jahre dauerte diese ziemlich einheitliche Römerherrschaft über Tirol, während welcher die vorhandenen alten Kulturschichten und Völkerreste mit der lateinischen Kultur durchtränkt wurden. Die zahlreichen, über das ganze Land zerstreuten, romanisch klingenden Orts- und Flurnamen sind heute noch lebendige Erinnerungen an diese und die frühere Periode. Auch die bis zum Jahre 1818 unversehrt gebliebenen Diözesangrenzen von Trient, Brixen und Chur dürften auf die spätere Römerzeit, auf die diokletianisch-konstantinische Epoche, zurückgehen.

Das 6. Jahrhundert führte durch wichtige ethnographische Verschiebungen eine neue Epoche herbei, die sich bis auf unsere Tage noch wirksam erweist. Es ist die Besiedlung des ganzen Landes durch germanische Völkerstämme, welche dauernd darin seßhaft blieben und in Verbindung mit den bisher national schon so stark gemischten Einwohnern die heutigen Tiroler bilden. Das Gebiet des Inn und des Eisak besetzten Bayern; von der Po-Ebene aus rückten die dem europäischen Norden entstammenden Langobarden das Etschtal und dessen Nebentäler aufwärts. Nur im Nonsberg und im Fleimstal scheinen auch starke fränkische Einwanderungen stattgefunden zu haben.

Mochten auch nach den neueren Annahmen die bajuwarischen Niederlassungen anfänglich nicht sehr zahlreich gewesen und erst nach und nach vermehrt worden sein,[1]) so gelangte doch in den bajuwarischen Landesteilen die deutsche Sprache allmählich zur Alleinherrschaft. Dagegen gestatten alle historischen Zeugnisse den Schluß, daß die langobardisch-fränkische, vielleicht auch gotische Einwanderung nach Südtirol eine dichtere war. Auf den Trümmern des römischen Trient entstand ein eigenes politisches Gebilde, das Teilherzogtum Trient, als nördliches Grenzgebiet des Langobardenreichs.[2]) Die germanischen Beherrscher Südtirols vermischten sich aber, wie wir genau wissen, friedlich mit der bodenständigen Bevölkerung und nahmen sogar die romanische Sprache an. So erwuchs die sprachliche Zweiteilung des Landes.

Diese politische Trennung Tirols in einen vorwiegend langobardischen und zu Italien gehörigen und in einen vorwiegend bayerischen Landesteil dauerte mehr als 200 Jahre, bis es zu den großen Zusammenstößen der Franken mit den Langobarden und ihren Freunden, den Bayern, in den Alpen kam. Im Jahre 774 zerstörte Karl der Große das Langobardenreich und wurde selbst König der Langobarden. Als er 14 Jahre später das nur mittelbar unter fränkischer Oberhoheit stehende Herzogtum Bayern aufhob, waren beide Teile Tirols wieder unter einem Herrscher vereinigt. Freilich, eine gewisse äußere Selbständigkeit des Langobardenreichs blieb auch jetzt bestehen, aber in allen Teilen dieses Reichs, mithin auch im südlichen Tirol, wurde die fränkische Gau- und Grafschaftsverfassung eingeführt. Süden und Norden des Landes waren somit durch vollkommen gleichartige öffentliche Einrichtungen eng verbunden. Die nunmehrige fränkische Markgrafschaft Trient war der südlichste der sieben Gaue, in welche das heutige Tirol zerfiel.

Infolge der Reichsteilungen der Nachfolger Karls des Großen wurde das tridentinische Gebiet abermals durch eine Reichsgrenze vom Norden getrennt. Dasselbe blieb als nördlichste Grafschaft, welche jedoch die alten, bis gegen Meran und Bozen reichenden Nordgrenzen beibehielt, beim italienischen Königreiche. Das übrige Tirol nördlich davon wurde zum ostfränkischen oder deutschen Reiche geschlagen.

---

für jene des deutschen Reichs und Österreichs nach dem Süden. Trient wurde deshalb auch nicht mit Unrecht als »Porta Austriaca« bezeichnet.

[1]) Vergl. J. Egger, Die alten Benennungen der Dörfer etc. Ferd.-Zeitschr. III, 41 (1897), 272 ff.

[2]) Das langobardische Fürstengrab von Civezzano, und sein kulturgeschichtlich höchst wichtiger Inhalt, (jetzt im Landesmuseum zu Innsbruck) ist eines der wertvollsten Denkmäler dieses germanischen Volksstammes.

Die traurigen politischen Verhältnisse des einst karolingischen Oberitalien im 10. Jahrhundert hatten dessen Eroberung durch die Könige Deutschlands zur Folge. Im Jahre 951 zog König Otto der Große, von der Königin Adelheid zu Hilfe gerufen, zum erstenmal über den Brenner, eroberte Trient, Verona, Pavia und Mailand und nannte sich »König der Franken und Langobarden«. Zehn Jahre später zog er abermals über den Brenner nach Rom und begründete im Jahre 962 das »heilige römische Reich deutscher Nation«, dem auch das italische Königreich untertänig war.

Schon ein Jahr nach der ersten Eroberung desselben wurde auf dem Reichstag zu Augsburg 952 die Grafschaft Trient mit der Mark Verona davon losgelöst und durch Vereinigung mit dem Herzogtum Bayern, welchem auch die übrigen tirolischen Grafschaften zugehörten, unmittelbar zum deutschen Reiche geschlagen.[1])

Sehr einfache militärisch-politische Erwägungen nötigten zu dieser Maßregel. Seit der Eroberung Italiens und seit der Gründung des römisch-deutschen Kaisertums war die Straße durch das Gebirge über den Brenner bis Verona der kürzeste und bequemste Verbindungsweg zwischen Deutschland und Italien geworden, deren Besitz für Deutschland eine Vorbedingung seiner Macht in Italien war.

Aus Gründen der inneren Politik wurde 976 Kärnten als neues Herzogtum von Bayern getrennt und auch die Veroneser Mark mit Trient zu Kärnten geschlagen. Die Grafschaft Trient verblieb zwar beim deutschen Reiche[2]) wie bisher, aber im Norden und Süden Tirols geboten jetzt zwei verschiedene Herzoge.

Die deutschen Könige der folgenden Periode mußten gegen die bedrohliche Macht ihrer eigenen weltlichen Großen eine Stütze an den Bischöfen des Reichs suchen. Diese erhielten deshalb nicht bloß großen Grundbesitz, sondern wurden auch mit ganzen Grafschaften belehnt, aus welchen nunmehr die geistlichen Reichsfürstentümer entstanden.

Als Kaiser Konrad II. gelegentlich der Aufstände in Deutschland und Italien zu Anfang seiner Regierung die Wichtigkeit »des Landes im Gebirge« (so hießen damals die tirolischen Täler) aus eigener Erfahrung kennen gelernt hatte, beeilte er sich, treue Hüter desselben zu bestellen. Deshalb verlieh er bei seiner Rückkehr aus Italien im Mai des Jahres 1027 alle Grafschaften von der Veroneser Klause, die Etsch und den Eisak aufwärts bis zum Inn den Bischöfen von Trient und Brixen. Der Bischof von Trient erhielt zunächst die Grafschaft Trient mit Ausnahme des Suganertals von Novaledo ostwärts[3]) mit allen Rechten und Nutzungen, welche bisher die Herzoge oder Markgrafen daran besessen hatten. Gleichzeitig erhielt Trient auch noch die Grafschaften Vinschgau und Bozen mit den gleichen Rechten. Der Bischof von Brixen wurde mit der Grafschaft im Eisaktal belehnt. Diese erstreckte sich nördlich von der Bozner Grafschaft in das Inntal bis zum Ziller und zur Melach.

Durch diese Tatsachen wurde die weitere Entwicklung Tirols in eine neue Richtung gelenkt. Die Hüter des wichtigsten Alpenübergangs nach Italien waren nicht mehr weltliche Herzoge und Grafen, sondern die Bischöfe des Landes, welche durch die kaiserliche Belehnung mit den erwähnten Grafschaften unmittelbare Vasallen des deutschen Reichs geworden waren. Das Jahr 1027 ist das Geburtsjahr der geistlichen Reichsfürstentümer Trient und Brixen.

---

[1]) Auch Friaul mit Aquileja, gleichfalls eine Grafschaft der Mark Verona, wurde damals dem deutschen Reiche einverleibt.

[2]) Den Nachweis dafür bringt Czoernig, Das Land Görz und Gradiska 265, N. 2, 475 f.

[3]) Dieser Teil fiel an das Bistum Feltre, welches damals ebenfalls mit einer Grafschaft belehnt wurde. Aus einer späteren Urkunde (1161) erfahren wir, daß die Grafschaft Trient ursprünglich bis zum Cismone (in der Urkunde mit dem deutschen Namen Sisimunth bezeichnet) reichte.

Die Entstehung der Grafschaft Tirol und die Unterordnung Trients unter dieselbe bis zum Jahre 1363.

Trient war durch die Konradinische Belehnung derart reich mit weltlichem Besitz bedacht worden, daß seine Macht weit über den geistlichen Sprengel hinausreichte. Von den drei zugewiesenen Grafschaften hatte es allerdings nur die entfernteste, Vinschgau, in der früheren vollen Ausdehnung erhalten. Die Grafschaft Trient wurde im Suganertal zugunsten des Bischofs von Feltre um das früher erwähnte Stück verkleinert. Die Grafschaft Bozen scheint der Kaiser unter die beiden Bischöfe von Trient und Brixen geteilt zu haben. Es wurden da einfach die alten Diözesangrenzen [1]) auch als Grenzen der weltlichen Herrschaft bestimmt. Damit hatte das Fürstentum Trient bei seinem Entstehen die gleiche Nordgrenze wie einstmals das römische Stadtgebiet von Tridentum gewonnen. Es war auch noch um den Vinschgau vergrößert worden.

Freilich vermochten die beiden Bischöfe des »Landes im Gebirge« ihre Grafschaften infolge ihrer unvorsichtigen Politik nicht lange ungeschmälert festzuhalten. Während andere geistliche Fürsten, wie z. B. die von Würzburg und Salzburg, ihren gesamten weltlichen Besitz selbst verwalteten, lockerten die Bischöfe von Trient und Brixen ihre Macht durch immer häufigere Verleihung ihrer Herrschaften und Güter an weltliche Große. Diese aber strebten von ihren Lehensherren möglichst unabhängig zu werden, was zu zahllosen Kämpfen Anlaß gab.

Deshalb und vermöge ihrer einflußreichen rechtlichen Stellung gewannen die Schirmvögte der Kirchen (advocati ecclesiae) eine große Macht auf die Verwaltung des geistlichen Besitzes. Nach den Grundsätzen des deutschen Rechts hatten weder Kleriker noch Unfreie den selbständigen Gerichtsstand. Rechtsstreite und Rechtsgeschäfte für die Kirche konnte nur ein weltlicher Stellvertreter, eben der Vogt, führen. Noch ungleich wichtiger wurde die Aufgabe des Schirmvogts, wenn das kirchliche Gebiet von der gewöhnlichen Grafen- und Herzogsgewalt befreit war und, wie in Trient und Brixen, seit 1027 ein eigenes, unmittelbar dem Reiche unterstehendes Fürstentum bildete. Da war der Vogt Richter über alle Untertanen und mußte bei einer Sedisvakanz die ganze weltliche Verwaltung führen. Außerdem hatte der Vogt den Besitz der Kirche nach außen zu schützen und war in Zeiten der Gefahr der Führer der bischöflichen Truppen [2]).

Diese wichtige, in das innerstaatliche Leben eines geistlichen Fürstentums tief eingreifende Stellung eines Vogts konnte der Bischof natürlich nur jenem im Gebiete ansässigen oder benachbarten mächtigen Herrn übertragen, der die meiste Gewähr bot für die Aufrechterhaltung des ungeschmälerten Besitzes und der Ordnung. Deshalb begegnen wir regelmäßig nur Vertretern der mächtigsten Geschlechter, häufig, wenn die Bischöfe selbst aus solchen stammten, ihren Anverwandten als Schutzvögten.

Selbstverständlich bezogen die Vögte für ihre Mühewaltung auch reichliche Entschädigung, gewöhnlich den dritten Teil der im Gerichte verhängten Geldstrafen

---

[1]) Breibach bei Blumau, Tinnebach bei Klausen und Aschlerbach bei Gargazon. Daß im Jahre 1027 eine Teilung der Grafschaft Bozen stattfand, lassen die urkundlichen Ausdrücke entschieden schließen. Da die Bozner Grafschaft gegenüber den alten Verhältnissen eigentlich nur ein vorgeschobenes und erobertes Land der Bayern gegen die Langobarden darstellt, wurden jetzt bloß die alten Grenzen wiederhergestellt. Die Süd- und Ostgrenzen der Bozner Grafschaft sind nicht ganz sicher bestimmt.

[2]) Nur dem Lehengerichte stand der geistliche Fürst selbst vor. Die Stellung des Vogtes im Hochstifte Trient bespricht jetzt eingehender v. Voltelini, Immunität, grund- und leibherrliche Gerichtsbarkeit in Südtirol, im Archiv f. österr. Gesch. 94 II (1907), 371 ff. Er spricht dem Vogte für die Grafschaft Trient militärische und richterliche Befugnisse ab, allerdings, wie mir scheint, noch nicht durchaus überzeugend, gesteht ihm aber das Regalienrecht zu, welches schließlich zu den Kompaktaten führte.

und nahmen teil an regelmäßigen Abgaben und Gefällen, welche die Vogteilehen bildeten.

Anfänglich wurde für jede Grafschaft ein Vogt bestellt. Begründete Vermutungen sprechen dafür, daß zuerst auch in Trient je ein Vogt für die Grafschaften Trient (die Grafen von Flavon?), Bozen (die Grafen von Eppan?), Vinschgau (die Grafen von Tirol) bestellt war. Spätestens seit 1150 übte das vom Anbeginn seines Auftretens mächtigste, einheimische Adelsgeschlecht der Grafen von Tirol allein die Schutzvogtei über das ganze Fürstentum aus. Pflichten und Rechte der Vogtei, welche zudem seit dem 11. Jahrhundert wenigstens in männlicher Linie überall erblich geworden war, verbürgten schon unter gewöhnlichen Verhältnissen eine herrschende Stellung im ganzen Stiftsgebiete. Diese wurde zu schwerer Bedrückung des geistlichen Territorialherrn, als auch die Grafen von Tirol nach dem Beispiele der meisten Kirchenvögte des 12. und 13. Jahrhunderts begannen, ihre Macht auf Kosten ihres Schutzbefohlenen und Lehensherrn zu erweitern. Die Grafschaft Vinschgau, wo die meisten Eigengüter der Grafen von Tirol lagen, haben sie vielleicht von Trient von Anfang an zur vollen Verwaltung überkommen. Den Mitbesitz der Grafschaft Bozen erlangten sie wahrscheinlich durch Erbschaft um 1170. Auch in der Grafschaft Trient finden wir sie schon um dieselbe Zeit, wenn auch nur geringfügig begütert (in Arco, Nago und Torbole). Diese Grafschaft suchten die Bischöfe möglichst in eigener Hand zu behalten. Freilich gelang ihnen dies nur schlecht. Hätte nicht der tirolische Schirmvogt schließlich Rettung gebracht, als in der kaiserlosen, schrecklichen Zeit auch die darniederliegende deutsche Kaisergewalt nicht mehr helfen konnte, so wäre die ganze Grafschaft Trient oder wenigstens der Süden derselben in gleicher Weise eine Beute des stets rebellischen Adels geworden, wie der weltliche Besitz der benachbarten Bischöfe von Feltre, Belluno, Aquileja und anderer. Zwar die deutschen Vasallen der Grafschaft Trient: die Grafen von Eppan und von Flavon, die Herren von Wangen, von Enn und von Salurn, welche den größten Teil der Grafschaft Eppan, der Lehen im Nonsberg und Sulzberg, teilweise auch in Judikarien, ferner in Neumarkt, Fleims, Königsberg, Valsugana, Beseno, Madruzz usw. besaßen, brachten keine Gefahr. Dagegen waren die allzumächtig gewordenen Herren von Castelbarco im Lagertal, die Herren von Arco, von Lizzana, von Caldonazzo und andere nur bestrebt, ihren Besitz auf Kosten des Bischofs zu mehren. Zu diesem Zweck scheuten sie auch vor Felonie nicht zurück und verbanden sich mit Vorliebe mit den Feinden ihres Landesfürsten. Andere wieder fanden es einträglicher, ihre Treupflicht möglichst teuer zu verkaufen.[1])

Um nicht das Schicksal ihrer südlichen Nachbarn zu teilen, warben die Bischöfe als deutsche Reichsfürsten zunächst bei ihrem Oberlehensherrn, dem deutschen Könige um Hilfe und suchten auch selbst den verderblichen Einfluß der italienischen Nachbargebiete zu verhindern. Darum verordnete z. B. Kaiser Friedrich I. schon im Jahre 1182: die gleichfalls oft unruhige Stadt Trient dürfe in Zukunft keine eigenen Konsuln haben, sie solle unter der Leitung des Bischofs stehen und dem deutschen Reiche treu und ergeben bleiben gleich den übrigen Städten des Reichs.[2]) Das

[1]) Der berühmte trientinische Codex Wangianus (richtiger Liber s. Vigilii) liefert dafür die urkundlichen Beweise in reicher Zahl.

[2]) Im Jahre 1899 hat allerdings ein bloßer Dilettant auf geschichtlichem Gebiete (S. Pilati, I Principi Tridentini ed i Conti del Tirolo, Riva, F. Miori) fast unglaublicherweise nochmals den Nachweis versucht, daß das Fürstentum Trient niemals zum deutschen Reiche, sondern stets zu einem natürlich nicht vorhandenen Königreiche Italien gehörte! Es lohnt sich wahrlich nicht der Mühe, auch nur einen der fast auf jeder Seite prangenden historischen Irrtümer, die Folge einer auserlesenen Unkenntnis der landesgeschichtlichen Forschungsergebnisse und eines seltenen Mißverständnisses geschichtlicher Tatsachen, zu widerlegen. Dem Dilettanten darf man auch solche Mißhandlung der Geschichte verzeihen. Unverzeihlich aber sind der Ton und die Schmähungen dieser Schrift, mit welchen sowohl die tirolischen Landes-

Schloß Lodron im Chiesetal gaben die Bischöfe nur mehr unter der Bedingung aus der Hand, daß dasselbe nie an einen Brescianer oder an andere Fremde veräußert werden dürfe. Unter den Bedingungen der Belehnung mit Schloß Castelbarco und Pradalia von 1198 wird die Fernhaltung aller Veroneser und Lombarden betont.[1]) Auch die Berufung zahlreicher deutscher Ansiedler z. B. nach der Hochebene von Folgaria und zur Hebung der Bergwerke nördlich und nordöstlich von Trient durch die Bischöfe des 12. Jahrhunderts, besonders aber durch Friedrich von Wangen (1207—1218) mochte zugleich die Sicherung der Grafschaft bezwecken.[2]) In den schweren Kämpfen des Kaisers Friedrich II. mit den unbotmäßigen oberitalienischen Städten in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts trat der südlich angesessene Stiftsadel von Trient in offene Verbindung mit den Lombarden. Auch ein Teil der Bürger von Trient hielt es mit denselben. Der Kaiser, selbst mehr Italiener als Deutscher und ein entschiedener Gegner der geistlichen Herrschaft, machte nach seinem 1237 erfochtenen, glänzenden Sieg über die Lombarden mit dem Fürstentum Trient, das gerade in diesen Kämpfen für ihn wegen seiner örtlichen Lage den größten strategischen Wert hatte, kurzen Prozeß. Er entzog dem Bischof die ganze Verwaltung des Stiftsgebietes. Da inzwischen zugleich alle Vogteirechte ruhten, wurde auch der Graf von Tirol, obwohl ein treuer Anhänger des Kaisers, hart in Mitleidenschaft gezogen. Entsprechend den politischen Einrichtungen des Kaisers in Italien, wohin er ohne Rücksichtnahme auf Deutschland den Schwerpunkt seiner Macht verlegt hatte, wurde über das Fürstentum Trient ein kaiserlicher Podestà (Statthalter) gesetzt und dasselbe gleichzeitig vom deutschen Reiche getrennt und der Mark Treviso untergeordnet.

Von 1239—1255 regierte als kaiserlicher Statthalter in Trient ein Apulier, Sodeger de Tito, ein Verbündeter des berüchtigten kaiserlichen Schwiegersohns und Markgrafen von Verona Ezzelino da Romano.[3]) Beide schalteten mit grausamer Willkür und plünderten die Trienter Untertanen in schrecklichster Weise aus. Der damalige Bischof Alderich von Castel-Campo blieb zeitlebens vom weltlichen Besitze seines Stifts ausgeschlossen. Sein Stiftsvogt, Graf Albert II. von Tirol, konnte gegen den Willen und die Übermacht des Kaisers keine Hilfe bringen und mußte froh sein, als Freund desselben den erworbenen Hausbesitz im Gebiet des Fürstentums festzuhalten.

Er tat es mit Eifer und Glück, nützte aber vor allem die sich ergebende Gelegenheit zur Ausbreitung seiner Macht im Norden und Osten Tirols aus. Durch

---

fürsten als auch Bischöfe von Trient überhäuft werden. Das Büchlein ist ein Musterbeispiel, wie arg die Geschichte mißbraucht und zur Dienstmagd durchsichtiger politischer Zwecke herabgewürdigt werden kann. Leider dient ein Teil der neueren, allerdings meist unbedeutenden geschichtlichen Literatur Welschtirols dem gleichen Zwecke. Den objektiven Beobachter berührt es traurig, daß ein edles und gebildetes Volk seine schöne vaterländische Geschichte so oft nur im Zerrbild der Verfälschung oder der Verschleierung der Wahrheit genießt.

[1]) Dieselbe Bestimmung finden wir schon in der Belehnung des Bischofs von Trient mit der am östlichen Ufer des Gardasees gelegenen kleinen Grafschaft Garda 1167. Der Bischof war bald zu schwach, diesen wichtigen Durchzugspunkt zu halten. Schon im Jahre 1303 ging dieses trientische Lehen an die Scala von Verona dauernd verloren.

[2]) Durch diese deutsche Besiedlung wurde eine förmliche, heute noch erkennbare Straße deutscher Bevölkerung vom tirolischen Besitz Castello-Königsberg aus über den Avisio, das Tal Zimmers (Cembra) umfassend, nach Civezzano, Fersental, Persen, auf die Höhen von Lafraun und Folgareit bis zur Südgrenze des Landes östlich der Etsch und noch weiter eröffnet. Daß die Bergleute Trients schon im 12. Jahrhundert wohl durchaus zugewanderte Deutsche waren, beweist die Feststellung ihrer Rechte und Pflichten im Jahre 1185. (Vergl. die Urkunde bei Schwind-Dopsch, Ausgewählte Urkunden zur Verfassungsgeschichte etc. n.. 12). Vergl. dazu auch den Aufsatz von J. Patigler, Beschwerdeschriften der Deutschen zu Trient etc. (Ferd.-Zeitschrift III., 28., 1884), 53 ff. und besonders Chr. Schneller, Südtirolische Landschaften I., II., sowie A. Bass, a. a. O., 9 ff.

[3]) Auch in Brixen war ein kaiserlicher Podestà eingesetzt worden.

die Erlangung der Stiftsvogtei über Brixen (1214) und durch die verwandtschaftliche Verbindung und schließliche Beerbung der mächtigen Andechser in Tirol (1248) hatte Albert die Grundlage für ein neues weltliches Fürstentum geschaffen, dessen Name vom Stammschlosse des Grafen genommen wurde. Seine unmittelbaren Erben vollendeten den Ausbau desselben auf den Trümmern der beiden geistlichen Fürstentümer, welche in den geschilderten schweren Tagen ihrer Aufgabe nicht mehr gewachsen waren.

Als der Brixner Bischof Egno, ein sehr tatkräftiger Herr aus dem Geschlechte der im Aussterben begriffenen Grafen von Eppan, 1247 von der kaiserlichen Partei zur päpstlichen übergetreten war — der Kaiser war 1245 durch ein Konzil abgesetzt worden —, erhielt er vom Papst auch das Bistum Trient, erlangte aber dort bis 1255 weder die geistliche noch auch die weltliche Anerkennung. Nur durch die größten Zugeständnisse an die mächtigsten Stiftsuntertanen kam er nach dem Aussterben der staufischen Kaiser mit Hilfe seines Vogts in den Besitz des Stifts.

Aber auch nach dem Tode Ezzelinos, des größten Peinigers des Fürstentums, im Jahre 1259 verbanden sich der rebellische Adel des Südens und die Stadt Trient trotz aller Treugelöbnisse mit den italienischen Feinden des Bistums. Nur durch die Hilfe des Grafen von Tirol, der inzwischen, durch schlimme Gefahren gleichfalls gewitzigt, die verlorene Sache der Staufer fallen gelassen, war Egno zu seinem Stifte gelangt. Für die Hilfeleistung mußte ihm jedoch der Bischof schon 1253 die früher von Trient gekauften, jetzt heimgefallenen Lehen der eben ausgestorbenen Grafen von Ulten, eines Seitenzweigs der Eppaner, übertragen.[1]) Wenige Tage darnach starb Adalbert II., der letzte männliche Sprosse der alten Tiroler Grafen.

Sein großer tirolischer Besitz mußte zwar im Erbswege geteilt werden, wurde aber bald wieder erbsweise in der Hand der Brüder Meinhard II. und Albert, Grafen von Görz und Vögten von Aquileja, vereinigt. Im Jahre 1271 ging zwar durch die Teilung der Brüder das Pustertal für die eben entstandene Grafschaft Tirol verloren,[2]) dafür erhielt jedoch Meinhard allen übrigen tirolischen Besitz allein. Gemeinsam in Tirol blieb nur die Münze[3]) zu Meran, ein Teil der Zölle, und was beachtenswert ist, gewisse Trienter Grenzorte, z. B. Pergine und Castelfondo. In diesem Teilungsvertrage heißt das Gebiet Meinhards zum ersten Male in einem öffentlichen Aktenstücke »Comitatus et dominium Tyrolis«. Die Grafschaft Tirol erscheint damit voll ausgebildet. Eine neue einheitliche Macht übernahm jetzt die Bewachung der Alpenpässe, jene Hauptaufgabe, welche die geistlichen Fürstentümer durch 250 Jahre zu erfüllen hatten, jetzt aber nicht mehr zu lösen fähig waren.

Als mit Rudolf von Habsburg wieder eine kräftige Reichsgewalt erstand, schloß sich Meinhard dem neuen König eifrig an. Er trat mit demselben in verwandtschaftliche Beziehung und erlangte durch die kaiserliche Belehnung mit dem Herzogtum Kärnten endlich auch formell den Reichsfürstenstand und damit die volle persönliche Gleichstellung mit seinen Lehensherren, den Bischöfen von Trient und Brixen.

Meinhards II. Hauptstreben war die Ausgestaltung seines tirolischen Besitzes zu einem möglichst abgeschlossenen Gebiete gewesen. Er ging dabei mit Umsicht und Kraft zu Werke und scheute auch Gewalt nicht. Die Zeit des Faustrechts ohne anerkanntes Reichsoberhaupt kannte nur kräftige Fürsten, die ihre erste Auf-

[1]) Bereits 1241 hatte Bischof Alderich die bischöflichen Lehen der Tiroler Grafen auch in weiblicher Linie erblich erklärt. Dieses folgenreiche Zugeständnis — schon 1228 hatte der Bischof von Chur bezüglich der tirolischen Lehen das gleiche getan — ist aber keine so ungewöhnliche Sache, als sie meist hingestellt wird; denn schon 1198 hatte der Trienter Bischof dem Brianus von Castelbarco im Lagertal die Vererbung der Lehen auch in weiblicher Linie bewilligt.

[2]) Erst 230 Jahre später kam auch das östliche Pustertal dauernd wieder an Tirol zurück.

[3]) Das Münzrecht an Tirol als Regal verlieh erst der neue König Rudolf von Habsburg 1274

gabe in der Vergrößerung ihres Besitzes und in der Durchführung ihrer Landeshoheit erblickten. Meinhard II., welchem zudem eine lange Regierungszeit beschieden war (1258—1295), handelte in dieser Beziehung nicht anders als die meisten deutschen Fürsten von damals. Im Gegensatz zu diesen und namentlich zu den italienischen Condottieri der Zeit bediente er sich meist bei weitem rechtlicherer Mittel zu seinem Zwecke. Da sein Machtgebiet fast ausschließlich aus den Trümmern geistlicher Fürstentümer gezimmert war und vom unruhigen Süden her stete Gefahr für dessen Bestand drohte, war es Sache der Klugheit, die, wie sich klar gezeigt hatte, für sich allein haltlose Macht von Trient zu seinen Gunsten zu benützen, damit es nicht eine vollkommene Beute der Anarchie würde. Dies wäre auch für Tirol höchst gefährlich geworden.

Trient war auch nach dem Tode Ezzelinos ein Tummelplatz des aufrührerischen Stiftsadels und der unruhigen Bürgerschaft von Trient geblieben. Mit diesen Elementen setzten jetzt die neuen Herren von Verona, die della Scala, die Bekämpfung des Bischofs fort. Im Jahre 1265 hatten die Trienter ihren Herrn vertrieben und selbst Meinhard herbeigerufen. Er stellte die Ordnung her, verwaltete den größten Teil des Stifts und suchte sich nach abermaliger Vertreibung des Fürsten durch die eigenen Untertanen auch gegen den Willen des Bischofs in der Verwaltung festzusetzen. Seine trefflichen Finanzen erlaubten ihm, die schönsten und strategisch wichtigsten Herrschaften im Stiftsgebiete durch Kauf an sich zu bringen. Die reichen Güter der ausgestorbenen Grafen von Eppan hatte schon sein Vater Meinhard I. als Lehen erworben.

Durch die Weiterbelehnung erworbener Güter an zahlreiche Adelsgeschlechter verstand er die Interessen dieser an die seinigen zu knüpfen. So herrschte Meinhard allein oder gemeinsam mit dem Bischof im unmittelbaren Stiftsgebiete von Trient.

Als Schirmvogt der Kirche konnte er dafür auch rechtliche Gründe geltend machen. Seine Pflicht war es, die Integrität des Fürstentums zu schützen. Daß er diese Pflicht gewiß zuerst im Interesse s e i n e r durch die Trienter Wirren gefährdeten Grafschaft übte, kann nicht geleugnet werden. Für die Stiftsuntertanen war die tirolische Herrschaft das kleinere Übel. Sie zogen sie der ihres eigenen Fürsten vor und begannen den Grafen von Tirol allmählich als ihren obersten Herrn zu betrachten. Dieses Verhältnis mußte im Laufe der Zeit die Säkularisierung von selbst herbeiführen.

Nach dem Tode Egnos hatte ein Mitglied des deutschen Ordens und Vertrauensmann König Rudolfs von Habsburg, Heinrich II. aus Basel (1274—1289), den Stuhl von Trient bestiegen. Tatkräftig und energisch bemühte er sich, allen an Tirol verlorenen Besitz zurückzugewinnen. Meinhard leistete den erbittertsten Widerstand. Trotz aller Ausgleichsversuche König Rudolfs zwischen den beiden ihm nahestehenden Herren wurde aber an den Tatsachen nichts geändert. [1])

Auch unter den Söhnen Meinhards II. dauerte anfänglich die Besetzung des Stiftes trotz des Einspruchs des Königs Adolf von Nassau fort, bis der Vertrag vom Jahre 1305 den Kampf beendete. Der Bischof erhielt den größten Teil der Grafschaft Trient zurück, doch blieben die meisten einstigen Lehen der Grafen von Eppan und Flavon: Die Grafschaft Königsberg, das Gericht Zimmers (Cembra),

---

[1]) Der Bischof stützte seine Ansprüche vornehmlich auf das historische Recht und operierte mit den Schenkungsurkunden von 1027. Es ist begreiflich, daß Meinhard seine ererbten und erworbenen Rechte kräftig verteidigte. Die Zumutungen, die Grafschaften Vinschgau und Bozen, die Grundlagen seiner Macht, und anderen Besitz preiszugeben, waren gewiß überspannte Forderungen, welche die Rechtsentwicklung von mehr als zwei Jahrhunderten ignorierten. Bischof Heinrich gleicht hierin dem berühmten Kardinal Nikolaus von Cusa, der noch im 15. Jahrhundert für Brixen gegen Tirol das gleiche starre historische Recht, das durch anerkannte Verträge längst geändert war, geltend machte.

die Grafschaft Castello mit Capriana und Stramentizzo im Fleimstale, Flavon, Tavon, St. Romedio, Castelfondo, St. Lucia etc. mit ihrer Jurisdiktion in tirolischem Besitz. In Bozen blieben die bischöflichen und tirolischen Rechte, wie von alters her geteilt. Die Herrschaft Persen gehörte zu Tirol. Von der einstigen Lehensabhängigkeit der Grafen von Tirol bezüglich der Grafschaften Vinschgau und Bozen war keine Rede mehr. Sogar die Erinnerung daran verschwand sehr bald.[1]) Die neue Grafschaft von Tirol wurde ebenso wie die Schirmvogtei des Grafen über Trient und Brixen bald nur mehr als Reichslehen behandelt. Während der folgenden Sedisvakanzen in Trient und Brixen übernahmen die Grafen als Vögte ohne Anstand die Verwaltung der weltlichen Herrschaft.

Die ruhigen Verhältnisse für Trient änderten sich im luxemburgisch-wittelsbachischen Thronstreit um Tirol mit einem Schlage, als Bischof Nikolaus so unvorsichtig war, den Luxemburger Karl zu unterstützen. Trient wurde für kurze Zeit der Hauptwaffenplatz gegen Tirol. Der obsiegende bayerische Fürst, Markgraf Ludwig V. von Brandenburg, der unrechtmäßige Gemahl Margareta Maultasch', erkannte die Sachlage und wollte die Möglichkeit der steten Bedrohung durch Trient ein für allemal beseitigen. Deshalb verlangte er nach dem Tode des genannten Bischofs als Schirmvogt im Jahre 1347 das ständige Besatzungsrecht in der Festung Trient.

Als sich das Domkapitel hierauf mit dem italienischen Herrn Jakob von Carrara verband, wurde Trient und der größte Teil des Fürstentums vom Markgrafen dauernd besetzt.[2]) Nur die Gebiete im Suganertal, im Sarca- und im Ledrotal behauptete das Kapitel, mußte sie aber schuldenhalber an die della Scala verpfänden. Trient, Fleims, der Nons- und Sulzberg und Judikarien blieben in den Händen des Brandenburgers.

In Urkunden heißt das abermals bedeutend verkleinerte weltliche Fürstentum nur mehr Bezirk (districtus) von Trient. Dasselbe schien schon damals der Säkularisation verfallen.

Gerettet wurde es nur durch das Verlangen des kärntnerischen Grafen Albrecht von Ortenburg, Bischof von Trient zu werden. Im Jahre 1357 versprach er dem Herzog Albrecht von Österreich, ihm mit dem ganzen weltlichen Besitze des Bistums und nur nach seinem Willen und Befehl zu dienen, wenn er durch Albrechts Vermittlung vom Papst zum Bischof ernannt werde. Dem Herzog war bei seinem Streben Tirol zu erwerben, diese Unterstützung willkommen. Der Ortenburger erlangte nach der Vereinigung Tirols mit Österreich tatsächlich das Bistum. Herzog Rudolf stellte demselben den in den Händen des Brandenburgers verbliebenen Besitz zurück, ordnete aber das Stift durch den feierlichen Trienter Vertrag vom 18. September 1363, welcher »einer halben Säkularisierung gleichkam«, für alle Zeiten der Grafschaft Tirol unter.

In diesem Vertrage[3]) bestätigen der Bischof und das Kapitel Herzog Rudolf, seinen Brüdern und allen ihren Erben, weil ersterer sie in Schutz genommen und ihrer Kirche das frühere Ansehen und die ihr zugehörigen Vorteile wieder verschafft habe, aus Dankbarkeit alle Privilegien, welche die Bischöfe und das Kapitel der Herrschaft Tirol jemals gegeben haben. Sie versprechen für sich und ihre Nachfolger, Rudolf und dessen Erben als *ihren Herren*[4]) zu dienen und gegen jedermann Hilfe zu leisten.[5]) Sie verpflichten sich ferner, in die dem Stifte gehörigen oder

---

[1]) Ähnlich lagen die Verhältnisse in Brixen.

[2]) Die Erklärung des feindlich gesinnten Kaisers Karl IV. vom 21. Juli 1347, daß nach dem Aussterben des Meinhardinischen Mannesstammes die Trienter Lehen Tirols an das deutsche Reich zurückgefallen und vom selben wieder an Trient verliehen seien, war wirkungslos.

[3]) Zuletzt gedruckt bei Schwind-Dopsch a. a. O., Nr. 112

[4]) Als »dominium nostrum«, »unsere Herrschaft« bezeichnet die Urkunde stets die Grafen von Tirol.

[5]) Ausgenommen gegen den päpstlichen Stuhl, welchem sie aber nur in geistlichen, nicht auch in weltlichen Dingen verpflichtet sind.

in Zukunft zufallenden Burgen, Städte und Festungen Beamte nur mit Zustimmung der Herzoge von Österreich einzusetzen und diese auch daraufhin zu beeiden, den Herzogen selbst dann zu dienen und Hilfe zu leisten, wenn der Bischof dagegen wäre. Auch alle Stiftsuntertanen sollen nicht dem Bischof, sondern dem Herzog Hilfe leisten, wenn der Bischof gegen die Herrschaft Tirol handle.[1]) Bei Erledigung des bischöflichen Stuhls dürfen die Beamten dem neugewählten Bischof ohne ausdrückliche schriftliche Bewilligung des Herzogs weder huldigen noch gehorchen. Über die Beamten soll ein nach dem Rate und mit Zustimmung des Herzogs ernannter Hauptmann gesetzt werden, welcher dem Herzog gehorcht, aber vom Bischof besoldet wird. In Streitigkeiten zwischen dem Bischof und seinen Untertanen oder von bischöflichen Untertanen gegen der Herrschaft Untertanen müssen beide Teile bei dem Herzog von Österreich oder seinem Stellvertreter, dem Hauptmann auf Tirol und an der Etsch, Recht nehmen. Nur wenn die herrschaftlich-tirolischen Untertanen gegen bischöfliche klagen, haben sie vor dem bischöflichen Gericht zu erscheinen. Verzieht jedoch der Bischof das Recht, so bleibt die Appellation an die Herrschaft Tirol offen.

Der Bischof und das Kapitel beschworen diesen Vertrag und gelobten eidlich, niemals mehr einen Bischof oder Domherrn in seine Würde einzusetzen, ehe er alle Punkte desselben beschworen hätte.

In einer weiteren Verschreibung vom 6. November 1365 verspricht Bischof Albrecht für sich und seine Nachfolger, den Herzogen von Österreich als Grafen von Tirol und als Erbvögten des Stiftes aus Dankbarkeit für den Vertrag vom 18. September 1363 gehorsam zu sein und mit aller Macht des Stiftes zu Roß und zu Fuß die Grafschaft Tirol wider jeden Feind auf eigene Kosten zu schützen.

Diese Verträge oder Kompaktaten, welche bei dem Regierungsantritt eines jeden Bischofs erneuert wurden, sind neben dem Säkularisationspatent von 1803 die wichtigsten Staatsakten in den tirolisch-trientischen Beziehungen. In vollkommen rechtsgültiger, für alle Zeiten bindender Weise war dadurch die Oberhoheit Tirols über das Fürstentum Trient festgestellt worden. Der Bischof von Trient war nicht viel mehr als ein Statthalter des Grafen von Tirol. Wenn auch dessen persönliche Reichsfürstenwürde nicht angetastet wurde, so war Trient von da ab doch mehr ein Teil Tirols als ein selbständiges Fürstentum.[2])

Es war also im Jahre 1363 nicht bloß Tirol mit Österreich vereinigt, sondern auch die militärisch notwendige Einverleibung Trients eingeleitet worden. Erst durch diese Maßregel konnte Tirol die natürlichen und gesicherten Grenzen erreichen, welche schon in den nächsten Jahrzehnten eine Erweiterung und Abrundung fanden. Nur durch den Besitz Tirols einschließlich Trients wurde Österreich der mächtigste Staat in Süddeutschland. Tirol beherrschte jetzt noch mehr als in früheren Jahrhunderten den Zugang des deutschen Reichs nach Italien, seit die Schweiz sich vom Reiche mehr und mehr ablöste und Venedig den östlichen Weg durch die Friauler Pässe versperrte. Nur Tirol vermochte in noch späterer Zeit die französischen Eroberungsversuche in Italien zu verhindern und zu verhüten, daß Deutschland auch im Süden von Frankreich eingeschlossen wurde. Österreichs Macht in Italien und sein Widerstand gegen Frankreich haben nicht in letzter Linie dessen Großmachtstellung begründet und erhalten. Ein wichtiges Mittel hierzu war Tirol. Trotz der politischen Veränderungen des 19. Jahrhunderts ist Tirol auch heute noch

---

[1]) Bei jeder bischöflichen Belehnung oder bei jedem Schwur und Versprechen eines Untertanen an den Bischof mußte diese Kautele in die Urkunde aufgenommen werden. Vgl. auch die von Voltelini, a. a. O. 392 Note 3 erwähnten gleichen Zusagen des Bischofs von Brixen von 1348.

[2]) v. Voltelini, a. a. O. 393, bemerkt ganz richtig, daß durch die Kompaktaten Inhalt und Sinn der Vogtei geändert wurde. Sie bedeutet nicht mehr Schutz, sondern Herrschaft.

als eine vorgeschobene natürliche Festung Österreichs nach Westen und nach Süden von großer Wichtigkeit, freilich nur dann, wenn der hart erstrittene und durch Jahrhunderte mit seltener Zähigkeit behauptete Provinzialverband mit dem Süden ungelockert bleibt.

Die staatsrechtlichen Beziehungen zwischen Tirol und Trient von 1363—1803

Der Vertrag vom Jahre 1363 bildete fortan die Hauptgrundlage des staatsrechtlichen Verhältnisses zwischen Tirol und Trient. Nur ab und zu wurden geringfügige Änderungen vorgenommen. Diese lauteten zugunsten Trients, wenn ein Bischof durch kraftvolleres Auftreten sich geltend zu machen vermochte, zugunsten Tirols, wenn dieses es für nötig hielt, die landesfürstliche Macht stärker hervorzukehren. Stets jedoch blieb der Graf von Tirol der »Herr und Erbvogt« oder die »gnädige Herrschaft« für Trient.

Durch die wiederholte Erneuerung der Verträge im 14. und 15. Jahrhundert (1365, 1399, 1410, 1435, 1456, 1460, 1468) wurde die in denselben festgestellte Pflicht des Bischofs, dem Grafen von Tirol als seinem Herrn und Vogt dienstbar zu sein, im allgemeinen immer schärfer ausgeprägt.[1]) Der landesfürstliche Hauptmann in Trient gewann mehr und mehr Einfluß auf die ganze bischöfliche Verwaltung, die er auch beaufsichtigte. Ohne seinen Rat konnte der Bischof kaum etwas Wichtigeres unternehmen. Die Stadt Trient stand unter seinem ausschließlichen Befehle. Er besaß die Schlüssel zu den Toren und wohnte auf dem Hauptschlosse Buonconsiglio. Im Interesse der Landeseinheit war es gewiß bedeutsam, daß der Landeshauptmann an der Etsch und Burggraf zu Tirol immer häufiger zugleich Hauptmann von Trient war. In der Rechtspflege wurde allen Untertanen die Appellation an den tirolischen Landesfürsten gestattet. Dem Domkapitel blieb zwar die freie Wahl des Bischofs zugesichert, doch mußte der Neugewählte eine dem Grafen von Tirol angenehme Persönlichkeit sein. Damit auch im Domkapitel deutsche und tirolische Gesinnung vorherrsche, bestimmte eine öfters erneuerte päpstliche Bulle vom Jahre 1474, daß von den 18 Kanonikern des Domkapitels zwei Drittel deutsche oder österreichische Untertanen sein müssen.

Nicht einmal der bedeutendste Bischof von Trient, Kardinal Bernhard von Cles (1514—1539), der als Kanzler des deutschen Königs Ferdinand I. bei demselben im höchsten Ansehen stand, in seinem Stifte eine große reformatorische Tätigkeit entfaltete und dank seiner Verdienste um Kaiser und Reich sogar einige Vergrößerung des Stiftsgebiets erreichte, hätte wagen dürfen, an den Kompaktaten zu rütteln. Er hielt es sogar einmal für notwendig, seine Bestrebungen zur Machterhöhung des Stifts ausdrücklich als für Tirol ungefährlich zu erklären. »Ich suche dabei«, schrieb er an den König, »keinen Gewinn und will Eurer Majestät dabei nichts vergaben, denn so seind die Bischofen von Trient samt allen ihren Hauptleuten Eurer königlichen Majestät und derselben Nachkommen dermassen verschriben und sunst in anderweg zugetan, daß sie durch keinen Bischof daselbs nichts args zu vermuten haben; so kan auch kein Bischof daselbs zu der weltlichen Posseß kommen, dann allein mit Zuegeben und Bewilligung der Herren zu Österreich als Grafen zu Tirol.«

Da Maximilian I., Karl V. und Ferdinand I. als deutsche Herrscher im Bischof von Trient mehr den deutschen Reichsfürsten als den ihrer kleinen Grafschaft Tirol untertanen Herrn von Trient sahen, war es allmählich doch gelungen, wenigstens

[1]) Nur der Vertrag von 1460 enthält zwei wesentliche Erleichterungen für Trient, die aber 1468 wieder beseitigt worden sind. Ursache der Nachgiebigkeit war die 1460 Rom gegenüber prekäre Lage des tirolischen Landesfürsten.

das Bewußtsein des Abhängigkeitsverhältnisses einigermaßen zurückzudrängen. Als nun Tirol in der Person Erzherzogs Ferdinand II. wieder einen eigenen Landesfürsten erhielt, betrachtete es dieser als seine erste und Hauptaufgabe, die etwas gelockerten staatsrechtlichen Beziehungen zu Trient zu revidieren und das Stift dem tirolischen Landesverbande womöglich noch enger einzufügen. Ferdinand begann sich nach dem Studium der alten Verträge[1]) ohne weiteres auch als Landesherrn von Trient zu bezeichnen. Er sprach von angemaßten Hoheitsrechten des Bischofs, ließ die Zölle des Stifts kontrollieren und andere Regierungshandlungen daselbst vornehmen.

Die großen Mißbräuche in der bischöflichen Verwaltung und Justizpflege, die häufigen Anstellungen von Ausländern im Stifte brachten ihm Bundesgenossen unter den bischöflichen Untertanen selbst.

Ein Teil des Adels, besonders aber die Stadt Trient, welche wenigstens seit Beginn der habsburgischen Herrschaft in Tirol mit Vorliebe die Intervention gegen den Bischof anrief und im Grafen von Tirol ihren Landesherrn sah, wendete sich im Jahre 1567 klagend an Ferdinand. Durch eine lärmende Demonstration unterstützte die tirolisch gesinnte Bürgerschaft von Trient die Unterzeichnung eines Vertrags zwischen Ferdinand und dem Koadjutor des Stifts, worin Trient die volle Oberhoheit des Grafen von Tirol anerkannte. Dieser Vertrag enthält folgende acht Punkte:

1. Der Bischof erkennt den Erzherzog als Landesherrn und als erblichen Schirmvogt an. Er verzichtet auf den Titel »Fürst von Trient«, überträgt ihn an Ferdinand und nennt sich nur Bischof von Trient, wie dies von Alters Herkommen sei.[2])

2. und 3. Der Bischof gesteht seinen Untertanen in Justizsachen und in eigenen Angelegenheiten das Recht der Beschwerde und der Appellation an den tirolischen Landesfürsten zu.

4. Die Stadt Trient soll und kann sich ihre Privilegien und Statuten von jedem neuen tirolischen Landesfürsten bestätigen lassen.[3])

5. und 6. Die alten Verträge werden erneuert.

7. Der Bischof verpflichtet sich, darauf zu sehen, daß stets zwölf Deutsche und sechs Italiener, letztere aber nur aus der Diözese Trient, im Domkapitel sitzen.

8. Der Bischof verpflichtet sich, alle unruhigen Ausländer von seinem Hofe zu entlassen und dafür gute ehrliche Deutsche anzustellen.[4])

Gegen diesen Vertrag erhoben allerdings nachträglich Bischof und Domkapitel Protest, worauf der Erzherzog das Stift besetzte. Von beiden Seiten wurden Papst und Kaiser angerufen. Letzterer fand die Forderungen Ferdinands übertrieben. Das Stift gelangte unter kaiserliche Sequestration. Man brachte die Sache auch an den deutschen Reichstag. Noch bevor dieser sich damit beschäftigte, wurde ein kaiser-

---

[1]) Der Geschichtsforscher Christian W. Putsch mußte ihn hierbei unterstützen.

[2]) Tatsächlich nannten sich die Bischöfe wenigstens seit 1363 nur ganz ausnahmsweise Fürsten. Die Bestätigung der konradinischen Urkunden vom Jahre 1027 durch die Deutschen Könige in den Jahren 1348 und 1389 blieb als bloßer feindlicher Akt der Luxemburger gegen die Habsburger wirkungslos. Sie vermochte an den feierlichen Verträgen und an den tatsächlichen Verhältnissen nichts zu ändern.

[3]) Zum ersten Male, soweit wir wissen, fand schon 1399 eine solche Bestätigung statt, dann 1407. Im Jahre 1415 bestätigte Herzog Ernst als Schirmvogt von Trient abermals die Privilegien der Stadt Trient und zwar in deutscher Sprache. (Vergl. v. Voltelini im Archiv f. österr.Geschichte 92, 107 ff.) In einer Urkunde von 1446 nennt Herzog Sigmund Trient »seine Stadt« (civitas nostra), ebenso auch König Maximilian I. (1516).

[4]) Auf dieser Forderung bestand Erzherzog Ferdinand mit besonderem Nachdruck; »denn die Erhaltung der deutschen Nation und Sprach im Stift Trient und an des Herrn Kardinals Hof ist um so vil desto mehr zur Versicherung des Stifts« (J. Hirn, Erzherzog Ferdinand II. von Tirol I, 307). Auch die tirolischen Landtage von 1596, 1601, 1619 und 1626 forderten von der Regierung die Förderung des Deutschtums in Trient als Staatsnotwendigkeit mit großem Nachdrucke.

licher Vermittlungsvorschlag, die bekannte Notula Spirensis von 1571, die in späterer Zeit noch öfters eine Rolle spielte, angenommen. Der wesentliche Inhalt dieser Speirer Notel besteht in der Bestätigung der Verträge von 1454 und 1468 und in der Annahme des 7. und 8. Punktes des Vertrages von 1567. Der Bischof weigerte sich jedoch, die ersten vier Punkte des Vertrages zu befolgen. Sie sollten deshalb später behandelt werden.

Im Jahre 1578 kam endlich ein neuer Vertrag zustande, auf welchem von nun an das staatsrechtliche Verhältnis des Stifts zu Tirol beruhte. Die Verträge von 1454 und 1468 nebst der Notel von Speier wurden anerkannt. Nur einige unbedeutendere Punkte der Speirer Notel sollten der kaiserlichen Entscheidung vorbehalten werden, welche innerhalb Jahresfrist erfolgen sollte.[1])

Ein kaiserliches Urteil erfolgte aber niemals. Man hatte oft noch darüber verhandelt, sich aber nie geeinigt. Die staatsrechtliche Verbindung Trients mit Tirol war durch den Vertrag von 1578 in dem Maße wiederhergestellt worden, wie sie unmittelbar vor Bernhard von Cles bestanden hatte. Damit war die alte, sichere Grundlage wiedergewonnen, auf welcher die endliche Vereinigung Trients mit Tirol zu einem politischen und geographischen Ganzen vollzogen werden konnte.

Der allmähliche Vollzug dieser Vereinigung wurde in der Folgezeit nicht mehr ernstlich bedroht, auch kaum wesentlich gestört, obwohl die Bischöfe bei jeder Gelegenheit ihre Würde als deutsche Reichsfürsten hervorkehrten. Bei schärferem Zusehen handelte es sich gerade dabei auch weniger um ein Verlangen nach größerer staatsrechtlicher Sonderstellung, als vielmehr um ein Ausfluchts- und Pressionsmittel gegenüber pekuniären Verpflichtungen. Wenn es sich um die jedermann unbequemen Steuerleistungen handelt, waren und sind sowohl Individuen als Völker einer besonderen Reizbarkeit unterworfen.

Die tirolische Regierung und die ständische Vertretung wachten aber mit Ruhe und Konsequenz über die Aufrechthaltung der Verträge und ließen nicht daran rütteln, so oft auch Trient oder Brixen klagend den Kaiser oder den deutschen Reichstag anriefen. Erzherzog Maximilian der Deutschmeister (1602—1618), Leopold V. (1618—1632) und Erzherzogin Klaudia (1632—1646) wahrten energisch ihre Rechte gegenüber den Hochstiftern.

Ein Zwist von größerer Bedeutung mit Trient war im Jahre 1636 entstanden. Auch dieser wurde wie gewöhnlich zuerst durch Besetzung des Stifts, dann durch Vergleich beigelegt.[2]) Namentlich der berühmte Kanzler Biener, der tüchtigste tirolische Beamte des 17. Jahrhunderts, verstand keinen Spaß, als sich in den Jahren 1632 und 1633 die Landesbischöfe auf ein bloßes Bundesverhältnis mit Tirol berufen wollten, um einer neuen Kopfsteuer und einem Beitrage zur landesfürstlichen Hofhaltung zu entschlüpfen. Gegen die widerspenstigen Steuerweigerer: die Grafen an den welschen Konfinen, damals auch die Städte Trient und Roveredo, besonders aber gegen die Bischöfe muß man mit Exekution vorgehen, schreibt Biener, sonst droht ein Totalniedergang. Die Stadt Trient will ihre Steuerquote gegen den Landtagsbeschluß »nach eigenem Humor« leisten. Das darf man nicht dulden, auch wenn es in Wirklichkeit auf eines hinausliefe, weil damit der Anfang zur Trennung des Landschaftscorpus gemacht würde.[3]) Im Jahre 1641 be-

[1]) Erst die Arbeiten Hirns (Der Temporalienstreit etc. im Archiv für österr. Gesch. 64, 353 ff. u. Erzherzog Ferdinand II., I 291 ff.) brachten volle Klarheit über diese Verhandlungen und den Charakter der Verträge.

[2]) Die tirolische Regierung behalf sich den Bischöfen gegenüber, wenn sie die Kompaktaten zu lockern versuchten, in der Regel mit Sequestration der Hochstifter und Zollaufschlägen für deren Untertanen.

[3]) Vergl. J. Hirn, Kanzler Biener und sein Prozeß 54 ff. — Biener war auf die Prätensionen der beiden Bischöfe stets schlecht zu sprechen, wie seine galligen Bemerkungen zu einer Beschwerde des Bischofs Wilhelm von Brixen an den Kaiser im Jahre 1637 zeigen: »Auf die Klage, daß man die

schwerte sich der Bischof von Trient abermals beim Regensburger Reichstag[1]) u. a. auch darüber, daß sich Erzherzogin Klaudia (selbst eine Italienerin, welche einen vorwiegend italienischen Hofstaat in Innsbruck hatte) die Gerichtsbarkeit über alle Deutschsprechenden im Stifte und in der Stadt anmaße, die Schloßhauptleute einsetze und besonders beeidige, Werbungen veranstalte, Steuerschätzungen vornehme, Zölle errichte, dem Bischofe den Fürstentitel abspreche usw. Das waren allerdings landesfürstliche Übergriffe.

Ein neuer Vertrag kam nach langem Streite am 14. Oktober 1662 zustande. In einzelnen Punkten enthält er eine scheinbare Nachgiebigkeit des Landesfürsten, doch hält der Schlußsatz die Anerkennung der Speirer Notel und den Vergleich von 1578 samt allen Reservaten vollkommen aufrecht. Kaiser Leopold I. erkannte aber diesen Vertrag nicht an, als er im Jahre 1665 nach dem Aussterben der eigenen tirolischen Landesfürsten die unmittelbare Regierung Tirols übernahm.

Die Streitigkeiten mit den Hochstiftern dauerten auch jetzt ungemindert fort. Weil der Landesfürst nunmehr in der Ferne weilte und möglichst schonend verfahren wollte, hatte die Innsbrucker Regierung die um so härteren Stöße allein auszuhalten. Doch gab der Kaiser nichts von den erworbenen Rechten preis.

In der Periode des beginnenden Absolutismus und während desselben konnten Trient und Brixen auf kaiserliche Nachgiebigkeit überhaupt nicht mehr rechnen. Die Hochstifter wurden im Gegenteil immer enger in den tirolischen Landesverband einbezogen. Nur im Jahre 1720, als der Landtag zur Annahme der pragmatischen Sanktion berufen wurde, vermochten sie eine kleine Rache zu nehmen. Ihre Gesandten schlossen sich mit der Erklärung von der Verhandlung aus, sie wünschten dem Hause Habsburg alles Gute und dem Kaiser männliche Nachkommen, welche die Stifter auch fernerhin zu schützen vermögen, für sie seien aber nur die Verträge mit Tirol maßgebend.

Vergeblich sträubten sich die Bischöfe gegen die wohltätigen Reformen Maria Theresias, welche durch sogenannte Generalien für ganz Tirol verkündet wurden. Im Jahre 1754 erklärte sich der Bischof von Trient auch bereit, alle für Tirol in Zukunft erfließenden landesfürstlichen Verordnungen im Fürstentume kundzumachen (»sich den Generalien zu uniformiren«). Nicht lange danach, im Jahre 1777, wurde abermals ein Vertrag geschlossen, welcher die immer zahlreicher gewordenen Hoheitsrechte Tirols über Trient genauer abgrenzte und die endgültige Einverleibung wesentlich förderte. Ausdrücklich erklärte Maria Theresia bei dieser Gelegenheit abermals, daß das Stift Trient jederzeit einen integrierenden Bestandteil der Grafschaft Tirol gebildet habe.

Daß die volle Einverleibung nur eine Frage der Zeit sei, wußte man in Wien genau. Hatte doch schon Bischof Peter Vigil von Thun selbst im Jahre 1785 dem Kaiser die Abtretung des Hochstifts gegen eine entsprechende Summe Geldes angeboten. Damals wurde er jedoch abgewiesen. Auch als im Jahre 1789 der Vorschlag gemacht wurde, beide Stifter zu säkularisieren, riet Fürst Kaunitz Kaiser Josef II., davon noch abzusehen, da die deutschen Reichsstände wegen des reichsfürstlichen Charakters der Bischöfe sich beschweren würden. Das wäre allerdings

---

Bischöfe nicht durch Ersuchschreiben, sondern durch Zitation wie andere Landstände einberufe, bemerkt er: »Das ist wahr, daß man die Bischöfe nicht hat Du genannt wie andere Stände, sonsten aber hat's geheißen: wir begehren mit Ernst. Ad cardinales etiam ist man noch ehrerbietiger gewesen.« Zur Stelle, wo der Bischof meinte, es bestehe nur ein Bundesverhältnis zum Grafen von Tirol, bemerkt Biener: »Der Scribent oder der Bischof, qui subscripsit, quam viliter loquitur de domo Austriaca? Grafen!«

[1]) Erst 1637 hatte er einen schweren kaiserlichen Verweis erhalten, weil er sich in Streitigkeiten zwischen Bischof und Stadt Trient nicht an den Reichstag, sondern an den Landesfürsten von Tirol zu wenden habe.

leicht zu verschmerzen, es liege jedoch derzeit kein Grund vor, die Säkularisierung zu beschleunigen, die nach dem natürlichen Gange der Dinge nicht mehr ferne sein könne.[1])

Seit dem Jahre 1796 war das Stift wegen der Franzosenkriege teils von Österreich, teils von den Franzosen besetzt. Durch den Pariser Vertrag vom 26. Dezember 1802 zwischen Kaiser Franz und der Republik Frankreich wurde bestimmt, daß der Kaiser zur Entschädigung für die verlorene Landvogtei Ortenau die beiden Bistümer Trient und Brixen unmittelbar in Besitz nehmen und Tirol einverleiben dürfe. Auch die Vertretung des deutschen Reichs erkannte dem Kaiser mit Beschluß vom 25. Februar 1803 das gleiche Recht zu. Österreich verpflichtete sich nur, für den Unterhalt der damals lebenden Fürstbischöfe und der Mitglieder der Domkapitel, wie auch für eine entsprechende Dotation der in beiden Diözesen anzustellenden Geistlichkeit nach dem in Österreich üblichen Ausmaße zu sorgen. Schon am 4. Februar 1803 war folgendes Besitzergreifungspatent erlassen worden:[2]) »Wir Franz der Zweyte entbiethen allen Unterthanen und Inwohnern der Trientnerischen und Brixnerischen Bezirke, von welchem Stande und Range sie immer seyn mögen, ohne alle Ausnahme, Unsere Gnade und alles Gute, und geben denselben gnädigst zu vernehmen, daß Wir in Folge der mit der Republick Frankreich unter dem 26. Dezember vorigen Jahres abgeschlossenen Convention die beiden Bezirke Trient und Brixen, in denen Wir als gefürsteter Graf von Tyrol die vorzüglichen Rechte der Landeshoheit ohnehin schon besassen, nun mit unbegränzter durchaus unmittelbarer Landeshoheit in Besitz genommen und mit Unserem übrigen getreuesten Lande Tyrol vollkommen vereiniget haben. Wir erwarten daher von sämmtlichen Unterthanen und Bewohnern beider Bezirke unverbrüchliche Treue und Gehorsam, den sie Uns und Unsern Erbfolgern am Throne, dann Unsern nachgesetzten Obrigkeiten, unter denen Wir die jetzt örtlich bestehenden bis zu Unserer weitern höchsten Entschliessung in ihren Amtern bestätigen, gleich allen übrigen getreuesten Unterthanen des Landes Tyrol zu leisten schuldig sind: wodurch sie sich Unserer höchsten Gnade und väterlichen Wohlgewogenheit immer mehr würdig machen werden, derer Wir sie hiemit gnädigst versichern.«

Ein mehrhundertjähriger Entwicklungsprozeß, dessen äußeren Schlußstein das vorstehende Patent bildet, hatte damit sein naturgemäßes Ende gefunden. Die Bewohner der Hochstifte hatten sich schon längst als Tiroler gefühlt und als solche betätigt.[3]) Sie waren jetzt zufrieden, daß die Bitte einer schon vor dem Frieden von Luneville (1801) nach Wien gesendeten Deputation um Erhaltung der Einheit des Landes in Erfüllung gegangen war. Die Stadt Trient tat noch ein übriges und beantwortete das kaiserliche Besitzergreifungspatent sogleich mit einer Dankadresse, worin sie erklärt, es habe ihr nach so vielen Kriegserlebnissen kein besseres Schicksal zuteil werden können, als mit der österreichischen Monarchie vereinigt zu werden.

Die alttirolischen Bezirke und die mittelbaren und unmittelbaren Gebiete Trients in Welschtirol.[4])

Wie schon erwähnt, gehörten die heute fälschlich zum »Trentino« gerechneten Gerichtsbezirke Primör, ferner Strigno und Borgo im östlichen Suganertal

[1]) Um den Schein des Hoheitsrechtes zu wahren, hatten Brixen im Jahre 1710 und Trient im Jahre 1718 nochmals einige Münzen schlagen lassen. Lange nicht mehr vorher und niemals nachher war dies der Fall.

[2]) Nr. 5336 der Kropatschekschen Sammlung der Gesetze XVII, 56.

[3]) In dieser Beziehung soll nur an die Kämpfe mit den Venezianern im Jahre 1487 und an die Landesverteidigung 1703 erinnert werden, wobei sowohl die unmittelbar tirolischen, als auch die Trienter Untertanen italienischer Zunge Hervorragendes leisteten.

[4]) Vgl. darüber das lehrreiche Buch von H. Biedermann, Die Italiäner im tirolischen Provinzial-

niemals zum weltlichen Fürstentum Trient, ebensowenig wie Fassa. Letzteres zählte mit den gleichfalls ladinischen Tälern von Buchenstein und Enneberg zum ältesten Besitze des Hochstiftes Brixen, und dieser Besitz verblieb demselben bis zur Säkularisation.[1])

Das Tal von Primör stand in politischer Beziehung niemals unter dem Fürstentume Trient[2]) und gehörte auch niemals zur alten Trienter Grafschaft.[3]) Seit dem Jahre 1027 bildete es einen Bestandteil der Grafschaft Feltre. Der Bezirk von Borgo, welcher ehedem zur Grafschaft Trient gehörte, wurde im gleichen Jahre 1027 unter ausdrücklicher Zustimmung des Bischofs von Trient als neuen Inhabers der Grafschaft von derselben abgelöst und gleichfalls zur Grafschaft Feltre geschlagen.

Den Bischöfen von Feltre erging es ähnlich wie ihren Nachbarn in Trient und insofern noch schlimmer, als sie sich keines Schutzvogts erfreuten, der ihre Macht aufrecht erhielt. Auch sie konnten sich der eigenen Untertanen nicht erwehren. Ihre Grafschaft ging bald verloren. Nach wechselreichen Schicksalen gelangte zunächst Primör im Jahre 1386 dauernd an Tirol. Franz von Carrara, Herr von Feltre und Primör, hatte es schon 1373 an die Herzoge Albrecht und Leopold von Österreich als Grafen von Tirol übergeben. Unter dem Schutze deutscher Hauptleute lebten die Bewohner dieses Tales nach ihren eigenen Statuten, und es blühten dort, besonders seit dem 14. und im 15. Jahrhundert, die Bergwerke rasch empor. Viele Deutsche waren deshalb eingewandert. Durch alle folgenden Zeiten erwiesen sich die Primörer als ruhige brave Tiroler und waren stets tapfere Hüter der Landesgrenzen. Sogar der Bauernkrieg des Jahres 1525 war an ihnen spurlos vorübergegangen. Im Jahre 1806 fiel das Tal mit dem übrigen Tirol an Bayern, 1810 kam es zum französischen Königreich Italien, wurde aber nicht, gleich dem übrigen Südtirol, mit dem Etschdepartement vereinigt, sondern dem Dipartimento Piave angegliedert. Im Jahre 1809 verteidigten die Primörer ebenso tapfer wie die anderen alttirolischen Gerichte ihr tirolisches Vaterland und schlugen die Franzosen mit blutigen Köpfen von den Landesgrenzen zurück. Dabei zeichnete sich die 19jährige Heldenjungfrau Josefine Negrelli de Zorzi, ein zweites Mädchen von Spinges, besonders aus. Sie kommandierte sogar eine Schützenkompagnie.[4])

In den heftigen Kämpfen, welche im 14. Jahrhundert um den Besitz des Suganertals stattfanden, hatte Markgraf Ludwig von Brandenburg im Jahre 1356 vom ehemaligen Trienter Anteil Pergine (Persen), Selva (Zilf) und Levico erobert. Pergine, welches selbst behauptete, von alters her zu Tirol zu gehören, wurde mit Tirol unmittelbar vereinigt. Erst im Jahre 1531 überließ es König Ferdinand I. gegen Abtretung aller bis dahin noch in Bozen besessenen bischöflichen Rechte an Trient. Doch blieben die Bergwerke zwischen Tirol und Trient geteilt; Steuern und Reisen (Kriegsdienste) aber behielt sich der tirolische Landesfürst ganz vor.

---

verbande (Innsbruck, 1874) und die von J. Ficker angefertigte treffliche Karte im Innsbrucker Museum. — Die hier beigegebene Karte zeigt die alttirolischen und die mittelbar und unmittelbar trientischen Bezirke Welschtirols nach den Angaben der amtlichen Säkularisationsakten in den Archiven des k. k. Ministeriums des Innern in Wien und der k. k. Statthalterei in Innsbruck. Die Gebietsgrenzen habe ich darnach auf einer (verkleinerten) P. Anichschen Karte eingezeichnet.

[1]) Der gleichfalls ladinische Bezirk Ampezzo mit der Feste Peutelstein wurde im neunjährigen Kriege Maximilians I. gegen Venedig (1508—1517) erobert und gleichfalls zu Tirol geschlagen.

[2]) In kirchlicher Beziehung fiel es erst im Jahre 1786 an die Diözese Trient.

[3]) Diese reichte, wie wir wissen, auch vor ihrer Verkleinerung im Jahre 1027 nur bis zum Cismone. Wenn A. Jäger, Geschichte der landständischen Verfassung Tirols I 307 die betreffende Urkunde von 1161 als Fälschung zu betrachten geneigt ist, so beruht das nur auf einem Mißverständnisse.

[4]) Diese Gestalt wurde in der Kriegsgeschichte des Jahres 1809 bisher auffallend vernachlässigt. — Das mit Ausnahme einiger mehr oder minder belanglosen historischen Versehen treffliche Werk von O. Brentari, Guida del Trentino erwähnt diese Kriegstaten nach Gebühr. Dagegen glaubt sie G. Rizzoli, Notizie storiche di Primiero 26 ohne Angabe von Gründen leugnen zu sollen.

Das Gericht Levico mit Selva, sowie die Gerichte Tramin und Grumais vertauschte das Bistum erst im Jahre 1778 gegen das bisher tirolische Gericht Castello (Castell) mit seinen Zugehörungen in Fleims (Molina, Capriana, Valfloriana, Stramentizzo und einem Teil von Paneveggio) und gegen die tirolische Gemeinde Altrei an Tirol.[1])

Durch den Meraner Frieden vom 3. August 1413 zwischen Tirol und Venedig kam auch das untere feltrensische Suganertal von Levico abwärts bis Primolano: die Herrschaften Borgo, Castelalt und Ivano für immer an Tirol. Die Grafen von Tirol leisteten bis zum Jahre 1670 dafür den Bischöfen von Feltre den Lehenseid. Das war die gleiche bedeutungslose Förmlichkeit wie die ebenfalls lange Zeit aufrecht erhaltene Belehnung der Landesfürsten mit den alten Lehen von Chur, Trient und Brixen. Im Suganertal gehörten daher unmittelbar zu Tirol: die 1509 eroberte Feste Kofel (Covolo),[2]) die alten Gerichtsbezirke Ivano mit Grigno und Tesino, Telvano mit Tesobo und S. Pietro, und jene von Castelalt und Levico.[3])

Auch diese mit einem starken Einschlage deutscher Einwanderer des späteren Mittelalters versetzte Bevölkerung stand meist unter deutschen Hauptleuten. Ihre unwandelbare Treue zum tirolischen Landesfürsten haben Jahrhunderte erprobt. Die Einwohner von Roncegno (Rundschein), Castelalt, Tesin und Ivan verteidigten auch im Jahre 1809 ihr Gebiet tapfer gegen die Überfälle italienischer Freischaren.[4])

Fast das ganze Lagertal von Murazzo oberhalb Calliano bis zur Veroneser Klause bei Volargne beherrschte die Familie der Herren von Castelbarco. Sie waren die unruhigsten bischöflichen Untertanen und gefährlichsten Grenzhüter im Süden des Bistums und Tirols.

Die bekannten österreichischen Freiheitsbriefe stellten den Rechtssatz auf, daß es in den österreichischen Ländern keine reichsunmittelbaren Gebiete geben dürfe, und daß auch die Geistlichkeit ihre Güter nicht unmittelbar selbst verleihen, sondern dem Landesfürsten zur Weiterbelehnung übergeben solle. Herzog Rudolf IV., der bekannte Schöpfer dieser Freiheitsbriefe, brachte den erwähnten Grundsatz überall, wo es ihm nur möglich war, zur strengen Anwendung. Nach dem Abschluß der Kompaktaten vom Jahre 1363 erreichte er, daß auch die Herren von Castelbarco alle ihre Eigengüter und ihre bischöflichen Lehen von ihm als tirolischen Landesfürsten zu Lehen nahmen und ihm zu dienen versprachen.

Das gleiche taten die Herren von Lodron, deren Hauptbesitz, die Grafschaft Lodron (Lodron, Darzo, Bondone, Moërna und Armo etc. im Val Vestino) an der südwestlichen Bistumsgrenze im Chiesetal lag.[5]) Auch sie bekannten im Jahre 1363, daß sie, wie schon ihre Voreltern, diese Grafschaft von der Herrschaft Tirol zu Lehen genommen haben.

Die Herren von Arco, welche den größten Teil des unteren Sarcatals besaßen, waren schon im Jahre 1276 in ein Abhängigkeitsverhältnis von Tirol ge-

[1]) Gubernialeröffnung vom 25. Mai 1779.

[2]) Trotzdem A. Jäger in der Sitzung des Tiroler Landtags vom 12. Juli 1848 den Antrag stellte, diese erst seit 1814 zu Venetien gehörige Festung wieder Tirol einzuverleiben, gelangte dieser Wunsch infolge der damaligen kriegerischen Ereignisse nicht zur Ausführung.

[3]) S. Pietro und einen Teil von Castelalt hatte erst Erzherzogin Klaudia im Jahre 1635 von Feltre förmlich gekauft.

[4]) Nur Borgo gab auf die Aufforderung zur Landesverteidigung nebst Trient, Roveredo, Ala und Condino, wo schon damals eine antiösterreichische Partei bestand, die für die Vereinigung mit dem napoleonischen Königreich Oberitalien wirkte, die feige und doch deutliche Erklärung ab: »Der größte Teil der Bewohner beschäftige sich von Jugend auf mit den zur Seidenerzeugung gehörigen Arbeiten, habe den Gebrauch der Waffen nicht erlernt und könne die militärischen Strapazen nicht aushalten.«

[5]) Im Lagertale gehörten ihnen seit 1452 die Lehengüter Castelnuovo und Castellano und die unmittelbare Trienter Herrschaft Castelcorn (die Gemeinden Isera, Lenzima, Marano und Patone), welch letztere aber im Jahre 1754 von den Grafen an die Kaiserin Maria Theresia abgetreten wurde.

langt. Ende des 13. Jahrhunderts finden wir sie als Vasallen der Grafen von Tirol. Freilich suchten daneben auch die Bischöfe von Trient, allerdings mit geringem Erfolge, ihre Lehensherrlichkeit über diese Herren aufrecht zu erhalten.

Damit waren auch die westlich gelegenen Teile der Trienter Südgrenze, die Gegenden an der untern Etsch, der Sarca und des Chiese, in ein engeres Verhältnis zu Tirol getreten. Es konnten auch hier tirolische Grenzbollwerke gegen Italien geschaffen werden. Als uns zu Anfang des 15. Jahrhunderts die tirolische Landschaft in ihrer Ausbildung entgegentritt, finden wir auch schon die Herren von Castelbarco, Arco und Lodron als unmittelbare Mitglieder der Landschaft, welche wie alle andern zu steuern und zu reisen verpflichtet waren.

Teils weil sich Herzog Friedrich IV. infolge seiner unglücklichen Politik und seines Mißgeschicks nicht kümmern konnte, teils auch wegen seines geringen Interesses für diese südlichen Lande, gingen sie für fast 100 Jahre größtenteils an Venedig verloren. Diese Periode der venetianischen Herrschaft war für die armen Untertanen abermals eine traurige, meist von den Kämpfen der adeligen Herren gegen die neue Herrschaft ausgefüllte Zeit. Im Jahre 1487 entschloß sich Erzherzog Sigmund zum Krieg gegen Venedig. Derselbe verlief zwar rühmlich, aber ergebnislos.

Erst in dem öfter erwähnten venetianischen Kriege Maximilians I. war im Jahre 1509 das Lagertal mit den vier Vikariaten (Ala, Avio, Mori, Brentonico) und Roveredo sowie das Gebiet von Riva bleibend zurückgewonnen worden. Dieser Besitz wurde jetzt unmittelbar mit Tirol vereinigt. Nur Riva, welches schon Karl der Große der Kirche von Trient geschenkt haben soll, gab Karl V. wohl nur deshalb dem Bischof Bernhard von Cles im Jahre 1521 zurück. Bei dieser Gelegenheit wird lebhaft betont, daß Riva ein Grenzschloß und eine Stadt der Grafschaft Tirol sei. Der Bischof dürfe deshalb nur einen der Grafschaft Tirol, in welcher das Bistum Trient mitinbegriffen sei, angehörigen Adeligen zum Hauptmanne daselbst bestellen.

Im Jahre 1532 wurden auch die vier Vikariate in der Weise dem Bischof von Trient zurückgegeben, daß sie von nun an nur mittelbar zu Trient, d. h. halb zu Trient und halb zu Tirol gehörten. Der bezügliche Vertrag enthält folgende charakteristische Bestimmungen: Der Bischof darf diese Güter und Lehen in eigener Hand behalten oder einen tirolischen Adeligen damit belehnen. Da sie Grenzgebiete und Schlüssel zum Lande und zur Grafschaft Tirol sind, müssen die Belehnten, ihre Beamten und Untertanen dem Grafen von Tirol genügende Bürgschaft leisten. Im übrigen gelten auch hier die tirolisch-trientischen Kompaktaten.

Wie in der Herrschaft Pergine behielt sich auch in allen diesen Gebieten der tirolische Landesfürst die Leistung der Steuern und Kriegsdienste unmittelbar vor.

Die Stadt Roveredo und ihr Gebiet behielt Tirol als Lehen[1]) von Trient in unmittelbarem Besitz.

---

[1]) Das war natürlich nur Formsache. Roveredo hatte im Jahre 1509 dem Kaiser Maximilian I. zunächst freiwillig die Unterwerfung unter das deutsche Reich angeboten. Die Stadt mit ihrem Gebiete wurde jedoch selbstverständlich zu Tirol geschlagen. Die Schaffung eines reichsunmittelbaren Gebiets innerhalb des habsburgischen Besitzes hätte schon gegen die österreichischen Privilegien verstoßen. Roveredo war damit wenig zufrieden und verweigerte deshalb 1531, 1549 und abermals 1563 die Steuern wie auch die Verhandlungen in deutscher Sprache. Man verlangte die lateinische Sprache dafür. Infolge eines unwahren Berichts des städtischen Vertreters über seine Verhandlungen in Innsbruck wurde der Widerstand vermehrt. Die Regierung mußte deshalb Militär in die Stadt legen, bis dieselbe ihre Einverleibung in die Grafschaft Tirol ausdrücklich anerkannte. Eine Vorliebe für Venedig, welches Roveredo während seiner Herrschaft über dasselbe vielfach gefördert hatte, und ein gewisser Haß gegen die Deutschen blieb noch längere Zeit bemerkbar. Noch 1576 soll man dort den Ruf gehört haben: »Voglia Iddio, che siamo cavi delli mani di Tedeschi«.

Auch die Herren von Arco, von Lodron und Agrest (Gresta), nunmehr dem Grafen- und Herrenstande angehörig, sind, wie die Erklärung Kaiser Karls V. vom Jahre 1530 stark hervorhebt, mit ihrem ganzen Besitze an den »wälschen Konfinen« gelegen und zwar unmittelbar im Stifte Trient und im Bezirke der fürstlichen Grafschaft Tirol, sie haben ihren Besitz vom Stifte zu Lehen und sind deshalb der Grafschaft Tirol einverleibt. Daher haben sie die tirolischen Landtage zu besuchen, daselbst die Landesanliegen zu beraten und die Steuern bewilligen zu helfen. Dafür werden sie von Tirol wie das Stift Trient und andere der Grafschaft Tirol einverleibte Untertanen beschützt und sind wie die Fürstbischöfe von Trient und Brixen von allen Lasten für das Reich enthoben. Anstatt einer Leistung für dieses steuern sie mit den Ständen der Grafschaft Tirol.

Auf dieser rechtlichen Grundlage waren die neu erworbenen Gebiete mit Trient und Tirol vereinigt worden. Daß sie nicht ohne weiteres Tirol angegliedert wurden, sondern in einem allerdings sehr lockern und nichtssagenden [1]) Verband mit Trient blieben, verdanken sie nur dem entgegenkommenden Wohlwollen für Bernhard von Cles.

Die äußere Zugehörigkeit aller dieser Gebiete zur Grafschaft Tirol wurde aber um so schärfer betont. Dasselbe geschah auch in der im Jahre 1532 veröffentlichten Tiroler Landesordnung, wo als südliche, innerhalb der Grafschaft Tirol gelegene Grenzgebiete die vier Vikariate, die Herrschaft Roveredo und, was an der Etsch gegen Trient herauf gelegen ist, ferner Riva und Penede, Judikarien und Rendena, wie auch die Gebiete der Grafen von Arco und Lodron nebst den Herrschaften von Gresta und Nomi [2]) bezeichnet werden.

Bernhard von Cles beschwerte sich, daß auch Judikarien, Rendena, Riva und andere Orte in die Grenzangaben aufgenommen worden waren. Daraufhin entschuldigte zwar König Ferdinand den Vorgang als ein Versehen, [3]) aber alle späteren Landesordnungen behielten diese Grenzbestimmung bei, ohne daß von Trient nochmals Beschwerde erhoben worden wäre. [4])

In der Folgezeit bestanden an der unteren Etsch und am Gardasee hauptsächlich folgende zwei Gruppen unmittelbar tirolischen Besitzes: 1. Stadt und Prätur Roveredo (Roveredo mit Sacco und Lizzana, Talgemeinde Vallarsa mit 15 Dörfern, Talgemeinde Terragnolo mit 6 Dörfern, Gemeinde Trambilleno mit 6 Dörfern, Talgemeinde Noriglio mit 6 Dörfern, Volano, Marco, Weiler Nomesino, Weiler Manzano, Fraktionen Chiusole und Pomarolo, Dorf Pederzano); 2. Gericht Nomi; 3. Burgfrieden Castel Pietra di Calliano (Stein am Gallian); 4. Gericht Folgaria; [5]) 5. die Grafschaft Arco im Umfang des heutigen Gerichtes Arco; 6. das Gericht Gresta (Agrest) (Valle, Pannone, Varano, Chienis, Ronzo); 7. das Gericht Penede (Nago, Torbole). [6])

Andere unmittelbar tirolische Bezirke waren im Nonsberg: 1. die Herrschaft

[1]) In den wichtigsten Angelegenheiten: Besteuerung und Militärhoheit befahl eben bloß der Graf von Tirol. Die tirolischen Stände hatten mehrmals die unmittelbare Einverleibung aller dieser Gebiete in die Grafschaft Tirol verlangt.

[2]) Die Grafen von Lodron und Arco strebten lange Zeit, allerdings vergeblich, die volle Reichsunmittelbarkeit an, da die Grafschaft Arco 1413, jene von Lodron mit Castel Romano 1452 zu Reichsgrafschaften erhoben worden waren. Arco mußte 1614, Lodron 1648 endgültig die tirolische Oberhoheit anerkennen.

[3]) Das Versehen wurde zunächst durch die Deklaration vom 20. Juli 1536 zeitweilig saniert.

[4]) Die Tiroler Landschaft betrachtete übrigens schon 100 Jahre früher das Bistum Trient als alten Bestandteil der Grafschaft Tirol. Sie schrieb im Jahre 1443 an Trient: Stadt und Bistum gehören vermöge uralten Herkommens (antiquissima consuetudine) zu Tirol (civitas et episcopatus Tridenti sunt de comitatu Tirolis).

[5]) Diese 4 Gebiete bilden außer Nomesino und Manzano die Gruppe an der Etsch.

[6]) Die Gebiete 5—7 mit Nomesino und Manzano liegen im Sarcatale.

Belfort (Altspaur); 2. die Herrschaft Spaur; 3. die Herrschaft Flavon; die Talsperre Rocchetta an der unteren Ulz (Noce), wo einst die Burg Visiaun stand; 5. der Burgfrieden Freienthurn zu Terzolas im Sulzberg; 6. die Herrschaft Castelfondo (Kastlpfund) mit vielen zerstreuten Gebieten; 7. die Herrschaft Arz (Arsio). Diese Herrschaften waren entweder durch Erbschaft von den Eppanern oder durch Kauf erworben worden. Der Lage nach waren es hauptsächlich drei mehr oder minder geschlossene Bezirke: Der obere Nonsberg (Castelfondo), Spaur und Flavon, wodurch zugleich die militärische Beherrschung des bischöflichen Nonsbergs gesichert war. Erhöht wurde dieselbe durch den Umstand, daß sich der höhere Adel der bischöflichen Gewalt allmählich ganz entzog und dem Landesfürsten unterwarf.

Alle diese Besitzungen einschließlich des unmittelbar tirolischen Gebiets im Suganertal und in Primör bildeten den Kreis der welschen Konfinen.

Zum deutschen Etschkreis gehörten von heutigen italienischen Landesteilen noch die unmittelbar tirolischen Gerichte Kronmetz (Deutschmetz)[1]) (mit den Gemeinden Deutschmetz, Aichholz, Grum, Schöffbruck [Nave di San Rocco] und Unterfennberg) und die Herrschaft (Grafschaft) Königsberg und Jaufen (Lavis-Pressano, Giovo oder Jaufen, Welsch-Michael, Faëdo-Lisignago, Cembra, Faver, Walda, Graun und Grumais).[2])

Vor 1778 war auch das Gericht Castello mit der Gemeinde Altrei alttirolisch.)[3])

Als mittelbar trientische Bezirke zur Zeit der Säkularisation können gelten: 1. die vier Vikariate (Mori, Brentonico, Seravalle, Chizzola, Pilcante, Avio, Borghetto, Ala und Ronchi); 2. Castelnuovo (Nogaredo, Folas, Reviano, Villa Lagarina, Brancolino, Sasso und Noarna; 3. Castellano (Castellano, Cimone, Costa, Preda etc.); 4. Beseno mit Calliano und Besenello etc.; 5. Caldonazzo mit Centa, Lavarone, Pedemonte, Casotto, Lusern und Palu; 6. Segonzano am linken Avisioufer; 7. Fay und Zambana; 8. Masi di Vigo und Tuenetto im Nonsberg; 9. Rabbi im Sulzberg und die Grafschaft Lodron mit dem Tale Vestino im Chiesetale.[4])

Da diese mittelbar trientischen Herrschaften durchwegs an tirolische Adelige erblich verliehen wurden,[5]) welche die tirolischen Landtage besuchten und mit Steuern und Kriegsdienst direkt dem Landesfürsten unterworfen waren, so könnten sie ebensogut auch als mittelbar tirolisch bezeichnet werden, um so mehr, als auch die Untertanen dieser Herrschaften, wenigstens im 16. und 17. Jahrhundert, ihre Vertreter auf der Gerichterbank des tirolischen Landtags hatten.

Das unmittelbare Gebiet des Fürstentums bildeten folgende Gerichtsbezirke: 1. Die Stadt Trient (über 10000 Seelen) und die innere Prätur Trient (8640 Seelen). 2. Die äußere Prätur Trient mit 20 Gemeinden in 62 Dorfschaften. An der Spitze beider Bezirke, welche zusammen 35207 Einwohner zählten, stand der Prätor. Derselbe verwaltete zugleich auch noch 3. die kleine Herrschaft des Domkapitels Sover, Sevignano und Villa Montagna nördlich von Trient und bei Zimmers (Cembra) in politischen Angelegenheiten (1132 Seelen)[6]). Die innere und äußere Prätur zusammen umfaßten die heutigen Gerichtssprengel Trient, Vezzano

---

[1]) Seit 1293 tirolischer Besitz.

[2]) Grumais war ein eigenes kleines Gericht und erst seit 1778 landesfürstlich geworden.

[3]) Castello, Altrei, Königsberg, Grumais und das später mittelbare Gebiet Segonzano sind ehemalige Teile der Grafschaft Eppan.

[4]) Die Bewohner dieses Tales zeigten besonders im Jahre 1848 eine gut österreichische Gesinnung. Als man das nach Italien besser zugängliche Tal in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts gegen das für Tirol günstiger gelegene Bagolino vertauschen wollte, baten sie so lange, bei Tirol verbleiben zu dürfen, bis die Abtrennungsverhandlungen eingestellt wurden.

[5]) An die Grafen von Castelbarco, Lodron, Thun, Spaur, Trapp und Freiherrn von Prato.

[6]) Über die ältere Entwicklung dieser Kapitelherrschaft vgl. v. Voltelini im Archiv für österreichische Geschichte 94, 400 ff.

(mit Ausnahme von Margone und Ranzo) und Civezzano nebst ein paar angrenzenden Gemeinden anderer Bezirke. Insbesondere gehörte auch die Marktgemeinde Welschmetz (Mezolombardo) dazu. Die innere Prätur reichte im Etschtale von Gardolo bei Trient bis Calliano,[1]) 4. Die Stadt Riva und das Ledrotal mit einem Prätor und Luogotenente, 5. Das Gericht Tenno (1901 Seelen) mit einem Luogotenente,[2]) 6. Borgo di Storo, 7. Quattro Pievi oltre il Durone, 8. Tre Pievi di qua del Durone. Diese drei alten Trienter Gerichte umfaßten Hinter- und Vorderjudikarien mit Ausnahme der mittelbaren Grafschaft Lodron und Vestinotal und bilden die heutigen Gerichtsbezirke Condino (dazu auch Lodron und Val Vestino), Tione und Stenico. Die vier Pievi oder Pfarreien in Hinterjudikarien waren Tione und San Vigilio im Rendenatale, Pieve di Bono und Condino im Chiesetale; die drei Pievi oder Pfarreien in Vorderjudikarien oder diesseits des Duronepasses sind Bleggio, Lomaso und Banale im Flußgebiete der Sarca[3]). Die drei Gerichtsbezirke standen unter je einem Vikar in Stenico, Tione und Storo und zählten zusammen ca 24000 Einwohner, 9. Gericht Castelcorno oder Isera (1418 Seelen) unter einem Vikar (im heutigen Bezirke Villa Lagarina westlich von Roveredo), 10. Die Gerichte Nons- und Sulzberg oder das Assessorat in Cles mit 39383 Einwohnern unter dem Assessor in Cles[4]), 11. Das Gericht Fleims mit 10597 Einwohnern unter einem Vikar[5]) und 12. das Gericht Pergine[6]) mit einem Kommissär.

Hinsichtlich der Justiz- und politischen Verwaltung war das ganze mittel- und unmittelbare Tridentinum in 25 Jurisdiktionen, sehr verschieden an Größe und Namen, eingeteilt. Die Obrigkeiten der ersten Instanz wurden in den unmittelbaren Bezirken vom Fürstbischof, in den mittelbaren von der Dynastie bestellt. Die Appellationen gingen von beiden an den fürstlichen Hofrat in Trient und von da in letzter Instanz direkt an den Reichshofrat in Wien oder nach Wahl auch an das Reichskammergericht in Wetzlar.[7]) Die Verwaltung und Justiz war sehr schlecht und herabgekommen.[8])

Im unmittelbaren und mittelbaren Gebiete des Fürstentums gab es 1333 Geistliche und 1177 Adelige, die exempt waren. Im tirolischen Welschtirol waren dagegen 520 Geistliche und 389 Adelige. Es standen 3419 Köpfen Adeliger und Geistlicher in allen italienischen Landesteilen 3460 in Deutschtirol gegenüber, welches zwei Drittel des Landes umfaßte.

Erst mit Beizählung der mittelbaren Bezirke umfaßte das Fürstentum Trient im Jahre 1803 beiläufig 65 *QM* mit ungefähr 146000 Einwohnern.[9]) Das ganze von

[1]) Eine topographische Karte beider Präturen aus der Zeit der Säkularisation befindet sich im k. k. Statthaltereiarchiv in Innsbruck.

[2]) Stadt Riva und Tenno entspricht dem heutigen Gerichte Riva, doch ohne Nago und Torbole. Ledrotal behielt den alten Umfang.

[3]) Die einzelnen Pfarreien sind heute in zahlreiche Gemeinden zerteilt.

[4]) Heute die Gerichte Cles, Fondo und Malè mit Ausnahme der tirolischen und mittelbaren Trienter Gebiete.

[5]) Heute Gericht Cavalese.

[6]) Das heutige Gericht ohne Palai im Fersental, welches zur mittelbaren Herrschaft Caldonazzo gehörte.

[7]) Manche der Jurisdiktionen hatten aber auch schon die 2. Instanz im Orte selbst und konnten erst in 3. oder 4. Instanz an den Hofrat in Trient oder an den Reichshofrat appellieren.

[8]) Es gab außerordentlich viele Advokaten und Notare, wodurch die Streitsucht der Bevölkerung noch mehr gefördert wurde. Für die Ausbildung der Trienter Juristen bestand in Trient bis 1803 nur eine Professur für kanonisches Recht und eine für die übrigen Rechtswissenschaften. Vgl. darüber den sehr lehrreichen Bericht des Hofkommissärs v. Strobl vom 2. März 1803 (Archiv des Ministeriums des Innern II A 6 Tirol) aus Trient, welcher die neue österreichische Verwaltung und Justiz in Trient und Brixen zu organisieren hatte.

[9]) Die Berechnung fußte auf der im Jahre 1789 zuletzt vorgenommenen Militärkonskription. Die Konskriptionstabelle von ganz Tirol bestätigte diesen Stand des Tridentinums.

Italienern bewohnte Gebiet beträgt aber ca. 113 *QM.* Die welschen Konfinen zählten 61 280 Einwohner.[1])

Aber auch innerhalb der Grenzen des mittelbaren Gebiets mußte sich die bischöfliche Macht noch manche Beschränkung gefallen lassen. Die Bewohner der Täler von Ledro, Rendena und Fleims hatten sich frühzeitig derartige Freiheiten zu erringen gewußt, daß sie mehr in loser Abhängigkeit stehende Bauernrepubliken, welche sich nach ihren Statuten selbst regierten, als bischöfliche Untertanen waren. Über diese Ausnahmsstellung der freien Fleimser sind wir genau unterrichtet.[2]) Sie standen schon seit den Jahren 1111 und 1112 hinsichtlich der Gerichtsbarkeit, welche ihrer Abstammung entsprechend nach dem tirolisch-rätischen Rechte geübt wurde, und der Steuerleistung in einem ziemlich losen Verhältnis zum Bischofe von Trient. Seit dem Jahre 1353 bis zur Säkularisierung des Bistums ließen sie sich ihre Privilegien regelmäßig vom tirolischen Landesfürsten bestätigen und appellierten auch gegen den Bischof nicht selten an denselben. Den Bischof erkannten sie nur als Herrn an, soweit er ihnen ebenfalls ihre Privilegien ohne Widerspruch bestätigte.

Durch die tirolischen Herrschaften Castello-Altrei, Neumarkt (Enn und Caldif), Königsberg und Primör standen sie mit Tirol in engerer Verbindung als mit Trient und waren wie die Nonsberger auch strategisch von Tirol beherrscht.[3])

Viel wichtiger noch war der Umstand, daß nicht nur der tirolische Adel im Süden, sondern auch der ältere Adel[4]) des Hochstifts in allen bürgerlichen Sachen beim landesfürstlichen adeligen Hofrecht in Bozen, welchem der Landeshauptmann an der Etsch vorstand, Recht nehmen mußte. Der Verwaltungsbezirk des adeligen Hofrechts umfaßte das ganze heutige Südtirol von Sterzing abwärts einschließlich Pustertal und Vinschgau bis Nauders. Dieses adelige Hofrecht hatte bekanntlich von uralten Zeiten bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts bestanden und mit außerordentlicher Zähigkeit an den Formen des deutschen Gewohnheitsrechtes festgehalten. Dadurch, daß der gesamte ältere Adel des italienischen Tirol davon abhängig war, blieb auch die volle Herrschaft des Grafen von Tirol über denselben um so mehr gesichert, als er auch mit Steuern und Kriegsdienst nur dem tirolischen Landesfürsten verpflichtet war.

Zweifelsohne lag Absicht und System in dieser tirolischen Politik gegenüber dem italienischen Süden, besonders gegenüber der bischöflichen Macht, welche so an allen Ecken und Enden fest gebunden war.

Der Einfluß der ständischen Verfassung auf Welschtirol.

Der für die Verwaltung und Gesetzgebung bedeutsamste Faktor, die ständische Vertretung auf den Landtagen, war übrigens schon durch mehrere Jahrhunderte ein allen Teilen Tirols gemeinsamer Organismus gewesen.[5]) Vor dem Jahre 1848

[1]) Ohne die ungefähr 10—12 000 Einwohner der Gerichte Kronmetz und Königsberg. Die mittelbaren Bezirke dürften ungefähr 30 000 Seelen gezählt haben.

[2]) Durch die treffliche Arbeit von Sartori-Montecroce, Die Tal- und Gerichtsgemeinde Fleims und ihr Statutarrecht (Ferdinand.-Zeitschrift III 36, 1 ff.).

[3]) Es ist von großem Interesse zu hören, daß im Fleimstal außerdem noch eine Reihe zu Tirol gehöriger Höfe (ehemals eppanische und Ennsche Arimanni), die sogenannten Case Romane oder Case di Contà zerstreut lagen, welche der trientischen Obrigkeit gegenüber drei Tage Asylrecht genossen und für Trient deshalb unbequem waren. Vgl. auch v. Voltelini im Archiv für österr. Geschichte 94, 406 ff. Die Zoll- und Waldämter in Fleims wurden wenigstens seit dem 18. Jahrhundert von der Innsbrucker Regierung aus verwaltet.

[4]) Als solcher galt nach einem Vertrage zwischen dem Bischof und dem Landesfürsten von Tirol vom Jahre 1532 jener, welcher vor dem Jahre 1493 schon bestand.

[5]) Nur die ehemals görzischen Pustertaler östlich von Toblach erfreuten sich noch nach ihrer Vereinigung mit Tirol (1500) durch ein paar Jahrzehnte eines eigenen Landtags. Aber auch da hatte

hat kein Teil des italienischen Tirol jemals eine eigene ständische Vertretung besessen oder auch nur begehrt. Dagegen finden wir alle diese Teile jederzeit auf den tirolischen Landtagen vertreten und sehen sie an den zwei wichtigsten Aufgaben der Landesvertretung, an der Landesverteidigung und der hierfür nötigen Steuerbewilligung, mitarbeiten. Auch an der Gesetzgebung, soweit dem Landtage eine solche zukam, nahmen beispielsweise die Bischöfe von Trient, die Vertreter ihres Domkapitels und jene der Städte und Gebiete von Trient und Roveredo regen Anteil. Die Bischöfe halfen sogar die tirolische Landesordnung, welche für ihr unmittelbares Gebiet nicht zu gelten hatte, schaffen und wirkten stets auch bei einer Revision derselben mit.

Die Verträge mit Trient und der bei Teilungen der Hoheitsrechte stets beobachtete landesfürstliche Vorbehalt der »jura armorum defensionis, steurarum et advocatiae«, im Grunde genommen wohl Ausflüsse der alten Schirmvogtei, hatten notwendigerweise zu der im eigenen Interesse sehr begehrten Teilnahme auch der italienischen Bezirke an den tirolischen Landtagen geführt und deren Einverleibung in den Landschaftskörper gefördert. Dieser allein nahm mit dem Landesfürsten verfassungsmäßigen Anteil an der gesamten Landesverwaltung und hatte über die Ausübung der erwähnten vorbehaltenen landesfürstlichen Rechte das gewichtigste Mitbestimmungsrecht.

Die ständische Verfassung war auf den Grundsätzen der Pflicht jedes einzelnen zur Landesverteidigung und des Steuerbewilligungsrechtes durch die Gesamtheit aufgebaut. Erstere ist eine altdeutsche Einrichtung. Eigentum an Grund und Boden verpflichtete auch zur Verteidigung desselben. Die Form dafür entstammt den Zeiten des Feudalssytems. Nur zur Verteidigung des eigenen Bodens zieht der Mann aus; nur eine bestimmte Zeit bis zur Ablösung bleibt er im Felde. Der Landesverteidiger ist deshalb nicht Soldat und verabscheut auch die Soldmiliz. Die Landesverteidigung galt aber jedem Tiroler stets und durch alle Zeiten als seine oberste Pflicht.

Dieser Grundsatz war in der altehrwürdigen Wehrverfassung, welche in der Zuzugsordnung vom Jahre 1511, dem sogenannten elfjährigen Landlibell, ihren überaus glücklichen Ausdruck fand, gesetzlich festgelegt worden. Da dieses Grundgesetz der Landesverteidigung dem Lande und Volke so natürlich angepaßt war, vermochte es sich, allerdings mit mancherlei Änderungen, durch Jahrhunderte erfolgreich zu halten und durfte in den Jahren 1703 und 1796—1809 wahre Triumphe feiern. Erst im Jahre 1839 hob Kaiser Ferdinand die rechtliche Verbindlichkeit des Landlibells auf und setzte das hoffnungsvolle Vertrauen an die Fortdauer des in demselben wirksamen Geistes an dessen Stelle.[1])

Der zweckbewußte Schöpfer des Landlibells ist Kaiser Maximilian I. Er hatte dem Lande durch Abschließung desselben vermittels eines natürlichen Ringes von Engpässen zu einer starken Felsenburg seine heutige geographische Einheit geschaffen. In engster Verbindung damit gab er dieser militärisch höchst wichtigen Festung die Tiroler als Besatzung. Deren Dienstreglement wurde das Landlibell.[2])

---

sich der Landesfürst von Anbeginn Steuern und Reisen, Bergwerke und Gemsen unmittelbar vorbehalten. Deshalb mußte ein solcher Sonderlandtag bald nicht nur zwecklos, sondern vielmehr schädlich erscheinen. — Mit Rücksicht auf das historische Recht hätten jedenfalls diese Pustertaler einen besseren Anspruch auf einen autonomen Miniaturlandtag als irgend einer der südlichen Bezirke des Landes.

[1]) »Ich hege«, lautet der kaiserliche Erlaß vom 5. April 1839, »ein solches Vertrauen auf die Biederkeit, Treue und Anhänglichkeit der Tiroler für Fürst und Vaterland, daß ich mich der völligen Überzeugung überlasse, sie würden im Falle der Gefahr sich im Gefühle ihrer Pflicht schnell erheben, vereinigen und mit ihrem bewährten Mute und ihrer oft erprobten glänzenden Tapferkeit den alten Ruhm erneuern etc.« Ob auch ein zweiter Landtag im Süden diese wenigstens ideal fortbestehende Pflicht wie der nördliche anerkennen würde, darf bezweifelt werden.

[2]) Auch Kaiser Ferdinand I. betonte scharf die militärische Wichtigkeit des Landes. Er nennt

Auch das maximilianische Landesverteidigungssystem bedeutet nur die gesetzliche Festlegung alten Herkommens. Trient war mit diesem System verknüpft, seit wir es kennen. Bereits im Jahre 1454 wurde über Beiträge des Bischofs zur gemeinsamen Landesverteidigung verhandelt. 1468 war man über diese Beiträge, welche seit 1474 »Steuern« hießen, zu einer Übereinkunft gelangt.

Im Jahre 1510 war die Sentenza Compagnazzi bezüglich der Beitragspflicht des Nonsbergs an Mannschaft und Geld abgeschlossen worden. In Ergänzung derselben vereinigte das Landlibell im Jahre 1511 ganz Trient in Bezug auf Landesverteidigung und Steuerleistung mit Tirol zu einem einheitlichen Ganzen ohne jegliche Sonderstellung.

Da aber diese Zuzugsordnung, auf welcher sich auch die Besteuerungsordnung aufbaute, das Grundgesetz der ständischen Verfassung bildete und blieb,[1]) so waren Trient wie alle übrigen italienischen Landesteile damit auch gleichberechtigte und gleichverpflichtete Mitglieder der ständischen Vertretung geworden. Diese Tatsache, welche mit freiwilliger Zustimmung des Bischofs zum Besten und zur Erhaltung des Stifts, wie sich die Urkunde ausdrückt, geschaffen wurde, hat man nie geleugnet, sondern stets durch die Tat, d. i. durch Besuch der Landtage, anerkannt.[2]) Die hierdurch geschaffene neue Landeseinheit tritt uns am auffälligsten in der einheitlichen Einteilung des Landes für Verteidungs- und Steuerzwecke entgegen. Auf Grund derselben erfolgte von nun an auch die Ausübung der ständischen Verfassungsrechte. Es gab da keinen Unterschied zwischen alttirolischen oder trientischen mittelbaren und unmittelbaren Gebieten, zwischen italienischen und deutschen Bewohnern. Das ganze Land war in »Viertel« eingeteilt, von welchen fünf »das Land an der Etsch« bildeten. Sie standen unter der Verwaltung des Landeshauptmannes. Es waren die Viertel am Eisak, im Burggrafenamt, im Vinschgau, an der Etsch und das untere Viertel.

Diese Viertel scheinen in Unterabteilungen zerlegt worden zu sein. Im Jahre 1605 kennen wir im untereren Viertel: ein Viertel Unteretsch mit den Gerichten: Enn und Caldif, Curtatsch, Tramin, Salurn, Königsberg, Kronmetz, Unterfenn, Fleims, Grumais und Segunzan; ein Viertel Valzigan (Valsugana) mit den Gerichten: Yfän (Ivano), Primör, Telphan, Caldinätsch (Caldonazzo), Levico, Persen, Tesin und Castlalth; ein Viertel Trient mit der Stadt und Podestarie Trient; ein Viertel an den welschen Konfinen mit der Grafschaft Arch, Penede mit Turbl (Torbole) und Nag (Nago), Reif (Riva) und Väldelöder (Val di Ledro), Thenn, der Herrschaft Stinig (Stenico) und der Grafschaft Lodron; ein Viertel Lagertal mit Pysein (Beseno), Vilgreit (Folgaria), Rofreith (Roveredo) mit der Podestarie, Alla, Nomi, Castellän und Castelnöf, Castelkhorn, Gresta, Mor (Mori), Prenthoni (Brentonico), Avi (Ario); ein Viertel Nons und Sulz mit Spaur, Belforth, Pflaumb (Flavon), Castlpfundt, Arz und dem trientischen Nons- und Sulzberg.

---

im Jahre 1532 Tirol das Herz und die Grundfeste des Hauses Österreich, die Gegenwage gegen die Schweiz, den Schlüssel zu Welschland, die rechte Tür und Pforte für Heere von Deutschland nach Italien und umgekehrt, einen Spiegel und ein Muster für alle anderen Lande, in welchen der Abfall von selbst folgt, wenn Tirol einmal erobert ist.

[1]) Das Landlibell setzt im Falle eines feindlichen Angriffs die Anzahl der von den vier Ständen zu stellenden Kriegsknechte nach Aufgeboten oder die dafür entfallende Steuersumme fest. Die Aufgebote gliederten sich nach dem Grade der Gefahr in vier Zuzüge 1000—5000, 5000—10000, 10000 bis 15000, 15000—20000 Mann. Der Zuzug von 5000 Mann galt als Grundnorm der Besteuerung. Deshalb sprach man auch von den 5000 Steuerknechten, auf welche die entfallende Steuer nach dem Verhältnis der Kriegsverpflichtung derselben verteilt wurde. Die Zuzugsordnung von 1511 wurde in den Jahren 1526, 1531, 1564, 1605, 1613, 1704, 1714, 1796 und 1799 erneuert.

[2]) Die jedesmalige Vertretung Trients durch die Landtage ging so weit, daß auch dann die Landtagsboten entsandt wurden, wenn die ordentliche Bischofsgewalt nicht funktionierte und das Stift unter Sequester stand. Es sollte eben das Stimmenverhältnis im Interesse des Stifts nicht zu seinen Ungunsten verschoben werden. — Die Verhandlungssprache im Landtage war stets die deutsche.

Die Beschickung der Landtage und die Verteilung der Aufgebote und Steuern erfolgte nach dieser Einteilung,[1]) welche ein neues Bindemittel und einen starken Hebel im Bewußtsein der Landeseinheit herstellte.

Nur eine Folge der militärischen Gemeinsamkeit war auch die Bestimmung, daß die am Schlusse der Tiroler Landesordnung angefügte Empörungsordnung (Verhaltungsmaßregeln gegen Aufruhr im Lande) für alle Teile Tirols und Trients Geltung hatte.[2])

Weil das Hochstift Trient durch das Landlibell gleichmäßig mit Tirol »zu heben und zu legen« sich verpflichtet, d. h. sich im Militär- und Steuerwesen Tirol untergeordnet hatte, versprach Maximilian am Schlusse des Libells dafür zu sorgen, daß der Bischof in Zukunft aller Reichsanschläge, zu deren Leistung er bisher als Reichsfürst verhalten war, für alle Zeiten enthoben werde und mit Zustimmung des Reichs bei der Grafschaft Tirol verbleibe, w i e v o n A l t e r s H e r k o m m e n i s t. Erst auf dem großen Augsburger Reichstage von 1548 willigten die Reichsstände, die besorgten, es möchte das Stift dem Reiche nach und nach ganz entfremdet werden, darein, daß von nun an für Trient (und auch für Brixen) jede Verpflichtung gegen das Reich vom Grafen von Tirol getragen werde. Im übrigen sollte der Reichsfürstenstand des Bischofs unangetastet bleiben.[3])

Zielbewußte Bemühungen von Jahrhunderten hatten die durch die Natur selbst vorgezeichnete Abrundung Tirols und eine den natürlichen Verhältnissen entsprechende, militärisch haltbare Grenze geschaffen. In logischer Folgerichtigkeit war daraus auch eine staatlich durchaus einheitliche Provinz entstanden. Trotzdem geboten gerade wieder die Bodengestaltung und die davon bedingten kulturellen Verhältnisse eine Zweiteilung der administrativen und richterlichen Verwaltung nach mancher Richtung. Seit dem Bestande der Grafschaft Tirol schied man regelmäßig das Land an der Etsch und jenes im Inntal. Dieser Teilung nach der natürlichen Wasserscheide des Brenners entsprechend, bestanden schon von frühester Zeit an für die landesfürstliche Verwaltung das Hof- und Landgericht für das Inntal zu Innsbruck und eine ähnliche Behörde im Etschlande, welch letztere in ältester Zeit der Landesfürst wohl selbst verwaltete. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts tritt uns aber hier der Landeshauptmann an der Etsch, zugleich Burggraf von Tirol, als Stellvertreter des jetzt meist in Innsbruck residierenden Landesfürsten entgegen. Der örtliche Wirkungskreis des Landeshauptmanns, der nur ein geborner Etschländer sein durfte, erstreckte sich wahrscheinlich südlich von Sterzing durch das Pustertal, durch Vinschgau bis Nauders und über den Nonsberg bis zu den venetianischen Grenzen. Als sicher gilt diese örtliche Kompetenz, wie schon erwähnt, für das adelige Hofrecht in Bozen.

Wie dieses ständische Gericht aus den stellvertretenden Amtsbefugnissen des Landeshauptmanns erwachsen war, so wurde dieser neben seiner Eigenschaft als landesfürstlicher Stellvertreter für den Süden allmählich auch der Schützer der ständischen Rechte überhaupt. Das Amt des Landeshauptmanns besaß daher seit der

---

[1]) Unteretsch war z. B. auf 428¼ Mann oder Steuerknechte, Valzigan auf 712¼, die welschen Konfinen auf 861, Lagertal auf 600¾, Nons- und Sulzberg auf 677⅝ Mann für den Zuzug von 10000 veranschlagt.

[2]) Auch die 1525 im Landtag beschlossene, aber bald wieder aufgehobene Ordnung des geistlichen Standes galt auch für Brixen und Trient.

[3]) Dieser Vorgang in Bezug auf Trient und Brixen ist durchaus keine vereinzelte Erscheinung. Sobald die Stifter einmal als innerhalb des österreichischen Gebiets gelegene Territorien angesehen werden mußten, fanden die österreichischen Privilegien Anwendung, welche deren Unterordnung unter die habsburgische Herrschaft forderten. Auf diese Weise waren bis zum Jahre 1548 z. B. die Bischöfe von Gurk, Seckau und Lavant, die Deutschordensballei in Österreich und an der Etsch, mehrere Äbte und Grafen in Österreich und in den Vorlanden durch die Habsburger von den Reichsanschlägen eximiert worden.

Mitte des 15. Jahrhunderts auch ständischen Charakter, erweiterte sich in dieser Beziehung über das ganze Land[1]) und erlangte das Übergewicht über die ursprüngliche Stellung des Landeshauptmanns als landesfürstlichen Beamten.

Seit 1721 residierte derselbe in Innsbruck; in Bozen verblieb dagegen als Stellvertreter der Landeshauptmannschafts-Verwalter. Für die Zweiteilung der Justizverwaltung ist auch bemerkenswert, daß z. B. Vergehen der Etschländer gegen die Zuzugsordnung vom Landeshauptmann in Bozen, solche der Inntaler von der Regierung in Innsbruck bestraft wurden.

In rein ständischer Beziehung findet sich die gleiche Trennung der Verwaltung wieder in der nördlichen und südlichen Aktivität. Doch besaß die nördliche den Vorrang.

Diese Zweiteilung in der administrativen und richterlichen Verwaltung des einheitlichen Landes hatten die Interessengegensätze zwischen Süd und Nord empfohlen. Als vervollkommten Ersatz dieser Organisation darf man wohl die bestandenen älteren Kreisämter betrachten, deren treffliche Wirksamkeit ausnahmslos anerkannt wird.

Durch das Verschwinden der Hochstifter Trient und Brixen von der Karte Europas infolge der Säkularisation war die Landeseinheit auch nach außen hin formell hergestellt. Nach einer kurzen Periode bayerischer und französischer Fremdherrschaft (1806—1814), während welcher das ganze Land territorial in drei Teile zerrissen war,[2]) erfolgte durch die kaiserlichen Patente vom 24. Juni, 3. und 23. Juli 1814 und 7. April 1815 die bleibende Rückkehr aller Teile unter das habsburgische Szepter. Am 30. Mai 1816 leisteten die wiedervereinigten Länderteile der gefürsteten Grafschaft in der Landeshauptstadt Innsbruck dem Kaiser die feierliche Huldigung, um nach den Worten des kaiserlichen Patentes vom 14. Mai 1816 ihre durch alle Stürme einer verhängnisvollen Zeit unter den schwersten Prüfungen so glänzend bewährte Treue und Anhänglichkeit neu zu bekräftigen.

Die neue ständische Verfassung von 1816 erklärte die Bezirke von Trient und Brixen auch in dieser Hinsicht als vollkommen gleichberechtigte Landesteile und befahl deren Gleichstellung durch Einverleibung in die tirolische Landesmatrikel.

Damit erscheint die eigenartige Entwicklung der italienischen Landesteile, insbesondere jene des einstigen Fürstentums Trient im wesentlichen abgeschlossen. Die seit dem Jahre 1848 beginnenden Versuche der Trennung Welschtirols von Deutschtirol auf der Grundlage nationaler Scheidung hatten bisher geringen Erfolg und werden von Deutschtirol jetzt schärfer denn je zurückgewiesen in der Erkenntnis, daß die geschichtlichen und realen Tatsachen die unbedingte Erhaltung der Landeseinheit erfordern.

---

[1]) Auf den offenen Landtagen präsidierte aber stets der Landmarschall, der ursprüngliche Führer der Stände.

[2]) Im Straßburger Vertrage vom 3. März 1810 waren das obere Pustertal, das Brenta-, Sarca- und Chiesetal, der größte Teil des Etschtals, fast die Hälfte des Eisakkreises und Primör an den Kaiser der Franzosen abgetreten worden. Trotz anfänglich anderer Absichten hatte dieser den größten Teil vom deutschen Südtirol zum Dipartimento Adige geschlagen und damit bewußter- oder unbewußterweise die alten römischen und langobardischen Grenzen erreicht. Sicherlich waren dafür strategische Gesichtspunkte maßgebend. Den äußern Anlaß boten vielleicht die vorhandenen Diözesangrenzen. — Waren der Bevölkerung auch die Vorteile der in dem kurzen Zeitraum von drei Monaten eingeführten französisch-italienischen Gesetzgebung erwünscht, so mußte sie sich einem um so ärgeren, bisher ganz ungewohnten Steuerdrucke fügen. Mehr als 6½ Millionen hatte das Etschdepartement in 3½ Jahren an Steuern zu zahlen, während die bayerischen Steuerforderungen im übrigen Tirol viel geringer waren.

Wetterherren und Wetterfrauen in den Alpen

Von

Dr. Ludwig von Hörmann

Neben den »häuslichen Nothelfern« und »Feld- und Viehpatronen«, von denen ich an anderer Stelle ausführlich gesprochen habe,[1]) spielen auch die »Wetterheiligen« im Leben des Alpenbewohners eine gewichtige Rolle. Sie tragen einen von den genannten ganz verschiedenen Charakter. Zu ersteren steht der Bauer in einem gewissen vertraulichen Verhältnis. Er kennt sie von Kindheit auf aus unzähligen Abbildungen in Kirchen und Kapellen, auf Bildchen, Marterln und Bildstöckeln. Sie sind seine erprobten Hausfreunde, von denen er weiß, daß sie ihm wohlwollend gesinnt sind und ihn nicht im Stiche lassen, wenn er sich in seinen verschiedenen leiblichen und seelischen Anliegen an sie wendet. Deshalb nennt er sie auch »Nothelfer«, weil sie ihm in der Not beispringen. Erkrankt ein Stück Vieh, so geht er, je nachdem es ein Pferd oder ein Rind oder ein Schwein ist, zum hl. Leonhard, Stephan, Wendelin oder Antonius, hat jemand im Haus Zahnweh, so hilft die hl. Apollonia, bei Halsweh der hl. Blasius usw. Kurz, er hat für jede Not seinen Spezialheiligen, den er durch Gebet, durch Opfer, durch Versprechen einer Kirchfahrt zur Erhörung seiner Bitte zu bestimmen weiß. Dabei fällt ihm, falls sein Gebet nichts helfen sollte, gar nicht bei, den Heiligen dafür verantwortlich zu machen; denn dieser schickt ihm nicht das Übel, und wenn er nicht hilft, wird er wissen, warum.

Ganz anders ist es mit den »Wetterheiligen« bestellt. Diese standen von jeher dem Gebirgsbewohner in viel unklareren Umrissen vor Augen und deshalb fremdartiger gegenüber. Zugleich sieht er sie in innigster Verbindung mit unheimlichen Naturerscheinungen und Ereignissen, welche Haus und Hof, sowie den Saatenstand, seinen Lebensnerv, auf das schwerste bedrohen. Die natürliche Folge war, daß das Volk bei seinem Ideengange diese Naturgewalten auf die Wetterheiligen selbst übertrug, diese mit ihnen identifizierte und so ihnen die Macht und freie Verfügung darüber zuschrieb. »Der hl. Oswald kann's hageln lassen wie er will«, sagte ein Schönnaer Bauer zum verstorbenen Professor J. V. Zingerle.[2]) Darum nennt der gemeine Mann auch diese Heiligen gewöhnlich nicht Wetterheilige, sondern »Wetterherren« und »Wetterfrauen«, denen man huldigen muß, ihre Stätten »Wetterherrenkirchen«, ihr Gedächtnisfest (Patrozinium) »Wetterherrentag«. Weil nun das Volk, das überirdische Verhältnisse gern nach irdischen bemißt, in seinem naiven Sinne schließt, daß bei so hohen »Herren« mit den gewöhnlichen Hausmitteln, z. B. einer Wallfahrt, wie es für die bescheidenen Nothelfer genügt, nichts auszurichten sei, so sucht es ihnen durch Massenaufgebote, d. i. durch jährliche große Bittprozessionen zu imponieren und sie

[1]) In meinem »Tiroler Bauernjahr. 2. verm. Ausgabe der »Jahreszeiten in den Alpen«. Innsbruck, Wagner 1899, Anhang 1. u. 2.

[2]) Vergl. dessen »Oswaldlegende« (Stuttgart, Scheitlin 1856), S. 78.

gnädig zu stimmen. Diese kirchlichen Veranstaltungen werden mit größter Gewissenhaftigkeit eingehalten. Heißt ja das Sprichwort: »Kindern und Heiligen muß man Versprochenes halten, sonst kommen sie und mahnen einen.« Als die Haflinger die Oswald-Prozession einmal zwei Jahre hintereinander unterließen, schlug ihnen der Heilige das ganze Getreide in den Boden.[1]) Solche warnende Exempel tragen sehr zur Erhöhung des Respektes vor den Wetterheiligen bei und bringen zugleich dem Volke die eigene Ohnmacht und Hilflosigkeit zum Bewußtsein.

Dazu kommt noch, daß an der Person und am Kult dieser »Wetterherren« und »Wetterfrauen« viel mystisches und unheiliges Beiwerk klebt, was bei Einführung der christlichen Lehre aus dem germanischen Heidentum unserer Vorfahren mit herübergenommen wurde. Dieser Umstand, verbunden mit dem Rätselhaften und Unaufgeklärten, das die Naturerscheinungen für den Unkundigen an und für sich schon haben, bewirkte, daß das Volk mit einem gewissen Mißtrauen zu den Gewalthabern dieser schädigenden Naturmächte emporblickt und die scheue Verehrung, die es ihnen zollt, mehr dem Gefühl der Furcht als der Zuneigung entspringt. Das Gesagte gilt allerdings in erster Linie von den Gewitterheiligen, aber auch an den andern »Wetterherren« und »Wetterfrauen« haftet ein herber Zug, so daß die gemütliche Seite, welche die »häuslichen Nothelfer«, sowie die »Feld- und Viehpatrone« des Alpenbewohners bieten, nicht zum Ausdruck kommt.

Nach der Betätigung kann man bei ihnen drei, oder, wenn man will, vier Klassen unterscheiden. Die erste betrifft den Reif, die zweite Gewitter und Hagelschlag, die dritte Regenguß, dazu kommt noch als Schluß Wind und Sturm.

Zu denen erster Klasse gehören die sogenannten »drei Eismänner«. Unter allen »Wetterherren« und »Wetterfrauen«, welche beim Landmann in Hinblick auf die Witterung und damit auf das Gedeihen der Feldfrüchte in Betracht kommen, zählen diese zu den gefährlichsten und gefürchtetsten.[2]) Es sind die drei Kalenderheiligen Pankrazius, Servazius und Bonifazius, deren Namenstage auf den 12., 13. und 14. Mai fallen. Was ist gegen die Macht dieser »drei Azi«, wie sie das Volk auch nennt,[3]) die Gunst oder Ungunst des »Heunässers« Medardi (8. Juni) und seiner Helfershelferin, der »nassen Gret« (20. Juli), was der Jagdherr Egidi, der die Witterung des ganzen September in der Tasche trägt; was sind die hochverehrten Wetterherren Johann und Paul (26. Juni) und St. Martin, den die Passeirer Bauern schon längst gern an Stelle des lieben Herrgott gesetzt hätten, »weil er doch auch etwas vom Vieh verstünde«. Ja, selbst der gewaltigste aller Wetterherren, der Ifinger-Heilige Oswald, der noch im Namen das Erkennungszeichen des »allwaltenden« Asenhauptes Wuotan trägt — sein Nimbus erblaßt vor der kalten Majestät der »drei Eismänner«, welche als Nachhut des verjagten Winters in die blühende Herrschaft des siegreichen Maien einzubrechen drohen.

---

[1]) Vergl. Zingerle, »Oswaldlegende«, S. 78.

[2]) »Das Schrecklichste der Schrecken für die Lungauer ist aber der Reif; Hagel, Wetter und Wasserschäden verbreiten draußen im Flachlande bei weitem den Schaden nicht, da sie nur streckenweise verheeren, als der Reif im Lungau. Eine einzige heitere kalte Nacht vernichtet alle Erndte-Hoffnung des Landmanns.« (J. v. Kürsinger, Lungau, Salzburg 1853, S. 16.) Schon in den ältesten »Prognostiken« und »Praktiken« (ältesten Kalendern) spielt der »Reiffen« und seine schädlichen Folgen eine wichtige Rolle. »Gott der Allmächtige gebe, daß die kalten Reyffen durch ein trüb Regenwetter hinweggehen.« Interessant sind die Angaben Konrads von Megenberg in seinem »Buch der Natur« (1530), das seinerseits wieder auf das um 1250 verfaßte Werk von Thomas Cantimpratensis »de natura rerum« und auf arabische Schriften des 10. Jahrhunderts zurückweist, über den »hertgriffigen Reifen«, der »verderbt die früht (Früchte) auf den paûmen und auf den Weinreben und durchgêt (durchdringt) si so gar, daz si vallent oder swarzent (schwarz werden) sam (als ob) si verprant sein«. Er hält ihn für einen »behenden Dunst«, der in die »klainen Luftlöchlein« der Früchte dringe und die »natürlichen hitz dar inn erleschet«. Vergl. G. Hellmann, Meteorolog. Volksbücher. 2. verm. u. verb. Aufl. Berlin, Pätel 1895, S. 13 ff.

[3]) Im Bregenzerwald heißen sie »Fäzi«.

Ihr Name wird bekanntlich von der kühlen, ja oft »eiskalten« Witterung hergeleitet, die um diese Zeit meist einzutreten pflegt.

In Norddeutschland heißen sie die »drei kalten Herren«, auch die »strengen Herren«, in Frankreich »les trois saints de glace«. Spanien und Portugal kennen sie nicht, wohl aber Rußland bis tief nach Sibirien hinein. Doch treten sie da später, erst vom 18. Mai ab ein, wie denn überhaupt ihr Erscheinen je nach der geographischen Lage der Landschaft wechselt und ihre Tätigkeit auch innerhalb desselben Gebietes sich nicht genau an den Tag bindet. Es hängt dieser Wechsel wohl mit den Ursachen zusammen, welche die Erscheinung hervorrufen. Eine vollkommen zureichende Erklärung derselben ist noch nicht gelungen. Als sicheres Ergebnis eingehender, weit zurückreichender, auf gesichertes Material sich stützender Untersuchungen scheint sich nur herausgestellt zu haben, daß die »Kälterückfälle des Mai sich auf den ganzen Monat verteilen, daß sie in der Zeit vom 11. bis 14. Mai kein ausgesprochenes alleiniges Maximum der Intensität oder Zahl aufweisen und daß ihre Berühmtheit nur daher rührt, weil Kälterückfälle Mitte Mai ganz besonders auf die junge, eben entwickelte Vegetation wirken«.[1]) Damit stimmt auch die allgemeine Ansicht vom »kühlen Mai« überein, der übrigens, wie unzählige Wetterregeln bestätigen,[2]) dem Landmann erwünscht ist, vorausgesetzt allerdings, daß die Temperatur nicht bis gegen oder gar unter den Gefrierpunkt sinkt. Dies kann aber, wie die statistischen Zusammenstellungen von Hann, Aßmann, Billwiller u. a. unzweifelhaft ergeben, während des ganzen Monats Mai eintreten, wenn auch die erste Hälfte desselben davon besonders bedroht ist. Wenn das Volk diesen gefährlichen Zeitpunkt auf die Tage der »drei Eismänner«, also auf den 12.—14. Mai verlegt, so ist eben der Grund, weil sich um diese Zeit, wie schon bemerkt, die Vegetation auf dem Höhepunkt der Entwicklung befindet, mithin eine Störung derselben von den traurigsten Folgen begleitet ist.[3])

Diese sind in der Tat groß genug, um die Furcht vor den »Eismännern« zu

[1]) Reinhard E. Petermann in einem Feuilleton »Die Kälterückfälle im Mai« (»Presse«, Jahrgang 1885, Nr. 139).

[2]) So z. B. Kühler Mai — volle Kasten (Inntal). — Kühler Mai — bringt Stroh und Heu (Inntal). — Mai kühl und naß — füllt dem Bauer Scheune und Faß (Allg.) — Maitag ein Rabe — Johannis ein Knabe, d. h. ist der Mai stürmisch, ist der Juni mild (Pinzgau). — Mai kühl und windig — macht die Scheuern voll und findig (Pustertal). — Etwas rätselhaft klingt der pinzgauische Spruch: Der 3. Mai ist ein Wolf, der 7. eine Schlange.

[3]) Als schlimmster der »drei Eismänner« gilt St. Servazius (13. Mai). Dies mag wohl, wie Hellmann meint (Meteorolog. Zeitschrift, red. von J. Hann und G. Hellmann. 17. Jahrgang 1890, S. 333 ff.), davon herrühren, daß er in den alten Kalendarien des 11. bis 13. Jahrhunderts als der einzige Heilige des Mai erscheint. Dieser Punkt ist für die Beurteilung der Eismännerperiode 11.—13. Mai, von Wichtigkeit. Denn das Volk, gewohnt, Zeitbestimmungen an Heilige anzulehnen, übertrug die im ganzen Mai herrschende Kälte auf den hl. Servazius. Dessen Tag, der 13. Mai, entsprach aber vor der gregorianischen Kalenderreform des Jahres 1582 dem 3. Mai. Obwohl nun nach dem Jahre 1582 durch den Ausfall der zehn Tage (5.—14. Oktober) der 3. Mai auf den 13. Mai vorgerückt war, blieb trotzdem in der Volksüberlieferung Servazius als Vertreter der Maienkälte stehen, weil eben »auch am 3. Mai (alten Stils) die Wahrscheinlichkeit für einen Kälterückfall nicht geringer war als am 13.« Übrigens ist es gar nicht notwendig, zu dieser Erklärung Hellmanns zu greifen, denn manche alte, auf Servazius sich beziehende Wetterregeln bezeugen, daß das Volk an ihn als Heiligen des 13. Mai ganz richtige Wetterregeln knüpfte. Wenn eine z. B lautet:

»Vor Servaz kein Sommer, nach Bonifaz kein Frost«,

so hat diese gewiß vor der gregorianischen Kalenderreform entstandene Wetterregel für uns keine Geltung mehr, da am 13. Mai von einem Sommer noch keine Rede sein kann und nach Bonifaz (14. Mai) bekanntlich Fröste nichts Seltenes sind. Anders für die Zeit vor 1582, denn der 14. Mai alten Stiles entspricht dem gegenwärtigen 24. Mai und nach diesem Tage fällt wohl selten mehr ein Frost ein. Die gregorianische Kalenderreform vom Jahre 1582 ist überhaupt, worauf schon Hellmann (a. a. O.) hingewiesen hat, für die Beurteilung des richtigen Sinnes und Wertes jener Wetter- und Bauernregeln, welche vor diese Zeit fallen, von größter Wichtigkeit. Man muß da, um zu finden, für welchen Zeit-

rechtfertigen. Futter, Baum- und Feldfrüchte jeder Art, besonders Gemüse und Kartoffeln werden verdorben. Von den Waldbäumen kommen besonders die Lärchen zu Schaden. Beim Futter leidet darunter am meisten der Klee. Mancher Bauer mäht ihn daher, wenn er nächtlichen Reif befürchtet, noch am Abend vorher unausgewachsen ab, um wenigstens etwas Nutzen daraus zu schlagen. Im Süden kommt natürlich in erster Reihe Wein und Obst in Betracht. Eine einzige Frostnacht ist imstande, die Wein- und Obsternte des ganzen Jahres zu vernichten. Aber auch die Edelkastanien werden vom Reif versengt und büßen am Erträgnis ein, ebenso der schwarze »Plenten« (Buchweizen). Man darf sich daher nicht wundern, wenn der Landmann mit kummervoller Miene dem Nahen dieser gefürchteten Tage entgegenharrt und um diese Zeit lieber den Himmel umwölkt oder das Tal voll Regen sieht, als jene glashellen, kalten, sternbesäten Nächte, welche den Blütenstand mit ihrem verderblichen Reif umspinnen.

Um diesem Feinde zu begegnen, wendet das Volk alte erprobte Mittel an, zu welchen ihm die Natur selbst als Vorbild diente. Die Erfahrung, daß die Reifbildung durch bewölkten oder wenigstens umzogenen Himmel zwar nicht verhindert, aber doch wenigstens in ihren Folgen gemindert werde, führte es schon frühzeitig dazu, durch starke Rauchentwicklung eine künstliche Wolkenhülle zu erzeugen. Dieser Vorgang, der nach verschiedenen Gegenden »Rauchmachen« (Unterinntal), »Reifbrennen«, »Reifrauchen« oder »Reifheizen« (Pinzgau-Lungau), »Feuern« (Steiermark), »Rauch- und Schmauchfeuer machen« (Eisaktal) heißt, besteht in der Entzündung vieler mächtiger Feuer oder, besser gesagt, von Stoffen, welche viel Rauch entwickeln. Es dienen hierzu Äste von grünem Reisig, feuchtes Stroh, Buschwerk u. ä. Am verbreitetsten ist diese Sitte im Pinzgau[1]) und Lungau,[2]) wo sie seit Jahrhunderten besteht und durch eigene Vorschriften und mit Strafen gegen die Dawiderhandelnden geregelt ist. Der Aufruf wird »rottenweise«, das ist nach Ortschaften, angesagt und es wird um 10 Uhr nachts von allen Türmen durch ein förmliches Sturmläuten das »Brandzeichen« gegeben. Wer mit diesem Brauche nicht bekannt ist, glaubt inmitten eines Volksaufstandes zu sein. Auf dieses Alarmsignal (»Reifläuten») eilt jeder Hausbesitzer und Bauer sofort auf die Felder und macht in richtiger Entfernung vom Gehöft an feuersicherer Stelle aus dem mitgenommenen Holze Feuer an. Dieses wird mit altem Klaub- und Zaunholz, mit »Boschach« (Buschwerk, Reisig) »Wasen« (Rasenstücken) teils unterhalten, teils gedämpft, letzteres auf äußerst primitive Weise. Leider ist das »Reifheizen« oder »Rauchmachen« nicht überall so organisiert

---

punkt sie gemünzt sind, stets zehn Tage dazu zählen. Ein Beispiel möge das Gesagte erläutern. Der uralte pinzgauische Bauernspruch lautet:

Barnabas (11. Juni)
Macht den längsten Tag und das längste Gras.

Den Leuten des alten Kalenderjahres, das gegenüber dem Sonnenjahr um zehn Tage zurück war, erschien natürlich der 11. Juni, der unserm 21. entsprach, als der längste Tag. Rechnet man die zehn ausgestoßenen Tage dazu, so kommt man auf den richtigen Sonnwendtag, an dem die Sonne am höchsten steht. So verhält es sich auch mit den eigentlichen Wetterregeln, welche erst dann den richtigen Sinn erhalten, wenn man sie auf den Zeitpunkt zehn Tage später anwendet. Hier ist nun eine in das Problem der »Eismänner« einschlägige, ebenfalls pinzgauische Wetterregel nicht uninteressant, weil sie hinzudeuten scheint, daß den Alten der gefürchtete Kälterückfall speziell des 13. Mai nicht unbekannt war. Sie lautet:

Der 3. Mai ist ein Wolf, der 7. eine Schlange.

Hier ließe sich nun, falls dieser Spruch nicht etwa auf sehr frühen Ursprung zurückgeht, ungezwungen der Wolf auf die Kälte des Servaziustages, die Schlange auf die der »kalten Sophie« und der paar noch folgenden kalten Tage beziehen. Soviel ist sicher, man wird Wetterregeln, wenn man ihre Richtigkeit erproben will, stets vorerst auf ihr Alter prüfen müssen, was allerdings oft sehr schwierig ist.

[1]) Vergl. Hübner, Beschreibung des Erzstiftes Salzburg, 1796, S. 666.

[2]) Vergl. Kürsinger, Ober-Pinzgau. Salzburg 1841, S. 184 ff.

wie in den genannten Bezirken. So geschieht es im Unterinntale von jedem auf eigene Faust. An manchen Orten, wo es früher im Brauche war, wurde es, wie z. B. im Sarntal, aufgehoben und erst in neuester Zeit wieder eingeführt. Gut organisiert ist es im Eisaktale (Klausen).

Besondere Sorgfalt wird natürlich dem »Rauchmachen« im tieferen Südtirol, in den eigentlichen Weingebieten zugewendet, wo um diese Zeit die Rebengelände in voller Pracht stehen. Da sind die drei »Azi« Gegenstand größter Aufmerksamkeit. Nacht für Nacht wird gewacht und gespäht, ob nicht die schützende Wolkenhülle plötzlich reiße und Frost eintrete. Gewöhnlich hat man schon die bestimmten Anzeichen. Hat es z. B. durch längere Zeit geregnet, so daß sich an den Bergkuppen tiefer herab Neuschnee ansetzt, so kommt es nicht selten vor, daß sich das Wetter während der Nacht »aufmacht«, das heißt der Himmel »aufreißt« und Frostgefahr droht. Tritt dieser Fall ein, so ist der Landmann auf den ersten Alarmruf aus den Federn, um den grimmigen Blütenfeind unschädlich zu machen. In Steiermark, wo man außer den Reben auch noch wegen des Buchweizens in Sorge ist, wird die Gefahr durch Schießen angezeigt, im Salzburgischen und an anderen Orten durch Geläute von den Türmen und zwar stets mit der großen Glocke. In Vorarlberg (Feldkirch) rufen Böllerschüsse und Glockengeläute die Bewohner der Stadt, von Tisis, Altenstadt und Rankweil zur Räucherungsarbeit.[1]) In Marling bei Meran gibt die große Glocke das Zeichen und die Glocken von Lana und Nals geben es weiter. Im weingesegneten Mittelgebirge von Überetsch übernimmt dieses Amt St. Pauls. Wenn die hundert Zentner schwere Glocke ihren weithin vernehmbaren Warnungsruf durch die Nacht sendet — und diesen hört jeder —, dann beginnt in den Weingärten von Kaltern und Eppan, wie auch im Talkessel von Bozen ein reges Leben. Überall entfachen sich die aus »Rebschab« und Buschwerk gebildeten »Schwelhaufen«, bis die ganze Gegend weithin in eine Qualmdecke gehüllt ist. Die Zahl der brennenden Feuer, die durch den Rauch glühen, beträgt oft über zwei Tausend.[2]) Da ich über das »Rauchmachen« in dieser Gegend, wie im Burggrafenamte, schon im Jahrgang 1905 dieser »Zeitschrift« geschrieben habe, so kann ich mich mit dem Hinweis darauf begnügen und will hier nur noch einige einschlägige Ergänzungen und sonstige Bemerkungen über den Gegenstand anfügen.

Als nicht gefährlich wird der sogenannte »trockene Reif« angesehen, das ist derjenige, der nicht von der Sonne rasch aufgesogen wird, sondern langsam verdunstet.

Am meisten gefürchtet hingegen ist der sogenannte »kühle Reif«, der nach der Meinung des Volks nach Mitternacht fällt[3]) und sich als kleine Eiszäpfchen an Halme und Blüten hängt. Deshalb wird auch das Glockensignal meist um zwei Uhr früh, oft erst gegen den Morgen hin gegeben. Nur falls bei eingefallenem Schnee

[1]) Vergl. »N. Tiroler Stimmen«, Jahrg. 1882, Nr. 120. Diese Sitte scheint in neuerer Zeit aufgegeben worden zu sein.

[2]) In manchen Gegenden, so in der von Brixen, verwendete man vor drei Jahrzehnten neben dem gewöhnlichen Brennmateriale auch Teer, den man mit Stroh und Sägmehl vermengte. Es bildeten sich auf diese Weise schwarze Qualmsäulen, die sich jedoch, wie ich lese (»Bote f. Tirol u. Vorarlberg«, Jahrg. 1874, Nr. 104), nicht zur gewünschten Höhe emporhoben, sondern in kompakten Massenzügen wagrecht fortwälzten. Auch an anderen Orten hat sich die Rauchentwicklung durch Verbrennen von mineralischen Ölen nicht so wirksam erwiesen, als die in den Alpen gebräuchliche Art. — Merkwürdig mag erscheinen, daß in Frankreich erst Anfang der neunziger Jahre des abgelaufenen Jahrhunderts Chambrelent in der Akademie der Wissenschaften in Paris auf die Wichtigkeit dieses »Reifheizens« aufmerksam machte, indem er, sich stützend auf Mitteilungen des berühmten Chemikers Boussingault, der dieses Schutzmittel bei den Indianern Südamerikas kennen gelernt hatte, die Wichtigkeit dieses Verfahrens besonders für die Weinkulturen nachwies, während es doch in den Alpen schon seit Jahrhunderten bekannt war und geübt wurde.

[3]) In der Meraner Gegend gilt die Zeit nach zwei Uhr morgens für die gefährlichste, im Sarntal die unmittelbar vor Sonnenaufgang.

auf den Bergen Frost sicher zu gewärtigen ist, geschieht es in manchen Gegenden, z. B. im Sarntal, schon am Abend vorher nach dem Aveläuten. In Neumarkt werden eigene »thermometrische Beobachter« aufgestellt, welche nachts zu wachen und im Falle der Gefahr das warnende Glockengeläute zu veranlassen haben; an andern Orten besorgt dies der Nachtwächter.[1])

Soll übrigens das »Reifheizen« erfolgreich sein, so muß es frühzeitig geschehen, ehe die Temperatur unter den Gefrierpunkt sinkt, und bis in den Vormittag hinein, jedenfalls bis nach Sonnenaufgang fortgesetzt werden, um den durch die sengenden Sonnenstrahlen bewirkten schädlichsten Einfluß des allzu raschen Temperaturwechsels fern zu halten und so dem Reif Zeit zu lassen, sich unschädlich aufzulösen. Durch das »Feuern« wird zugleich die Luft in Bewegung gebracht, wodurch ebenfalls die schlimmen Folgen des Reifes gemindert werden. Deshalb ist auch der Landmann bei bewegter Luft, selbst bei kaltem Winde, hinsichtlich des Frostes ohne Sorge. Wichtig für den Erfolg ist selbstverständlich auch die richtige Verteilung der Feuer. Als geeignete Entfernung nimmt man beiläufig 15 *m* an. Wenn nun auch durch diese Vorkehrungen und Vorsichtsmaßregeln die Frostgefahr bedeutend gemindert wird, so wird sie doch nicht immer sicher abgewendet, da eintretende Umstände verschiedenster Art, z. B. widrige Windverhältnisse, die Bemühungen oft vergeblich machen und die Furcht vor dieser Kälteperiode des Mai nie ganz verschwinden lassen.[2])

Sind aber einmal die »drei Eismänner« vorbei, so glaubt sich auch der Landmann gesichert. »Vor Servaz (13. Mai) kein Sommer, nach Bonifaz (14. Mai) kein Frost«, sagt die alte Bauernregel. Leider ist dieses Sprichwort, wie so viele andere, nicht durchaus verläßlich (siehe S. 95, Anm. 3). Die Erfahrung lehrt, daß auch nach dem 14. Mai schädliche Fröste nichts Seltenes sind. So hat seinerzeit die Frostnacht des 20. Mai 1876 den ganzen Blütenstand Mittelsteiermarks vernichtet. Nicht umsonst läßt der Volksmund jeden der »drei Eismänner« noch einen Sohn und einen Enkel haben, was soviel sagen will, daß erst nach weitern sechs Tagen der gefährliche Termin zu Ende sei. Ein solcher Sproß ist auch die auf den 15. Mai fallende sog. »kalte Sophie«,[3]) in alamannischen Bezirken das »Iswibli« (Eisweiblein), auch »Eisweib« genannt. Diese Personifikation ist insofern interessant, als es das einzige Moment ist, das einen mythischen Zug aufweist. Das »Eisweiblein« bildet nur eine andere Fassung des »Nebelmännchens«, das in der Gegend des Bodensees durch seinen kalten Hauch den Reben schadet. Um es zu vertreiben, beziehungsweise um das Zeichen zu kirchlicher Besegnung zu geben, wurde früher die sog. Nebelglocke geläutet. Sie wirkte, wie sich aus der Sage ergibt, in ähnlicher Weise auf diesen Reiferzeuger, wie die Wetterglocke auf die Hexen, von denen wir später hören werden.[4])

---

[1]) In manchen Weinbezirken, wie z. B. am Kahlenberg bei Wien, sind seit 5—6 Jahren ähnlich der Feuerwehr eigene »Frostwehren« organisiert, welche mittels nächtlicher Hornsignale die Weinbauern zum »Rauchmachen« wecken. Da das Holz hierfür schon vorbereitet draußen liegt, flammen bald darauf Tausende von Reiffeuern auf.

[2]) Das »Reifheizen« ist übrigens nicht auf den Mai beschränkt; es geschieht, vornehmlich in höher gelegenen Gegenden, welche dem Frost mehr ausgesetzt sind, z. B. Lungau, Ober-Pinzgau usw., auch im Frühsommer, sobald Frostgefahr droht, wie dies in der Kälteperiode des Juni oft genug der Fall ist. Über den Wert des »Reifheizens« vgl. Czermak (Innsbrucker Nachrichten 1900, Nr. 69).

[3]) »Sophie — was die Eismänner übrig lassen, nimmt s i e.« Man kennt sie besonders in Nieder-Österreich und Steiermark, in letzterem als »Sopherl« oder »strenges Sopherl«.

[4]) Das »Nebelmännchen« haust im »Löchli«, einer angeblich unergründlichen Tiefe des Bodensees bei Bodman, welcher Fleck auch bei größter Kälte nie zufriert. Von da steigt es auf und schädigt mit kaltem Reife die Reben. Nach mehreren von Uhland (Germania IV, S. 72 ff.) mitgeteilten Sagen verlangt der silberbärtige Alte vom Ritter Bodman für die zugesagte blitzschnelle Zurückbeförderung auf sein Schloß, daß »er in seiner herrschaft ewiglichen nicht mer wider die nebel l e u t e n lassen wolte, ursachen, weilen er sein beste narung aus dem weinberg dieser herrschaft habe«. Nach anderer am Bodensee spielender Sage muß der Ritter versprechen, die »Nebelglocke«, das »leidige Ding«, das

Vielleicht diente in früherer Zeit ebenso das Glockengeläute, das jetzt nächtlicher Weile die Bewohner zum »Rauchmachen« ruft, auch dazu, das Zeichen zum Reifsegen in der Kirche zu geben. Auffallend ist es jedenfalls, daß das Volk hinsichtlich der Abwehr des Frostschadens durch die Eismänner gegenwärtig keine kirchliche Hilfe in Anspruch nimmt, denn die drei Bittage vor Christi Himmelfahrt fallen in der Regel nach dieser Kälteperiode des 12. bis 14. Mai.[1]) Desto mehr tritt die geistliche Gewalt im Wirkungskreise der zweiten Klasse der eigentlichen »Wetterherren« und »Wetterfrauen« in den Vordergrund, nämlich beim Hochgewitter.

Diese großartige Naturerscheinung, welche mit ihren teils wohltätigen, teils schädlichen Folgen nicht gleich dem Reif in unheimlicher Stille und Unfaßbarkeit heranschleicht, sondern in ihrem Auftreten gleichzeitig zwei Sinne, das Auge und das Ohr, mächtig erschüttert, war zu allen Zeiten und bei allen Völkern Gegenstand größter Beachtung. Sie bildete daher auch bei allen Naturreligionen einen der wesentlichsten Bestandteile in Auffassung und Kult. Dieser Anschauung und scheuen Verehrung entsprangen die hehren Göttergebilde, welche bei den arischen Völkern, besonders bei den Griechen und Römern, sich von dem reichen Mythenstoffe abhoben und auch beim verwandten Volke der Germanen sich zweifellos zu gleicher Blüte entfaltet hätten, wenn nicht durch die Einführung des Christentums diese Entwicklung unterbrochen worden wäre. Wie tief angelegt und edel die Religion der germanischen Völker und wie sinnreich ihr Kult war, zeigt sich am besten an den abergläubischen Vorstellungen, welche sich als Reste ehemaligen Götterglaubens bis zum heutigen Tage im Volke erhalten haben, sowie aus dem Kranze profaner und kirchlicher Gebräuche, welche teils noch in ursprünglicher Gestalt, teils in christliche Form umgebildet und von christlicher Zutat überkleidet, die Festzeiten unseres Kirchenjahres umschlingen. Gerade der Sommer, als die Zeit der heranreifenden Saat, bietet eine Fülle uralter heidnischer Anschauungen und Bräuche, welche — der Reihe einstiger Erntefeste entnommen — sich an das christliche Oster- und Pfingsfest, an das Fronleichnams- und Himmelfahrtsfest, sowie an die Gedenktage unserer »Wetterherren« und »Wetterfrauen« anlehnen. Ihre Feste ziehen sich durch die ganze Sommerszeit, solange die Gewitter dauern, und lassen uns trotz ihrer christlichen Verhüllung die Art der Verehrung erkennen, welche einst den ehemaligen »Wetterherren«, den mächtigen Gewitter- und Fruchtgöttern Donar (Thor) und Wodan (Odin) gezollt wurde.

Den Beginn macht das Fest Christi Himmelfahrt, der »Helig Thorsdag«, wie er bei den Schweden noch heißt.[2]) An diesem »heiligen Donnerstag«, der den Namen des gewaltigen Gewittergottes Donar (Thor) noch beibehalten, wird noch in vielen Kirchen der Alpenländer, besonders in Tirol, der Akt der Auffahrt des Heilands in der Kirche vor aller Augen dargestellt, indem das mit Blumen bekränzte Christusbild mittels einer Winde an einem Seil zur Decke emporgezogen wird, wo es dann in der Öffnung derselben, dem sog. »Heiliggeistloche«, verschwindet. Auf diesen Moment warten gespannt alle, denn nach welcher Himmelsgegend die Figur

ihm jedesmal bummelnd um den Kopf schlägt, für ewige Zeiten in den See zu versenken. Uhland erblickt im genannten »Nebelläuten« eine »kirchliche Bannung und Besegnung«. Durch den hallenden Mahnruf der getauften Glocke sollte dem bösen Feinde gewehrt werden, daß er nicht mittels der »aus dem See aufgetriebenen Frostnebel die Reben schädige«. Bezeichnend für das abwehrende Glockengeläute ist, daß auch den Hexen die Hervorrufung des Reifes zugeschrieben wird. Vergl. L. Rapp, Die Hexenprozesse in Tirol. Brixen, Weger 1891, S. 36.

[1]) Nur in der Meraner Gegend geht in gewissen Bezirken, z. B. in Marling, eine Bittprozession nach Mais, Algund etc., bei welcher Gelegenheit die Weinberge mit der Monstranze gesegnet werden. Doch gilt das nicht speziell dem Froste, sondern überhaupt jeder den Reben drohenden Gefahr.

[2]) Bei den Engländern »holy Thursday«. Das Fest Christi Himmelfahrt wurde Ende des vierten oder am Anfang des fünften Jahrhunderts eingesetzt.

vor dem Verschwinden das Antlitz wendet, von dort her kommen im Sommer alle bösen Donner- und Hagelwetter.[1]) Aus der Öffnung werden sodann Blumen und Sträußchen auf die andächtige Menge geworfen, welche als sog. Wetterkränzlein nach Hause getragen und an die Stalltüren geheftet werden zum Schutz gegen die Blitzgefahr. Solche »Weihe-zanga-Büschel« kann man noch im Montafon (Schruns) genug finden. Sie bestehen aus sog. Himmelfahrtsblumen, Mausöhrlen (myosotis palustris), Katzenpfötchen (gnaphalium dioicum), Guggashanlen (melilotus) etc.

In frühern Zeiten, besonders im 15. und 16. Jahrhundert, wo man solche Vorführungen überhaupt liebte und sie noch mit naiveren Augen betrachtete, begnügte man sich nicht mit der einfachen Hinauffahrt Christi, sondern man stellte seinen Schutz gegen die Ungewitter in viel drastischerer Weise dar. So wurden noch im 17. Jahrhundert in Landkirchen nach der Auffahrt nicht nur blitzbeschwörende Wetterkränzlein, sondern gekleidete und angezündete Bildnisse des Teufels durchs »Himmelloch« herabgeworfen, die dann vom unten harrenden Volk in Stücke gerissen und auf die Felder gegen Hagelschlag gesteckt wurden. Dazu schüttete man Wasser herab und zwar nicht wenig.[2]) Ja, in Bozen wurde im »Auffahrtsspiel« dieser Kampf Christi mit den Teufeln als den Unholden des Gewitters sogar dramatisch dargestellt.[3]) Hier ist uns also die altgermanische Vorstellung vom Kampf des gewaltigen Gewittergottes Donar oder Thor gegen die Dämonen des Wetters, welche das befruchtende Naß zurückhalten, bis sie der Donnerkeil des Gottes trifft, in christlicher Umbildung ganz getreu erhalten. Auch die Prozessionen, die an manchen Orten, so z. B. in Dorf Tirol, im Vinschgau (Schlanders) mit dem Wettersegen an den vorangehenden drei Bittagen oder am »Auffahrtstage« selbst abgehalten werden, wobei das Bild »unsers Herrn« auf einem Ferculum herumgetragen wird, traten an Stelle der in diese Zeit fallenden heidnischen Bittprozessionen, bei welchen man die Götterbilder, in erster Linie das Bild Donars, zum Schutze der Felder gegen Unwetter, Hagel und Mißwachs mittrug. Die Verlegung christlicher Feste auf heidnische Festzeiten war in der Kirche bei Bekehrung der Germanen gemäß dem Auftrag Gregors des Großen, »daß man die Feste der Heiden allmählich in christliche verwandeln und in manchen Stücken nachahmen müsse«, zum leitenden Grundsatze geworden. Sie begnügte sich in den meisten Fällen mit der Ausmerzung der rohesten Auswüchse des Heidentums und ließ im übrigen die alten Kultusformen bestehen, erfüllte sie aber mit dem sittigenden Inhalt der neuen Lehre. Diesem klugen Vorgehen ist es zu verdanken, daß wir aus der christlichen Hülle der kirchlichen Feier des Himmelfahrtsfestes zum guten Teile den Verlauf des ehemaligen, in diese Zeit fallenden Erntebittfestes, das dem Donar galt, wiederherstellen können, besonders wenn wir auch die profanen Gebräuche, die das Volk noch gegenwärtig übt, zur Ergänzung nehmen. So muß z. B. nach weitverbreitetem Glauben die aus Ebereschenholz ge-

---

[1]) »Wo sich unser Herr hindreht — da das Wetter hergeht.«

[2]) In Meran wurde eine Yhrn, d. i. vierzig alte Maß, herabgeschüttet, zuvor wurden brennendes Werg, Oblaten (Hostien), Nüsse und Kastanien herabgeworfen. Vergl. C. Stampfer, Chronik von Meran. Innsbruck, Wagner 1867, S. 220. Auch an anderen Orten, z. B. im Bergdorf Lüsen bei Brixen bestand dieser Brauch. Vergl. J. A. Heyl, Volkssagen . . . aus Tirol. Brixen, Preßverein 1897, S. 758. Über den ganzen Vorgang Rich. R. v. Strele im »Tiroler Tagblatt«, Jahrg. 1891, Nr. 103. Die Darstellung der »Auffahrt«, wie sie unter Weglassung des oben genannten roheren Beiwerks noch gegenwärtig in den meisten Landkirchen Tirols üblich ist, gehört zu den lieblichsten kirchlichen Vorführungen und bildet eine Hauptfreude der Kinder, die sich an dem hinaufschwebenden Heiland und an den tanzenden und ihm von oben entgegenkommenden Engeln fast die »Äuglein ausschauen«. Für die Kinder ist »Himmelfahrt« auch noch in anderer Hinsicht ein Freudentag, da sie, wenigstens im Unter- und Oberinntal, von Goth und Göth (weiblicher und männlicher Tauf- oder Firmpate) mit Lebkuchen und anderen Süßigkeiten beschenkt werden.

[3]) Vergl. R. v. Strele a. a. O.; »N. Tiroler Stimmen«, Jahrg. 1894, Nr. 93 (Al. Spornberger).

schnittene Wünschelrute, die in enger Beziehung zu Donar steht, am Himmelfahrtstage geschnitten werden. Ebenso werden in Schwaben am Himmelfahrtstage früh morgens die sogenannten »Mausöhrln« (myosotis palustr.), Ranindelen, Sinngrün etc. gepflückt und zu Kränzen gebunden, die man gleich den obengenannten »Wetterkränzlein« zum Schutz gegen den Blitz an das Fenster oder an das Hausdach steckt. Auch werden Eier, die am Himmelfahrtstage gelegt wurden, bei drohendem Ungewitter oben an das Haus gebunden, damit der Blitz nicht einschlage. Dazu kommen noch verschiedene Wetterprophezeiungen, die sich an das Fest dieses großen Wetterherrn knüpfen.

Der in zeitlicher Folge zunächst stehende Johannistag[1]) (24. Juni) kann, obwohl sich die christliche Sonnwendfeier an ihn schließt, nicht als eigentlicher »Wetterherrentag« angesehen werden. Große Bedeutung hingegen haben die Schutzpatrone Johann und Paul (26. Juni). Schon die Namen, die ihnen beiden beigelegt werden, sprechen von dem hohen Ansehen, in dem sie als »Wetterherren« stehen. Nic. Gryse in seinem »Spegel des antichristlichen Pawestdoms« (Papsttums) vom Jahre 1593 sagt von ihnen, daß sie »van dem Romischen Paweste tho (zu) Wederheren unde Donergödern verordnet syn«.[2]) Sie heißen beim Volk stets nur »Wetterherren« oder »heilige Wetterherren«.[3]) So auch im alten Pfarrbuch von St. Wolfgang vom Jahre 1710. Ihr Tag wird »Allerwetterherrentag« genannt. An demselben darf nicht gearbeitet, vor allem nicht Heu gemacht oder eingebracht werden. Hingegen finden an diesem Tag oder am darauffolgenden »Schauerfreitag« an vielen Orten Prozessionen durch die Felder und die »Schauerämter« (gesungene Messen mit Gebeten zur Abwendung von Hagelwettern) statt.[4]) Von dieser sog. »Hagelfeier« spricht auch die Konstanzer Chronik vom Jahre 1441: »Sant Johans und sant Paul, zwên martrer und Roemer herren gewesen, ûf der (derer) tag ist Hagelfiur«.[5])

In den Alpen genießen diese beiden Wetterheiligen besondere Verehrung im Eisaktale und im Burggrafenamte. Hier am Eingange des Passeiertals ist ihnen das hochgelegene Wallfahrtskirchlein am Fuße des Hinteren Hirzers geweiht. Dahin wandern die Schönnaer (»Schönner«) und vom Süden her die Haflinger zur heiligen Wallfahrtskirche. Da soll es dann des öftern auch vorgekommen sein, daß die beiden rivalisierenden Gemeinden ganz andächtig aufwärts zu den Wetterherren wallfahrteten, aber nach eingenommener Stärkung beim Heimweg arg aneinander gerieten. Merkwürdig mag erscheinen, daß weder im Namen und in den Attributen der beiden

---

[1]) Vereinzelt kommt er, so in Passeier, als Schutzpatron (»Sonnwendhansl«) bei Gewittern vor. Max Höfler nennt in seinem »Cult-Calendarium Oberbayerns« (S. 196) das Johanniskraut (sempervivum tectorum) unter den Schutzkräutern gegen den Blitz.

[2]) Vergl. darüber Ulr. Jahn, Die deutschen Opfergebräuche. Breslau, Köbner 1884, S. 153.

[3]) Schon im Jahre 1298 findet sich in einem Salzburger Diplom das Datum: »An sant Johans und Paulstag der Wetterherren« (Haltaus, Jahrzeitbuch. Erlangen 1797, S. 111); ebenso im Kalendarium des Klosters Altmünster vom Jahre 1407, welche Handschrift von einem oberbayerischen Geistlichen Namens Chunrat für die Nonnen daselbst hergestellt wurde. Vergl. Ant. E. Schönbach, Miscellen aus Grazer Handschriften. II. Reihe. (Mitteilungen des histor. Ver. f. Steiermark, Heft 47, S. 57 u. 59.)

[4]) In alten Wandkalendern ist ihre diesbezügliche Bedeutung durch fallende Hagelkörner oder noch häufiger durch herabfahrende Blitze gekennzeichnet, so in einem mir gehörigen vom Jahre 1500.

[5]) Die Hagelfeier, wie sie früher in ganz Deutschland durch Entzünden von sogenannten Hagel- oder Hâlfeuern begangen wurde und zum Teil noch im Schwange ist, kennt man meines Wissens in den Alpen nicht, man müßte denn die am ersten Fastensonntag in der Meraner Gegend gebräuchlichen »Holepfännfeuer« auch vielleicht sprachlich identisch mit den »Hâlfeuern« ansehen, wie Jahn a. a. O., S. 98 annimmt. Vergl. dagegen Ig. V. Zingerle in der »Zeitschr. f. deutsche Philologie«, Jahrg. 1879, S. 481—86. Wohl aber ist in Konstanz als der südlichsten Grenze dieser Feier das »Hagelfür« am Tage St. Johann und Paul (26. Juni) im Jahre 1441 nachweisbar. Vergl. H. Pfannenschmid, Germanische Erntefeste. Hannover, Hahn 1878, S. 389.

Heiligen, noch in ihrer Legende sich ein Anhaltspunkt findet, der ihre Verehrung als »Wetterherren« begründete. Keinesfalls scheinen sie an Stelle einer früheren Gewittergottheit getreten zu sein.

Um so mehr ist dies bei den ein paar Tage darauf, am 29. Juni, einfallenden Wetterheiligen Peter u. Paul der Fall, besonders aber beim Erstgenannten. Gleich wie Donar »den Donner und die Blitze, die Winde und die Regengüsse regiert«, so hat nach allgemeinem Volksglauben St. Peter das Regiment über Donner, Blitz und Regenwetter. Wenn es donnert, so sagt der Landmann »Petrus tut Kegelschieben«. Macht es einen starken »Kracher«, so hat »Petrus den mittleren Kegel geschossen«. Die deutsche Mythologie hat im Apostelfürsten Petrus längst den christlichen Vertreter des gewaltigen Gewittergottes Donar erkannt und bei keinem Heiligen lassen sich diese Beziehungen so zahlreich und sicher feststellen. Deshalb finden wir auch dem Petrus die ältesten Kirchen geweiht, welche meist an Stelle früherer heidnischer Kultusstätten errichtet wurden. Wenn wir trotzdem in der Feier dieses Festtags im Gegensatze zu Christi Himmelfahrt keinen Brauch finden, der an die einstige Verehrung Donars mahnt, so liegt der Grund wohl darin, daß die kirchliche Begehung dieses Festes hierzu keinen besondern Anhaltspunkt bot. Sie verläuft gleich den andern heiligen Festen, höchstens, daß an einigen Orten eine Prozession damit verbunden ist. Aber auch von weltlichen Bräuchen an diesem Tage, so von den in manchen Gegenden Deutschlands üblichen »Petersfeuern« ist mir in den Alpengegenden nichts bekannt.

Noch ein Gewitterheiliger kommt in Betracht, obwohl er seinem Wesen nach strenggenommen nicht mehr zu den »Wetterheiligen« des Gewitters zählt. Es ist St. Oswald, nach dem Glauben des Volkes der »gewaltigste Wetterherr«. Der Hauptkreis seiner Verehrung in den Alpen ist Südtirol und in erster Reihe das Burggrafenamt. Sein Fest fällt auf den 5. August. Der Tag ist so heilig, daß an ihm auf dem Felde nicht gearbeitet werden darf, bei Strafe von einem Pfund Wachs an die Kirche. Über St. Oswald erzählt die Tiroler-Legende: Er war ein König im Etschlande und wurde von den Heiden, die einfielen, vertrieben. Er floh auf den Ifinger und wohnte dort bis zu seinem Tode. So lange er regierte, gab es nicht Teuerung, noch Krieg und Pest. Die Wiesen und Äcker trugen noch einmal so viel als heutzutage. Friede und Recht herrschten, solange er regierte. Er hatte stets einen Raben bei sich und machte das Wetter. Wenn man ihm aber die Verehrung versagt, sendet er Hagel und Regen, daß alles Getreide zu Boden geschlagen wird und verdirbt![1]) So die Legende. Sein Heiligtum hat er hoch oben am Fuße des windumbrausten Ifinger. Über die Entstehung berichtet die Sage: Hirten hatten im Alpenrosengesträuche des Ifinger das Bild des hl. Oswald gefunden und unten in der Kirche von Schönna aufgestellt. Sobald es aber dunkelte, sei der Heilige lichtstrahlend wieder zu seinem ursprünglichen Fundort zurückgeritten. Das wiederholte sich, so oft sie ihn herabholten. Er wollte nur am »Junkbrunnen«, einer Quelle unweit davon, wohnen.[2])

Die Chroniken lehren, daß das Kirchlein von der Gemeinde Hafling erst im Jahre 1641 erbaut wurde. Zugleich verpflichtete sich diese, das Gotteshaus in Stand zu halten und alljährlich in feierlicher Prozession da hinauf zu wallfahrten.[3]) Ein Stück darunter befindet sich eine Quelle mit prächtigem Wasser, »Junkbrun-

---

[1]) Vergl. J. V. Zingerle, Sagen aus Tirol. 2. verm. Aufl. Innsbruck, Wagner 1891, S. 1.

[2]) Vergl. Zingerle, a. a. O. S. 1, und in dessen »Oswaldlegende«, S. 73.

[3]) Vergl. (J. Thaler), Der deutsche Anteil des Bistums Trient (neu) herausgegeben (und fortgesetzt) von K. Atz und Dr. Adelg. Schatz. Bozen, Auer, 1902—7, Bd. IV., S. 262. Die irrige Ansicht Zingerles in seiner »Oswaldlegende« S. 72 Anm. 1: »Die gegenwärtige Kapelle ist beiläufig 20 Jahre alt«, ist wohl auf einen Druckfehler zurückzuführen. Es muß 200 heißen.

nen« genannt. Dieses alte Kirchlein wurde wegen Kleinheit, Feuchtigkeit und Baufälligkeit im Jahre 1878 aufgelassen und dafür eine halbe Stunde weiter unten eine neue Kirche gebaut und zwar vom Herrn Kuraten Johann Aigner in Hafling. Am 16. September 1879 wurde sie eingeweiht und erhielt auch zwei Glöcklein.[1])

Durch diesen Neubau hat die ursprüngliche Feier, die hier am 5. August stattfindet, an Originalität und Poesie allerdings etwas verloren, doch trägt sie immer noch einen äußerst weihevollen und eigenartigen Charakter. Man zieht zweimal des Jahres bittweise hinauf, Anfang Juni, sobald es »aufgeapert« hat, und dann am 5. August, dem eigentlichen Festtage. An diesem Bittgange, bei dem vorzüglich um Abwendung schädlicher Hochgewitter gebetet wird, beteiligen sich vollzählig die Haflinger, dann die Schönnaer und die Bergler von »Dall«. Erstere kommen betend als geordneter Bittgang und trugen früher auch das geschnitzte Bild des heiligen Oswald aus dem Kirchlein »St. Kathrin' in der Scharte« auf einer Kraxe nebst Meßkleidern und Meßgeräten mit.[2]) Die Schönnaer und Daller steigen vereinzelt hinauf, erstere den Weg über Gsteier und die Naif, die letztern auf näheren Bergwegen und Steigen. Man bricht schon in aller Frühe, kaum daß es tagt, auf. Der Kreuzzug der Haflinger erwartet die andern auf der Wiese hinter der Roten-Wand, so daß man zusammen in die Kirche einziehen kann. Wenn sich der Zug der Kirche naht, wird er von den Sennern und Hüterbuben der umliegenden Almen, die natürlich von allen Seiten zur Festlichkeit strömen, mit lautem Peitschenknallen empfangen. Dieses »Geknalle« vertritt die Böller, begleitet aber auch nebst den Glöcklein die Hauptmomente der nun folgenden kirchlichen Feier, welche aus der Messe und Abhaltung der vier Evangelien besteht. Nach dem Gottesdienste, der in dieser Bergeinsamkeit einen ungemein würdigen und tiefergreifenden Eindruck macht, beginnt auf dieser luftigen Höhe ein gar lebensvolles Treiben. Dazu knallen die Burschen mit ihren kurzgestielten langen Peitschen, daß es von allen Wänden widerhallt.

Dieses Knallen, das einstmals beim alten Kirchlein, das kein Geläute besaß, gewiß auch bestimmt war, Glocken und Böller zu ersetzen, hat zweifellos noch eine andere Bedeutung, wenn auch der ursprüngliche Sinn aus dem Bewußtsein geschwunden ist. Es bildet die Ergänzung der Feier, welche der Abwehr schädlicher Gewitter gilt, und galt früher sicher den wettermachenden Hexen. Es ist auch der einzige heidnische Zug, welcher der Oswaldfeier am Ifinger noch anhaftet.

Man nimmt gemeiniglich an, die alte Oswaldkapelle sei an Stelle einer heidnischen Kultusstätte erbaut worden.[3]) Wäre dies der Fall, so könnte es nur ein

---

[1]) Vergl. »Schematismus der Diözese Trient«, Jahrg. 1907, unter Hafling und »Der Sammler, Beiträge zur Tirol. Heimatkunde«, herausgegeben von Dr. Franz Innerhofer. Obermais-Meran, Pleticha 1907, Jahrg. I, S. 23. Nach gütiger Mitteilung des Herrn Schuldirektors Al. Menghin, beziehungsweise des Herrn Lehrers Kalß in Meran wurde die alte Kapelle in der Mitte der siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts durch Muhrbrüche vom Junkbrunnenjoch vollständig vernichtet. Sie war teils aus Stein, teils aus Holz äußerst einfach gebaut und besaß einen einem Scheunentor ähnlichen Eingang, so daß man die Bemerkung B. Webers (Meran und Umgebung, S. 145), daß sie im Sommer auch Hirten zur Unterkunft gedient habe, wohl glaublich finden kann. Westlich von ihr erhebt sich der Felskegel des »Runensteins« (?).

[2]) Seit 1878 hat nun das Bild im neuen Kirchlein seinen ständigen Aufenthalt. Die Figur ist fast meterhoch und zeigt St. Oswald als König zu Pferd. Auf dem Szepter sitzt ein Rabe. Über ähnliche Darstellungen des Heiligen vergl. Zingerle, Oswaldlegende, S. 75 ff.

[3]) Vgl. Lewald, Tyrol II, S. 146; Ig. V. Zingerle, Oswaldlegende, S. 72: »Die Sage, daß dort ein heidnischer Tempel gestanden sei, konnte ich nirgends im Munde des Volkes finden. Es liegt übrigens nahe, die Stelle am Ifinger als heidnische Opferstätte anzunehmen«. Ferner vgl. (Thaler) Atz und Schatz a. a. O., IV, S. 262, Anm. 2. Von den ganz willkürlichen mythologischen Erörterungen, welche die beiden Herausgeber zur Stütze der Hypothese, daß »zwischen den beiden Spitzen des Ifinger

Heiligtum des Donar, des deutschen Gewittergottes, gewesen sein. Dann müßte man sich aber füglich wundern, daß die Gründer des Kirchleins nicht als Heiligen einen christlichen Vertreter des Donnergottes, in erster Linie den heiligen Petrus, zum Schutzpatron gewählt hatten. Denn St. Oswald ist, wie von J. V. Zingerle in seiner »Oswaldlegende« bewiesen und von den Mythologen allseitig anerkannt ist, der christliche Vertreter nicht des Donar, sondern des obersten Gottes Wuotan (Wodan); dieser aber hatte, wenigstens in der spätern Zeit, als er bei allen deutschen Stämmen als oberster Gott anerkannt worden war, mit dem Gewitter nichts zu schaffen. Er ist vor allem Wind- und Kriegsgott, dann Gott der Heilkunde, Grenzgott und schließlich auch Erntegott und Beschützer des Ackerbaues und der Viehzucht, besonders der Pferde. Nun wird aber St. Oswald am Ifinger als gewaltigster Wetterherr gerade gegen die schädigenden Hochgewitter, die um diese Zeit in dieser Gegend am meisten gefürchtet sind, mit gläubigem Vertrauen angerufen. Es muß also das alte Kirchlein ohne Anlehnung an ein früheres heidnisches Heiligtum erstanden sein, zu einer Zeit, wo die Erinnerung an Wodan längst verblaßt war und man in Oswald nicht mehr den christlichen Vertreter dieses Gottes, sondern überhaupt nur den allmächtigen und hilfreichen Heiligen erblickte, der als solcher auch die Macht des Unwetters zu brechen vermochte.

Da in dem betreffenden Berichte[1]) nicht angegeben ist, zu welchem Zwecke das Kirchlein gebaut werden sollte, so ließe sich als Grund dieser Stiftung noch etwas anderes annehmen. Die Erbauung fällt in das Jahr 1641, also in eine Zeit, wo Krieg, Teuerung und vor allem die Pest diese Gegenden bedrohten und besonders letztgenannte Geisel kurz zuvor zahlreiche Opfer gefordert hatte. Es wäre also nicht unwahrscheinlich, daß diese Kapellenstiftung ursprünglich als Schutzkapelle überhaupt, insbesondere in Hinblick auf die Pest gegründet worden sei.[2]) Allerdings hatte eine »ehrsame Nachbarschaft von Hafling« zur Abwendung der Gefahr bereits, nebst andern Legaten, eine schöne Fahne mit dem Bildnis der Jungfrau Maria und des heiligen Sebastian und Rochus machen lassen, sowie einige Kreuzgänge nach Mais, Schönna, Mölten, Riffian und Pens auf einige Jahre und drei nach St. Katharina versprochen, auf welches Versprechen, wie im alten »Aufschreibbuch« des Pfarrers Johannes Heisler zu lesen ist, die leidige Pest aufgehört hat. Auch der Zug in der Legende, nach welcher St. Oswald im Volksglauben als Vertreter der guten alten Zeit gilt, wo man von Krieg und Teuerung noch nichts wußte, könnte zur Wahl dieses Heiligen beigetragen haben. Beim Eintritt ruhigerer Zeiten mag sich dann der ursprüngliche Zweck der Verehrung in die Bitte um Abwehr schädlicher Gewitter umgewandelt und darauf konzentriert haben.

Diese Ansicht erhält eine teilweise Bestätigung durch die lateinische Stiftungs-

---

ein heidnischer Tempel gestanden sein soll, der dem Odin (Wodan) geweiht war« aus einem Aufsatze A. v. Pergers in den »Mitteilungen der K. K. Zentr.-Kommission z. Erforsch. d. Baudenkmäler« v. J. 1873, S. 24, reproduzieren, sowie von der etymologischen Zusammenstellung des Namens Ifinger mit dem Bogenspanner Ivo und dem Grenzfluß Ifing der Edda, welcher das Asenreich von der Riesenwelt trennt, muß trotz der poetischen Vorstellung Simrocks vom »Wodansberge Ifinger« ganz abgesehen werden. Die frühere Oswaldskapelle befand sich am Hintern Ifinger oder Pifinger, vom Volk Pifing genannt; der Name dürfte vielleicht mit dem in dieser Gegend vorkommenden Geschlechtsnamen Pifang zusammenhängen. Einem Chunrat Pivang verkaufte am 24. April 1372 Leutold Gruber von Hefning (Hafling) das l. f. Lehengut Oberpifang. (Ottenthal u. Redlich, Archivberichte aus Tirol, I. Bd., S. 365.)

[1]) Ebenda. Gegenwärtig wird allerdings um »Abwendung schädlicher Hochgewitter« gebetet.

[2]) Stiftungen von Kirchen und Kapellen zur Pestzeit waren sehr zahlreich. Vergl. Zingerle, Sagen, 2. Aufl., S. 571 ff. Nach der Legende macht Oswald eine kranke Jungfrau gesund, erweckt 30 000 Tote zum Leben, heilt kranke Pferde etc. Vergl. Zingerle, Oswaldlegende, S. 62; Stadler und Heim, Heiligen-Lexikon, IV, S. 632. Da St. Oswald auch Pferdepatron war, käme dieses Moment auch in Hinblick auf die Pferdezucht der Haflinger in Betracht.

urkunde vom 6. Juni 1641, die mir leider erst kurz vor Abschluß des Druckes bekannt und durch die Güte des Hochw. Herrn Abtes Stephan Mariacher von Stams, wo sie sich in Abschrift befindet, zugänglich gemacht wurde. Ich kann sie daher nur noch als kurze Einfügung berücksichtigen. Nach dieser im Pfarrhof von Mais abgefaßten Urkunde scheint die veranlassende Ursache zur ganzen Stiftung der »Junkbrunnen« gewesen zu sein, jene eiskalte Quelle, welche ein Stück unter der alten Oswaldkapelle aus dem Granitfelsen bricht und allgemein als heilsames und »verjüngendes« Wasser gilt. Nun steht wirklich St. Oswald in Beziehung zu solch heilkräftigen Wassern. Es ist unter anderm der Hochaltar der dem hl. Oswald geweihten Augustinerpropsteikirche in Passau über einer solchen Heilquelle errichtet. Ähnlich wird die Auffindung der Heilquelle im fränkischen Auhausen mit St. Oswald in Verbindung gebracht. Auch bei der Gründung der St. Oswaldkapelle am Ifinger geht die Stiftungsurkunde vom genannten »Junkbrunnen« aus. »Es ist ein Ort«, beginnt sie, »an welchem Orte eine Quelle ist zu deutsch »der Junckhprunnen« genannt, an welchem sie (die Haflinger) eine Kapelle (sacellum) zu erbauen beabsichtigen«, und zwar, wie es später heißt, »zur Ehre des allmächtigen Gottes und zum Gedächtnis des hl. Ubald, in der einheimischen Sprache Oswald genannt.« Der Heilquelle galt somit in erster Linie die Verehrung und der Bau der Kapelle. Man geht auch nicht zum hl. Oswald »mit den Kreuzen«, sondern das Volk sagt, »man geht zum Junkbrunnen«. Der Heilige wurde nur zum Schutzherrn dieser hochgeschätzten Quelle ausersehen. Diese Quelle war aber nicht nur verehrt, sie war und ist auch als unheimliches Wasser gefürchtet, denn vom »Junkbrunnen« kommen alle bösen Hagelwetter dieser Gegend, welche nach damaliger Anschauung von den Zauberern und Hexen gemacht werden.[1]) Gerade im Jahre der Kapellenstiftung 1641 wurde der im Volksmund noch lebende Hexenmeister Lauterfresser, der u. a. nach Aussage der Zeugen wiederholt am »Junkbrunnen« Wetter gemacht hat, abgeurteilt und verbrannt, nachdem kurz zuvor der berüchtigte »Wettermacher« Urban im Sillianer Schloß Heinsfels aus ähnlichen Gründen verbrannt worden war. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts war überhaupt der Hexenwahn und der Glaube an »Wettermachen« und »Zauberer« allgemein verbreitet. Es sollten also wohl durch die Erbauung der Oswaldkapelle auch die bösen Wetter, die im »Junkbrunnen« ihren Sitz haben, gebannt werden, beziehungsweise die höllischen Mächte, welche sie »machen«. So wird auch das ohrenbetäubende Peitschengeknalle verständlich, das die ganze Oswaldsfeier am Ifinger begleitet. Durch die Übertragung der dem »Junkbrunnen« innewohnenden heilsamen und unheilvollen Kräfte auf den Schirmherrn desselben dürfte der hl. Oswald außer seinem Patronat über die Heilquelle auch zu seinem nicht ganz berechtigtem Wetterherrenamte gekommen sein. Auffallend bleibt es immer noch, daß die Haflinger bei ihrem Ansuchen im Pfarrhofe zu Mais den Zweck der Stiftung nicht genauer bestimmten, wie es doch sonst bei derartigen Anlässen üblich, sondern es bei einem »in memoriam St. Ubaldi (Osbaldi)« bewenden ließen. Möglich, daß eine gewisse Scheu sie abhielt, den wahren Zweck, die Abwehr wettererzwingender Mächte von dieser Quelle, anzugeben. Es muß übrigens auf diesem Platze längst vorher ein kleines Denkzeichen des Heiligen sich befunden haben, denn schon im Jahre 1447 läßt »Cristan Ott, Richter zu Tisses (Tisens) für Sigmund den Hälen auf Bitte der Gemeinde Hafling über das Recht der Maiser

[1]) Quellen und Lachen als Sitz der Hochgewitter ist ein uralter weitverbreiteter Glaube. Vergl. Anton Zingerle, »Über Berührungen tirolischer Sagen mit antiken« (Tirolensia. Innbruck, Wagner, 1898, S. 122 ff.). Wenn die Pemerer Hexe »wettermachen« wollte, »riß sie einen Tannenzweig ab und piselte damit in einer Lacke. Im Nu stieg dann finstres Gewölk auf, ein Hagelwetter brach los, das alles auf dem Felde zugrunde richtete«. Ignaz Zingerle, Sagen aus Tirol. 2. verm. Aufl. Innsbruck, Wagner, 1891, S. 453.

auf St. Oswald Kundschaft aufnehmen«. (Ottenthal u. Redlich, Archivberichte aus Tirol, I. Bd. S. 365.)

Von Wetterherren des Gewitters wäre noch Donatus zu nennen, dessen Fest auf den 30. Juni fällt und der besonders in Steiermark große Verehrung genießt. Rosegger in seinem »Volksleben in Steiermark«[1]) führt auch ein gereimtes Gebet an, das man beim Anzünden des Johannes- oder Sonnwendfeuers spricht:

O heiliger Johanni und Donati,
Behütet unser Feld und unser Vieh
Vor Blitz und Donner und Schauertoben,
Daß wir euch immer ewiglich loben. Amen.

In Tirol wird er zur Abwehr gegen Blitzgefahr seltener angerufen. Den Anknüpfungspunkt für seine Hilfe gegen Blitzgefahr und Hagelschlag bot die Legende, welche ihn der legio fulminans oder fulminatrix angehörig sein läßt und erzählt, er habe durch sein Gebet um Regen das dem Verdursten nahe Heer des Marcus Aurelius gerettet und zugleich vernichtende Blitze gegen die Feinde erfleht. Der Heilige wird auch mit einem Blitzstrahl abgebildet.[2]) Vielleicht hat auch der an Donar anklingende Name Donatus mitgewirkt.

Von weiblichen Wetterheiligen, soweit sie das Gewitter betreffen, ist in den Alpen fast nichts bekannt. Höfler[3]) nennt die heilige Mechtildis, deren Fest auf den 30. Mai fällt, eine Gewitterpatronin. Sie ist es nur insofern, als die sog. Mechtildenkränze oder Weihezangabüschel als Schutz gegen Hagel verbrannt werden. In ihrer Legende findet sich kein Anhaltspunkt.

Hingegen gibt es eine viel bedeutsamere Gattung von »Wetterfrauen«, welche in engster Beziehung zum Hochgewitter stehen und das sind die Wetterhexen. Über die Hexen als solche existiert eine große Literatur, ohne daß es bis jetzt gelungen wäre, ihren Ursprung und ihr Wesen vollständig zu enträtseln. Selbst der Name, dessen älteste Form hâzusa, gekürzt aus hagazusa, lautet, ist noch nicht endgültig erklärt. Wahrscheinlich bedeutet der Ausdruck »Unholdin des Hages (Waldes)«. Sicher ist, daß der Hexenglaube ins graueste Altertum zurückgreift. Im Mittelalter lebte der Hexenglaube in Deutschland, im Flachland wie in den Alpen, besonders im 15. und 17. Jahrhundert neu auf und forderte Hunderttausende von unschuldigen Opfern, nachdem Krieg und Pest die Bevölkerung bereits dezimiert hatten. Er erlosch als allgemeine Wahnvorstellung erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts,[4]) fristet aber unter der Landbevölkerung, vorzüglich in den Alpengegenden, noch immer da und dort in abergläubischen Meinungen, Sitten und Gebräuchen sein zähes Dasein.

Der verderblichen Wirksamkeit nach unterscheidet das Volk Wetterhexen, Milchhexen, Butterhexen etc., je nachdem sie in Betreff des Wetters, der Milch- oder Buttergewinnung etc. sich schädlich betätigen. Wir haben es nur mit erstgenannten

[1]) Bd. II, S. 68.

[2]) Detzel, Christliche Ikonographie, II. Bd., S. 301; Stadler und Heim a. a. O., Bd. I, S. 798. Menzel, Christliche Symbolik, Bd. I, S. 140.

[3]) A. a. O., S. 192.

[4]) Wer sich über das Hexenwesen in den Alpenländern, besonders in Tirol, und über die Ehrenmänner (Tanner, Tartarotti, Sterzinger), welche am meisten zur Bekämpfung dieses unseligen Wahnes beitrugen, näher unterrichten will, den verweise ich auf die treffliche Schrift vom geistlichen Rate Ludwig Rapp. Brixen, Weger 1891. Den letzten Streich versetzte den Hexenprozessen Österreichs große Kaiserin Maria Theresia, welche »keine Verurteilungen in dieser Hinsicht mehr zuließ, wodurch die Klagen über Magie und Hexenunwesen von selber aufhörten, wie es Tanner und Tartarotti vorausgesagt hatten«. Daß trotzdem der Glaube an Zauberei und Hexerei noch hier und da spukt, zeigt der Fall Leo Taxil und das Strafverfahren vom April dieses Jahres gegen einen thüringischen Arbeiter, der ein junges Mädchen, von dem er glaubte, es habe sein Kind »verhext«, halbtot schlug. (»Münchener N. Nachrichten« vom 15. April 1907, Nr. 177.)

zu tun. Wetterhexen heißen sie, weil sie »Wetter machen«, also Gewitter erzeugen und vor allem den gefürchteten Hagel fabrizieren können.[1]) Die Macht hierzu haben sie vom Teufel. Wie sie es machen, weiß ich nicht, bin auch gottlob nie dabei gewesen, aber ich habe mit Leuten gesprochen, die sie bei diesem höllischen Treiben beobachtet haben. So erzählte mir der Knecht vom Mayr-am-Hofbauer in Dietenheim bei Bruneck, er habe als Bub auf der Alm das Vieh gehütet. Da sei auf einmal ein Weiblein in alter Pustertaler Tracht, wie man sie jetzt nicht mehr sieht, vor ihm gestanden. Mit den Händen hätte sie im aufgehobenen Rock etwas getragen. »Ja, wo gesche (gehst du) denn hin?« habe er sie gefragt. Da sei sie in den Stauden verschwunden. Er habe nur noch gesehen, wie sie den aufgehobenen Rock schüttelte. Gleich darauf habe es angefangen schrecklich zu hageln. Ähnliches erzählte mir das alte Dietenheimer Moidele. Nur wußte die zu melden, daß das Weiblein in der Schürze »Arbesen« (Erbsen) gehabt und diese geschüttelt hätte.

Um nun dem Unwesen dieser Wetterhexen zu steuern, wendet das Landvolk teils alterprobte Hausmittel, teils kirchliche Mittel an. Zu ersterem gehören Palmkätzchen und andere in der Zeit der »Dreißgen« gepflückte und am Maria Himmelfahrtsfeste geweihte Kräuter, welche bei aufsteigendem Gewitter von der Bäuerin in die Herdflamme geworfen werden. Dieser sogenannte Palmrauch, der durch den Kamin aufsteigt, beißt die Hexen grimmig in die Augen, so daß sie sich eiligst davon machen. Auch das in die Glut geworfene sogenannte Kapuzinerpulver hat gute Wirkung.

Den besten Dienst jedoch leisten die »Wetterglocken«. Nichts ist nach der Meinung der Alpenbewohner von den Hexen so gefürchtet, als der helle Ruf dieser metallenen Schützerinnen. Die Kirchen vieler dem Wetterzuge stark ausgesetzter Gegenden haben ihre für diesen Zweck eigens geweihte Wetterglocke. Manche von ihnen erfreuen sich eines besonders guten Rufes, so die Wetterglocke von St. Pauls in Eppan, die von Bramberg im Pinzgau, die uralte »Heidin« im Oswaldkirchlein zu Alpach, die St. Krainer (Quirin) Glocke in Selrain, die »Geißschelle« von Moritzing (Ultnertal), die »Mooskuh« von Nieder-Lana u. a. Merkwürdig sind die eigentümlichen Benennungen, meist Tiernamen, welche diese Wetterglocken tragen. So heißt ein bekannter unterinntalischer Spruch:

Wenn der »Schwazerbesen«[2]) kehrt,
Und der »Brixner Stier«[3]) billt,
Und das »Salvenhündl«[4]) kallt (bellt),
Aft (dann) haben die Wetter kein' G'walt.

Wie sehr von den bösen Hexen solche Wetterglocken gefürchtet und gehaßt sind, geht daraus hervor, daß manchen derselben, so z. B. der »Heidin« in Alpach, von den Zähnen der Unholdinnen am Rande ganze Stücke ausgebissen sind.

Auch Sagen wissen von der Macht dieser Wetterbannerinnen zu erzählen. Als sich einst über das Ötztal ein furchtbares Hagelgewölk drohend heranwälzte, hörte ein Bauer auf der Achenberger Alpe deutlich eine Hexe der andern zurufen:

---

[1]) Das »Wettermachen« ist übrigens eine allen Hexen zukommende Kunst, wie aus den Hexenprozessen deutlich hervorgeht.

[2]) Gemeint ist die im Jahre 1503 vom berühmten Peter Löffler gegossene, über 80 Zentner schwere Glocke in U. L. Frauenkirche in Schwaz.

[3]) Die Wetterglocke von Brixen im Brixentale. Büllen (billen) = brüllen, bes. vom Stier. Diese Schimpfnamen, welche von den Hexen den Glocken gegeben werden, sind uralt und entsprechen den verächtlichen Spottnamen, wie »bellende Hunde«, »Schellen etc.«, mit denen die Heiden die christlichen Glocken, die ihnen ein Greuel waren, benannten.

[4]) Das Glöcklein im Kirchlein auf der »Hohen Salve«.

»Schuib, schuib (schiebe).« Die andere aber rief zurück: »I derschuibs numma (nimmer), der Ötzer-Stier brüllt.«

Das Läuten der Wetterglocke, oder wie man in Tirol sagt »den Wetterstreich geben«, ist nicht so einfach; denn dies muß in je drei Absätzen geschehen. Während dieser drei Ruhepausen muß die Hexe den Atem anhalten. Gelingt es nun gar, die Glocke zu »stellen«[1]), dann kann sie es nicht so lange aushalten und muß zerplatzen. Auf den Mesner kommt also sehr viel an; dafür und daß er rechtzeitig läutet, erhält er auch sein »Läutkorn« oder seine »Läutgarb«. Aber auch die Person des Priesters, welcher gleich auf den ersten Glockenstreich in die Kirche eilt, um den Segen zu geben und wenigstens ein kurzes Wettergebet zu sprechen, kommt für die Abwendung der Gefahr in Betracht. Nicht jeder ist zum Wettersegnen gleich geeignet, oder, wie die Leute sagen »wetterg'recht«. Viel Vertrauen genießen in dieser Hinsicht die Kapuziner und Franziskaner.

Doch nicht nur mit Glockenklang und kirchlicher Segnung, auch mit Büchsen- und Böllerknall rückt man den Unholdinnen zu Leibe. Dieses »Wetterschießen« ist besonders in Steiermark beliebt. Im Luttenberger Weingebiete kann man genug solcher Wettertürme sehen, ebenso in der Umgebung von Graz, so am Wege zum Schöckl. Auch in Tirol fand ich vor Jahren diesen Brauch, z. B. in Kitzbühel, in der Wildschönau und in der Scharnitz. Ob er noch geübt wird, weiß ich nicht. Auch einzelne Bauern schießen ihre Stutzen mit geweihtem Pulver ins heranziehende dunkle Gewölk. Welche Aufmerksamkeit in den letzten Jahren dem Wetterschießen, besonders in Italien und Steiermark zugewendet und wie viel darüber geschrieben wurde, ist bekannt.[2]) Als Kuriosum will ich zum Kapitel vom Wetterläuten noch anführen, daß nach allgemeiner Ansicht man durch richtiges Läuten die gefürchteten Hagelwolken zwar von der eigenen Gemeinde fort, dafür aber einer benachbarten auf den Hals hetzen könne, was schon zu bösartigen Streitereien Anlaß gegeben hat.

Wir kommen nun zur dritten Gruppe, zu den Wetterherren und Wetterfrauen des Regens. Sie haben insofern eine gewisse Ähnlichkeit mit den »Eismännern«, als das Volk weiß, daß auch ihnen mit kirchlichen Waffen wie Bittgängen und Andachten nicht leicht beizukommen ist. Gleich jenen erfreuen sie sich daher keines guten Rufs und werden dementsprechend vom losen Volksmund mit Ehrentiteln höchst zweifelhafter Natur bedient. Es sind vorzüglich drei Heilige: Medardus, Margareth und Magdalena. Man sieht, der weibliche Teil ist bei dieser Klasse von Wetterheiligen am besten vertreten, wie bei den Gewitterheiligen der männliche Teil vorwiegt.

Der am meisten gehaßte Regenspender ist der heilige Medardus. Regen an seinem Tag, dem 8. Juni, bedeutet nichts mehr und nichts weniger, als daß man sich auf 40 Tage Regenwetter gefaßt machen müsse. Diese auf Erfahrung sich gründende Ansicht hat nicht nur das Volk in unseren Alpen; auch das übrige Deutschland und Frankreich kennen den Gefürchteten. Aber, macht einer den Einwurf, es war doch schon öfters am Medarditag Regen und doch hatten wir den ganzen Juni bis tief in den Juli andauernd schönes Wetter. Umgekehrt könnte der Betreffende auch bemerken, es war an diesem Tage schön und doch war es in der

[1]) Die Glocke »stellen« heißt, sie so hoch schwingen, daß sie, mit der Öffnung nach oben, senkrecht zu stehen kommt.

[2]) Aus der umfangreichen neueren Literatur über das »Wetterschießen« erwähne ich nur die Aufsätze von Hofrat Prof. Dr. Jos. Pernter (Meteorolog. Zeitschrift 1907, S. 37 ff.); Prof. Dr. Paul Czermak (Innsbrucker Nachrichten 1900, Nr. 69 u. 70); Dr. Hans Schukowitz (Grazer Tagespost 1900, Nr. 164); Ant. Christoph (Tiroler Volksblatt 1900, Nr. 33 Beilage); Tiroler landwirtsch. Blätter 1899; Fremdenzeitung (Salzburg-München) 1900, Nr. 47 (mit Abbildungen).

nächstfolgenden Zeit schlecht. Darauf ist zu sagen: Es handelt sich hinsichtlich dieses Tages nicht um eine Witterung lokaler Natur. Oft »reißt« der warme Wind (Scirocco), wie man zu sagen pflegt, für einen Tag »auf« und umgekehrt. Die Wetterregel von Medardi hat nur Sinn, wenn man einen sogenannten Landregen im Auge hat. Sehr häufig fällt nämlich in den Juni eine längere Regenperiode.[1] Tritt diese bis 8. Juni nicht ein, dann bleibt in der Regel Juni und Juli, wenigstens weit hinein, schön und sie erscheint erst Ende Juli oder Anfang August. Tritt sie aber in dem ersten Drittel des Juni ein, in welchem Falle der Medarditag natürlich hineinfällt, dann mögen es sich die Veranstalter von Vereinsfesten wohl überlegen, eine derartige Feier für den Juni oder die erste Hälfte Juli anzusetzen.

Kurz, mit der Fassung von derartigen Beschlüssen, beziehungsweise mit der Ansetzung des Datums solcher Festlichkeiten, muß man wenigstens in den Alpengegenden bis mindestens zum 8. Juni warten. (Vergl. übrigens S. 95, Anm. 2.)

Medar
Sagt 40 Tage wahr (Eisaktal)

was wohl so viel heißen will, als: das Wetter, das um Medardi herrscht, hält einige Wochen an.[2]

Dem Bauern ist ein regenspendender Medardus vorzüglich deshalb unangenehm, weil er ihm die Heuernte verdirbt. Er gibt ihm daher unbehindert seiner Heiligkeit nicht mit Unrecht einen Namen, den gesittetere Naturen etwa mit »Heunässer« geben würden. Auch für die künftige Kornernte erfüllt ihn eine mögliche Medardiregenzeit mit Sorge.

Was Medardi für Wetter hält,
Solches auch in die Ernte fällt.

Anderseits ist Regenwetter im Juni für Flachs und Kraut gedeihlich.

Wer auf Medardi baut,
Kriegt viel Flachs und Kraut. (Inntal).

Ebenso in Vorarlberg:

Wer auf Medardus und auf Benno (16. Juni) baut,
Der kriegt viel Flachs und recht viel Kraut.

Fragen wir nun, was dem hl. Medardus zur Ehre eines Regenheiligen verholfen hat, so finden wir in der Legende nur einen schwachen Anhaltspunkt. Radbodus, der im 11. Jahrhundert lebte und Bischof von Tournay war, erzählt nämlich, Medardus sei als Knabe, als er die Pferde seines Vaters bewachte, von einem Platzregen überrascht, aber dadurch nicht naß geworden, weil ein Adler mit ausgespannten Flügeln über seinem Haupte den Regen abgehalten habe. Aus diesem Legendenbericht müßte man allerdings in dem Heiligen einen Patron gegen den Regen erwarten. Die französische Volksüberlieferung kommt dem eigentlichen

[1]) Auch England und Nordwesteuropa scheint diesen Wettertypus zu kennen. Vergl. Ralph Abercromby, Das Wetter. Aus dem Engl. übers. von J. M. Pernter. Freiburg i. Br., Herder 1894, S. 211.

[2]) Schon in »der bûren Practica« von circa 1520 (Zürcher Ausgabe von Froschauer) heißt es:

Der brachmon bringt vns sant Medart
Der puwer (Bauer) vff sinen tag wart
Regnet es daran ist der alten klag
Wirt wären dryssig tag.

Vergl. G. Hellmann, Die Bauern-Praktik 1508. Berlin, Asher 1896, S. 30. Sehr Belehrendes über den Heiligen enthält der Aufsatz von Richard v. Strele: Vom heiligen Medardus. (»Tiroler Tagblatt« Jahrgang 1891, Nr. 128.)

Charakter dieses Heiligen viel näher. Medardus habe nämlich einmal das Malheur gehabt, seine Hose zu verunreinigen. Da seine Haushälterin eben beim Waschen war, so bat er sie, seine Hosen gleichzeitig zu reinigen. Die aber schlug seine Bitte rundweg ab, mit der Begründung, daß sie mit ihrer Wäsche gerade fertig geworden sei und nicht wieder von neuem anfangen könne. Er möge sein Beinkleid nur am Leibe trocknen lassen. Da habe den Heiligen der Zorn gepackt, er habe ihr die Hosen hingeworfen und gesagt, es werde sie schon Gott waschen, aber ihre Wäsche verfaulen machen. Darauf habe es durch 40 Tage geregnet, was zur Folge hatte, daß seine Hose gründlich gewaschen wurde, die Wäsche der hartherzigen Magd aber durch die Nässe zugrunde ging. Nun wissen wir, welchem Umstande wir diese Bescherung verdanken. Nach einer anderen Sage soll es an dem Tage, an dem Medardus starb, warm geregnet haben, was dem Wachstum um diese Zeit frommt. Medardus wird deshalb auch bei anhaltend trockener Witterung um Regen angerufen, so z. B. in Tartsch bei Latsch im Vinschgau. Sonst ist seine Verehrung in den Alpen gegenüber anderen Heiligen nicht groß und auch mit der Bitte um Regen wendet man sich lieber an den heilgen Petrus oder wallfahrtet zur hilfreichen Muttergottes von Weißenstein oder zur »hl. Mutter Anna«. Mythische Züge finden sich bei diesem Heiligen keine.

Desto reicher ist seine Kollegin, die heilige Margaret. Ihr Fest fällt bald auf den 20., bald auf den 21. Juli; sie ist also eine sogenannte Wanderheilige. Wenngleich eine der populärsten Heiligen, ist sie doch eine der gefürchtetsten und gilt nicht bloß wegen des Wetters, sondern überhaupt als eine übelwollende Heilige. In erster Linie gilt dies natürlich hinsichtlich des Wetters. Deshalb wird sie vom Volke schlechtweg »die Wetterfrau« (Eisaktal—Pustertal)[1]) genannt. Wenn es an ihrem Tage regnet, so regnet es noch 14 Tage. Diese ihr zugeschriebene Rücksichtslosigkeit hat ihr beim Volke die wenig schmeichelhaften Namen »nasse Gret«, »F . . zgret«, »Heus . . ch« (Tirol, Pinzgau) eingetragen. Außer dem Heu ist bei regnerischem Margaretentag auch die Kornernte beeinträchtigt, die um diese Zeit fällt:

Margaret stoßt die Sichel ins Korn.

Aber wie schon bemerkt, ist sie nicht bloß wegen des Regens, sondern überhaupt übel berüchtigt. Die »Margaretenwoche« gilt im Pustertale als die unheilvollste des ganzen Jahres, denn da muß man besonders achtsam sein, daß einem kein Unglück passiert.

Mit dieser pessimistischen Auffassung, wie sie das Volk der Alpen hat, steht im grellsten Gegensatze der Tugendglanz, der sie, wie alle Namenskolleginnen — und deren sind sehr viele — in der Legende umgibt und sie trotz der ihr zugemuteten böswilligen Seite zu einer der Lieblingsheiligen des deutschen Volkes gemacht hat, wie die vielen nach ihr benannten Kirchen, sowie unzählige Ortschaften, die ihren Namen führen, beweisen. Gepriesen wird bei unserer Margaret, der Jungfrau und Märtyrin, vor allem ihre Schönheit, die sie mit Barbara und Katharina teilt. Allbekannt ist das in Tirol und Bayern geläufige Sprüchlein:

Margaret mit dem Wurm,
Barbara mit dem Turm,
Und Kathrein mit dem Radl,
Sein die drei schönsten Madl.

Das Attribut des Wurms, mit dem man sie neben Kreuz und Palme abgebildet sieht, bezieht sich auf den Zug in ihrer Legende, wonach sie vom Teufel, der sich ihr in Gestalt eines Drachen nahte, verschlungen worden sei. Durch das

[1]) Tinkhauser, Beschreibung der Diözese Brixen. Brixen, Weger 1855—91, Bd. I, S. 251.

Kreuzzeichen habe sie aber das Ungetüm zum Platzen gebracht und sei so befreit worden. Deshalb wohl ist sie auch Patronin der Gebärenden, denen durch Auflegen ihres Gürtels, oder eines auf die Anrufung der Heiligen geweihten Stückes Tuch, Erleichterung verschafft wird. Auf ihre Beziehung zum Regen weist nichts in der Legende hin, man müßte denn in dem Zug ihrer Lebensbeschreibung, daß sie zu ertränken fruchtlos versucht wurde, eine Beziehung zum flüssigen Element finden.

Was aber das schlimme Vorurteil betrifft, das die Landbevölkerung gegen diese Heilige hat, so haftet dieser Fluch nicht ihr allein an, sondern in noch viel ärgerem Grade andern Trägerinnen dieses ominösen Namens. Es sei hier nur an die Greueltaten und Laster erinnert, die man der tirolischen Landesfürstin Margareta Maultasch sowie der ebenfalls als wollüstig und grausam verschrieenen dänischen Königin Margaret (gest. 1283), der sogenannten »swartn (schwarzen) Margret« u. a. gleichen Namens andichtet. Dies gibt auch die Lösung für unsere Regenheilige. Die Forschung hat längst herausgefunden, daß sich an diese beim Volke übel beleumundeten fürstlichen Persönlichkeiten uralte Vorstellungen aus dem Mythengehalte unserer heidnischen Vorfahren angeklammert hatten, nämlich Züge der altnordischen Wetterriesin Grid[1]), welche Platzregen, Sturm und Hagel aus ihrer Nase bläst. Die Namensähnlichkeit von Gret (Margarete) und Grid ließ diese Züge, welche sich nach der Bekehrung der Germanen zum Christentum, wie so viel anderes Heidnische in der Volksüberlieferung erhalten, auf diese Fürstinnen und zum Teil auch auf die hl. Margaret übertragen. Daß diese Regenheilige auch als Schutzpatronin gegen die verheerende Macht des Wildwassers angesehen wurde, geht daraus hervor, daß man ihr geweihte Kapellen und Gotteshäuser hart an gefährdete Ufer baut.[2]) Da Runsen und Wildbäche in der Sage häufig durch Drachen und Lindwürmer personifiziert werden, fände der Drache der Legende auch seine Erklärung, ebenso der Gürtel, der Gebärenden zur Stärkung aufgelegt wird, denn Grid besaß ebenfalls einen kraftverleihenden Gürtel, den sie dem Thor (Donar) zu seinem Kampfe gegen den Riesen Geirröd lieh. Bemerken will ich noch, daß die Persönlichkeit der hl. Margaret überhaupt in ziemliches Dunkel gehüllt ist und dieser Umstand die Anlehnung derartiger mythischer Züge erleichterte.

Das Fest der letzten Regenheiligen, der hl. Magdalena, ist nur durch zwei Tage von dem ihrer Vorgängerin getrennt. Gleich St. Margaret gehört sie zu den Lieblingsheiligen des Volkes, was die guten Pinzgauer und Unterinntaler indes nicht abhält, sie mit dem gleichen Kosenamen, wie letztgenannte und den hl. Medardus, zu belegen.

Magdalena Heus . . ch
Wetter schiech und 's Heu bleich.

Der Grund ist bekanntlich der gleiche, denn

Regnet's zu Maria Magdalenen,
Tuet 's noch vierzehn Tage flennen (Pinzgau),

das heißt regnen. Galanter sind die Südtiroler und Vorarlberger, welche, wenn sie die »weinende Magdalena« nennen, sagen: »Magdalena weint gern«, d. h. um diese Zeit regnet es häufig. Diese Regenperiode des August trifft meist dann ein, wenn die Medardi-Regenzeit ausbleibt. Die Heilige wird übrigens ähnlich wie die hl. Margaret auch gegen Wassergefahr angerufen, besonders gegen Wildbäche, welche bei Hochgewittern anschwellen und Verheerung bringen. Diesem frommen Vertrauen verdankt das hl. Kreuzkirchlein unter der Kassianspitze, welches die hl. Magdalena zur

[1]) Grid = Heftigkeit, die Mutter Widas, des Schweigsamen. Vergl. Mannhardt, Die Götter. Berlin 1860, S. 220. Gegen die Verwandtschaft der Grid mit Margaret siehe Simrock, Deutsche Mythologie. S. 315. Ebenso H. Meyer, Germ. Mythologie. Berl. 1891, S. 292.

[2]) So z. B. die alte Margaretenkirche von Albeins im Eisaktale. Vergl. Tinkhauser a. a. O., S. 251.

Patronin hat, seine Entstehung. An ihrem Gedenktage (22. Juli) ziehen die Eisaktaler aus der Gegend von Klausen, die Pardeller, Latzfonser, Rieder und Rungger zu diesem »Latzfonserkreuz«, wie das Kirchlein auch heißt, auf die einsame Höhe, um Schutz gegen Gewitter und das Wüten des entfesselten Blankenbaches zu bitten.[1]) Diese Bergandacht bildet das würdige Seitenstück zur Feier beim St. Oswaldkirchlein am Ifinger, ja sie übertrifft sie wegen der großartigen Natur, die sie umgibt. M. Höfler spricht in seinem äußerst praktisch zusammengestellten »Kult-Kalendarium etc.« auch von Wallfahrten, die von Ertrinkungsgefahr Errettete zu alten Kultstätten dieser Heiligen machen. An mythische Einflüsse, wie bei der »Wetterfrau« St. Margaret darf man bei der hl. Magdalena nicht denken. Alle Vorstellungen und Veranstaltungen sind auf die Reuetränen der »schönen Sünderin« zurückzuführen. Man sieht daraus, welch geringfügige Anhaltspunkte in der Legende der Heiligen oder in ihren Attributen oft dem Volke genügen, um seine meteorologischen Erfahrungssätze zu begründen und durch den Hinweis auf Überirdisches gewissermaßen zu sanktionieren.

Fast an jeden oder jede der einzelnen »Wetterherren« und »Wetterfrauen« schließen sich als Dii minorum gentium Wetterheilige zweiter Ordnung, welche die Verläßlichkeit der Hauptheiligen bekräftigen sollen. Sie tragen jedoch meist den Charakter gewöhnlicher Lostage und finden ihren Ausdruck in den sogenannten Wetterregeln. So umgeben der hl. Ulrich (4. Juli) und der ebenfalls regennasse St. Veit (15. Juni) den hl. Medardus, und ebenso leitet Maria Heimsuchung (2. Juli) die Regenfrauen St. Margaret und Magdalena ein. Von ihr heißt es:

»Geht Maria naß übers Gebirg, so kehrt sie naß heim«,

d. h. es wird bis Maria Himmelfahrt (15. August) regnen. Allerdings hat sie gleich ihren Kollegen und Kolleginnen auch ein Hinterpförtchen für schönes Wetter:

»Wie Maria über den Berg geht, so kommt sie z'ruck« (Meran),

d. h. also, die Witterung von 2. Juli, sei sie nun gut oder schlecht, hat bis Mitte August Bestand.

Diese sogenannten Wetterregeln, so viel man darüber spottet, haben, weil auf Erfahrung beruhend, als Witterungsprognose ihren gewissen Wert. Dieser ist auch von hervorragenden Meteorologen längst anerkannt. Der Fehler ist, daß man viele, die nur für eine gewisse Gegend, in der sie entstanden, Geltung haben, als allgemein geltende ansieht. »In vielen Fällen«, sagt der englische Meteorologe Ralph Aberkromby in seiner Wetterlehre,[2]) »haben sich die Wetterregeln bewahrheitet.« Sie sind nach seiner Ansicht »sehr schätzenswert und werden in Verbindung mit anderen Behelfen bei der Wettervoraussage, besonders auf Schiffen, niemals ganz außer acht gelassen werden können«. Und der angesehene Schweizer Meteorologe Billwiller sagt: »Wir wollen nicht leugnen, daß mancher populären Wetterregel eine gewisse Wahrheit zugrunde liegt; aber diese weicht meistens von dem Sinne des strikten Wortlauts bedeutend ab.«

Es erübrigt noch, vom Wind zu sprechen, beziehungsweise von den heiligen und unheiligen Mächten, die sich in ihm offenbaren oder Einfluß auf ihn haben. Der Alpenbewohner legt dem Wind große Bedeutung bei, er hat die Meinung: »Der Wind regiert das Wetter,« eine Bauernregel, die selbst die Meteorologen gelten lassen werden. Deshalb schenkt er ihm unter den »Wetterzeichen« besondere Beachtung und macht nach Richtung, Art, Stärke, zeitlicher Wiederkehr unzählige Unterscheidungen. Er spricht u. a. von einem »obern« und »untern« Wind (Schönwetterwind), je

[1]) Im Zillertale gehen meines Wissens am Magdalenentage die Jungfrauen mit aufgelöstem Haar prozessionsweise zum Ufer des Baches, um Schutz gegen dessen Ausbruch zu erbitten.

[2]) A. a. O., S. 2.

nachdem er von Westen oder von Osten kommt, also schlechtes oder gutes Wetter bringt, vom »Duxer« und vom »Scharnitzer«, dem schlimmsten von allen, sowie vom kalten »Brenner- und Tauernwind«. Der Art und Stärke nach kennt er »a fein's« und »a grob's Lüftl«, »a kühl's Windl« und ein »Schneewindl« etc. Den Wirbelwind, der ihm das Heu auseinanderwirft, nennt er »Radlwind« oder »Hexentanz«, auch »Sauwind«, hingegen den oft um die Erntezeit sanft wehenden Ostwind den »Schmalznudelwind«, weil er gute, beständige Witterung bringt. Der »warme Wind« (Scirocco) hat in manchen Bezirken des Inn- und Wipptals (Stubai, Innsbrucker Mittelgebirge, Axams etc.) den seltsamen Namen »Mailänder«; stellt er sich, wie fast regelmäßig, im Oktober ein, so heißt er im Inntal »Türkenreifer«, weil er den türkischen Maïs zur Reife bringen muß. Um die Stärke dieses aus den südlichen Seitentälern hervorbrechenden Windes zu veranschaulichen, sagt der Bewohner des Mittelgebirges südlich von Innsbruck: In Patsch lupft[1]) er ein Stierjoch, in Igls einen »Hackstock«, in Sistrans einen »Denglstoan«[2]).

Von periodisch auftretenden Winden kommen in Tirol — denn dieses Land habe ich bei diesem Abschnitt vorzüglich im Auge — strenggenommen nur der »Gregoriwind« und der »Allerheiligenwind« in Betracht. Unter ersterem versteht man den gegen Gregori (12. März) fast alljährlich eintretenden und bis zum letzten Viertel des April wehenden scharfen Ostwind:[3])

Gregoriwind
Geht bis Georgi kimmt. (24. April.)

Dem Landmann ist dieser kühle Wind erwünscht, erstlich weil er das zu rasche Vordrängen der Vegetation hemmt und dann weil er ihm meist gute Witterung bringt, die er zur beginnenden Feldarbeit braucht.

Der »Allerheiligenwind« leitet gewöhnlich die auf den sog. Altweibersommer folgende Windperiode ein, die um Martini (11. November) als »Martinsgestämpfe«, um die Wintersonnenwende und in den »Zwölften« als »Wildg'fahr« beim Volke bekannt ist.[4])

Das leitet uns zu den »Windheiligen«, wenn überhaupt von solchen gesprochen werden kann. Denn einen eigentlichen Heiligen des Windes, der speziell diesem gilt, kennt das Alpenvolk nicht, wohl aber finden sich bei einzelnen Wetterheiligen Züge, welche sich auf den Wind beziehen. So wird z. B. St. Oswald gegen den Wirbelwind (Radelwind) angerufen. Engeren Bezug hat nur der Bittgang, der jährlich im Frühjahr von Patsch zum hochgelegenen St. Magdalenen-Kirchlein im Gschnitztale veranstaltet wird, um Hilfe gegen den heftig austrocknenden, »warmen Wind« zu erflehen. Früher gingen die Bauern selbst, seit geraumer Zeit übernehmen dies die Knechte und Dirnen, denen man hierzu einen Gulden »Wegzehrung« gibt. Denn der Weg nach Gschnitz und hinauf zum Kirchlein beträgt gut sechs Stunden. Da St. Magdalena Regenheilige ist, so dürfte wohl dieser Kreuzgang in erster Linie den Zweck haben, Regen zu erflehen. Doch scheint dennoch eine Beziehung zum Wind vorhanden zu sein, da »auf der Rückkehr das Gatter unten an der Waldgrenze

[1]) Lupfen = heben.

[2]) Der schwere Stein mit eingesetztem Eisen, auf dem mit einem Hammer die Sensen und Sicheln »gedengelt«, d. h. scharfgehämmert werden. In anderer Fassung lautet der Bauernspruch: »In Patsch lupft er das Dach, in Igls den Kamin, in Sistrans den Denglstein.« (Mitteilung des Herrn Rechtsanwalts Dr. Joh. Schumacher in Innsbruck.)

[3]) Dieser »Gregoriwind« wird von den Bauern des Inntals für so wichtig gehalten, daß man in früherer Zeit sogar auf die Bäume stieg, um zu forschen, ob er nicht komme. Vergl. mein »Tiroler Bauernjahr«, S. 7.

[4]) Andere Ausdrücke hierfür sind: Wildfahrt (Unterinntal), 's wilde Gschrei (Wildschönau), die G'stampa (Eggental), wütende Jagd und wildes Gejäg (Lechtal), das Wild G'jaid (Salzburg).

fleißig geschlossen werden muß. Wenn es offen gelassen wird, haben die Patscher dasselbe Jahr viel vom Wind zu leiden. Das Gatter wird daher insgemein das ‚Windgatterle' geheißen«.[1])

Viel bedeutsamer sind die unheilgen Mächte, welche im Winde waltend gedacht werden und uns in ihrer Personifikation ins tiefste germanische Mythentum versetzen. Die um die Spätherbstzeit (Martini) und um die Zeit der »Zwölften« brausenden Stürme, welche einerseits das welke Laub wirbelnd herumführen, anderseits in den dunklen Winternächten mit ihrem Andrang und Geheule Haus und Bewohner erzittern machen, verdichteten sich im Glauben unserer Väter zur Vorstellung von der »wilden Jagd«, die mit dem Wind- und Seelengott Wodan und mit seiner Gattin Hulda-Perachta (Berchta) durch die Lüfte fährt.[2]) Seine Begleitung bilden Hunde und das »Totenvolk«, wie die der Hulda das Heer der abgeschiedenen Seelen, besonders der ungetauften Kinder. Wie zähe diese Vorstellungen von der wilden Jagd im Volke haften und den Lauf der Jahrhunderte überdauerten, zeigen nicht nur die unzähligen Sagen, sowie Züge, die der Legende vom Schimmelreiter Martin, vom hl. Nikolaus und andern Heiligen dieser Zeit anhaften, sondern auch uralte Anschauungen und Gebräuche, die sich bis zum heutigen Tage erhielten und als Überreste des einstigen Kultes dieser Windgottheiten anzusehen sind. Es sei hier nur an die verschiedenen Aberglauben der Weihnachtszeit und des Perchtentages (Dreikönig), an das Perchtenlaufen u. a. erinnert. Was speziell noch an Opfer für den Windgott Wodan und seine Frau, die Sturmgöttin Hulda-Perachta, gemahnt, ist das »Windopfer«, das sich fast bis auf unsere Tage erhielt. So weiß ich mich aus meiner Jugend gut zu erinnern, daß eine alte Magd in unserer Nachbarschaft am hl. Christabend den »Wind fütterte« und Mehl in die Luft streute. Dies gehörte den Hunden der wilden Jagd. Später, als die mythische Vorstellung verblaßt war, wurden die Götter, denen man einst die Erregung des Windes zuschrieb, zu Zauberern und Hexen. Noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit war bei Heuern der Glaube verbreitet, wenn man in den »Radlwind« ein Messer werfe, treffe es die Hexe und der Wind höre auf.

So ist das Leben unseres Volkes unbewußt noch durch hundert und hundert Fäden mit dem Glauben und den Anschauungen seiner heidnischen Vorfahren verknüpft. Wie zahlreich und zum Teil innig diese Beziehungen sind, zeigt das kurze Kapitel über die »Wetterherren« und »Wetterfrauen«.

---

[1]) Vergl. Heyl, Volkssagen aus Tirol. S. 796. Über diesen originellen Bittgang erhalte ich nachträglich durch die Güte des hochwürdigen Herrn Pfarrers Max Hartler in Patsch nachstehende Mitteilung, welche tatsächlich diesen »Windkreuzgang« bestätigt: »Der Bittgang nach Magdalenabergl, wegen Wind verlobt, wird im Frühjahre, sobald der Weg schneefrei ist, an einem beliebigen Tage abgehalten und zwar von den Gemeinden Patsch und Ellbögen zugleich. Der Priester geht von Ellbögen und zwar am Tage vorher bis Trins, um dort zu übernachten. Beiläufig 5 Uhr früh kommen die Leute nach Trins, dann geht man aufs Bergl, wo sogleich (circa 7 Uhr) die hl. Messe ist. Hernach bleibt man noch beiläufig eine Stunde, dann geht man nach Trins, dort wird Mittag gehalten, in Matrei wird eine Stunde gerastet (marendet) und so kommt man sehr ermüdet gegen 6 Uhr abends nach St. Peter in Ellbögen.«

[2]) Bemerken will ich hier, daß bei der weiblichen Begleitung Wodans, mag sie nun unter dem Namen Hulda, Holle, Berchta, Frija etc. auftreten, hinsichtlich ihrer Namen, Bedeutung und Stellung im Götterkreise in den Auffassungen der neueren Mythologen nicht volle Übereinstimmung herrscht. Man vergleiche darüber die deutschen Mythologien von Wolfg. Golther, Paul Herrmann, Ed. H. Meyer, Mogk.

Zu Seite 95 Anm. 3. Bezüglich der gregorianischen Kalenderreform und ihrer Bedeutung für die Beurteilung der sogenannten Eismänner, sowie der Wetterregeln vergl. noch H. Maurer in der »Meteorol. Zeitschrift«, Jahrg. 1903, S. 176, auf welchen teils berichtigenden, teils ergänzenden Aufsatz ich leider erst nach bereits erfolgter Drucklegung der betreffenden Partie von Herrn Geheimrat Prof. G. Hellmann freundlichst aufmerksam gemacht wurde.

Der Große Atschik, 6100 *m*, in der Kette Peters des Großen

Von

Willy Rickmer Rickmers

Das Gebiet im Westen der pamirischen Massenerhebung wird von vielen, fast parallelen Gebirgszügen durchstrahlt. Im Norden des großen Knotens, dem eine linguistische Fabel den stimmungsvollen Namen des »Daches der Welt« erfand, setzt die Alaikette an. Erst streicht sie lang dahin, spaltet sich dann mehrfach und breitet sich schließlich fächerartig in die Steppen am Oxus aus. Einen der frühesten Ableger, den hissarischen Kamm, hatten wir Ende August 1906 im Pakschif-Passe überschritten, um in die Ebene des Surchabflusses zu gelangen. Wir kamen aus dem Sarafschantale und befanden uns auf der Suche nach einem leicht zugänglichen Sechstausender. Aus einer Durchsicht der Reiseschilderungen ergibt sich die Vermutung, daß die höchsten Berge Russisch-Turkestans am Westrande des Pamirklotzes, und zwar an den Quellgletschern des Muksu liegen. Solange noch keine ganz gewichtigen erdkundlichen Gründe dagegen sprechen, möchte ich dorthin auch den Anfang jener Gebirge legen, die unter dem Begriffe der Kette Peters des Großen zusammenzufassen wären. Das strenge Bild einer Kette bieten sie allerdings erst von da an, wo sie nahe dem linken Surchobufer entlang laufen. Nach Oschanins Berichten[1]) sieht man vom Surchobtale aus vier mächtige Gipfel, die er auf sieben und mehr tausend Meter schätzt und die sich ungefähr in der Gegend der Kirgisenlager von Tuptschek befinden müssen. Auf diese richteten wir unseren Sinn, als wir Garm, die Hauptstadt der Bocharischen Provinz Karategin, verließen.

Mit mir waren meine Frau, Fräulein Cenci von Ficker und der sehr tüchtige junge Führer Albert Lorenz aus Galtür. Noch hatten wir keine Eroberungen gemacht. Von zwei hohen Bergen waren wir »abgeblitzt« und sahen daher voller Spannung und mit heißer Erwartung auf die vor uns aufsteigende Wand, die dreifach gezackte Mauerkrönung des Sarikaudal. Das ist das scharfe Rückgrat, dem der Name Peters des Großen zuerst gegeben wurde und dessen Fortsetzungen allmählich erkundet wurden, allerdings mit vielen Zweifeln, weil nach Osten hin eine Anordnung von Gipfelhaufen an die Stelle augenfälliger Längserstreckung tritt. Lassen wir zunächst lieber den großen Zaren als Paten für jenes Hochgebirge gelten, das zwischen den Flüssen Muksu-Surchob und Chingob liegt, um die genauere Unterteilung der Zukunft zu überlassen. Wir überschritten den Liulicharvi-Paß, bestiegen den gleichnamigen Torwächter, ca. 4600 *m*, sowie den höchsten der Sari-

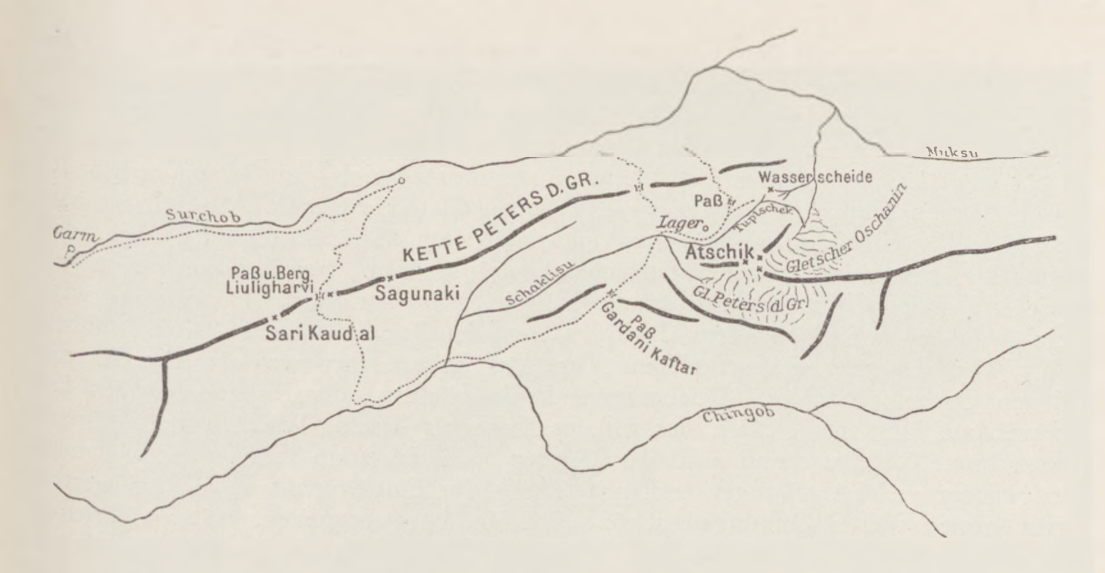
[1]) Ich habe immer Geigers »Pamirgebiete« benützt, eine sehr wertvolle und außerordentlich klare Übersicht aller Forschungen.

kaudale, ca. 5400 *m*, und gelangten dann, dem Chingobtale folgend und über den Paß Gardani-Kaftar zurückkreuzend, in das dem verbreiterten Gebirgsstreifen eingelagerte pamirische Tal von Tuptschek. Was ist eine Pamir? Schon die Frage läßt erkennen, daß der Begriff in die vergleichende Erdkunde gelangt ist, also auch eine allgemeine Erscheinung beschreibt, die nicht auf den Ort »der Pamir« beschränkt ist.

Der Höhenmesser sagt, daß wir in etwa dreieinhalbtausend Metern lagern. Ein hartnäckiger, durchdringender Wind, dessen Stärke sich zu bestimmten Stunden regelmäßig hebt oder senkt, fegt ein Gemisch von Lehmstaub, zerriebenen Gräsern und trockenem Rindermist in die offene Zelttüre. Zwischen den Filzdomen der Hirtensiedlung zieht unser Blick über eine langgestreckte Ebene, einen »Boden«, der mit weidenden Herden getupft ist. Das einzige Grün ist in der schwach vertieften Senke, zwischen deren seichten Rändern sich die Schlangenwindungen des Bachs hin- und herbiegen. Sonst nur totes Gras und Kraut, das unter dem Fuße bricht und zwischen Raupen und Flecken, wie das Fell einer räudigen Katze, den nackten Grund enthüllt. Das ist die gelbgraue Weidefläche, die sich über die ganze Landschaft zieht, über die Talebene und über die sanften Hänge der welligen Höhen, hinter denen unmittelbar Fels und Eis ansteigen. So im Hochsommer und Herbste. Nach der Schneeschmelze und solange der Boden noch Feuchtigkeit enthält oder durch Niederschläge genetzt wird, überzieht herrliche Gras- und Blumenwiese die weiten Mulden und Rücken. Aber immer länger dauert das ungestörte Graublau des Himmels und mit der zunehmenden Trockenheit zieht sich das Grün in schmäler werdenden Gürteln auf die Rinnsale zurück. Auch diese versiegen zuletzt, bis nur noch die großen Wasseradern übrig bleiben und dem Menschen mit seinen Tieren die Möglichkeit geben, oft noch bis zum ersten Oktoberschnee zu verweilen. Das ist die Pamir, die höchste Steppe unter der Schneegrenze, das Hochgebirgssteppental. In noch größerer Höhe, auf dem eigentlichen Pamir, woher der Name kam, sind die Kennzeichen der Steppe nicht so scharf ausgeprägt, weil eine kurze Sonnengunst, die Frühjahr, Sommer und Herbst zusammendrängt, schon mit den winterlichen Stürmen des August zu Ende geht. Trotz dieses klimatologischen Widerspruchs möchte ich den ausdrucksvollen Begriff der Steppe nicht missen, wenn es sich darum handelt, die Pamir treffend zu umschreiben. Denn mit dem Worte »Steppe« verbinden wir immerhin das Bild von Nomaden (Kirgisen), sanften Geländeformen, Baumlosigkeit, scharfen Wärmeunterschieden, zeitweiliger Dürre. Solange wir diese zusammengefaßten Eindrücke nicht anwenden können, darf von einer Pamir nicht die Rede sein, weil andernfalls jedes rauhe Hochtal mit sommerlichem Viehtriebe ein Anrecht auf diese ausdrucksvolle Bezeichnung hätte.

In Tuptschek waren wir am 9. September eingetroffen und von den Kara-Kirgisen gastlich empfangen worden. Sie brachten uns Milch, Kumiß und Kuchen als Willkommensgeschenk mit der Einladung, uns in ihrer Nähe niederzulassen.

Hier die Lage des Landes, wobei die Himmelsrichtungen nur ganz im großen angedeutet sind. Der Kamm der Sarikaudal-Sagunaki-Gruppe verläuft nach Osten über sanfter und niedriger werdende Höhen an das linke Ufer des Muksu, der von Südosten in den Kisilsu-Surchob einmündet. Erklimmen wir diese Ausläufer vom Surchob her, dann erblicken wir kaum hundert Meter unter unserem Passe den quer zu uns liegenden Taltrog von Tuptschek und gegenüber das gewaltige Eisdreieck des Pik Säwerzow sowie die nach Westen zum Chingob sich anreihenden Schneeberge. Zwischen ihnen und uns entwickelt sich das Wassernetz des Schaklisu, der von Nordosten dem Chingob zufließt. Wir haben es also mit einer Verschiebung in den höchsten Graten der Kette Peters des Großen zu tun, das heißt wenn wir



am Begriffe der Kette festhalten, der allen Menschen unwillkürlich am natürlichsten erscheint und eine Einteilung oder Anordnung des Gebirgs nach dem Verlaufe seiner durchschnittlich größten Erhebungen bedeutet. Die Geologie ist zu einseitig, als daß wir ihr einen allzugroßen Einfluß auf die übersichtlich gruppierende Namengebung einräumen dürften. Die Wörter »natürlich« und »System« sind ja schon ein Widerspruch; so ist es mit jeder verstandesmäßigen Benennung und Einteilung von Gegenständen. Vergessen wir nie, daß der Zweck einer Klassifikation nur der ist, die schnelle Auffindung von Einzeldingen zu ermöglichen. Sie soll den augenfälligen oder innewohnenden Zusammenhängen folgen, so gut es geht, in Zweifelfällen aber sich an das Größte halten und tapfer schneiden oder ebenso entschlossen verbinden. Deshalb sind auch Namenänderungen »auf Grund neuer Forschungen« (eines Spezialisten nämlich) selten zu begrüßen, außer es handle sich darum, auf irgend einem Wissensgebiete eingerissene falsche Vorstellungen durch eine schonungslose Neuordnung gründlich auszurotten. Die eingebürgerte Vorstellung »Kette Peters des Großen« behalten wir also als Ausdruck für das Gebirge zwischen Surchob und Chingob. Die wichtigste Art der orographischen Einteilung hält sich an die Wasserscheiden und damit kommen wir auf unsere durch allgemeine Betrachtungen unterbrochene Orientierung zurück. Tuptschek, in dessen Längsmitte wir lagern, ist also zwischen nach Osten und Westen auslaufende Kämme eingebettet. Vergeblich spähen wir, dem entgegenrinnenden Bache entlang, nach einem Talschlusse, an dessen Stelle wir durch eine weite Öffnung mit flacher Sohle in die Ferne schauen. Hier, auf einer Ebene, mit dem Auge kaum zu verfolgen, nur durch peinliche Messungen zu ermitteln, mit jeder Jahreszeit und jedem Regengusse wechselnd, liegt die Wasserscheide zwischen Muksu und Schaklisu. Hydrographisch gesprochen ist sie der Verbindungskamm von den östlichen Ausläufern des Sarikaudal-Sagunaki-Zugs nach dem weitverzweigten Gletschergebirge, welches das Dreieck Muksu-Chingob-Schaklisu ausfüllt. Von da, wo es den Keil bei der Schaklisu-Mündung bildet, entfaltet es sich zu einer Häufung riesiger Gipfelmassen, um dann, sich wieder enger zusammenschließend, zwischen den Quellen des Muksu und Chingob seine größte Höhe zu erreichen. Ohne uns auf Spitzfindigkeiten einzulassen, sagen wir daher kurz, daß die Verlängerung des soeben umrissenen Gebiets der bei Tuptschek schief angesetzte westliche Strang der Petersberge ist. Das Ende des Ganzen ist dort, wo der Surchob gen Süden umbiegt.

Untersuchen wir den Ursprung der Karaschura — so heißt der Bach, der das Tuptschek durchströmt —, so entdecken wir außer der unscheinbaren Wasserscheide noch allerlei Merkwürdigkeiten. Zunächst die, daß der Deltafächer eines Bachs seine Rinnen nach beiden Seiten ergießt, also eine Bifurkation darstellt. Spender ist der Oschanin-Gletscher,[1]) dessen ungeheure Eiszeitmoräne sich ganz knapp östlich der Talhöhe von Tuptschek herniederwälzt. Dieser Gletscher gehört dem Muksu, aber aus Durchbrüchen und Verlegungen in seinen alten Moränen erklärt es sich, daß ein Teil seiner Eiswässer gen Tuptschek gedrängt wird. Somit kommt eine verwickelte doppelte Bifurkation zustande und die Suche nach dem Hauptkamme wäre ein Geduldspiel mit den Adern des Deltas und den Rundbuckeln des alten Schubes.

Von der nach Süden offenen Türe des Zeltes sahen wir die Spitzen, von denen Oschanin spricht. Hochaufragend die höchste, die Eispyramide des Pik Säwerzow. Ihr zur Rechten das auf der Karte als Atschik-Tasch (Tasch = Stein) bezeichnete Gipfelpaar und nach der anderen Seite die lange Zackenwand, die man in beliebig viele Abteilungen zerlegen kann. Ihr Fuß wurzelt in breitgelagerten Hügelstufen, deren Öffnungen schöne alte Moränen entquellen. In wunderbarer Weichheit der Formen ergießt sich die wie im Flusse erstarrte Nachfolge bauchiger Rundhaufen auf die Ebene. Die Abspülung seit ihrer Eisgeburt war zu gering, um die Schönheit des Ganzen durch Zerreißen und Abtragen zu stören.

Solange wir nur das oberste, etwa 500 *m* hohe Eisdreieck des Säwerzowbergs gesehen hatten, waren wir voller Hoffnung für einen Versuch auf diesen, wohl 6600 m hohen Prachtgipfel. Dieser krönende Aufbau schien nicht gar zu steil und erlaubte zwischen den verstreuten Seraknasen und Eiserkern einen sicheren Weg. Leider entdeckten wir bei einem Ausfluge zum Oschaningletscher, daß die unteren Teile keine Aussicht auf schnellen Erfolg bieten. Die Tage einer Reise in solchen Gebieten sind zu wertvoll, als daß man sie für alpine Sportprobleme verschwenden dürfte. Bessere Nachricht brachten Fräulein Cenci und Lorenz am nächsten Abend. Sie hatten einen weiten Ritt nicht gescheut, um die Ostseite der Gruppe und womöglich einen Anstieg auf die Atschik-Zwillinge zu erkunden. So gerne ich auch hörte, was sie sagten, war ich doch durch frühere Mißerfolge genügend herabgestimmt, um nur das Schwarze im schönen Bilde zu sehen. Desto mehr dankte ich ihnen nachher. Nicht zum wenigsten verdankte ich meine Scheu einer gewissen Beklommenheit gegenüber jeder Höhe von mehr als 5000 *m*. Hatte ich doch schon an den Hängen des Ararat unter Atemnot zu leiden, und hier sollte es gar in die Sechstausend gehen, vielleicht mit anstrengender Arbeit in Fels und Eis. Jetzt habe ich diese Angst der Luftgrenze um 2000 *m* nach oben gerückt, und das verdanke ich dem Atschik, auf dem ich, mich selber bestaunend, eine Zigarette geraucht habe. Es sei gleich vorweggesagt, daß wir überhaupt nie an Bergkrankheit gelitten haben und auf unserer größten Höhe allesamt frisch und munter waren. Damit ist genügend bewiesen, daß bis zu 6000 *m* die Luftverdünnung noch nicht als Krankheitsursache zu gelten braucht. Wohl kann sie bei Übermüdung und Verdauungsstörungen schon früher wirken, aber maßgebend für unsere Frage ist nur der geübte und trainierte Bergsteiger, denn nur dieser kann als »normal« im Sinne einer kurzen Anpassung an große Höhen gelten. Allerdings ist er so vielen Beschwerden ausgesetzt, daß nur selten vier Menschen ohne das kleinste Unwohlsein in so großer Höhe beisammen sein dürften. Ich führe das darauf zurück, daß wir jeder Überanstrengung sorgfältig aus dem Wege gingen, gut eingearbeitet waren, uns nie dauernd in hohen Lagen aufhielten und eine mäßige alkoholfreie Lebensweise be-

---

[1]) Die Namen entstammen der russischen Karte, die sich, in roher Andeutung, auch auf das Hochgebirge erstreckt und sehr gut zu nennen ist. Der Pik Säwerzow wurde von Geiger getauft.



Naturaufnahme von W. Rickmer Rickmers.

Angerer & Goschl aut., Bruckmann impr.

Berge an dem Gletscher Peters des Großen (vom Atschik gesehen).



obachteten. Zwei halbe Flaschen Kognak hatte ich im Gepäck; die eine leerte ich zu verschiedenen fetten Mahlzeiten gleich am Anfange der Reise, die andere schenkte ich einem Eingeborenen. Jede Kletterei und Stufenarbeit, liegt sie über 5000 m, sehe ich mit Mißmut an. Jede Drohung von Lawinen, Steinschlag oder Wetter wirkt da oben hundertmal niederdrückender als in tieferen Regionen. Mehrtägige Freilager über der Schneegrenze sind aufreibender als man glaubt und jedes Unlustgefühl sei eine Warnung, um den Angriff zu verschieben. Dank diesen Grundsätzen haben wir drei schöne Berge bestiegen, ohne große Opfer an Zeit oder Kraft.

Am 12. September ritten wir aus Tuptscheck und erreichten nach etwa drei Stunden auf bequemem Wege einen Lagerplatz am Ende der jüngsten Moräne des Atschikgletschers. So nennen wir jenen Eisstrom, der etwa gen Nordwest abfließt, und dessen alte Rundhöcker sich in das untere Tuptschektal erstrecken. Hier, in einer Höhe von vielleicht 4500 *m*, ist ein ebener Plan, mit roten Riesenblöcken bestreut, zwischen denen Rasenflächen und Blumengärten prangen. Hinaus ist eine freie Aussicht auf den Bergeskranz im Norden, mit dem fernen Alai im Hintergrunde. Nach oben ein enger Halbkreis von den beiden in der Mitte ragenden Hauptgipfeln aus, die uns umfassende Flanken herabsenken. Im Schutze eines hausgroßen Felsbrockens, der den schneidenden Abendwind abhielt, schlugen wir unser Zelt auf und fanden in dem erwähnten Fels einen Kamin, der seinem Namen Ehre machte, dieweil er als Feuerstelle prächtig zu brauchen war und gute Dienste tat. Eine Pferdelast der rautenähnlichen Staude, die mit der Wurzel ausgerissen wird und allen Gebirgsnomaden ein Göttergeschenk ist, war auch uns der willkommene Brennstoff zur Erwärmung des Leibes und der Nahrung. Nach einem kurzen Gang auf dem aperen Gletscher zur Aufspürung der ersten Schritte krochen wir ins Bett.

Da früher weder Mond noch Sonne leuchteten und wir keine Lust hatten, im Dunkeln zu stolpern, brachen wir erst gegen 5 Uhr auf, nachdem der brave Albert uns köstlichen Milchreis mit Kompott und heißem Tee vorgesetzt hatte.

Der Gletscher, oder das, was von ihm übrig ist, liegt flach und gedrückt entlang den Atschikwänden. Er wird vornehmlich von den Firnhängen des großen und von der Rinne zwischen beiden Gipfeln gespeist. Auf diese steile Mulde steuerten wir zu und erklommen flink den harten Schnee mit unseren Steigeisen. Wir gingen sehr rasch und brauchten nur dort einige Stufen zu schlagen, wo ein kleiner Eisbruch zu umgehen ist und die Steilheit zunimmt. Von der Scharte ging es dann über eine sehr sanfte und breite Fläche geradenwegs auf unser Ziel. Langes Stehen bei einer Arbeit wäre recht fatal gewesen. Schon unten hatten wir stampfen und die Zehen rühren müssen. Jetzt kam noch ein Lüftchen dazu, das trotz seiner Schwäche die Kälte rasend steigerte. Im letzten Stücke mußte Lorenz Stufen in blankes Eis schlagen, das unter Pulverschnee lag. Das war aber auch die einzige unangenehme Stelle auf dem ganzen Wege, der uns einen durch die Kälte noch beschleunigten Eilschritt gestattet hatte. Um halb zehn Uhr standen wir auf dem schmalen, überwächteten Gipfeldache, aber nicht lange, denn das Quecksilber in Cencis unentwegter Schleuderhand wies auf zehn Grad unter Null und der wachsende Wind blies durchs Gebein.

Mit Jubel entdeckten wir einen neuen Abstieg, den Südgrat, der sich in aperer Schrofentreppe und sonnbeglänzt unter uns hinabsenkte. Bald war weiter unten ein gemütliches Plätzchen gefunden, wo wir uns gütlich taten und halberfrorene Zehen mit Schnee rieben. Von der überwältigend großartigen Aussicht gibt das eine, hier beigegebene Bild einen teilweisen Begriff. Das andere Bild zeigt den Gipfel von einem 5000 *m* hohen Punkte des Südgrats gesehen und diesen Grat durch die Mitte nach unten rechts aus dem Gesichtsfelde herabziehend. Über die Schneide von links ging der Aufstieg.

Lange gaben wir uns dem ungestörten Genusse hin. Unter uns der Gletscher Peters des Großen, der nach Westen abfließt und zwischen dessen Armen sich ein Heer kühn gebauter Gestalten erhebt, von denen die allerwenigsten einladende Durchschlupfe zum Allerheiligsten weisen. An ihrem äußersten Rande erkennen wir die schreckhaften Götterburgen von Sandal, Schilbe und Musdjilga, und dahinter, in der Ferne letztem Hauche, die ahnungsvollen Umrisse der pamirischen Umwallung. Wer die Alpen und den Kaukasus gesehen hat, dem muß auffallen, wie dünn der Eispanzer, wie schwach die Gletscher sind im Vergleiche zu der Höhe dieser Berge und der ungeheuren Entwicklung ihrer Flanken. Daher das Überwiegen grimmiger, die blaugrünen Zähne fletschender Eisbruchungeheuer zwischen wildgetürmten Felsenpfeilern; daher die sich stauenden, verworrenen Kegel und Schuttmassen auf den Rücken der träge schleichenden Gletscher; daher die Seltenheit sanfter Dome, weiter Mulden und weißblinkender Ströme. Dasselbe Klima, das uns einen trockenen Grat auf dem hohen Gipfel finden ließ, bewirkt es auch, daß in den meisten Fällen Gestein und Eis zu unnahbaren Mauern verbunden sind, daß die Wanderung entlang den Gletschern zu unendlich langer Qual wird.

Gegen unser Lager uns wendend, sehen wir den ganzen Verlauf des Atschikgletschers von seiner Glanzzeit bis zu seinem heutigen Zustande als elende Schmutzzunge, die an den jüngsten Resten einer herrlichen Vergangenheit leckt. Zu oberst sein letzter Auswurf roten Gesteins, in dickem Flusse, wie ein ausgegossener Riesentopf von Mennige. Dann spärlich bewachsene Rippen und Furchen, wie ein Gewirr rotgrün gestreifter Schlangen und Echsen. Und dann, den Gratklammern des Kessels weithin entwallend, der lange, träge, breite Wurm, mit seinen großen Warzen, wie der erstarrte und übermalte Guß einer Kerze.

Und nun auf den Weg nach Hause. Immer leichter und weicher wird der Grat, er verwandelt sich schließlich in einen Walfischrücken aus weichem, von der winterlichen Schneelast glattgepreßtem Gruse, in dem die verwitterten, verschiedenfarbigen Schichtköpfe, aus denen er entstand, sich als Regenbogenstreifen verfolgen lassen. So weich und fein ist dieser Schiefermulm, daß wir wie auf weichem Schnee 400 *m* hinunterstampfen konnten, ohne vor die Füße zu blicken, die Nase in der Luft.

Im Lager noch ein wonniges Bummelstündchen, um Tee zu trinken, um Edelweiß, Eisenhut, Astern und andere Blumengrüße des Septembers zu sammeln. Dann aufs Roß, das geduldig seinen Pfad sucht, bis es die breite Wegspur der Steppe unter sich fühlt und mit geblähten Nüstern dahineilt, wo aus den runden Hütten der leise Rauch zum Abendhimmel steigt, wo das friedliche Heim winkt. Und beim letzten falben Lichte verglimmt in der Ferne der Streifen des unendlichen Alai.



Naturaufnahme von W. Rickmer Rickmers.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Der Große Atschik.



Bergfahrten in Bolivia

Von

Henry Hoek

(Schluß)

V. Aus den Bergen Süd-Ost-Bolivias (Cerro Campanario, 5050 m, Cerro Liqui, 5115 *m*)

Vom Cerro Salle Grande de San José, 4960 *m*, hatte ich den ersten Blick auf die Berge Süd-Ost-Bolivias getan. Der Salle Grande liegt ganz im Norden Argentiniens. Er ist die höchste Erhebung eines langgestreckten Bergrückens westlich des verlassenen, verödeten Goldminenortes Rinconada. Trotzdem er ein langweiliger Mugel ist, mit Blockwerk auf dem Gipfel, lohnt sich seine Besteigung doch wegen der ungeheuren Fernsicht.

Eine eigenartige Fernsicht! Im Westen räumlich weit getrennte, hohe Vulkangruppen: St. Paulo, Esmoraca, Lipez, Granades. Im Osten flache, braune »Pampa« mit den weißschillernden Salzsümpfen. Im Norden der einsame Kegel des Chorolque in weiter Ferne und daneben ein Gewirr hoher, ferner Berge, — allerdings ohne Schnee, manche schön in den Linien, aber nicht alpin. Auffallend war besonders ein spitzkegelförmiger Berg durch seine Lage — er schaute gerade durch eine Art riesiger Schlucht — ein ganz eigenartiges Tor — in einer vorliegenden Kette hindurch. Doch war das alles so weit entfernt, daß sich Details selbst mit einem zwölffachen »Zeiß« nur schwer erkennen ließen. Dieser auffallende Berg lag genau in der Richtung unserer Route nach Tarija, er stand sicher schon jenseits der Grenze.

Zwei Tage hatten wir gerechnet bis zum letzten argentinischen Orte (Yavi). Doch es wurden leider mehr. Manches Interessante ließe sich erzählen über die Reise von Rinconada nach Yavi: Wie wir am Salzsumpf von Pozuelos drei Nächte lagen, weil unsre Maultiere durchgebrannt waren, wie wir in dem menschenleeren Dorfe Cerillos hausten, wie wir unter eines alten Indios Führung die Escaya-Kette überschritten, und manches mehr. Doch liegt das alles außerhalb unseres Themas. Auch in Yavi gab es längeren Aufenthalt. Es war der erste größere Ort (250 Einwohner!), seit wir Jujuy verlassen hatten. Hier gab es zwei Kramläden und drei Europäer, auch wuchsen einige Bäume und etwas Alfalfa (Luzerne). Es galt also, sich bis Tarija, unserm nächsten Ziel, neu zu verproviantieren; außerdem mußten aber die Tiere ausruhen. Müde, ausgemergelte Maultiere, wund und mager — das ist auf solchen Reisen dasselbe, was Defekt der Zündung beim Automobil.

Über die Aufnahme in Yavi, 3425 *m*, konnten wir uns wirklich nicht beklagen. Was die Honoratioren des Ortes tun konnten, das taten sie redlich. Sogar ein sauberes Zimmer mit Bettstätten bekamen wir. Freilich sind diese Möbel höchst einfach. Sie bestehen nur aus einem Holzrahmen auf vier Beinen, der kreuz und quer mit Lederstreifen bespannt ist. Die sonstige Ausstattung bringt man selbst mit.

Ich kenne aber kaum eine elastischere und angenehmere Unterlage für einen guten Schlafsack. Trotzdem war in der ersten Nacht an Schlaf so gut wie nicht zu denken. Es war »Fiesta« (mal wieder! —); auf der Straße vor unserer Behausung war der Tanzplatz. Etwas Eintönigeres als ein solcher Quichoatanz ist kaum denkbar! An der Wand lehnt ein Mann mit einem alphornähnlichen Instrument, dem er in stets derselben Reihenfolge stets dieselben drei verschiedenen Töne entlockt. Im Rhythmus dieser »Musik« tanzen Männer und Weiber einen Ringel-Ringel-Reihen-Tanz. Tanzen ihn bis zur Bewußtlosigkeit. Bis sie tatsächlich umfallen. Das eine Nacht lang mit anhören und sehen, ist fast zum verzweifeln. Geschlechtliche Aufregung ist natürlich Zweck und Ziel und Ende dieser Tanzerei. Die Menschen aller Farben sind sich in vielem merkwürdig ähnlich!

Nach drei Tagen zogen wir weiter. Und nach einigen Stunden erreichten wir die bolivianische Grenze; sie war bezeichnet durch ein halbverfallenes Gehöft, das als Zollhaus diente, darin hauste ein amerikanisierter Franzose.

Vor seiner Tür schlugen wir unser Zelt auf und traten alsbald in freundschaftliche Handelsbeziehungen, die den Austausch verschiedener Schnapssorten bezweckten.

Seit Yavi waren wir im spitzen Winkel auf die hohe Bergkette zugeritten, die sich der Quebrada von Humahuaca entlang als langer Wall durch Nord-Argentinien zieht und die weit nach Bolivien hineinreicht. Es ist dies die Viktoriakette. Als Grenze gegen das Tiefland, als eine wirkliche Mauer läßt sie sich verfolgen von Humahuaca an, ja eigentlich von Jujuy.

Erst in der Nähe der bolivianischen Grenze beginnt sie sich zu gabeln. Sie spaltet sich zunächst in zwei Äste, in die Yuncharà- und Campanario-Kette, die dann eine gewaltige, muldenförmige Pampa umfassen. In dem nach Norden offenen Bogen schieben sich andere Parallelketten ein, die mit den beiden Hauptästen zu einem unruhigen, schwerübersichtlichen Berglande ohne beherrschende Höhen verschmelzen — zu einem Berglande voller Riesenmaulwurfshügel. Diese Kenntnis, die hier mit wenigen Worten gegeben ist, konnten wir aber nicht aus unseren Karten schöpfen. Sie ist vielmehr das Ergebnis unserer Reise.

Als wir abends in Salitre über die Route des nächsten Tages berieten, wußten wir nur soviel: Jenseits des Bergwalls, an dessen westlichem Fuße wir waren, läge eine große Pampa. Die wollten Bistram und ich mit der Hauptkarawane über einen »Tincuya« genannten Paß erreichen. Steinmann mit einem Diener und einem Lasttier wollte nordwärts der Kette entlang reiten, bis zum Oberlauf des tiefeingerissenen Rio San Juan, wollte die Kette weiter nördlich überschreiten und uns auf der grossen Pampa nach zwei bis drei Tagen bei einer kleinen Indianeransiedelung, die »Patancas« heißen sollte, treffen.

Etliche Stunden ritten Bistram und ich ostwärts bis zum Fuß der Berge. Dann begann ein langer, langer Aufstieg. Der ganze Verkehr der verhältnismäßig bedeutenden Stadt Tarija mit Argentinien geht über diese Route. Diesem Umstande verdankt man eine ausgeprägte Pfadspur, getreten von den Hufen ungezählter Maultiere. Erst durch ein sandiges Furchental, dann in mannigfachen Windungen an kahler Berghalde hinauf erreichten wir am späten Nachmittag die Abra Tincuya, 4150 *m*, einen flachen Sattel zwischen langweilig runden Bergkuppen. Von der Paßhöhe selbst sieht man schon frei nach Osten und überblickt das große Becken zwischen den beiden Ästen der Viktoriakette (Pampa de Tacsarà). Etwa 100 *km* lang und 50 *km* breit erstreckt es sich in nord-südlicher Richtung. Bis etwa 4000 *m* Höhe ist es mit Schotter und Geröllen aufgefüllt und trägt durchaus Pampacharakter. Doch sieht man hier deutlich, daß die Pampa nicht ganz flach ist, sondern eher ganz schwach konkav — schüsselförmig —, und daß die Einebnung der Depression zweifellos von den umliegenden Höhen her vor sich gegangen ist. Einst muß dieses geschlossene Becken wohl

einen See getragen haben. Einige flache, sumpfige, salzhaltige Gewässer im Norden mit weiß leuchtenden Rändern lassen darüber keinen Zweifel. In einer offenbar regenreicheren Periode hat dieser frühere große See seinen Abfluß nach Westen gefunden über die Schwelle der Yuncharákette; eine riesige Schlucht ist durch diese Kette gerissen — das Tor, durch welches wir tagelang den Kegel des hohen Bergs hatten sehen können (des Cerro »Campanario«). Dieser Berg gehört der östlichen Kette an, der »Campanario«-Kette, die eine hübsche Anzahl schön geformter, in einer Reihe angeordneter Gipfel trägt, welche wohl die höchsten Erhebungen der ganzen Viktoriakette darstellen.

Von den Abra Tincuya, wie gesagt, sahen wir gar nicht so tief hinunter auf die Ebene der Pampa von Tacsará — aber dahin kommen war nicht so leicht. Denn das Abflußtor des früheren Sees war tief unter die Oberfläche der Ebene eingerissen, und so kam es, daß dann nach rückwärts auch die Schottermassen des Beckens angefressen waren, und das ganze westliche Drittel der Pampa war jetzt ein gewaltiges Schluchtsystem, mit bis zu 700 *m* tiefen Tälern, die allerdings nach Norden und Osten schnell zur Hochfläche aufsteigen. Das Haupttal zog sich auffallenderweise gerade am Ostfuß unserer Kette entlang, was uns zunächst zu einem langen, recht steilen und anstrengenden Abstieg in diese Quebrada zwang. (»Quebrada Honda«, 3400 *m*.)



Übersichtskärtchen der Expedition Steinmann-Hoek-v. Bistram in Bolivia.

Wir schickten die Tropa voraus und saßen lange auf der Paßhöhe, indem wir uns damit beschäftigten, den Weg des folgenden Tags festzulegen. Vor den blauen Bergen im Osten, am Ufer der Salzsümpfe, stieg alle Augenblick eine neue Windhose auf, erweiterte sich trichterförmig nach oben und brach zusammen. Im Westen ballte sich dunkles, dichtes Gewölk, das langsam auf und ab wogte; es war ein fesselndes, vor allem aber ein für uns ungewohntes Schauspiel. Später wurden uns die Windhosen tägliche Erscheinung, doch damals waren sie uns noch neu und voller Interesse.

Abends spät erst erreichten wir die Talsohle, wo an einem lächerlich kleinen Bächlein eine kleine, einsame Mühle stand. Hier schlugen wir das Lager auf. Bald leuchtete ein prächtiger Sternhimmel über uns — allerdings wurde es auch sehr kalt, und am Morgen war uns das Trinkwasser in der großen Gummiflasche zu einem Klumpen gefroren.

Der Aufbruch morgens früh bei Kälte und Dunkelheit war mir stets die unangenehmste Zeit des Tages. Verschlafen schält man sich aus den Decken und kriecht aus dem Schlafsack. Das Licht wirft einen kurzen Schein in dem großen Schwarz ringsum. Die Tiere sind unwillig und störrisch und steif. Sattelzeug und Koffer sind reifbedeckt und eiskalt. Alles was man anfaßt, ist schmierig und naß, dazu friert man gemein. Die Stiefel wollen nicht rutschen, das feuchte Maisbrot schmeckt infam. Gewöhnlich wird es Dämmerung und Tag, bis alles fertig ist. Plötzlich kommt die Sonne. Fühlbar kommt eine Wärmewelle nach der andern von den Höhen. Der erste Witz — das erste Lachen — und ausgesöhnt mit allen Widerwärtigkeiten geht die Reise weiter.

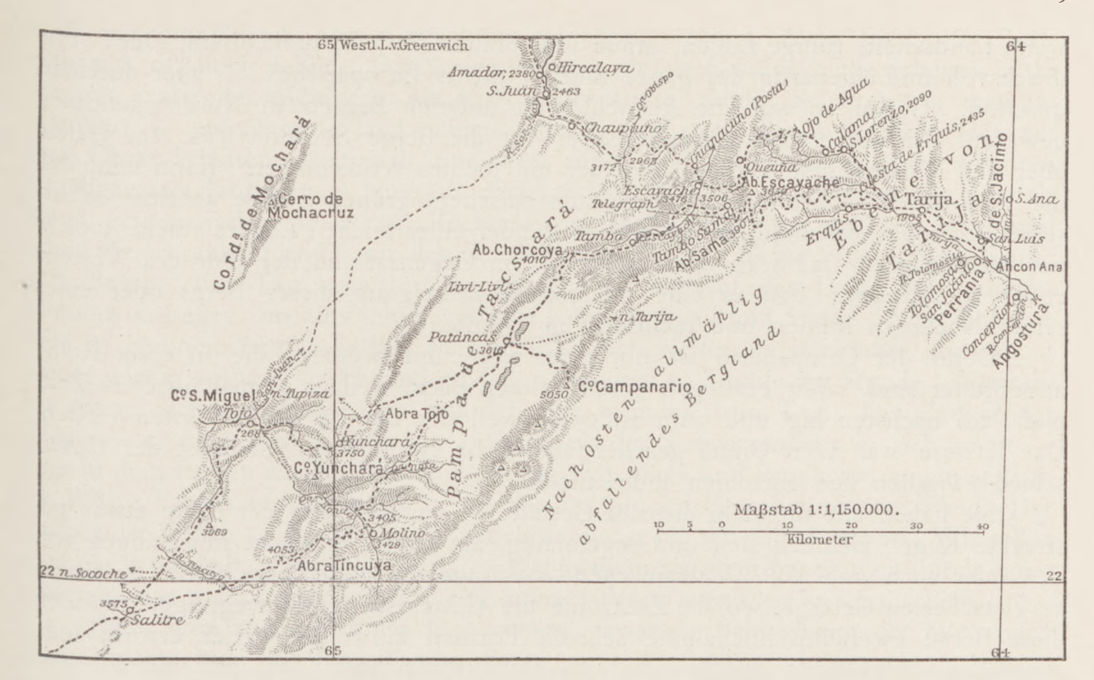
Ständig zogen wir nordwärts. Eine Rippe des Schluchtengewirrs nach der anderen überstiegen wir. Doch allgemach wurden die Talsohlen breiter, die Wände weniger hoch und gegen Mittag standen wir auf der eigentlichen Pampa von Tacsará und die Schluchten des Westens lagen hinter uns. Damit waren wir auch den Bergen im Osten um etwa 30 *km* näher gekommen. Von ihrem Fuße trennten uns noch etwa 10 *km* und, was mehr ins Gewicht fiel, ein flacher, salziger See mit sumpfigen Ufern. Es wimmelte geradezu von Flamingos, Enten und Gänsen. Leider war all dies Getier so scheu, daß mit Schrot gar nicht anzukommen war. Ein Kugelschuß auf mehr als 100 *m* Entfernung auf eine Gans ist aber sehr unsicher und zerreißt außerdem, wenn er gut trifft, den Vogel in Stücke. Immerhin, auch diese Stücke waren noch eine angenehme Abwechslung gegen den gewohnten Hammel — nur durfte man den Vogel nicht rupfen, sondern mußte ihm die tranige Haut abziehen.

Dem See zogen wir entlang nach Norden, wo einige Indiohütten lagen, die wir für Patancas, unseren Treffpunkt hielten. Der ganze Abend wurde ausgefüllt mit den Bemühungen, Steine zu sammeln, um die Unterseite des Zeltes zu beschweren, denn es wehte ein derartiger Sturm über die schutzlose Fläche, daß er uns mehrmals Zeltstangen und Häringe aus dem Boden riß. Dabei war der Himmel ganz klar, am Boden, vielleicht bis 10 *m* Höhe, lagen dicke Staubwolken, dunkel gegen die Sonne gesehen, mißfarben hellgelb, wenn beleuchtet. Im Osten über dem Campanario lagen dunkle Gewitterwolken. Sie bewegten sich kaum und schienen wie aus Metall gegossen, verglichen mit dem Hexensabbat auf der Hochfläche. Gegen Abend legte sich der Wind. Auch die Wolken zogen sich langsam zurück. Jetzt glichen sie dem Schatten einer Herde seltsamer Riesentiere, die irgendwo fern am andern Ende der Welt ihres Wegs zogen.

Nachts weckte uns Schießen. Wir vermuteten gleich, es wäre Steinmann, und gaben Antwort. 20 Minuten später krochen wir zu dritt, klappernd vor Kälte, wieder in unser Zelt.

Noch hatten wir aber ausgemacht, daß am nächsten Tage der Versuch gemacht werden sollte, den Campanario zu besteigen. Das Unternehmen war zweifelhaft. Nicht der Schwierigkeiten wegen, sondern wegen der Länge des Wegs. Dazu waren wir uns gänzlich im unklaren über die Höhe des Bergs. Unsere Schätzungen schwankten zwischen 1000 und 2000 *m*, die er sich über der Pampa erheben sollte. Das mag unbegreiflich klingen. Aber schon andere haben darauf hingewiesen, wie man sich in der Wüste — und das ist die Pampa von Tacsará — in den Entfernungen, und damit natürlich auch in den Höhen, täuscht.

Um 5 Uhr wollten wir abreiten, als unsere Leute entdeckten, daß eines der Lasttiere gerade an Kolik am Verenden sei. Ob es nun »giftiges Gras« gefressen hatte oder auf »Maiskorn salziges Wasser« getrunken hatte, das tangierte wenig die Tatsache, daß es am Eingehen war und wenn möglich gerettet werden mußte. Zunächst wurde es mit vieler Mühe auf die Beine gestellt. Dann versuchten wir



Kartenskizze der Hochebene von Tacsará sowie des Gebiets von Tarija.

alle unsere Künste, um es zum Galopp zu bringen. Nach ein paar Sprüngen fiel es aber wieder um und die gewünschte Erleichterung hatte ihm die Gymnastik nicht gebracht. Nun kam Bistram mit einer riesigen Pravazspritze und injizierte ihm etwa 3 *ccm* Morphium. Das hatte aber nur zur Folge, daß es zwei Minuten später tot war —, was unser basses Erstaunen erweckte. Doch an der Tatsache war leider nichts zu ändern.

All diese Aufregung hatte uns aber etwas aufgetaut; um 6 Uhr bestiegen wir mit Tagesanbruch unsere Tiere und ritten ostwärts. Nur wenig hatten wir uns über die Entfernung getäuscht: In 1½ Stunden waren wir am Ostrande der Ebene, wo die Vorhügel sich erhoben, und hielten auf die Depression nördlich des Campanario zu. Je näher wir kamen, um so unansehnlicher wurde der Berg. Er verlor viel von seiner Steilheit und bald war es mir klar, daß mit seiner Besteigung keine alpinen Lorbeeren zu holen waren. Es folgte zunächst ein stundenlanger Ritt über allmählich steiler werdende steinige Hänge. Die Maultiere leisten ja wohl Unglaubliches im Klettern, aber schließlich wurde das Blockwerk doch zu groß und der Berghang zu steil. Bei 4600 *m* stiegen wir ab. Die Zügel wurden den Tieren über den Kopf gezogen und zwei schwere Blöcke daraufgewälzt. Sie mögen warten, bis wir wieder kommen! Hier holt sie uns kein Mensch weg.

Zwei Stunden lang stieg ich dann angestrengt empor. Keine Schwierigkeit. Nur riesige Blockhalden — der richtige Mugel — aber sehr anstrengend! Das macht die Höhe! Hier gab es offenbar »Sorocha«, die Bergkrankheit. Der Indianer erklärt sie für eine lokal verschieden stark auftretende Erscheinung. Unsere Beobachtungen stimmen damit überein. Der Campanario war offenbar ein »Sorocha-Berg«.

Die anderen litten noch mehr als ich. Steinmann erreichte erst 1½ Stunden nach mir den Gipfel. Bistram überhaupt nicht — obgleich er ein sehr rüstiger Steiger und bis 4600 *m* geritten war. Die Höhe des Bergs bestimmten wir mit 1350 *m* über der Ebene. Seine Höhe über dem Meer war also 5050 *m*.

Und die Aussicht? Stets eigentlich dasselbe. Klarer, ferner Horizont, endlos

weite Landschaft, ruhige Linien, graue und braune Farben, grauenhafte Öde! Eindrucksvoll und eigenartig das ganze Bild — nichts Europäisches —, aber durchaus unschön. Genau so war die Aussicht von anderen Bergen in Nord-Argentinien gewesen. Sie ist ebenso charakteristisch für die Berge Süd-Boliviens. Im Osten, über den Niederungen Tarijas lag leider ein dichtes Wolkenmeer. Kann sein, daß die Viktoriakette schroff gegen diese subtropischen, grünen Gefilde abbricht, wahrscheinlich sogar, daß man auf die grünen Wälder eines reichen Landes etliche 3000 *m* tief hinabschaut. Das wäre dann allerdings im Gegensatz zu der Öde des Westens etwas so seltsames, daß es eine nochmalige Besteigung dieses Bergs oder eines seiner Nachbarn lohnen und rechtfertigen könnte.

Denn der Campanario ist nur einer von fünf Brüdern, die in einer Reihe angeordnet sind. Wir bestiegen gerade diesen Berg, weil er einmal unserem Zeltplatz am nächsten lag und zum anderen, weil wir ihn für den höchsten hielten. Das letztere war vom Gipfel gesehen aber sehr zweifelhaft. Groß ist der Unterschied zwischen den einzelnen indes nicht.

Sie haben alle ungefähr dieselbe Gestalt: In der Richtung der Kette etwas gestreckte Kegel, ziemlich steil und regelmäßig, am Gipfel vielleicht mit Hängen von 45° oder auch wohl 50°. Vulkanischen Ursprungs sind diese Berge nicht. In einem vergletscherten Gebirge, wo die Eisströme die Gesteinstrümmer wegtragen, würden diese Berge zweifellos hochalpine schroffe Formen aufweisen. Hier erstirbt jede ausgesprochene Gestalt in dem stets sich häufenden Schutt. Das gilt von den einzelnen Bergen, die alle gleichmäßig geneigte Hänge ohne Steilstufen haben, das gilt auch von ganzen Ketten, die in stets gleicher Steile sich auf der Ebene der großen Aufschüttungsflächen erheben.

Die Oberflächengestalt Süd-Ost-Bolivias beherrschen überhaupt die Folgen des trockenen, nur zeitweise wasserreichen Klimas: Cañonartige, steilwandige, eingesägte Täler — große Aufschüttungsebenen mit flachen, salzigen, abflußlosen Seen — in Schutt erstickende, wenig individuelle Berge mit fast stets gleicher Neigung der Gehänge.

Das wird erst anders, wenn man die Ostseite der östlichsten Cordillere erreicht — also den mehr oder minder ausgeprägten Abstieg gegen das Tiefland, wo ständig reichlicher Regen fällt

Erst nach Dunkelheit erreichten wir wiederum das Zelt. Wir brachten einen gehörigen Hunger mit. Hatte unsere Nahrung des Tags doch nur bestanden aus einem Getränk, zusammengebraut aus Wasser, gebranntem Mehl und Zucker. Das genießt man viel in Argentinien — es ist nahrhaft und durstlöschend. Leider gab es nur Suppe — denn als Heizmaterial stand hier nur getrockneter Schafs- und Eselsmist zur Verfügung; und über einem solchen Feuer läßt sich infolge des stinkenden Rauches kein Fleisch rösten. Wieder standen abends Gewitterwolken über der Campanariokette. Auch war alles ungewöhnlich elektrizitätsgeschwängert. Fast stets knistert es ja, wenn man mit der Hand über eine Wolldecke oder durch die Haare fährt, aber an diesem Abend strahlten selbst die Ohren der Maultiere und die Giebel des Zeltes bläuliche, regungslose Flammen aus. Und Steinmann zog aus der eisernen Zeltstange einen derartigen Funken, daß es ihn nicht mehr nach weiteren Versuchen gelüstete.

Wie schon gesagt, geht die Ebene von Tacsará nach Norden allmählich über in ein unruhiges Hügelland. Einen Tag lang zogen wir hier nordwärts durch, überschritten eine unbedeutende Wasserscheide und kamen in den oberen Teil des nordwärts gerichteten Escayachetals, durch das ein Nebenfluß des großen Rio San Juan strömt.

Einer jener Tage, über die eigentlich gar nichts zu sagen ist — die sich aber

doch mit am tiefsten dem Gedächtnis einprägen — nach deren friedvoller Ruhe man sich oft noch sehnt. Die Sonne brennt; sie wirft lange blaue Schatten links der träg trottenden Maultiere; sie wirft später kurze, dunkle Schatten vor meinem Maultiere — eine Stunde lang schaue ich zu, wie stets die Mula ihren Huf auf ihres Ohres Schatten setzen will, und stets entschlüpft er wieder — dann wandern sie allgemach, langsam — langsam nach rechts, schließlich begleiten sie uns als lange gespenstische Linien zur Rechten. Im Halbschlaf sitzt man im Sattel und schwankt schraubenförmig mit den Schritten des Tieres. Keine Wolke, kein Baum, kein Busch. Ein Tag ungestört zu sinnen, — ein Ruf der Leute läßt uns für Minuten aufsehen, um uns sehen. Runde Kuppen, Sand und Steine. Ein gelblicher Pfad in braunem Land. Endlos schlängelt er sich weiter, verschwindet und taucht weiter wieder auf und verschwindet wieder. So geht es Stunde um Stunde. Wunschlos reihen sich die Minuten zu Stunden, die Stunden zum Tag. Der Zauber der Wüste — er liegt zum Teil in der Möglichkeit des Sichversenkens in sich selbst — liegt in dem Fehlen abziehender Außenwelt. Fanatiker und Propheten zogen stets in die Wüste, kamen aus der Wüste — nie aus den grünen Bergen und dem Wald. Der Zauber der Wüste — vergeblich ihn malen dem, der nie ihn selbst gespürt. Wir selbst sind die Schönheit — die Stimmung. — Wir können sie nicht bekommen durch einen anderen, nur wecken kann er sie mit seinem Wort, wenn sie in uns schläft.

Nicht weit zogen wir das Escayachetal abwärts. Bald zweigt der Weg nach Tarija rechts ab. In dem Tambo Sama, einem einsamen Übernachtungshause, war es so sauber, daß wir einmal beschlossen, auf das Zelt zu verzichten. Dann hieß es die Cuesta Sama ersteigen zum gleichnamigen Paß, 3907 *m*. Und was fanden wir da! O unerwartet Wunder!

Eine Straße — eine wirkliche echte Straße! Von Tarija ist sie bis zur Paßhöhe hinaufgebaut worden — allerdings schon wieder in Verfall —, und bis wohin sie eigentlich führen sollte, hat wohl niemand je gewußt. Doch zum Abstieg ist sie wirklich sehr angenehm. Denn das ist ein Abstieg von zweiundeinhalbtausend Meter — ein Abstieg, der sich sehen lassen kann! Und es ist erfreulich, daß nicht — wie so oft! — der Weg die Aufmerksamkeit in unerwünschtem Maße abzieht. Denn dieser Weg ist landschaftlich großartig, ja mehr als das: ist schön.

Von der Hauptkette, die man auf der Abra Sama überschreitet, zweigt hier ein rasch sich senkender Querkamm nach Osten ab. Stets auf dessen Höhe, allen seinen Windungen folgend, zieht sich der Weg bergab. Hier herrscht — an der Ostseite — ein feuchteres Klima. Allmählich stellt sich die Vegetation ein — links und rechts senken sich tiefe Schluchten, oft felsige Täler, zur Tiefe. Weit vor uns, tief unter uns liegt und leuchtet das grüne Becken von Tarija. Im Osten ist es gesperrt durch eine letzte, steile aber wenig hohe Kette, doch die liegt schon fast an der Grenze des Gesichtsfeldes. Wellige, waldige Bergrücken durchziehen in Nord-Süd-Richtung das Land, der Tarijafluß glänzt — ein silbernes Band —, in engen Quertälern hat er einen Riegel nach dem anderen durchbrochen.

Hier herrscht eine ungemein verwickelte Hydrographie, deren Entwirrung allein schon Genuß bereitet. Und wenn man bedenkt, daß jenseits der letzten roten Sandsteincordillere, dieser letzten Mauer, über der tagelang die weißen Regenwolken fransenartig hängen, der Gran Chaco beginnt! Jenes ungeheure Sumpf- und Waldland, das bislang allen Versuchen seiner Erforschung erfolgreich getrotzt hat — noch stets ein großer, weißer Fleck auf der Karte Südamerikas. 40 *km* jenseits Tarija tritt der Fluß durch eine riesige Sandsteinschlucht in diese Wildnis ein. Hier winkt noch ein großes Ziel! Wer wagt den Kampf mit dem Fieber und den wilden Indianern?

Tiefer kommen wir allmählich. Der Überblick verschwindet. Dafür ent-

schädigen Bilder üppiger Vegetation. Endlich erreichen wir den alten Seeboden des Beckens von Tarija. Noch sind wir 12 *km* von der Stadt. Diese 12 *km* sind wir alle wie im Traum geritten. Eine Landschaft wie diese hat sich wohl noch keine Einbildungskraft erfunden. Verzweifelt ist der Versuch, beschreiben zu wollen, was nur der Pinsel malen kann.

Der See, der einst hier stand, hat weiche Sandsteine abgelagert, in bunter Folge gelbe, grüne, rote, braune. Wolkenbruchartige Regen haben diese Ablagerungen angeschnitten, haben steile Schluchten eingerissen. Nun ist ein Gebiet um Tarija von nahezu 400 km^2 vollständig zu einem labyrinthartigen Schluchtennetz geworden. Erdpfeiler, Mauern, Bastionen, scharfe Kämme, natürliche Brücken, Höhlen, ausladende Balkone, ein Gewirr der unmöglichsten Formen, ein Gemisch der unwahrscheinlichsten Farben. Manchmal breite Täler, dann wieder schmale Schluchten, Stellen, die wie ein Karrenfeld aussehen, und solche, die als viereckige Klötze stehen geblieben sind. Dazu kommt die reiche Vegetation, deren Grün aller Schattierungen die bunte Landschaft noch farbenprächtiger macht. Pfefferbaum, Akazien und Palmen bilden ganze Haine in den Winkeln der Schluchten. Es ist wirklich ein Zauberreich! Wir sprechen unter uns nur immer von der »Wahnsinnslandschaft«. Ähnliches gibt es wohl auch sonst. Aber ein zweites derartig großes Gebiet, das ganz von diesen Bildungen bedeckt ist, wüßte ich nicht. In der Geologie sind die Tarija-Sandsteine berühmt. Sie haben eine Unzahl diluvialer Wirbeltierknochen und Skelette geliefert — der Reichtum scheint schier unerschöpflich. Dem Laien machen am meisten Eindruck die Panzer der Glyptodonten, der riesigen, bis 2 *m* hohen Faultiere.

Die Spuren vieler Reittiere leiteten uns sicher durch dieses Labyrinth zur Departementshauptstadt Tarija.

Sie war uns eine angenehme Überraschung! Denn man bedenke: Sie liegt doch wirklich am Ende der Welt! Im Osten der undurchdringliche Gran Chaco — von Westen nur erreichbar, über mehr als 4000 *m* hohe Pässe, nach wochenlangem Ritt, so gut wie ohne Weg. Und was fanden wir? Eine nette, fast saubere, italienische Provinzialstadt. Wasser fließt durch manche Straßen, schöne Gärten wechseln mit saubern, oft sogar stattlichen Häusern; die Früchte aller Klimate reifen in diesem gesegneten Land.

Die Woche in Tarija war uns Idylle. Es sollte die vollkommenste Idylle der Reise bleiben. Idylle die gemütlichen Abendessen im Hause des Kaufmanns Schnorr, des gastfreien argentinischen Konsuls, eines geborenen Rheinländers. Idyllisch vollends unser Quartier. Unser Quartier beim »Doktor«! Das war ein feiner Mann! Wiener — aus wohlhabender Familie; hatte ein wenig Medizin studiert — in jungen Jahren ein Vermögen durchgebracht, war dann Kaufman in Japan, Teehändler, dann wieder auf dem Trockenen; hatte eine Baggermaschine von Deutschland nach Valparaiso geführt — ein verzweifeltes Unternehmen, daran sich niemand wagte! — Der Bagger ging im Sturme im Hafen Valparaisos unter, sein Besitzer wurde durch ein Wunder gerettet, und Mineningenieur. Wurde fortgejagt — landete schließlich in Tarija, dort wurde er — — Naturarzt!! Aus Überseekisten mit Blechbeschlag wurden Badewannen gezimmert, die Bibliothek war eine populäre Medizin — der Zulauf war groß — besonders seitens des schönen Geschlechts. Seine Kuren waren berühmt.

Doch von unserem Quartiere wollte ich erzählen. Der Doktor besaß ein Haus mit »Laubengang« um den Hof. Mangels verfügbarer Zimmer wohnten wir im »Laubengange«. Bistram schlief auf dem Boden, Steinmann auf einem Tisch, mein Schlafsack lag auf zwei zusammengeschobenen Bänken. Die Koffer sind die Stühle. Das Gepäck ist an den Wänden aufgestapelt. Die Sättel hängen an einem Baum-



Naturaufnahme von Dr. H. Hoek.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Erosionsgebiet um Tarija.



ast. Idylle! Ein wunderbares Schlafen in warmer Nacht unter rauschenden Bäumen und duftenden Blumen.

Wie haben wir diese Woche in Tarija genossen! Und erst die Freude, als der Doktor »sein Klosett« einweihte! Der erste derartige Bau, der in Tarija gesehen ward. Männiglich kam die sonderbare »Maschine« bestaunen — benützen. Wir hatten die Ehre, die erste Rolle Papier zu stiften. O Idylle — fern am Rande der Wildnis!

Doch bald zog es uns wieder fort. Die Pflicht rief — weckte aus idyllischem Nichtstun. Jetzt zogen wir westwärts, einem Parallelpaß der Abra Sama zu.

Die nächsten 14 Tage überspringe ich kurz. Wieder der Puna-Charakter Süd-Ost-Bolivias, wieder heiße Tage, kalte Nächte, Staubstürme, Windhosen, bald Halbwüste, bald Wüste.

Abwechslung brachte das »Valle de Cinti«. Schade, daß wir so kurz bloß weilten in diesem schönen Tal, dessen Rebengärten doppelt leuchten zwischen roten Sandsteinwänden.

Der rote tertiäre Sandstein hat wohl einstens den ganzen Süden und Osten Bolivias bedeckt. Doch nun hat ihn die Erosion entfernt, ähnlich wie die Kalkschichten des Tertiärs und des Jura von den Höhen des Schwarzwalds und der Vogesen geschwunden sind. Nur in den großen Mulden der Gebirgsfaltung liegen noch diese mächtigen, viele, viele hundert Meter dicken Sandsteinmassen, gewöhnlich dann von einem Flusse zersägt. Und wie überall auf der Erde: grob oder gar nicht geschichtete Sedimente in horizontaler Lagerung neigen zu der Bildung von Türmen und Bastionen (Elbsandsteingebirge, Dolomiten etc.); so auch hier. Die Sandsteintürme der »Palca Grande« am Rio Grande de Cotagaïta im Valle de Cinti sind kühne Gebilde — sehr ähnlich den Türmen der Sächsischen Schweiz. Nur sind sie viel viel höher und besitzen eine Höhe über dem Meer von mehr als 3000 *m*.

Versteckt in den Nischen der roten Mauern, umgeben von roten Sanddünen, liegen überall wo sich Wasser findet, herrliche üppige Gärten. Auch ein alter Bekannter Steinmanns noch von vor 20 Jahren hatte dort sein Gütchen. Und wie hat er uns bewirtet! Hängematten unter gewaltigen Oliven im Schutze der himmelhohen Sandsteinwand. Draußen unter einem Reisigdach die improvisierte Küche; ein ganzes Spanferkel wurde da geröstet. An starkem Tau vom Baume hängend ein hohler Riesenkürbis mit 20 Liter süßen einheimischen Weines! Es ist so bequem, den Kürbis zu kippen, so goldig fließt der Wein in die Gläser. Einen Tag lang lagen wir im Schatten, schaukelten die Hängematten, kippten den Kürbis und schlemmten vom Schweinchen. Dann war der Kürbis leer!

10 *km* weiter liegt die kleine Stadt Cinti oder Camargo. Bis dahin begleitete uns Riskowfsky durch das fruchtbare Tal. Er hat sich im Lauf der Jahre eine stattliche Zahl »Compadres« erworben. Alle mußten wir sie besuchen. Und alle bauten sie guten Wein und brauten süßen Schnaps. Diese 10 *km* kosteten uns einen Tag.

Stetig nach Norden reitend, verließen wir dann dieses schöne Tal und bald waren wir wieder in der »Punalandschaft«. In gewohnter Weise ritten wir zwei Tage vorwärts — auf und ab.

Dann sahen wir im Westen, vielleicht 30 *km* vor uns, hohe, weiße Berge.

Steinmann hatte sie vor 20 Jahren schon weiß gesehen und erklärte, sie wären schneebedeckt. Bistram pflichtete ihm bei. Ich bestritt das und sagte, es wäre helles Geröll, darauf die Sonne schiene. Und es ist ganz bezeichnend für die nervöse Überreizung auf Forschungsreisen, daß wir darüber in Streit gerieten. Im allgemeinen vertrugen wir uns gut — auf Grund dieser »Schneefrage« haben wir uns allerlei Grobheiten an den Kopf geworfen.

Spät abends erreichten wir einen Tambo, »Sivingomayo«,[1]) ziemlich nahe dem Fuß dieser Berge, an einem Flüßchen, das seinen Ursprung dort oben nahm, »schneegenährt«, wie Steinmann bemerkte.

Cordillera de Liqui nannte der Wirt des Tambos die Berge. Sie waren unbekannt, mußten prächtige Aussicht bieten, und so wurde für den nächsten Tag ihre Besteigung aufs Programm gesetzt. Im geheimen wohl hauptsächlich, um die Schneefrage zum Austrag zu bringen.

Wir fragten den Wirt nach dem besten Weg, soweit man reiten könnte. Für fünf Pesos wollte er uns mit einem seiner Indianer begleiten — er meinte wohl, wir wollten Gold suchen gehen.

Bei Dunkelheit und Kälte brachen wir auf und ritten dem murmelnden Wasser entgegen. Es floß so stark wie am Tage! Das sprach gegen Schnee! Dann ward es Tag — bei einer Hütte, wo die ganze Familie Maisbrot buck, nahmen wir einen Indio mit. Stundenlang ging's dann pfadlos über Platten und Geröll aufwärts.

Um 9 Uhr wurde ein Kamm erreicht — der Blick fliegt zur Höhe — weiß liegt sie vor uns. Schon wollte ich zugeben, es sei Schnee, als ein Wolkenschatten darüber zog.

Da sagte Steinmann: »Es ist doch Geröll.« Bistram war leider unten geblieben, doch hat er uns später geglaubt.

Wir sahen übrigens bald, daß dieser Gipfel alpiner war als alles, was wir bislang geschaut. Die letzten 700 *m* Anstieg waren ein richtiger Felsgrat. Leicht offenbar, nicht zerschartet, ohne Gegensteigung — aber zweifelloser Fels mit Kletterstellen. Und sonderbar — es war der erste Gipfel mit individueller Form, mit echtem Fels — und zweifellos waren die Glazialspuren an seiner Südseite. Noch in etwa 4500 *m* Höhe lag ein kleiner, runder See in ausgehobeltem Becken.

Schon bei 4300 *m* mußten wir die Reittiere lassen und weiter steigen. Nie verirrt sich wohl eines Menschen Fuß hierher. Das merkten wir am Wild. Es wimmelte geradezu von Guanacos, den schönen, fast maultiergroßen, rotbraunen Verwandten der Llamas. Sie waren wenig scheu und kamen bis 50 *m* an uns heran. Aber gerade an dem Tage hatte ich die Büchse unten gelassen!

Bei 4800 *m* etwa kamen die ersten Kletterstellen. Schon hier war die Aussicht weit und umfassend. Steinmann verzichtete auf weiteres. Unser Tambowirt hatte ganz genug von der ungewohnten Anstrengung, so zog ich allein weiter. Es war schon spät. Ich stürmte geradezu bergauf. Doch das rächt sich in dieser Höhe und noch zwei Tage lang litt ich an einem stechenden Kopfschmerz.

Um 2 Uhr stand ich auf dem Gipfel des Cero Liqui, 5150 *m*. Er war der Kulminationspunkt einer langen Bergreihe, die vollständig frei liegt als vereinzelte Gruppe. Am Horizont über der endlos schimmernden Pampa erhoben sich allenthalben ähnliche Gruppen. Des Chorolque regelmäßiger vereinzelter Kegel stand jetzt im Süden. Im Osten das abfallende Hochplateau, das sich allmählich gegen die Wälder senkt (ähnlich dem Schwarzwaldabfall gegen Württemberg), das von tiefen Tälern durchschnitten ist, und wo die roten Sandsteingebiete ein wenig Abwechslung in die Färbung des Bildes brachten.

Die Sandsteintürme des Tales von Cinti waren deutlich erkennbar. Ringsum standen dunkle Gewitterwolken, strichweise ging auch Regen nieder. Gerade in der trüben Beleuchtung konnte dieses Bild schon eher Anspruch auf die Bezeichnung schön machen. Zumal da der felsige Gipfel im wirkungsvollen Kontrast stand zu den sanften Formen der Ferne.

Nur eine Gruppe im Nordwesten fiel aus dem Rahmen aller bisher geschauten

---

[1]) Mayo = Fluß.

Bilder heraus. Das war eine ferne blaue Cordillere mit wirklich kühnen Formen. Von ihr soll im nächsten Kapitel die Rede sein.

Es stürmte so, daß der Peil-Kompaß auf dem Dreifuße schwankte. So mußte ich ihn, auf dem Bauche liegend, am Boden ablesen. Ein Sausen ließ mich aufsehen. Ein gewaltiger Kondor — vielleicht 15 *m* über mir! Er wollte sich offenbar diesen Toten mal betrachten. Ich muß gestehen, im ersten Moment hat mich dieser riesige Vogel gehörig erschreckt. Noch hatte ich den Revolver nicht schußbereit, als er schon wieder weg war.

Den Abstieg bei etwa 3300 *m* mußten wir zu Fuß machen, da auf den glatten Schieferplatten das Reiten bergab doch zu unsicher war.

Es war schon dunkel, als wir den Tambo erreichten. Unser Wirt setzte uns einen Teller Hammelfleisch vor. Beim Essen verhandelten wir ihm ein Stehmesser an Stelle der 5 Pesos; das kam uns sehr gelegen, denn unser Bargeld war knapp.

Von Bistram fanden wir Nachricht, daß er etwa 20 *km* weiter das Lager aufgeschlagen hatte. Halb im Schlaf ritten wir seinen Spuren nach, die halbe Nacht hindurch.

VI. Die Cordillera de Potosí.

Das südöstliche Bolivien ist ein gewaltiges Gebirgsland; eigentlich ein Hochplateau, das sich allmählich gegen Osten senkt und in das sich einige Talsysteme tief eingefressen haben, über welches sich aber anderseits einzelne Berggruppen und Ketten ziemlich bedeutend erheben.

Die Mehrzahl dieser Berge ist für den alpinen Sportsmenschen recht uninteressant. Ihre Besteigung ist mühsam und stumpfsinnig. Sie gehören durchaus zur Kategorie der »Mugel«.

Und doch denke ich stets mit Vergnügen an die Berge, die ich dort bestiegen. Denn bei der stets reinen, trockenen Wüstenluft ist man einer unbeschränkten Aussicht schier gewiß. Und wenn diese Fernblicke auch sicherlich nicht schön im landläufigen Sinne des Wortes genannt werden dürfen, so sind sie doch eindrucksvoll und eigenartig. Was sie durchgehends charakterisiert, ist die Weite der Landschaft, die ruhige Linienführung, die graue und braune Färbung des ganzen Bildes, sowie das Fehlen jeden Duftes in der Ferne, — jenes zarten Duftes, der bei unseren alpinen Fernblicken so gerne die romantisch-sentimentale Saite der Menschenseele zum Tönen bringt.

Von dem Kulminationspunkt einer dieser ostbolivianischen Berggruppen, vom Scheitel des Cerro Liqui, 5150 *m*, erblickte ich zum ersten Male die Cordillera de Potosí.

Durch eine wohl 100 *km* breite Aufschüttungsebene mit nur niederen Hügelzügen von meinem Standpunkt getrennt, erhob sich im Nordwesten ein langgestreckter Gebirgswall mit auffallenden — weil individuelle Gestalt zeigenden Bergen. Ich wußte nicht, wie diese Berge hießen — ob sie überhaupt einen Namen hatten —, »Cordillera de Potosí« haben wir sie später erst getauft! — ich wußte nicht, ob unser Weg an ihnen vorbeiführen würde, wußte nur, daß unser Ziel »Potosí«, das silberreiche, im Nordwesten lag, — dennoch träumte ich von der Möglichkeit, von einem dieser Berge einen Einblick in diese unbekannte — auf den meisten Karten gar nicht verzeichnete — Bergwelt tun zu können.

Noch in der Nacht nach der Besteigung des Cerro Liqui erreichten Steinmann und ich unseren dritten Gefährten mit der Gepäckkarawane. Zwei Tage lang zogen wir dann unseres Wegs gen Potosí, stets in nordwestlicher Richtung. Wir querten die große Ebene, die Pampa von Otavi, auf die ich vom Cerro Liqui hinabgeschaut

hatte; und von jedem Hügelzuge, den wir überschritten, erschienen die Berge vor uns größer und reicher an Einzelheiten.

Schon in unseren gut bekannten, europäischen Gebirgen ist es reizvoll, bei allmählicher Annäherung an der Hand von Karten, Bildern oder Beschreibungen die Einzelheiten nach und nach zu entwirren und sich zurechtzufinden in der zuerst unzerlegbaren Gesamtmasse. Im fremden Land ist dies eine ungemein fesselnde Aufgabe, die oft die ganze Aufmerksamkeit des Reisenden in Anspruch nimmt. Von dem langen Ritt am zweiten Tage weiß ich auch nicht viel anderes zu erzählen, als daß der Weg schlecht und steinig, die Entfernungen fast endlos und daß die Sonne heiß, das Wasser sehr spärlich gewesen sei. Auf dem Cerro Liqui hatte ich einzelne Gipfel trotz der Entfernung gut unterscheiden und anpeilen können. Auf meiner Routenskizze waren sie nach ihrer Form bezeichnet als: »Zuckerhut«, »Klotz«-berg etc. Da aber der erste Tag unserer Reise nach Westen durch ein niederes Gebirgsland führte, ohne Aussicht nach vorne, so war es am zweiten ein schwieriges Kunststück, die einzelnen Gestalten wieder zu erkennen und einwandfrei zu bestimmen, »welcher Berg welcher« sei.

Eines fiel uns an diesen Bergen ganz besonders auf, etwas was sie in Gegensatz stellte zu all den Gebirgen, die wir bislang gesehen hatten: Das war eine riesige, wohlabgesetzte Sockelmasse, die den Fuß der ganzen Gruppe, so weit sie sich übersehen ließ, umhüllte; gewaltige Schuttmassen, aus denen sich kühnere Felsberge vereinzelt nackt und steil erhoben. Bei größerer Annäherung am Abend wurde die Ahnung des Tages zur Gewißheit: Hier hatten wir ein einst stark vergletschertes Gebiet vor uns. Die sanftgeformten Schuttmassen waren Moränenwälle, die aus jedem Tale herausquollen oder ihm halbkreisförmig vorgelagert waren. Das war für unsere nächsten Pläne bestimmend. Auf alle Fälle mußten wir in diese Berge eindringen, um diese Spuren südamerikanischer Eiszeit näher zu besehen.

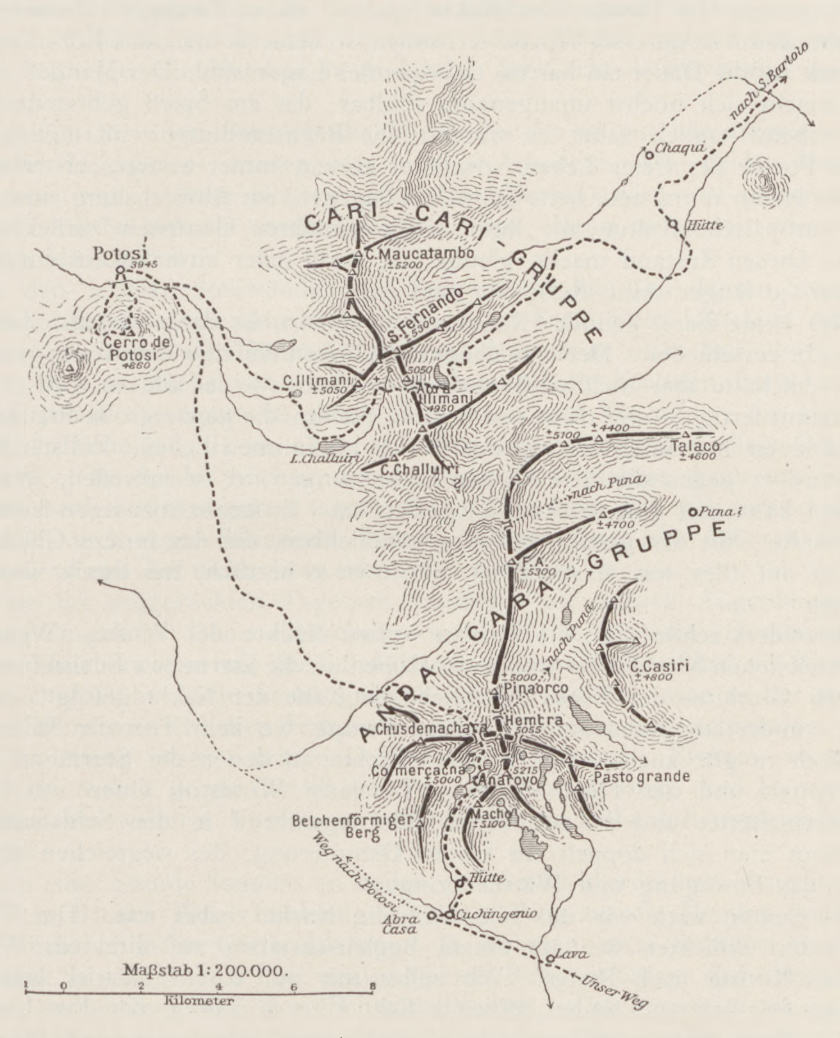
Wir wurden vom Glück ganz besonders begünstigt. Spät am Abend des 13. November 1903 trafen wir am Südende der ganzen Gruppe einen größeren Weg, der 50 *km* um die Berge herum nach Potosí führte. Wir erfuhren, daß er angelegt sei, um die Erze einer Mine gut nach der Stadt bringen zu können und erfuhren ferner, daß die Mine selbst bloß ca. 14 *km* entfernt, hoch oben in den Bergen läge und daß ein guter Weg dahin führe.

Diese Auskunft war bestimmend. Wir schlugen das Zelt sofort auf und blieben die Nacht an der Kreuzungsstelle. Früh am folgenden Morgen wurde die »Tropa« mit zwei von unseren Dienern nach Potosí vorausgeschickt, während wir drei mit nur einem Lasttier der Mine zu in die Berge ritten; von da wollten wir auf direktem Wege quer durch die ganze Berggruppe, dann später auch Potosí erreichen.

Zum Verständnis unseres Wegs muß ich den Leser bitten, einen Blick auf die Kartenskizze der Cordillera de Potosí zu werfen. Mit dieser kleinen Mühe spart er mir eine große Arbeit und viel beschreibende Worte, die doch nie denselben klaren Eindruck erwecken wie eine, wenn auch noch so mangelhafte bildliche Darstellung. Uns stand damals diese Karte nicht zur Verfügung, als wir uns aufmachten, in diese Berge einzudringen. Sie ist vielmehr das Ergebnis unserer Reise. Da wir sowohl im südlichen Teile der ganzen Gruppe — dem »Andacaba«-Teile — wie später im nördlichen Teile der »Cari-Cari«-Gruppe — ausgezeichnetes Wetter hatten, so kann ich mit ziemlicher Sicherheit sagen, daß die gegenseitige Lage der Gipfel richtig ist; ebenso der Verlauf der Täler, durch die unsere Route führte. Der Rest ist natürlich schematisch. Die Namen entstammen dem Munde einheimischer Indianer. Wahrscheinlich sind sie nur örtliche Bezeichnungen einzelner Indianeransiedelungen.

Nur die Namen »Hembra de Andacaba«, »Macho de Andacaba« und im nördlichen Teile »Cerro S. Fernando« sind den besonders auffallenden Bergen in der

Nähe der Minen »Andacaba« und »Illimani« von den dort arbeitenden halbeuropäischen »Ingenieuren« beigelegt worden. Schließlich will ich noch bemerken, daß auf der Karte von Ingenieur Germann östlich Potosís ein großes Hochgebirge mit ewigem Schnee und Gletschern verzeichnet ist an der Stelle unserer »Cordillera de Potosí«. Wie so manches auf der Germannschen Karte ist auch das Phantasie. An den höchsten Bergen der Gruppe bleiben über Sommer allenfalls kleine Schneeflecke; von einer ewigen Schneebedeckung ist keine Rede.



Karte der Cordillera de Potosi.

Die ganze Berggruppe hat eine gestreckt-elliptische Gestalt mit der Hauptausdehnung in nord-südlicher Richtung. Diese Zentralachse trägt die höchsten Erhebungen. Verschiedene Queräste gehen von ihr ab und in ihnen stehen im allgemeinen die sekundären Erhebungen. Am Südende gabelt sich der Hauptstrang in zwei annähernd gleichwertige Äste. Ein großes Tal senkt sich zwischen diese beiden Kämme ein und in seinem etwas verbreiterten Hintergrund liegt die Mine Andacaba.

Am Fuß der Berge, nahe dem Ausgang des soeben erwähnten Tales, verbrachten wir in 3700 *m* Höhe eine kalte und unangenehme Nacht. Der Wind

fauchte durch unser Tal, er blies Staub und trockenen Maultiermist durch alle Ritzen des Zeltes. Am Morgen waren die Schlafsäcke grau überpulvert, der feine Sandstaub knirschte zwischen den Zähnen. An Waschen war wie gewöhnlich so gut wie nicht zu denken.

Es ist ein eigen Ding um ein solches Zelt- und Nomadenleben auf langen Reisen im wilden Lande. Die erste Woche findet man dieses freie Dasein herrlich und unschätzbar schön. Es ist die Steigerung unserer Freude auf Alpenhütten. Eine Steigerung der Freude, der Kultur und all ihrem Zwang entronnen zu sein.

Aber kaum ist die erste Woche verronnen, so bemerkt man, daß Korkmatratze und Schlafsack auf die Dauer ein hartes, unbequemes Lager sind. Der Mangel an Waschwasser macht sich höchst unangenehm fühlbar; das am Spieß gebratene Hammelfleisch scheint täglich zäher zu werden, die Büchsen-Butter wird täglich ranziger und die Poesie des freien Lebens erscheint als ein immer weniger erstrebenswertes Ziel. Mit einem Wort, man hätte gar nichts dagegen, zur Abwechslung einmal wieder in die europäische Kultur mit ihren vielgeschmähten Genüssen zurückversetzt zu werden. Diesen Zustand macht, glaube ich, wohl jeder ausnahmslos durch, um so intensiver, je länger seine Reise vor ihm liegt.

Wie lange dieser gelinde »Reisekater« andauert, ist dann natürlich bei den einzelnen sehr verschieden. Der eine überwindet diesen Anfall während der ganzen Reise nicht — der hätte aber auch nie hinausgehen sollen! —, der andere wird in wenigen Tagen damit fertig — und dann erst beginnt für ihn die ganze große Freude an dem ungebundenen, nur durch den eigenen Willen bestimmten Leben. Vollständig gleichgültig wird er gegen alle diese kleinen Entbehrungen; er ist zufrieden, wenn er sich satt essen kann und eine trockene Liegestatt hat. Er kennt sozusagen kein anderes Leben mehr. Mit der großen Selbstverständlichkeit, die das innere Glück ist, verzichtet er auf alles, was er nicht hat. Dann ist es herrlich, frei durch weite Länder zu ziehen.

Besonders schön sind die erhaben stillen Nächte der Wüste. Wenn in der unbeschreiblichen Klarheit der trockenen Höhenluft die Sterne wie Edelsteine leuchten, wenn der Gluthitze des Tages die belebende Kälte der Nacht gefolgt, dann liegt es sich wundersam unten auf der weiten Pampa, wo kein Ton die Stille stört.

Doch es gibt auch andere Nächte. Nächte, in denen der Sturm an den Zeltstäben rüttelt und das Tuch knattert. Wo jeder Windstoß einen mit Sand und Staub überschüttet und die nächtliche Kälte erstarrend in den Schlafsack kriecht. Dann freut man sich doppelt der kurzen Dämmerung, des siegreichen strahlenden Lichtes, das Bewegung und Wärme bringt.

So freuten auch wir uns alle, daß die Nacht vorbei war. Die Tropa mit zwei Leuten schickten wir mit einem Begleitschreiben auf direktem Wege zum deutschen Konsul nach Potosí. Wir selbst mit nur einem Lasttier wandten uns in das große, sich nach Süden öffnende Tal. Über den Weg, der dort hinaufführte nach der Mine, hatte man uns nicht zu viel gesagt: für bolivianische Verhältnisse war er wirklich ganz ausgezeichnet. Ohne jede Mühsal konnte man dauernd im Sattel bleiben.

Von den Glazialerscheinungen, deretwegen wir da hinaufritten und die uns in Gestalt von Moränen und Rundhöckern in großartigster Weise entgegentraten, will ich hier nicht erzählen. Lieber sei es versucht, die Landschaft kurz zu charakterisieren.

Die Mine Andacaba selbst, das heißt das Verwaltungsgebäude und die Wohnungen für die indianischen Arbeiter — alles niedrige Steinhütten — liegt am Fuße des silberreichen Berges, der »Hembra de Andacaba«. Sie liegt ganz im Hintergrunde des Tales, über dem kreisrunden Seelein, das schwarzblau in

dem Bergzirkus eingebettet ist und weit talabwärts erstreckt sich der Blick. Es ist wohl eine hochalpine Landschaft; allseitig erheben sich kühne Felsberge, zackige Grate, aber auch bei schönstem Wetter fehlt der Landschaft die anheimelnde Freundlichkeit der europäischen Alpen. Trübe Farben beherrschen das Landschaftsbild. Kein leuchtendes Firnfeld grüßt von der Höhe, kein murmelnder Bach hüpft bergab, kein Blümlein zeigt sich dem suchenden Auge, nicht einmal ein Grashalm. Tot und kalt — eine erstorbene Welt — interessant-eigenartig, aber eigentlich abstoßend. Namentlich im Osten ist sonst die Linienführung in der Umrandung des Talkessels nicht übel. In einem schön geschwungenen Bogen erheben sich drei Felsberge: die Hembra de Andacaba, der Cerro Anaroyo und der Macho de Andacaba.

Gegen 9 Uhr erreichten wir die Mine. Sie ist so gut wie aufgelassen; nur zwei weiße »Ingenieure« hausen hier mit 16 Arbeitern. Die beiden Herren tun alles für uns, was in ihren Kräften steht. Das »Bureau« wird uns ausgeräumt und auf dem Boden breiten wir unsere Schlafsäcke aus. Dann treten wir wieder hinaus und halten Umschau.

An den felsigen Steilwänden der Berge klebt hie und da ein Schneefleck. Große Schuttkegel ziehen hinab zu dem stillen See. Kein Lüftchen rührt sich, wolkenlos spannt sich der Himmel über uns; dabei ist es recht kalt, $\pm 0°$. Da wir uns schon in einer Höhe von 4700 *m* befinden und die höchsten Berge uns allenfalls noch 500 *m* überragen, so planen Steinmann und ich sofort, die Hembra de Andacaba zu besteigen, da sie einen ausgezeichneten Einblick in diese Gebirgswelt bieten muß. Ob sie der höchste der umliegenden Gipfel ist, kann uns allerdings keiner der beiden »Ingenieure« sagen. Sie wissen nur, daß gelegentlich Indianer oben waren, auch einen Steinmann bauten. Ob je einer der anderen Gipfel bestiegen sei, wissen sie nicht, bezweifeln dies aber.

Trotz der vorgerückten Tageszeit zauderten wir keinen Augenblick, an die Besteigung zu gehen. Denn abgesehen von der Höhe, liegt die »Hembra de Andacaba« zur Mine etwa so wie die Sulzfluh zur Tilisuna-Hütte. Und ein Wettersturz, der in solcher Höhe leicht verhängnisvoll werden könnte, war in der trockenen Jahreszeit allem menschlichen Ermessen nach vollständig ausgeschlossen.

In Begleitung unseres dritten Gefährten, des Barons v. Bistram, wandten wir uns zunächst östlich gegen den flachen Paß zwischen Anaroyo und Hembra. Bald gab Bistram ein weiteres Vordringen auf, da ihn die Höhenluft ungleich mehr als uns angriff.

Nach einer Stunde Steigens an steilen, mit Geröll überdeckten Hängen, standen wir auf dem flachen Paß. Eindeutig lag unser Weg auf die Hembra vor uns, als offenbar recht einfache Gratwanderung. In weiteren zwei Stunden wurde auch dieses Stück bewältigt. Es hat wenig alpinen Reiz, erfordert nur Trittsicherheit und ein bescheidenes Maß von Schwindelfreiheit. Erst ganz zuletzt gab es für etliche 20 Minuten ein regelrechtes, wenn auch leichtes Klettern, das übrigens in einer Höhe von über 5000 *m* immer unverhältnismäßig mehr anstrengt als das einfache Steigen. Es war ein wundervoller, herrlicher Tag, an dem wir auf der Hembra, 5055 *m*, standen. Da kein Wölkchen die Sonnenstrahlen hinderte und vollkommene Windstille über den Bergen herrschte, so kam uns die niedrige Lufttemperatur gar nicht zum Bewußtsein und ungehindert konnten wir unsere Arbeiten erledigen. Zunächst einmal galt es, die nähere Umgebung der Berggruppe von Andacaba kartographisch zu skizzieren und die Lage der einzelnen Berge und der vielen Seelein durch Peilung genau festzulegen.

Eigenartig genug ist die Umgebung der Hembra. Zwischen allen Bergen liegen breite, ausgesprochen glaziale Täler mit steilen Wandungen. Auf ihren Sohlen sind

viele Seelein, oft abenteuerlich gewunden, als beredte Zeugen der Zustände zur Diluvialzeit, eingebettet. Nackte, kahle Felsberge erheben sich über diesen steinigen, öden Tälern. Ihre Form ist oft hübsch, ihre Linien sind kühn, doch haben sie in dieser trostlos braunen Umgebung nichts gemein mit dem lockenden Bilde himmelstürmender Kraft, wie es uns die Felsberge der Alpen darbieten.

Im Süden und Osten der Berggruppe von Andacaba erstreckt sich die »Pampa«, die Hochfläche. In den hügelartigen, wenig steilen Bergen, die sich wellengleich aus diesem erstarrten Meere erheben, hat die schwache Erosionskraft des trockenen Klimas nur unbedeutende Furchen eingerissen. Aller Verwitterungsschutt bedeckt die Hänge. So entstehen fast genau parallel gerichtete, weite, Vförmige Tälchen stets mit gleichem Böschungswinkel. Dieses System fast paralleler Linien und gleicher Winkel ist überraschend und zieht sofort als durchaus eigenartige Erscheinung den Blick auf sich; ganz fern im Süden, im Osten, im Westen zeigen sich Gruppen hoher Berge. Die Cordillera de Liqui ist eine solche, die Gruppe des Chorolque eine andere; vergessene Inselklippen eines endlosen Oceans, reizen sie die forschende Neugierde — haben aber nichts anheimelnd Vertrautes.

Einen besseren Aussichtspunkt als die Hembra de Andacaba hätten wir uns gar nicht denken können, da dieser Berg wirklich im Herzen der südlichen Hälfte der Cordillera de Potosí liegt. Er wird übrigens von drei Bergen zweifellos überragt. Einmal von einem steilwandigen, einzelstehenden Felskegel im Norden, der auf meiner Karte mit »F. A.« bezeichnet ist, und sodann von dem »Macho de Andacaba« und dem Cerro »Anaroyo«, dem höchsten Berge in der Umgebung der Mine.

Da wir bereits um 3 Uhr wieder auf der Einsattlung zwischen Hembra und Anaroyo standen, so war für mich die Besteigung zu verlockend. Und während Steinmann gegen die Mine abstieg, kletterte ich an der Westflanke des Berges langsam in die Höhe, querte diese ganz und gelangte so zu dem Grate zwischen Anaroyo und dem südlich anschließenden Macho. Dieser Grat, aus wollsackgleichen Granitblöcken aufgebaut, gab eine prächtige Kletterei in festem Gestein. Um 5 Uhr stand ich auf dem Gipfel des Anaroyo, 5215 *m*. Im großen und ganzen war es dieselbe Aussicht wie von der Hembra; nur war sie beschränkter gegen Norden und nach Osten sah ich steiler hinab auf das breite, ausgehobelte Glazialtal zwischen »Pasto Grande« und »Anaroyo«, sowie in den großartigen Karkessel zwischen Anaroyo und Macho, den auch wieder ein fast kreisrundes Seelein schmückt.

Nachdem das rein wissenschaftliche Interesse (um diesen nicht ganz befriedigenden Ausdruck zu gebrauchen) gesättigt war, überfiel mich ein Gefühl großer Einsamkeit, wie ich es nie auf einem Alpengipfel empfunden, auch nicht im tiefsten Winter, wenn die ganze Natur erstarrt ist.

Der Tag neigte sich rasch dem Ende zu. Mehr und mehr verschwamm alles in der klaren Ferne in ein unbestimmbares Blaubraun — ein ganz eigenartiger Farbenton. In einsamer Stunde, wo die Stille brausend im Ohre klingt, lag ich da oben und lauschte dem fernen Raunen, das von den eiligen Wässern der großen europäischen Lebensströme bis hierhin in mir nachklang. Manches Bild der Heimat tauchte aus dem Meere der Vergangenheit auf — aber mit verändertem Standpunkte wird die Perspektive eine andere, über manches habe ich draußen anders denken gelernt — und zwar bewußt denken gelernt. In der großen Stille, der fernen Einsamkeit, da ist es oft, als säße tief in deinem ureigensten Wesen ein stiller Zuschauer und beobachtete dein Denken, und du weißt das — und auch dieser Zuschauer birgt in des Herzens innerstem Winkel den seinen — und so fort in endloser Reihe. Seltsame schwermütige Stimmungen zeugt diese öde, tote Landschaft, wenn du ganz allein bist mit deinen Gedanken.

Nach Dunkelheit erreichte ich die Mine, schon wartete das Souper: »Suppe

mit ‚Aji‘, Hammel mit ‚Aji‘, Kartoffel mit ‚Aji‘.« Mit Tee und Schnaps spült man das beißende Zeug hinab. Bald suchten wir unser Lager auf, das für Bistram kein Bette der Freude war, da er es in liegender Stellung vor Bergkrankheit kaum aushalten konnte.

Noch vor Sonnenaufgang brachte uns am nächsten Morgen unser Diener den heißen »Mathe«. Das schlechte Maisbrot, wenn man die flachen Fladen aus unvergorenem Maismehl so nennen will, war bald verzehrt und wir sattelten unsere vor Kälte schlotternden Maultiere. Ein leichter Reif deckte den hartgefrorenen Boden. Wir zogen hinab zu dem kleinen See, in dem sich still der Macho de Andacaba spiegelte und stiegen dann empor zu der Einsattlung zwischen Hembra de Andacaba und Cerro Chusdemachara. Eine schlechte Pfadspur leitet über diesen Paß; sie führte uns in ein weites, flaches Tal, das sich allmählich nach Westen senkt und in dessen Hintergrund im Nordosten wiederum die auffallende Gestalt des Berges F. A. steht. Durch grobblockiges Moränengeröll und vereinzelte Büschel stachlichten Pampagrases zogen wir schier endlos westwärts, bis endlich kurz vor Mittag der Westfuß der Gruppe erreicht ist. Auch hier taucht das Gebirge unter in gewaltige, glaziale Schuttmassen. Vor unserem Tal lagen große, amphitheatralische Endmoränen, wir konnten bis neun konzentrische Wälle zählen.

Fast genau nördlich, einen Moränenhügel nach dem andern erklimmend, führte unser Weg dann gen Potosí. Richtungspunkt war die flache, weite Depression zwischen den Ausläufern der Berge rechts und der kegelförmigen Gestalt des isolierten Cerro de Potosí links.

Die Stadt Potosí selbst erblickten wir erst, als wir die erwähnte Einsattlung überschritten hatten. Eine halbe Stunde später suchten wir unseren Weg durch die Ruinen der äußeren Stadt zu dem Zentrum, der Plaza, und quälten unsere Mulas durch die steilen Gassen über ein halsbrecherisches Pflaster, wobei allenthalben lagernde Llamaherden fortwährenden Ärger und Aufenthalt verursachten.

Die Llamas sind das eine Wahrzeichen der alten berühmten Silberstadt, das zweite ist sein Berg — der »Cerro« schlechthin, als dritten könnte es einen betrunkenen Indianer im Wappen führen. In jeder Straße sieht man sie alle drei: den Indianer am Boden — das Llama mit neugierig erhobenem Kopf und des Cerros regelmäßige Gestalt hoch in der Höhe.

Ein interessanter Berg in mehrfacher Hinsicht ist der Cerro de Potosí — bemerkenswert auch durch die ungeheuere Menge Silber, die er geliefert, womit die spanischen Silberflotten beladen waren; man zählt heute zirka 4000 Stollenlöcher in seinen kahlen Flanken. Mit seinem »fabelhaften« Reichtum — »una riqueza fabulosa« — beherrschte er das Denken aller Bewohner der einst mächtigen Stadt, die zur Blütezeit 200 000 Einwohner zählte. Heute ist das Silber so gut wie erschöpft, die Blüte der Stadt ist dahin — aber noch immer dreht sich das Denken der Menschen um den Berg und seine Schätze, und so ist es nicht verwunderlich, wenn auf fast ausnahmlos allen Karten nur der orographisch unbedeutende Kegel des Cerro verzeichnet und nichts von der gewaltigen Cordillera zu finden ist, an deren Fuß Potosí liegt. Und doch ist das etwa so, als wollte jemand das Faulhorn bei Grindelwand als Gebirge kartieren und vergäße die Eisberge im Osten.

Von dem Leben in dieser, zu drei Vierteilen in Ruinen gesunkenen Stadt, von der Aufnahme durch freundliche Landsleute, von dem vorsintflutlichen Hotel, sowie der fabelhaften Kunst unseres Wirtes im Cocktailbrauen, ist hier nicht der Ort, zu erzählen.

En passant — auf dem Wege, notwendige Repräsentationsbesuche zu machen — sahen wir die Architektur-Denkmäler aus der Spanierzeit: Die Kirche, die Münze, die Plaza mit ihrem Bogenschmuck. Kaum waren unsere notwendigsten Arbeiten

erledigt, so fing der alles beherrschende Cerro an, auch auf uns seine Macht auszuüben: Den Cerro de Potosí, den in allen Metallfarben mißfarbig glänzenden Berg mußten wir besteigen.

Es ist das auch kein Kunststück. Aufpassen muß man nur auf die zahllosen Löcher und Stollenwände, aufpassen auf die steilen Trümmerhänge, wo — das Maultier nicht Fuß fassen kann. Denn fast bis oben kann der »Bergsteiger« im Sattel bleiben. Nur die letzte halbe Stunde von dem letzten und höchsten Stollen an muß er selbst seine Glieder regen — was mir besonders schwer fiel, da ich auf diesem nur 4865 *m* hohen Berg mehr an Bergkrankheit gelitten habe als vorher und nachher in 5000, ja 6000 *m* Höhe.

In vier Stunden läßt sich der Aufstieg gut durchführen und er lohnt wirklich die Mühe. Denn infolge seiner freien Lage vor dem Westrande der Cordillera de Potosí gewinnt der Besteiger einmal einen vorzüglichen Überblick über dieses Gebirge, dann aber auch einen Begriff von der verworrenen Topographie der Sandsteingebiete westlich Potosís. Mehr wie einen Begriff von der Fülle der Formen, die da auftauchen, wird er allerdings bei einmaligem Besuch kaum gewinnen, zu groß ist die Mannigfaltigkeit und die Entfernung. Um so klarer ist der Einblick in die Cordillera de Potosí. Deutlich tritt die orographische Trennung zwischen Südgruppe (Andacaba) und Nordgruppe (Caricari) in die Erscheinung. Der letztere Name ist außerordentlich charakteristisch. Wörtlich übersetzt heißt er »Mann-Mann«, bedeutet also dem Sinne nach etwa »die Manneln« und tatsächlich erheben sich die Felsberge der Nordgruppe von hier aus gesehen als eine Reihe postenartig aufgebauter Felskolosse, die auffallend sich abheben gegen die Moränen und Schotterlandschaft, die ihre letzten Steinblöcke bis in die östlichen Straßen Potosís hinein entsendet.

Wir unternahmen noch einen längeren Ausflug nach Westen zu dem rosengeschmückten »Bade« Miraflores. Man versteht die Vorliebe der wenigen Europäer Potosís für dieses Plätzchen, wenn man einmal das freundliche Grün dieses Tälchens im Gegensatz zu der Steinwüste Potosís gesehen hat. Eine malerische Sandsteinschlucht führt nach Westen in ein zweites Tal. Leuchtend rote Sandsteinberge lassen alles Grün doppelt auffallend erscheinen, weiße Sinterterrassen der heißen Quellen, wo sich auch die Ruinen eines »Inkabades« befinden — geben dem Platze etwas Eigenartiges.

Bald mußten wir leider wieder hinauf in Potosís dünne Höhenluft. Dann sollte die Reise weiter führen nach Sucre, Bolivias konstitutioneller Hauptstadt. Die erste Tagesroute führt gewöhnlich bis St. Bartholo, nordwestlich der Cordillera de Potosí gelegen, und der gute Reitweg umgeht das Nordende der Berge. Auf diesem Wege schickten wir unser gesamtes Gepäck, unsere Zelte usw. nach Bartholo mit der Weisung, dort auf uns zu warten.

Unser Begehr stand dahin, den nördlichen Teil des Gebirges etwas näher zu besichtigen und die Nord- (Cari-Cari-) Gruppe zu queren. Leider hatte niemand in Potosí diesen Weg je gemacht — aber man versicherte uns, es seien allerhöchstens 7 Leguas (ca. 38 *km*) und so brachen wir wohlgemut erst gegen 8 Uhr auf und meinten, einen bequemen Tag vor uns zu haben, um so mehr als mitten in den Cari-Cari-Bergen ein Bergwerklein — Illimani — in 4700 *m* Höhe liegt, wo wir Mittagsstation machen wollten. Die erste Hälfte des Tages verlief durchaus programmäßig. Zunächst kam die Schotter- und Moränenlandschaft. Hinter ihr, am Ausgang eines Tales, der glaciale See, durch das Tal traten wir in die Berge ein und nach vier Stunden hatten wir die Mine Illimani erreicht. Leider graupelte es ein wenig, doch nicht genug, um uns an der Orientierung zu verhindern. Die Cari-Cari-Gruppe trägt ganz den Charakter der Andacababerge. Nur stehen die Felsberge dichter gedrängt. Besonders schön wirkt der Cerro S. Fernando, ein

regelmäßiger Felskegel, der auch der Kulminationspunkt der Gruppe zu sein scheint. Von ihm strahlen mehrere Kämme aus, deren einen, den, der die Verbindung nach Südost mit der Andacaba Gruppe vermittelt, wir zu überschreiten hatten, um die Ostseite der Berge zu gewinnen.

Wir sahen recht gut die Einsenkung im Kamme, durch welche wir mußten, hatten aber zuerst unsere schweren Bedenken, ob es möglich sein würde, die Maultiere da hinaufzubringen. Doch in der Mine versicherte man uns, es seien hier und da schon Reiter dahinüber gegangen. So ließ ich denn beruhigt meine Gefährten beim Frühstück und machte mich daran, eine kuppenartige Erhebung gleich nördlich des Passes zu ersteigen. Durch leichten, gut gestuften Fels erreichte ich sie in zwei Stunden und stand damit auf der Höhe von 5050 *m*. Das Glück war mir wohlgelaunt, es besserte sich das Wetter und gestattete, eine ziemlich eingehende Skizze der Cari-Cari-Gruppe zu entwerfen.

Gegen 2 Uhr trafen wir uns dann auf der Höhe der »Abra Illimani«, 4960 *m*. Zwei Maultiere hatten Zeichen schwerer Bergkrankheit gezeigt und waren nur mit großer Mühe hinaufzubringen, zumal da Herr v. Bistram selbst gar nicht wohl war.

Allsogleich begannen wir den Abstieg nach der Ostseite. Er führte uns durch ein langes, ehemaliges Gletschertal von so ausgesprochener Glazialform, wie ich nur je eines in Norwegen gesehen habe.

Ausgehobelte Seelein mit anstehenden Schwellen, steile Talwandungen, breite Talsohlen, Rundhöcker, geschliffene und gekritzte Felsen — alles Spuren unzweifelhafter Eiswirkung, wirkten zusammen, um in uns gar keinen Zweifel aufkommen zu lassen über die geologische Geschichte dieser Gegend in der jüngsten Vergangenheit.

Gleich unterhalb des ersten großen Sees mündet von Nordwesten ein zweites Tal in unseres ein, in seinem Hintergrund steht ein prächtiger Felsklotz, der Cerro »Maücatambo«. Die linke Talseite zeigt kühne, oft in Türme und Zacken aufgelöste Felsberge, die rechte eine zahmere Folge von Bergkuppen, zwischen denen halbkreisrunde, tiefe »Kar«löcher ausgearbeitet sind.

Zuerst nahm das alles unser Interesse aufs höchste in Anspruch. Aber Stunde auf Stunde zogen wir sozusagen durch stets gleiche Szenerie abwärts; kein nennenswerter Pflanzenwuchs belebte das Bild, außer zwei scheuen Wildgänsen bekamen wir kein Tier zu sehen. Dabei war der felsige Pfad von einer derartigen Scheußlichkeit, daß an Reiten gar nicht zu denken war; auf die Dauer wirkte alles zusammen recht ermüdend und sehnlich erwünschten wir uns das Ende des Tales, die Pampa S. Bartholo; denn schon neigte sich der Tag.

Längst hatten wir mehr als sieben Leguas zurückgelegt und wir hofften am Ausgang des Tales irgendwo S. Bartholo zu sehen.

Die rechte Seitenmoräne stiegen wir empor. Bald hatten wir ihre Höhe erreicht und konnten weit nach Süd und Nord das Land am Fuße der Berge überblicken. Eine große, sanftgeneigte Fläche, mit Tausenden und Abertausenden von großen Blöcken bedeckt, senkte sich gemach gegen Osten, wo sie allmählich überging in eine Ebene, die abwechselnd gelbsandige und salzweiße Flächen zeigte. Vor den einzelnen Tälern wanden sich große Moränenschlangen weit hinaus. Eine solche lag auch vor unserem Tal. Die beiden Seitenmoränen schlossen sich fast modellartig zu einem Stirnwall zusammen und umklammerten ein kleines, rundes Seelein, das sich ängstlich hinter die Wälle duckte. Etwas weiter im Süden, an der Übergangsstelle zwischen Aufschüttungsfläche und Ebene, lag ein kleiner, regelmäßig kegelförmiger Berg, der im letzten Sonnenschein einen riesigen, kegelförmigen Schatten auf die Ebene warf.

Eine zerzackte Bergkette, die gegen den Widerschein des Abendrots im Osten sich schwarz und drohend abhob, schloß das bizarre Bild gegen Norden ab.

Wenn wir geahnt hätten, daß erst am Fuß dieser Berge St. Bartholo lag, dann hätten wir uns gewiß zum Biwak entschlossen. So aber waren wir froh, endlich eine Indianerhütte zu finden. Mit Mühe machten wir deren Besitzer begreiflich, wohin wir wollten; und stunden- und stundenlang zogen wir, unter seiner Führung, unsere müden Tiere über wüste Steinfelder, durch trockene Flußläufe und über viele, viele Hügel weg am Zügel hinter uns her.

Doch da beginnt ein anderes Kapitel; das über die Cordillera de Potosí war für uns einstweilen abgeschlossen. Andere Bilder und andere Gegenden nahmen unser Interesse in Anspruch. Erst zu Hause beim Entwurf der Karten habe ich mich dieser Berge wieder erinnert und habe lebhaft bedauert, daß wir nicht eine kurze Woche der Untersuchung dieser unbekannten, stillen, gut in sich geschlossenen Bergwelt gewidmet haben. Das hätte genügt, wenigstens einen rohen geographischen Überblick zu geben an Stelle dieser flüchtigen Skizze.

VII. Aus dem Vulkangebiete des Westens

(Cerro Tacora, 6060 *m*)

Den gesamten südamerikanischen Kontinent kann man, im großen betrachtet, auffassen als eine geneigte Platte, die im Osten in das Meer taucht und die im Westen sich mit Steilrand daraus erhebt.

Diese plötzliche westliche Erhebung ist — wie viele ähnliche auf der Erde — die Folge eines Vorgangs, den man geologisch mit dem Worte Bruch bezeichnet.

Das heißt: längs einer Spalte der Erdrinde hat sich eine Seite gesenkt — oder die andere gehoben — was in der Wirkung auf dasselbe hinauskommt. Fast alle größeren Brüche sind begleitet von vulkanischen Eruptionen. Sind sie verhältnismäßig jung, so treffen wir noch tätige Vulkane; sind sie alt — nur deren letzte Nachklänge; sind sie unbedeutend, so treten keine vulkanischen Schmelzflüsse, sondern nur heiße, oft mit Mineralsalzen beladene Quellen an die Oberfläche.

So sehen wir auch die große Bruchlinie der pacifischen Küste von ungeheuren Vulkanausbrüchen begleitet — sehen dem ganzen Steilabfall der Cordilleren gegen Westen eine lange Reihe riesiger Vulkanberge aufgesetzt, die, fast alle monogener Entstehung, in der Mehrzahl der Fälle ihre reine Kegelform bewahrt haben.

Diese riesigen Berge mit ihren ungebrochenen Linien, mit ihren weißen Schneehäuptern prägen dem Westen der bolivianischen Hochfläche den eigenartigen Charakter auf. Um so eigenartiger, als gerade an der Westküste, soweit sie ursprünglich zu Bolivien gehörte, sowie in ihrem unmittelbaren Hinterlande, das noch heute dazu gehört, ein ausgesprochenes Wüstenklima herrscht. Die Westküste Südamerikas steht in klimatischer Hinsicht im diametralen Gegensatz zu Europa. Bei uns finden wir den warmen Golfstrom und dementsprechend warme Luftströmungen. Sie kühlen sich ab und müssen als Regen ihre Feuchtigkeit lassen: Daher die anormal hohe Temperatur und der Regenreichtum Westeuropas. Der Westküste Südamerikas entlang streicht der kalte Humboldtstrom. Kalte Winde kommen mit ihm, sie erwärmen sich und Niederschläge sind damit ausgeschlossen. So ist die ganze Küste von Valparaiso bis Lima regenarm und unverhältnismäßig kühl — sie ist zum Teil trostloseste Wüste.

Diese Wüste zusammen mit den hohen Vulkanen geben dem Westen Bolivias seine Eigenart, seinen Reiz.

Zweimal habe ich diesen westlichen Wüstengürtel gequert. Einmal mit der

Bahn im Süden, sehr bequem — einmal weniger bequem im Norden auf Maultierrücken. Und gelegentlich dieser Reise gelang mir die Besteigung des Vulkans Tacora, 6060 *m*.

Die Fahrt auf der Antofagasta-Oruro Bahn sollte jeder machen, den sein Geschick irgendwie auf kurz oder lang an diese Küste verschlägt. Eine ähnlich seltsame Landschaft, eine echtere, trostlosere Wüste bekommt er so leicht nicht wieder zu sehen um den Preis dreier Tage Eisenbahnfahrt. So sehr lang ist die Strecke ja nicht, es sind bloß 900 *km*, aber die Züge fahren nur am Tage und da auch in einem gemäßigten Tempo. Wir machten die Fahrt umgekehrt, zur Küste. Am eindruckreichsten ist der zweite Tag von Uyuni bis Calame, da zwischen diesen beiden Orten die Reihe der Vulkanberge gequert wird.

Drei Stunden lang fährt man durch das Südende des großen Salzsumpfes von Uyuni. Das Land ist glatt wie eine Billardplatte. In diesen drei Stunden hat die Bahn 20 *cm* Höhenunterschied! Ganz im Anfang der Fahrt sieht man noch ab und zu einen Grasbüschel. Doch hört das bald auf, es fängt die vollkommene Wüste an — und reicht bis zur Küste. Die Farbe des Bodens wechselt — sie spielt in braun, gelb, rot, grau oder leuchtendem Weiß.

Über den Rand dieser Riesenplatte schauen die weißen Häupter der hohen Vulkanberge: Im Süden Chorolque, 5900 *m*, und Lipez, 6000 *m*, im Norden Ollague, 5900 *m*, Hualatiri, 6200 *m*, Sajama, 6400 *m*, um nur einige zu nennen.

Die Spiegelung oder »Kimmung« hebt das Bild dieser Berge merklich über den Horizont; die weißen Kegel scheinen in der Luft frei zu schweben; es ist ein merkwürdiger Anblick.

Kurz nachdem der Salzsumpf hinter uns liegt, nähern wir uns der Station Ollague, der chilenischen Grenze, sowie der Paßhöhe, die 3906 *m* mißt. Gegenüber der Station steigt der Vulkan gleichen Namens empor. Er bietet einen ganz bizarren Anblick. Im Vordergrund ist ein Sumpf mit weißen Salzausblühungen, blendend wie frischer Schnee, dann kommt der Sockel des Bergs, rot und gelb, in giftigen, metallischen Farben glänzend, darüber die weiße Schneekappe; noch ist er nicht ganz erloschen und eine mächtige graue Rauchsäule entsteigt dem Krater.

In einer Reihe enger Bögen windet sich die Bahn weiterhin zwischen hohen Vulkanbergen bergab. In wunderbaren, harmonischen, ungebrochenen Linien steigen diese Berge, bunt gefärbt, empor, alle haben sie weiße Häupter, die sie hoch in den schwarzblauen Himmel recken. Nirgends beiderseits der Bahnlinie eine Spur des Menschen und seiner Tätigkeit — es ist, als führe man durch eine andere Welt, durch die Modellandschaft einer Mondgegend vielleicht.

Und zwischen diesen Bergen liegen große Salzflächen und Sümpfe. Es sieht aus, als deckten zerborstene und bereifte Eisschollen einen See; es sind aber Krusten der verschiedensten Salze.

Zur Winterszeit, da ziehen sich täglich an den hohen Bergen dunkle Wetterwolken zusammen. Aber zu Niederschlag kommt es nur in den höchsten Höhen und nachts klärt es sich stets wieder auf. Unten herrscht ewige Trockenheit. Tags eine unausstehliche, dörrende Hitze, die die Haut zerreißt, nachts eine schaurige Kälte.

Schon westlich der eigentlichen Kammlinie, aus tieferen Regionen sich erhebend, liegt noch einmal ein ganz gewaltiges Vulkanzwillingspaar: St. Pedro und St. Paulo. St. Pedro raucht noch, sein Bruder ist erloschen; ihre Höhen sind ± 6000 *m*. Beide sind sie bestiegen. Es sind aber die einzigen in dieser Gegend, denn sie liegen günstig, hart an der Bahn. Expeditionen zu irgend einem anderen Berg haben mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Jeder Strohhalm, jedes Maiskorn für die Reittiere muß von der Bahn mitgebracht werden — ebenso jeder

Tropfen Wasser. Alpine, d. h. sportliche Schwierigkeiten irgend welcher Art bietet wohl keiner dieser Berge — dafür ist es sonst aber mehr wie schwierig, einen dieser Riesen zu besteigen. Schon allein die Eintönigkeit eines solch stets gleichen Steigens an steilem Hang — der Stumpfsinn — geht auf die Nerven, lähmt, prädisponiert zur Bergkrankheit.

Der Sockel dieser beiden schneelosen Vulkane — sie liegen schon in der ganz, auch nachts und im Winter niederschlagslosen Zone — erhebt sich aus der Hochfläche von Calame, die nur mehr etwa 2000 *m* hoch ist. Man sieht diese Berge also etwa 3500 *m* in einheitlichen Linien aufsteigen — viel steiler wie etwa der Ätna, mit gleichem Böschungswinkel vom Scheitel bis zum Fuß. Aufschüttungsvulkane monogener Natur, sind sie fürwahr Zeugen von ganz hübschen Katastrophen!

An ihrem Fuße liegt ein ganz kleines, niedliches Kraterchen, als »parasitäres Gebilde« bezeichnet man es in der Geologie. Es ist geradezu ein Modell, kreisrund, 50 *m* hoch, mit einer trichterförmigen Öffnung; ein einziges Mal ist ihm ein Lavastrom entquollen, der sich jetzt, zerspratzt und zerborsten, etwa 40 *m* breit, als lange, über 2 *km* messende, riesige, dunkle Schlange durch den gelben Wüstensand windet.

Dies ist die Gegend der Borax- und der Salpeterwerke; ein trostloses Land, eine Hölle für den, der da leben muß. Aber es ist voll Eigenart. Und es ließe sich ein Buch über seine Natur, seine Probleme und seine Bewohner, sowie über seine unerhörten Farbeneffekte schreiben. Doch hier ist nicht der Platz für solches.

Lieber führe ich den Leser jetzt nach Norden. Noch einmal wollen wir da die Wüste queren und wollen den Vulkan Tacora besteigen. Kurz muß ich mich fassen, da ich diese Fahrt schon an anderer Stelle veröffentlicht habe. Doch in das Gesamtbild bolivianischer Bergfahrten und Berglandbilder gehört auch ein hoher Vulkan des Westens, so sei mir verziehen, daß ich noch einmal vom Tacora erzähle. Steinmann und ich kamen von Norden, von Lima. Auf einem kleinen englischen Dampfer fuhren wir eine Woche lang der Küste entlang, bis Arica. Übermäßig abwechslungsreich ist eine solche Fahrt nicht. Ungegliedert und stufenlos ist die Küste und bedeckt mit gelbem Sand. Selten nur treten Felsen bis zum Meer. Die sind dann meistens weiß, weil mit dünner Guanoschicht überzogen.

Abgesehen von Sonnenauf- oder Untergängen bietet die Natur hier nur Unterhaltung in dem fabelhaften Reichtum fischfangender Vögel, den verdienstvollen Produzenten des beliebten Mistes. Diese bevölkern aber auch in geradezu unüberschaulichen Mengen diese öde Küste.

Wir waren wirklich herzlich froh, als wir in den ersten Tagen des März in Arica unser Schiff verlassen konnten. Denn das viele Vieh an Bord hatte uns die Reise gerade nicht verschönt.

Am Mittag des Landungstages fuhren wir mit der kleinen, blind endigenden Bahn 40 *km* landeinwärts nach Tacna — von einer Oase zur anderen. Es ist wirklich erstaunlich, wie hier die Vegetation mit scharfem Schnitt gegen die trostloseste, ödeste Sandwüste absetzt. Doch es wird begreiflich: hatte es doch seit zwei Jahren nicht einen Tropfen geregnet, und nur ein einziges Mal hatten leichte Nebel die glühende Sonne verhüllt. Wo da der Mensch nicht künstlich bewässert, kann selbstverständlich nichts gedeihen.

Von der einst blühenden Handelsstadt Tacna ist wenig geblieben. Die beiden Bahnen im Norden und Süden haben ihr den Lebensnerv unterbunden — den Handel nach dem Innern Bolivias. In Tacna fanden wir acht von unseren Tieren sowie zwei unserer Leute, die seit einem Monat auf uns warteten. Die Tiere waren dick und fett geworden — allerdings hatten sie ein kleines Vermögen an Futter gefressen.

Wir beschleunigten die Vorbereitungen zur Reise nach Osten nach Kräften. In einem Tag war alles erledigt — am schwierigsten waren die Verhandlungen gewesen mit einem biederen deutschen Stammesbruder, der, die günstige Gelegenheit benutzend, unsere freien Tiere genommen hatte, um von La Paz auf billige Weise nach Tacna zu gelangen, der uns die beste Mula vollständig zuschanden geritten hatte, und der für keinen Schaden aufkommen wollte.

Der Morgen des zweiten Tages sah uns schon wieder im Sattel, die Lasttiere bis zum äußersten mit Maiskorn beladen, denn Futter ist knapp auf der einst vielbenützten Route. Nur weil die Eilpost dieser kürzesten Route von der Küste nach La Paz noch gelegentlich folgt, findet man überhaupt hier und da einige Hilfsquellen.

Hier unten im Westen ist die Luft ständig staubgeschwängert. Wie durch einen feinen gelben Schleier sieht man die Ferne. Der Cordilleren wenig gegliederte Masse sieht aus wie eine ungeheure, bis gen Himmel steigende gelbe, steile Sanddüne; trostlos langweilig und öde.

In zwei Tagen erreichten wir die Paßhöhe. Es waren zwei anstrengende Tage, die uns 4400 *m* hinaufführten, aus der Wüstenhitze der Küste in die eisige Kälte des Hochflächenklimas. Je höher man kommt, um so feuchter wird es, denn auf den Bergen regnet oder schneit es gelegentlich.

Auch hängen feuchte Nebel manchmal tagelang um die langweiligen Kuppen. Und unter ihrem Einfluß stellt sich etwas niederer Pflanzenwuchs ein, vor allem weißköpfige Kaktusarten.

Als wir den Paß, die Abra de Huaylillos, 4480 *m*, passierten, schneite es, und wir froren erbärmlich. Die Kammlinie ist die Grenze. Wieder waren wir in Bolivien, und bald auch auf der Hochfläche, die hier, nach Westen sanft steigend, fast unmerklich in die Kammlinie übergeht.

Vor uns lag ein gewaltiger Berg. Nur sahen wir von ihm leider nichts als ein wenig von seiner Basis. Das mußte der Tacora sein. Und an seinem Südostfuß sollte eine kleine Schwefelschmelze liegen. Stundenlang ritten wir durch grobes Blockwerk, durch Pampagrasbüschel und Tolakraut an seinem Fuße entlang und glaubten alle Augenblick Gebäude zu erkennen. Wir ersehnten sie herzlichst. Denn es wehte ein eisiger Wind, der uns abwechselnd Hagel, Schnee und Regen ins Gesicht peitschte.

Endlich das ersehnte Haus! Die Mine Chislluma, 4200 *m*. Ein niedriger Steinbau aus groben Blöcken, ein Hof für die Mulas, einige hüttenartige Wirtschaftsgebäude, ein kleiner Schmelzofen für den Schwefel und ganze Berge Llamamist als Brennmaterial.

Nirgends haben wir in Bolivien vergeblich angeklopft. Der Verwalter tat uns, was er tun konnte; er war der unerhofften Abwechslung in seinem einförmigen Dasein wohl sehr froh. Wie ein solches Quartier ausschaut, habe ich oft genug geschildert. Dieses war wie alle, nur ganz ungewöhnlich frostig. Doch wir freuten uns von Herzen des Daches. Im Zelte wäre es sehr ungemütlich gewesen.

Unser Wirt erzählte uns, daß er jetzt nur noch mit zehn Leuten arbeite und den Schwefel von einem Nachbarberge des Tacora, dem Queñuta, aus etwa 5000 *m* Höhe hole. Dieser Berg sei schon bestiegen, der höhere Tacora noch nicht — der sei zu steil. Er war der Ansicht, daß das Wetter sicher gut würde, und war für diesen Fall gerne bereit, uns mit Leuten für eine etwaige Exkursion in die Berge behilflich zu sein.

Wirklich behielt er recht. Nachts klärte es sich auf. Neuschneeüberpulvert, mondbeglänzt stieg des Tacora Riesenkegel direkt von der Schmelze empor. Im Norden verband ihn ein flacher Sattel mit dem Queñuta. Über die Topographie

dieser Berge will ich hier nicht reden, das habe ich schon an anderer Stelle getan. Nur soviel: Wir waren etwa in 4200 *m* Höhe. Auf viel über 6000 *m* taxierte ich den Tacora nicht. Die Besteigung mußte — abgesehen von unerwarteten Schwierigkeiten oder Bergkrankheit — ganz gut in einem Tag durchzuführen sein — zumal da unser Wirt versicherte, daß man bis zur Abra Villque — dem Sattel im Norden des Bergs — sehr wohl reiten könne.

Das war alles sehr verlockend. Steinmann war einverstanden, einen Tag zu opfern — er wollte zu den Schwefellagern am Queñuta. So entschloß ich mich, den Versuch zu machen.

Um 5 Uhr morgens brach ich, gut vermummt gegen die Kälte, mit einem Indio als Führer und mit zwei Tieren, auf. Das war natürlich eigentlich viel zu spät. Es ist aber dortzulande nicht so bequem, zeitig aufzubrechen, wie auf einer hübschen Alpenhütte, wo ich bloß den Wecker zu stellen brauche.

Hier heißt es morgens den Führer suchen, der wenig Lust hat, in die nächtliche Kälte — wie er meint sinn- und verstandlos — hinauszugehen. Hier heißt es Tiere satteln, füttern, tränken. Das nimmt alles Zeit, viel Zeit!

Und wenn der Aufbruch auf 3¹/₂ Uhr festgesetzt ist, kann man froh sein, wenn man um 5 Uhr wegkommt.

Zunächst ging alles nach Wunsch. Um 7 Uhr 15 Min. hatten wir beinahe die Höhe der Abra Villque, 4875 *m*, erreicht. Es war allerdings eine bösartige Tierschinderei gewesen. Man bedenke: 600 *m* Steigung in zwei Stunden! Dazu bereits über 4000 *m* hoch und der Boden lockere Asche, teils mit Neuschnee bedeckt. Doch in solchen Fällen muß jede sentimentale Rücksicht schweigen. Jeder Meter, den ich aus den Tieren heraushole, jede Minute, die ich gewinne, sind mit ausschlaggebend für den Erfolg des Tags.

Kurz unterhalb der Abra wurde es unter den obwaltenden Verhältnissen aber unmöglich, im Sattel weiterzukommen. Mann und Tiere schickte ich zurück und begann von Norden den Aufstieg.

Der Tacora ist kein vollkommener Krater mehr. Den Wall sieht man nur noch im Süden. Von Norden kann man durch den Kraterboden diesen erhalten gebliebenen südlichen Teil erreichen. Das hatte man abends im Mondschein gut gesehen. Und dahin ging mein Plan.

Um 7 Uhr 15 Min. hatte ich den Aufstieg begonnen — um 11 Uhr 45 Min. stand ich auf dem Gipfel, der nach meinen Messungen 6000 *m* hoch ist. Die Besteigung war von Anfang bis zum Ende sportlich betrachtet ein grenzenloser Stumpfsinn! Zuerst etwa 35° geneigte rutschige Aschen- und Lapilihalden — unendlich einförmig und mühsam. Dann eine kleine Abwechslung, der fast ebene Kraterboden, mit Solfataren und Schwefelwasserstoffgestank. Von da an eine endlose, steile, vielleicht 40° geneigte Schneehalde bis zum Gipfel.

Vom Kraterboden an ging ich im Nebel. Doch hatte der Aufstieg bis dahin Aussicht genug gegeben; gut, daß nicht der ganze Aufstieg im Nebel zu machen war. Ich hätte ihn kaum durchführen können. Es hat mich so alle Willenskraft gekostet, nicht umzukehren, obgleich ich, abgesehen von einer fast lähmenden Müdigkeit, nicht von Bergkrankheit zu leiden hatte. Allerdings muß ich gestehen, daß ich einen großen Fehler machte. Ich bin viel zu schnell gestiegen. Wer allein bei trübem Wetter steigt, verfällt gerne in diesen Fehler. Nirgends rächt es sich so wie in Höhen über 5000 *m*. Das schwerste für den Solobergsteiger an hohen Vulkanbergen ist vielleicht die Selbstbeherrschung, stets langsam zu gehen, auch wenn er das Gefühl hat, er könnte es schneller machen. Die ganze Besteigung des Tacora ist trotz alledem noch in einer fabelhaft kurzen Zeit für derartige Höhen gelungen. Bei meiner ersten Beschreibung der Tour in der »Österreichischen Alpen-

zeitung« sagte ich »trotz ungünstiger Verhältnisse: Alleinsein, Schneesturm, schlechter Ernährung und Heraufkommen von der Küste in bloß zwei Tagen«. Dieses Urteil möchte ich zum Teil jetzt ändern. Nach vielen Berichten, die über hohe Berge handeln, und die ich seitdem las, hat sich mir die Überzeugung aufgedrängt, daß mein verhältnismäßig leichter Erfolg am Tacora nur durch den Umstand ermöglicht wurde, daß ich geradenwegs aus der Tiefe kam und daß ein längerer Aufenthalt in der Höhe eher geschwächt als trainiert hätte.

Doch kehren wir zurück zum Gipfel des Tacora!

Alle zwei Minuten blieb ich auf der Schneehalde stehen. Und jedesmal habe ich überlegt, ob ich nicht lieber umkehren sollte. Dazu hat mich ein Gefühl grenzenloser Verlassenheit gepackt. Wer nie allein im Nebel und Schneegestöber, todmüde, ähnliches erlebt, kann nicht verstehen, wie das lähmend wirkt. Nichts hat mir jemals dieselbe Überwindung gekostet, wie am Tacora, stets noch weiter zu steigen, ohne Aussicht, irgend etwas zu sehen.

Mancher mag ein derartiges Beginnen Wahnsinn nennen. Die Aussicht hatte ich gehabt, sportlicher Reiz war keiner da — warum also weiter? Ja warum? Wie oft habe ich mir selbst an jenem Tage dieselbe Frage vorgelegt? Keine vernünftige Antwort darauf habe ich gefunden. Und doch bin ich überzeugt, — das nächste Mal machte ich's gerade so. Es ist ein undefinierbarer psychologischer Zwang, der aus unserem individuellen Verhältnis zu den Bergen entspringt.

»Big mountains are a feeling«, sagt Byron — Big mountains — nicht »fine mountains«, was leichter zu verstehen wäre und gerade so gut in das Versmaß paßte.

Die Spitze des Tacora war am 3. März 1904 ein ziemlich flacher Schneegrat, der nach Süden und Norden etwa gleich steil abfiel. Leider ließ sich aus dem Verwalter der Mine, der seit zehn Jahren dort oben am Fuße des Vulkans wohnte, nicht herausbringen, ob ständig Schnee auf dem Berge liegt und wie weit er im Sommer herunterreicht. »Er hätte nie darauf geachtet, doch glaubte er, daß der Berg das ganze Jahr weiß sei.«

Erst als ich in den Nebel kam, war mir die Besteigung so sehr mühsam vorgekommen. Bis weit über die Hälfte des Anstiegs hatte ich Aussicht gehabt und die hatte eben meine Gedanken und Aufmerksamkeit abgelenkt. Sie ist etwas durchaus Verschiedenes von allem, was ich je vorher oder nachher gesehen habe.

Vielleicht wirkte sie auch gerade an jenem Tage, an dem dunkle Wolken rasch von Osten kamen und schnell den ganzen Himmel wenig über mir bedeckten, besonders düster und wild. Nur einen Nachbarn und Rivalen hat der Tacora, den Queñuta. Der ist nicht mehr so regelmäßig. Sein Kraterwall ist in wilderen Formen zerstört. Sonst blickt man nach allen Seiten hinab. Hinab auf ein endloses Land, wellig, ohne Berge; denn die höchsten Vulkane des Südens sind zu fern, um als Berge im Bilde zu erscheinen; hinab auf eine traurige, öde, wüste Welt; hinab auf die Hochfläche, die Pampa, ein unregelmäßiges Durcheinander von Sanddünen, graubraunen Tolabuschflächen und einzelne Salzseen; hinab über der Westkordillere Abfall auf den gelben Küsten-Wüsten-Saum, der neben den schwarzen Wolken des Vordergrundes in unwahrscheinlich gelbem Sonnenglanze heraufleuchtete, und über dem das Meer sich wie eine dunkle Mauer emporhebt. Es ist kein erfreuliches Bild, das diese Aussicht bietet!

Ich verzichte auf weitere Beschreibung. Aussichten sind überhaupt nur mit dem Pinsel, nicht mit der Feder allgemein verständlich zu malen. Diese ist es erst recht, weil keine Anknüpfungspunkte da sind, mit deren Hilfe man den Leser an der Hand von Selbsterlebtem und Selbstgeschautem in diese Landschaft einführen kann.

Es hatte keinen Sinn für mich, länger im Schneetreiben auf dem Gipfel zu

bleiben, als bis das Barometer abgelesen war. Vergeblich spähte ich nach einem Plätzchen, einen Steinmann zu bauen, vergeblich auch nach Steinen.

Meine Hoffnung, bald wieder unter die Wolken in die Aussichtzone zu kommen, trog leider. Wohl kam ich bald durch flottes Abfahren unter den Wolkengürtel; aber inzwischen hatte es angefangen zu regnen. Es lag keine Veranlassung für mich vor, wieder zur Abra Villque zurückzukehren. Lieber wählte ich die steilen Halden direkt auf das »Ingenio« zu. Lose Aschen gestatteten hier ein förderndes Abfahren — ganz vom Charakter des Aschenkegels am Vesuv.

Mit dem Scheiden des Tages traf ich wieder bei der Schmelze ein, wo mir das Feuer des Ofens gerade recht kam, meine nassen Kleider zu trocknen. Den beißenden Duft des Llamamist-Rauches würden sie in den nächsten Tagen schon wieder verlieren.

Der nächste Tag war schön. Ebenso der folgende und nächstfolgende. Wir ritten ostwärts. Schnurgerade — hügelauf — hügelab. Tacoras weißer Kegel stand grüßend im Westen. Jeden Tag wurde seine Basis kleiner, bis schließlich nur noch die weiße Haube, ähnlich denen anderer Vulkane zur Rechten, über dem Horizont frei in der Luft schwebte.

Vier Tage ritten wir bis Coro-Coro, dem kupferreichen. Drei Tage durch unbewohntes Land. In regelmäßigen Abständen stehen Tambos, Übernachtungshäuser, etwa alle 50 *km*. Manche waren herrenlos und verlassen. Einsam ist der Weg — nicht eintönig. Mehrere Flüsse sind zu queren; manche haben sumpfige Ufer. Beinahe wären uns einmal zwei Lasttiere versunken.

Es wechseln Sanddünen mit Geröllfeldern und mit ungeheuren Lavendecken, die flach und horizontal das Land bedecken und durch die Erosion in niedrige Tafelberge zerlegt sind; am Himmel treiben die Wolken stets abwechslungsreiche Spiele und der Wind wühlt im losen Sand und hebt ihn zu mächtigen Windhosen empor, oder er fährt durch das feine Astwerk der Tolabüsche, flüsternd und raunend.

Vier ruhige Tage, reichlich Zeit, die Eindrücke der Tacorabesteigung zu verarbeiten.

Es war meine letzte Besteigung in Südamerika. In Coro-Coro verkauften wir die Maultiere. Der neue Besitzer lieh sie uns noch bis Hayo-Hayo, wo wir die Post von La Paz nach Oruro abfaßten. Wir fanden ja wohl Platz — aber unsere sechs Zentner Gepäck? Eine halbe Nacht lang verhandelten wir bei Schnaps und Bier mit dem Kutscher, bis er unsere Koffer mitnahm und eines andern Sachen liegen ließ. Wir mußten unsere Habe rechtzeitig nach Oruro bekommen. Denn nur einmal alle Woche fährt der Zug nach Antofagasta.

Es hat uns übrigens alles nichts genutzt. In Antofagasta kamen wir gerade an, um den Dampfer zum Hafen hinausfahren zu sehen. Und eine Woche konnten wir warten zwischen Wellblech und Holzbuden, bis der nächste kam.

Im Laufe von drei Jahrgängen habe ich den Leser durch alle Arten bolivianischer Berglandschaft geführt. Er ist mit mir gewandert durch die Wüsten des Westens mit ihren schimmernden Vulkankegeln, ist mit mir gewandert über die steilen Hochflächen des Ostens mit den schuttbedeckten Bergen, wir zogen durch die kahlen Berge von Potosí; durch die regenfeuchten Wälder der Ostcordillere, durch die Hochtäler der Aracaberge und taten einen Blick auf die schneeige Pracht der Illimani-Illampu-Kette. Ich hoffe, meine Schilderung war so, daß der Leser sich zwei Fragen selbst beantworten kann; zwei Fragen, die mir, — ach Gott wie oft! — in den letzten Jahren gestellt wurden: »Sind die Berge Bolivias alpin?« »Sind die andinen Landschaften schön?«

Die erste ist einem Alpinisten bald zu beantworten. Alpin im landläufigen

Sinne sind in Bolivien nur die Berge der Illimani-Illampu-Kette und der Veracruz- und Quimzacruz-Gruppen. Oder besser gesagt, diese Gruppen haben viele Vergleichsmomente mit unseren Alpen.

Schwerer ist eine Antwort auf die zweite Frage. Zunächst darf man »andin« und »bolivianisch« nicht gleich stellen. Am wenigsten darf man den ungeheuren Wall der Anden, einen Wall, der durch 65 Breitegrade und durch alle Klimate zieht, mit dem kleinen Alpenbogen vergleichen wollen. Die andinen Landschaften sind mannigfaltiger als das, was uns Kaukasus, Krim, Karpathen, Alpen, Apennin und Atlas zusammen zeigen. Nur die Landschaftsbilder eines verschwindenden Teiles, Bolivias, kenne ich, — nur über diese kann ich urteilen.

Es läßt sich nun wohl kaum kurzerhand entscheiden, ob diese Landschaften schön sind oder nicht. Es gibt keine objektive Schönheit, die ein jeder sich schöpfen kann aus dem Quell der Natur. »Wenn ihr's nicht fühlt — ihr werdet's nie erjagen.«

Schönheit ist immer, was den Menschen subjektiv anspricht. Schönheit, auch in der Landschaft, ist stets in hohem Maße von der Stimmung abhängig — abhängig von der ganzen Gedanken- und Empfindungswelt, die sie wachzurufen vermag. Schönheit in der Landschaft zu schauen, ist keine bloß angeborene Gabe, es ist in hervorragendem Maße erworbenes Gut; ist eine erworbene Fähigkeit, die in sehr verschiedener Weise ausgebildet werden kann. Schönheit sehen, heißt zum Teil die Landschaft verstehen und kennen. So kann die Fähigkeit, sie zu sehen, in hervorragender Weise für einen ganz bestimmten Landschaftstypus sich entwickeln, bei dem einen für alpine Landschaften, bei dem anderen für das Mittelgebirge, und ein dritter findet sie überall — weil er sich überall für die Landschaft interessiert — weil er vielleicht viel gesehen und vielerlei geschaut hat — aber sein Empfinden geht für eine einzelne Landschaft nicht so tief wie bei dem, der sich auf eine beschränkt. Vieles ließe sich hier ausführen. Doch ist hier nicht der Ort für eine Ästhetik des Naturempfindens.

Doch das Gesagte wird genügen, um zu erklären, warum es unmöglich ist, ein für alle gültiges Urteil über bolivianische Landschaften zu fällen, und wenn in den vorstehenden Blättern oft das Wort »schön« gebraucht wurde, so drückt das natürlich nur ein subjektives Empfinden aus. Ebenso subjektiv wie meine Ansicht, daß für die meisten Leser dieses Buches die Mehrzahl der bolivianischen Landschaften nichts weniger als schön sind.

Dazu kommt ein anderes: Wir sagten, die Stimmung gäbe ein gutes Teil der Schönheit eines landschaftlichen Bildes. Aber die Stimmung ist nicht in der Landschaft. Wir legen sie erst hinein! Und die Frage ist nur die weitere, ob das, was wir in der Landschaft sehen, uns mehr oder weniger bewußt veranlaßt, sie mit bestimmten Gedanken und Gefühlen zu betrachten, um diese dann als Stimmung wieder aus ihr herauszuholen.

Man bedenke nur, wie sehr das in unseren Bergen der Fall ist! Wie verändert die schwarzverräucherte Hütte das Bild; wie der blinkende Helm des schlanken Kirchturms im Tal! Das Sagen des Volkes, das Singen der Dichter, das Sehnen der Steiger nach dem Sieg, schafft uns einen Untergrund des Empfindens, von dem zu abstrahieren schwer — ja mehr als das, ganz unmöglich ist.

Der Herden Glockenton, der Senner Jodeln, des Alphorns Schall, der fernen Büchse gedämpfter Knall legen einen weiteren romantischen Schleier über das Bild. — Und wie viele Bilder gewinnen nicht durch eine gewisse Unschärfe.

Dazu so manche historische Erinnerung im Tal! Was bliebe von der Landschaft um Athen ohne der Akropolis Wunderbauten! Was von der Via Appia, ohne die Grabmäler!

Das alles fehlt da draußen.

Nüchtern, kalt, in photographisch unangenehmer Schärfe erblicken wir das Land. Jahrelange Kenntnis erst würde uns befähigen, Stimmung in diese Landschaften hineinzulegen und aus ihnen herauszuholen.

Jahrelange Kenntnis seiner Geschichte, seiner Bewohner könnte das erst erreichen lassen. Und auch dann wird ihm immer der Reiz uralten Kulturbodens fehlen.

Auch dies alles spielt mit, diesen Landschaften einen Teil der Schönheit zu rauben, die sie bei uns vielleicht besäßen.

Einen starken Reiz üben sie ja aus — den Reiz, den alles Unbekannte, Unerforschte besitzt. Noch ist so vieles in Bolivia terra incognita, es genügt, auf die Sajamagruppe, auf das Hinterland des Tunari — auf die Quimzacruzberge zu verweisen. Doch das ist ein Reiz, wie stark, ja zwingend er auch sei, der mit unserem Begriff der Schönheit nichts zu tun hat. Es ist ein Reiz — also im Grunde etwas zu Vermeidendes, was besser nicht wäre, denn es ist etwas Störendes; schon im Worte liegt es. Und Schönheit in jeder Gestalt ist erstrebenswertes, höchstes Ziel.

Man könnte vielleicht soweit gehen, zu sagen: Naturschönheit ohne Stimmung ist undenkbar, unmöglich. Und es ist von niemand zu verlangen, daß er aus jeder Landschaft den Stimmungsgehalt heraushole. Das will gelernt sein — will für jede Landschaft aufs neue gelernt sein!

Wer zum ersten Male das gischtsprühende, donnernde Meer unter wildjagenden Wolken sieht, kann nicht dasselbe an Stimmung und Schönheit aus diesem Schauspiel schöpfen, wie derjenige, der jeden Ton von der Wogen dumpfem Brüllen bis zum heulenden Pfeifen des Windes als längst vertraute Laute versteht.

So kommt es, daß es uns wohl am leichtesten gelingt, Stimmung und Schönheit unserer engeren Heimat oder eines von uns bevorzugten Berglandes zu verstehen.

Daher kommt es, daß es schwer ist, den Schönheitsgehalt ferner, unbekannter, fremder Gebiete voll zu würdigen. Daher kommt es, daß oft keine Großartigkeit uns den Genuß schaffen kann, den uns die einfachen, aber vertrauten Bilder bekannter Gebiete, der Heimat vor allem, geben.

»So groß ist auch das Großartigste nicht in der Natur, daß es wirken könnte, wo die Gemütslage nicht darauf eingerichtet ist.« (Vischer.)

Einsame Fahrten im Wallis

Von

Hans Pfann

Vom Zinalrothorn, 4223 *m*, zum Weißhorn, 4512 *m*

(Erste zusammenhängende Überschreitung)

Im Sommer 1901 kam ich zum ersten Male nach Zermatt; schlechtes Wetter herrschte die ganze erste Woche, und als wir zur Bezwingung der Dent Blanche auszogen, verdankten wir nur unserer zähen Beharrlichkeit, jeder Tücke der Witterung zu trotzen, den Sieg, während alle übrigen, welche am gleichen Tage von Zermatt ausgegangen waren, ihre geplanten Hochtouren hatten abbrechen müssen. Als wir nach der zweiten im Schönbühelbiwak verbrachten Sturmnacht zurückkehrten, wurde uns dies neidvoll verkündet. Dem Bestreben, die folgende Schönwetterperiode restlos zu genießen, verdankte die Tour Zinalrothorn—Weißhorn ihre Entstehung; von Bedeutung war es auch, daß die Herren Dr. Merzbacher und Pflaum, welche mit mir zusammen das Weißhorn ersteigen wollten, sich bereit erklärten, Decken und Proviant für uns zum Schallijoch zu bringen. So konnten wir leichten Gepäcks sein und ich hoffte zuversichtlich, obgleich die Durchführbarkeit der Kammwanderung von den Zermatter Führern stark bezweifelt wurde, daß wir am Abend des ersten Tags das Schallijoch erreichen würden.

Am Spätnachmittage des 20. August stiegen wir, Freund E. Christa und ich, die interessante Schlucht des tosenden Triftbachs zum Triftgasthaus, 2380 *m*, empor. Nach dürftiger Erkundung des ungefähren Verlaufs der Rothorn-Route und einfachem Mahle suchten wir zu kurzem Schlaf die Betten auf. Morgens 1 Uhr 25 Min. brachen wir als Erste auf. Bald war der leitende Faden durch Moränenschutt und Blockwerk, der Triftjochsteig, entdeckt, dann ging es schweigend im Laternenschein bergauf, sternklarer Himmel über uns. Rasch gewinnt man da an Höhe; eben, als wir den bei unserer Unkenntnis des Wegs im Finstern schwierigen Fels »Eseltschuggen« querten, erblickten wir in der Tiefe auf dem Gabelhorngletscher die Laterne einer anderen führerlosen Gesellschaft, welche sich mit der Absicht »Wellenkuppe-Obergabelhorn« trug. Wie ich später einer Notiz in einem alpinen Blatte entnahm, blieb diese Fahrt unvollendet, da die ungünstige Firnbeschaffenheit des Verbindungskammes beider Gipfel ihnen ein unüberwindliches Hindernis ward. Ich erachte dies als erwähnenswert, weil wir auf unserer langen Gratwanderung ganz außerordentlich günstige Firnverhältnisse fanden.

Auf dem harmlosen Firn des Rothorngletschers begann es zu dämmern, wodurch uns die Überwindung der hohen Felsstufen, welche den Zugang zum Südostgrat sperren, bedeutend erleichtert wurde. Und als wir diesen schmalen Firngrat betraten, hatte eben die Sonne ihren Siegeszug über die leuchtende Eiswelt begonnen, die unter ihrem Flammenkuß aus Todesstarrheit erwachte.

Mächtige Fußstapfen kamen uns in dem harten Schnee sehr zustatten auf dem schwindelnden Pfad, der zum Fuße der schroffen Gipfelwand leitete. Die folgende

Umgehung des drohenden Gratabbruchs nach links zum Südwestgrat bildet das gefährliche Stück der gebräuchlichen Anstiegslinie. Trotz der frühen Stunde, 7 Uhr, herrschte geringer Steinfall, als wir auf schmalen Bändern zur steilen Felsrinne hinüberschritten. Über die stellenweise glasierten Felsen dieses Couloirs erkletterten wir den nahen Grat in einer schmalen Scharte und gelangten über dessen Zacken und Blockstufen, die einmal zu kurzem Ausweichen in der Westflanke zwingen, in schöner, genußreicher Kletterarbeit zum trotzigen Felsenhaupt des Zinalrothorns, 4223 *m*, 8 Uhr 30 Min.

Der Berg war in bester Beschaffenheit; trotzdem gewann ich den Eindruck hoher objektiver Gefährlichkeit des obersten Teils des Wegs, ebenso wie am Obergabelhorn. Beide Berge haben auch schon manches Opfer gefordert; lose, zentnerschwere Felsblöcke, deren Benützung häufig nicht zu vermeiden ist, kommen manchmal durch die geringste Berührung ins Wanken, wenn die Sonnenwärme die Fugen und Ritzen des Gesteins ihres gut haftenden Eiskittes beraubt hat. Mögen alle Neulinge diese in den Kalkalpen unbekannte Erscheinung genügend würdigen, so wird mancher Unfall sich verhüten lassen, der den ahnungslos Vertrauenden ereilt.

Wir standen jetzt am Beginne einer Gratwanderung, die sich zwischen 3750 und 4500 *m* Höhe auf 4,7 *km* Länge erstreckt und andauernd den herrlichsten Einblick in die berggewaltige Umrahmung des Anniviers- und Nikolaitals gewährt. Nach halbstündiger Rast begannen wir den Abstieg auf dem abenteuerlichen Nordgrat, über welchen die gebräuchliche Zinal-Route heraufführt.

Zuerst ging es leicht, dann über den obersten Gendarmen in schwieriger, luftigster Wandkletterei hinab, bedeutend erschwert durch einen glasigen Eisüberzug, den Griffe und Tritte tragen. Die nächsten Türme sind dünne Felsschneiden, welche auf der Westflanke umgangen werden. Hier begegnete uns eine von der Mountet Hütte kommende Gesellschaft, ein Herr mit 2 Führern; nach herzlichem »Bon Voyage« und »Bergheil« folgten wir nun eine kurze Strecke der Gratlinie, um bald darauf wieder, diesmal östlich, auszuweichen.

Nach anderthalb Stunden anregendster Kletterei konnten wir den Grat nach Osten verlassen und gewannen, schließlich über einen verschneiten Schrund und Firnhang abfahrend, einen Schneesattel im Hauptkamme, von welchem dieser als überwächtete Firnschneide nach Norden zieht, die nach Osten in senkrechten Felswänden zum Hohlichtgletscher abstürzt.

Dank der Härte des Firns fanden wir dicht bei den Wächten, wegen der Steilheit des Westhangs, stufenkratzend sicheres Fortkommen. Der Wächtengrat führte über einige bedeutende Erhebungen zum schroffen Gipfelbau des selten besuchten Obermominghorns (P. 3968 *m* des S. A.), der in schwieriger Wandkletterei von Westen her gewonnen wird. Die Sonne hat eben den höchsten Stand erreicht und brennt unbarmherzig herab, kein Lüftchen regt sich; doch sind wir in der Lage, den quälenden Durst mit Schmelzwasser zu stillen.

Nur kurze Rast war uns gegönnt, trennte uns doch vom flachen Schneesattel des Momingpasses ein langer Felsgrat, zu dessen Bezwingung die Erstersteiger, H. S. King mit A. Supersaxo und A. Andermatten 1886 vier Stunden benötigt hatten. Die trotzigen Gendarmen, an welchen noch zwei verwitterte Seilreste flatterten, bieten bedeutende Schwierigkeiten. Wir überkletterten sie sämtlich und folgten dann dem anschließenden Firngrat, dessen Begehung peinlichste Vorsicht erheischte. Auf den jähen Eishängen der Westflanke lag, von der Sonne Glut erweichter, haltloser Firn, während nach Osten gefährliche Firnwächten die sicheren Felsen verdeckten; dicht an den zerbrechlichen Gebilden führte unser Pfad hin. Erleichtert atmeten wir auf, als wir gegen 3 Uhr den sicheren Port des Momingpasses erreichten.

Vom Passe war die Momingspitze, 3867 *m*, auf gutem Firn bequem zu be-

steigen. Mit größtem Interesse musterten wir hier das uns noch vom heutigen Ziele trennende Kammstück und erkannten befriedigt, daß der letzte Gipfel, das Schallihorn, von Süden unschwierig zu erreichen ist. Nur seine schroffe Kehrseite konnte also unser Vorwärtsstürmen noch hemmen; in der Literatur fand sich über eine Ersteigung dieses Bergs vom Schallijoch aus keine Notiz. Uns Optimisten sollte dies die siegesfrohe Stimmung nicht rauben; unbesorgt, im Vertrauen auf unsere Bergerfahrung, verfolgten wir unseren Weg nach Norden weiter.

Nicht leicht gestaltete sich der kurze Abstieg auf dem scharfen Felsgrate zum nächsten Sattel, dem Oberschallijoch, 3745 *m*, äußerst ermüdend der folgende, an sich harmlose Aufstieg. Als steiler Firnhang schwingt sich der Hauptkamm zum nächsten Gipfel auf. Bis über die Knie in dem durchnäßten Firn einsinkend, stampften wir schwerfällig bei drückendster Hitze dahin. Die letzten 100 *m* bekam mein Pickel in mürbem Eis ausgiebig zu tun. Um 5 Uhr 15 Min. war der vierte Gipfel des Tags, das 3978 *m* hohe Schallihorn, besiegt. Kurz war unser Bleiben, wußten wir doch nicht, was für Überraschungen das noch vor uns liegende Felsmassiv barg! Zeit genug hatte die Gratwanderung schon gekostet; wollten wir das vorgesteckte Ziel vor Sonnenuntergang erreichen, so hieß es eilen.

Auf dem Grat ging es zunächst schwierig weiter; dicht vor dem Nordgipfel (P. 3958 d. S. A.) wandten wir uns der Ostflanke zu. Ungern verzichtete ich auf ein Begehen des Grats, jedoch der zur Neige gehende Tag heischte gebieterisch seine Rechte. Morscher Fels kennzeichnet diese Wegstrecke; die Wand lag bereits im Abendschatten, als wir in Eilschritten auf Schichtenbändern die letzten Plattenschüsse nach Norden querten. Um 8 Uhr, da uns nur noch ein unschwieriger Felshang vom nahen Gletscherpasse des Schallijochs, 3751 *m*, trennte, beschlossen wir den arbeitsreichen Tag.

Die leider trügerische Hoffnung auf ein gemütliches Lagerleben hatte wie ein unsichtbarer Magnet unser Tempo beschleunigt; während der letzten Stunden in der düsteren Ostwand des Schallihorns, als auf unser Rufen und Jauchzen keine Antwort erschallte, war banger Zweifel in uns aufgestiegen. Ließen uns die Kameraden im Stiche?! Kaum wagten wir zu glauben, daß zwei erfahrene Alpinisten mit einem Führer und zwei Trägern, von welchen der eine den Schalligletscher kannte, bei guten Verhältnissen versagen sollten. Und als die Sonne sank, die kalte Nacht anbrach und es zur Gewißheit wurde, kochte es in uns vor Grimm und Ärger über die Wortbrüchigen. Warum hatten wir nicht wie sonst auf eigene Kraft vertraut? Vor dem Biwakieren ohne warme Decken war uns ja nicht bange, das war längst nichts Ungewohntes mehr, auch in größeren Höhen; Kummer und Sorge bereitete hauptsächlich der Mangel an Nahrungsmitteln. Als wir den Inhalt der Rucksäcke musterten, stellte sich heraus, daß wir nur noch eine Büchse Sardinen gemeinsam, Christa 1/2 Büchse Cornedbeef und Brot und ich zwölf Würfel Zucker besaßen.

Der Sonnenuntergang war unbeschreiblich großartig gewesen und als das letzte Aufleuchten im rosigen Lichte auf den gerade gegenüber hinter dem Nikolaitale aufragenden Spitzen der Mischabelkette schwand, machten wir uns auf schmalem Felsband das harte Lager zurecht. Zur Verminderung der Ausstrahlung setzte sich Christa mir in den Schoß, was leider zu unangenehmen Ruhestörungen Veranlassung gab, da meine Oberschenkel diese Beanspruchung nicht dauernd ertragen konnten. Frierend harrten wir des erlösenden Augenblicks, in welchem die Sonne, deren Strahlungsenergie uns am Nachmittage so sehr belästigt hatte, ihren glorreichen Zug von neuem begann. Vom Tal herauf klang das leise Rauschen der Visp. Beim Nahen des jungen Tags, als der erste wärmende Strahl uns traf, zog neues Leben ein; bezüglich des Wetters hatten wir gewonnenes Spiel. Sollten wir da auf den glanzvollen Schlußakt unserer Wanderung schuldlos verzichten müssen?

Da ich mich imstande fühlte, die Weißhornüberschreitung auch ohne Nahrungsaufnahme durchzuführen, überließ ich die Entscheidung dem Freunde, der zu meiner Freude für die Fortsetzung der Tour stimmte. Um 1/27 Uhr brachen wir auf, bummelten schlaftrunken zum nahen Joch und blickten nach Westen über die fürchterlichen Wände auf den großartigen Gletscherzirkus des Val d'Anniviers, den die edle Berggestalt der Dent Blanche wirkungsvoll schließt. Schwerfällig schleppten wir uns über den sanft geneigten Firnsattel und jenseits den brüchigen Felshang des Weißhorns hinauf. Um 8 Uhr standen wir vor dem ersten hohen Turme im Südwestgrat, am Anfang der Schwierigkeiten, welche uns bis nachmittags 3 Uhr beschäftigen sollten. Durch die ebenso schwierige als anregende Kletterei gelangten wir rasch wieder in den Vollbesitz unserer Kräfte. Während Dr. H. Lorenz[1]) die Südkante des Turms erklettert hatte, wählte ich einen engen, überhängenden Riß in der Nordwestflanke als Anstiegslinie. Über die folgenden kleineren Gratzacken ging es leichter empor. Rückblickend bemerkten wir da am Schalligletscher unweit des Jochs eine Karawane von drei Personen, die im Aufstieg begriffen war, und erkannten erstaunt unsere Genossen, welche jetzt erst den für gestern abend vereinbarten Treffpunkt erreichten. Wie sie uns später in Zermatt erzählten, hatten sie 600 *m* tiefer als wir am Gletscher genächtigt und am Morgen die Träger entlassen. Unsere Begrüßungsworte schallten nicht gerade höflich zu ihnen hinab. Langsam kamen sie näher; am hohen Gendarmen gaben sie infolge Unfähigkeit des Zillertaler Führers die Tour auf. Wir waren in Anbetracht der Länge und Schwierigkeit der Fahrt froh, die Gratwanderung zu zweien vollenden zu können.

Mehrmals wurden wir versucht, den abweisenden Grattürmen in dem abschüssigen Plattenhange der Ostflanke auszuweichen; doch jedesmal trieben uns die verderbendrohenden Geschosse der schroffen Felsgebilde, zerbrechlichen Wächten und Firnschneiden auf die Firstlinie des zerborstenen Kammes zurück. Mächtiger werden die Türme, tiefer und schärfer die Scharten, ausgesetzter und schneidiger die Kletterei, so daß mein tapferer Gefährte, der seine erste Schweizerreise machte, sich einige Male zu der Bemerkung veranlaßt sah, daß der Grat den schwierigsten Vajolettürmen ebenbürtig wäre. Oft war an griffarmer Turmwand das ganze Seil abgelaufen, ohne daß ein Sicherungszacken in erreichbarer Nähe sich befand, was jedoch bei dem hier soliden Gesteinscharakter nicht von Bedeutung war. Gegen Mittag vermochte ich, am Seile in der Ostflanke absteigend, die Flaschen mit Wasser zu füllen; auch heute herrschte wieder die gleiche Bruthitze, durch die an windstillen Tagen im Wallis der Bergsteiger erschlafft. Die letzte Turmreihe oberhalb des markanten roten Gratabbruchs, die wir ohne Ausweichen überkletterten, schien kein Ende nehmen zu wollen. Jeder folgende dieser abenteuerlichen, schneegekrönten Gendarmen spiegelte uns vor, der heißersehnte Gipfel zu sein. Es kostete uns viele Mühe, das immer energischer mahnende Ruhebedürfnis zu beschwichtigen. Und als ich schließlich den Scheitel des letzten Turms über seine fast 25 *m* hohe Ostwand erreichte, hatte sich's Christa an seinem Fuße zum Nachmittagsschläfchen bequem gemacht. Frische Trittspuren waren untrügliche Zeichen dafür, daß ich auf der idealen Schneespitze des gewaltigen Weißhorns, 4512 *m*, dem Knotenpunkt dreier Schneegrate, stand. Endlich gelang es meiner Überredungskunst, auch den die frohe Botschaft nicht glaubenden Gefährten zum letzten Anstieg zu bewegen. Mein Zuckerproviant, der übrigens mit Schnee zusammen ausgezeichnet mundete, war zu Ende.

Nach erfrischender halbstündiger Rast wurde 3 Uhr 45 Min. der Abstieg in beschleunigtem Tempo angetreten. Von einem Genießen der großartigen Rund-

---

[1]) Siehe Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1899.



Naturaufnahme von H. Pfann. Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Matterhorn, Zinalrothorn und Schallihorn vom Weißhorn-Schalligrat aus.



sicht konnte nicht mehr die Rede sein, hatten wir dafür doch während der langen Wanderung fast unausgesetzt die erhabensten Hochgebirgsbilder zu schauen gehabt. Am zweiten Tage hatte natürlich zusammen mit der physischen eine geistige Ermüdung sich eingestellt. Daß jedoch bei uns keinesfalls Übersättigung eingetreten war, bewies unsere unveränderte Tourenfreudigkeit in jenem, wie in späteren Jahren zur Genüge. Die Erinnerung an jene Bergfahrt gilt den genußvollen Stunden, die wir auf dem gewaltigen Gebirgskamme verlebten!

Die Wegspur führte vom Gipfel weg ein beträchtliches Stück auf dem Nordgrat hinab, um dann in scharfer Biegung nach rechts die riesige Eiswand über dem Biesgletscher zum Ostgrat hin zu queren. Ich ging voraus, das Seil hatten wir eingerollt; die wenigen Spalten, die sich dank der tiefen Spuren scharf abhoben, waren mühe- und gefahrlos zu überschreiten; dann ging es längs der Firn- und Felsschneide dieses Grats, der schon zum Teil im Abendschatten lag, dahin. Die gewiß nicht zu unterschätzenden Schwierigkeiten des gewöhnlichen Weißhornwegs (Ostgrat) vermochten, nachdem wir zuvor den Schalligrat überwunden hatten, keinen besonderen Eindruck auf uns zu machen. Nur zwei niedere Steilstufen des Grats haben uns etwas länger beschäftigt.

Kurz vor der Teilungsstelle des Ostgrats wiesen die frischen Spuren den Weiterweg nach Süden hinab über unschwierige Fels- und Firnhänge, zuletzt über eine offene Kluft auf den östlichsten Teil des Schalliberggletschers. Drei Stunden nach Verlassen des Gipfels standen wir vor der neugebauten Weißhornhütte, den letzten Blick dem bezwungenen Berge widmend.

In dem trauten Heim war ein französischer Alpinist mit zwei Führern, die eben auf dem Tische riesige Mengen Proviant ausbreiteten. Auf unsere höfliche Frage, ob er uns Halbverhungerten nicht eine Kleinigkeit abtreten könnte, gab uns der Gemütsmensch zu verstehen, daß er selbst »zu wenig« hätte. Der Rest der dampfenden Erbssuppe, die eben fertig geworden war, wurde uns von den Führern großmütigst überwiesen, was wir auch dankbarst annahmen.

Freund Christa zog es vor, in der Klubhütte zu bleiben; während ich meinem knurrenden Magen zuliebe, der heute so wacker ausgehalten hatte, nach einstündigem Aufenthalt zu Tale stieg auf dem mir unbekannten, nach Randa führenden Pfade. Wollte ich nicht gewärtigen, auf den oberen, felsdurchsetzten Grashängen von der Nacht überrascht zu werden, so hieß es eilen. Dort wo sich der Steig im Grase verliert, kletterte ich hurtig über Felsstufen hinab, Herdengeläute entgegen. Bei einigen Viehställen bemerkte ich später einen Hirtenjungen, den ich nach dem Wege fragen wollte; schleunigst vor mit Reißaus nehmend, verschwand der merkwürdige Kauz stumm im Dunkel des Waldes. Mit der Laterne gelang es mir dennoch, weiterzufinden; über einen Zaun hinweg führte ein Steig in dichtem Walde talaus, den ich bei den ärmlichen Hütten von Eisden an der Talsohle nach 9 Uhr endlich verließ. Doch dicht vor dem Endziel sollte ich noch Schiffbruch erleiden. Weglos irrte ich bei den Hütten umher, angesichts des im Glanze seiner elektrischen Lichtfülle prangenden Hotels und des tosenden Vispbachs, dessen Überschreitung mir an jenem Tage nicht mehr gelang; mein Rufen verhallte unnütz im Donner des angeschwollenen Wildbachs. Von Müdigkeit und Schlaf übermannt, kroch ich schließlich fluchend in einer der Hütten ins Heu.

Als ich am Morgen nach köstlichem Schlaf ins Freie trat, lag drüben, kaum 30 Schritte entfernt, die Brücke nach Randa.

Ein relativ harmloser Unfall beim Abstieg vom Schreckhorn war schuld daran, daß mich vergangenen Sommer mein Tourengenosse im Berner Oberland plötzlich

verlassen mußte. Einen geeigneten Ersatz vermochte ich weder in Grindelwald noch in Zermatt zu finden. So kam es denn, daß ich eine Reihe von größeren Bergfahrten allein ausführte, deren harmonischer Verlauf mich in hohem Grade befriedigte; das wirklich glänzende Wetter machte es mir unmöglich, tatenlos im Tale zu sitzen.

Obergabelhorn, 4073 *m*

(Allein)

1906. — Beim Abstieg vom Rimpfischhorn über Findelen nach Zermatt hatte ich Gelegenheit, den großartigen Blick auf das Matterhorn und den ganzen gewaltigen Grenzkamm zwischen Aniviers- und Nikolaital voll zu genießen. Neben dem unvergleichlichen Löwen von Zermatt ist es das Gabelhorn, dessen kühner Gipfelbau unstreitig selbst in dem an charakteristischen Gestalten reichen Bergkranze des Wallis eine hervorragende Stellung einnimmt. Als ich mich über den Zustand des Bergs bei den Burgeners erkundigte, wurde ich nur vor dem Bergschrunde gewarnt, der im Abstieg ohne Seilhilfe zur Zeit gefährlich zu überschreiten wäre. Um dieser Gefahr zu begegnen, richtete ich beim Trifthotel einen Prügel zurecht, den ich mit dem Beile am einen Ende spitzte; mit einem solchen Pfahle, der oberhalb des Schrundes in den Firn getrieben wird, ausgerüstet, können selbst hohe Firnwände am Seile gefahrlos im Abstieg genommen werden.

Am 29. August war ich merkwürdigerweise der einzige Gast im Trifthotel, diesem vielbesuchten Berggasthaus. Unschwer orientiert man sich etwas höher über den einzuschlagenden Weg, der bis zum Gipfel zu übersehen ist. Andern Morgens 3 Uhr 10 Min. verließ ich die Trift und wanderte im Scheine der Laterne den Triftjochsteig bergan. Vor einem kleinen Moränensee überschreitet man auf primitivem Stege dessen Abfluß, damit den erwähnten Pfad verlassend; deutliche Steigspuren leiten hier den steilen Moränenkamm des Gabelhorngletschers hinauf. Um 5 Uhr hielt ich auf anstehendem Fels Frühstücksrast und bewunderte den herrlichsten Sonnenaufgang, der in jenen glorreichen Augusttagen etwas Selbstverständliches war. Kurz vor 6 Uhr betrat ich den Gabelhorngletscher, der trotz seiner Zerrissenheit mit Steigeisen am rechten Rande gefahrlos zu begehen war. Etwa in halber Höhe mahnte ein vom Grate Wellenkuppe — Obergabelhorn sich lösender Felsbrocken, der in gewaltigen Sätzen den Gletscher hinabsprang, achtsam zu sein. Infolge andauernd warmen Wetters waren Ende August und September die Felswände fast völlig ausgeapert und der für gewöhnlich in Schnee und Eis verhüllte Schutt lag haltlos in den steilen Bergflanken, häufigen Steinfall verursachend.[1])

Überaus großartig war der Blick über den kühngeschwungenen Eiskamm hinweg nach Süden und Osten auf Monte Rosa, Lyskamm und Matterhorn. Die Steigeisen bewährten sich vorzüglich, so daß ich ohne Aufenthalt durch Stufenschlagen zum Bergschrund und nach dessen Überwindung zum Einstieg gelangte, 7 Uhr, am Beginne der fast in der Fallinie zum Gipfel aufsteigenden Felsrippe. Der früher gebräuchliche Weg querte auf bequemen Bändern die Ostflanke des Bergs, um nach Erreichen des Nordostgrats, zwischen Wellenkuppe und Gipfel, über diesen Grat zur Spitze zu führen. Der ganze Charakter dieser Wand hätte mich veranlaßt, wenn es nicht schon der frühe Steinschlag gelehrt hätte, einen andern Weg einzuschlagen und zwar über die in bedeutender Steilheit zum Gipfel emporstreichende Rippe. Diese Anstiegslinie gewährt den Vorzug fast absoluter Sicherheit vor Steinfall und ist durch festes Gestein ausgezeichnet; sie ist, wie ich nachträglich erfahren habe, auch heute die meist begangene geworden.

[1]) Auf dem Piz Roseg schwebten Herr H. Hössli und ich am 15. September beim Abstieg auf dem normalen Wege in eminenter Steingefahr.

Fast ohne Ausweichen klomm ich unter großen technischen Schwierigkeiten längs der schroffen Kante hinan; besonders eine kurze Plattentraverse in halber Höhe stellte erhebliche Ansprüche an meine Kaltblütigkeit; zumal im Abstieg. Es ist eine Stelle, an der man deutlich fühlt, welche starke moralische Stütze die Seilsicherung gewährt.

Vom schmalen Scheitel der Rippe zog eine scharfe, Reste von Firnwächten tragende Felsschneide nach Westen zum eigentlichen Gipfelgrat. Äußerste Vorsicht war bei deren Begehung erforderlich, da einige im Zustande labilen Gleichgewichts befindliche Gneisblöcke den Weg sperrten. Über die kurze, aber schroffe Schlußwand betrat ich 9 Uhr 30 Min. den Gipfelgrat. Das Südende des kurzen, mit bedeutenden Firnwächten gekrönten Grats, vielleicht der höchste Punkt, wurde fast gleichzeitig von einer anderen Partie erreicht, die von der Mountethütte über den Westgrat kam und dahin auch zurückzukehren beabsichtigte.

Nach reichlichem Mahle schwelgte ich im Genusse des herrlichen Rundblicks, dessen Glanzstücke Dent Blanche und Matterhorn sind; die erstere zeigt sich hier in klassischer Schönheit, so daß sogar der weiter entfernte Cervin darunter leidet. Mit Rücksicht auf die zunehmende Steingefahr begann ich schon nach halbstündiger Gipfelrast den Abstieg. In knapp fünf Viertelstunden bereits lagen die Felsen hinter mir; dicht neben dem Fuße der Rippe war eine von niedergehenden Steinen im Firn gewühlte Rinne, die ich im Aufstieg kaum beachtet hatte, nach deren Überschreitung der Bergschrund gewonnen wurde. Lustig prasselten die Steine, die sich irgendwo oben in Gipfelnähe gelöst hatten und die Schneerinne als Sturzbahn zum Gletscher benützten. Mit einigen in tunlichster Eile geschlagenen Stufen war die gefährliche Gasse passiert. Oberhalb des Schrundes fertigte ich große Stufen und trieb dann den hierzu mitgeführten Pfahl mit dem Pickel zu meinen Füßen in den harten Firn; das Holz als Griff benützend, vermochte ich dann im Streckhange am unteren Rande der Kluft Fuß zu fassen; eine Anwendung des Seiles war dank der Härte des Schnees unnötig gewesen.

Beflügelten Schrittes ging's hierauf den oberen steilen Gletscherhang hinunter, allenthalben kreuzten vereinzelte Steine in raschen Sprüngen meinen Weg, doch glücklich gelangte ich zu Tal; 12 Uhr 20 Min. schon konnte ich am linken Gletscherufer auf sicherem Grund verschnaufen. Köstliche Limonade, aus Gletscherwasser bereitet, stillte den brennenden Durst. Nach einstündiger Rast verließ ich den herrlichen Platz; kurz vor 3 Uhr erreichte ich nach fast zwölfstündiger Abwesenheit das Trifthotel.

Matterhorn, 4505 *m*, über den Zmuttgrat

(Allein)

1906. — Gerade in den letzten Jahren ist diese Tour häufiger beschrieben worden; in der deutschen Literatur existieren meines Wissens zwei Aufsätze aus der Feder Dr. H. Lorenz' in dieser Zeitschrift, der den Zmuttgrat führerlos mit E. Wagner bezwang, und von Guido Rey in der deutschen Ausgabe seines Matterhornwerks. Wenn ich es trotzdem unternehme, meine Erlebnisse bei dieser Bergfahrt hier in Kürze zu schildern, so berechtigt hierzu der Umstand, daß ein Alleingeher bei so großzügigen Unternehmungen unter ganz anderen Bedingungen kämpft als eine Gesellschaft von Bergsteigern, wenn man unter ersterem den wirklich Führerlosen versteht, der selbständig und unabhängig von anderen gleichzeitig dieselbe Tour unternehmenden Partien operiert, deren bloßes Vorhandensein, geschweige denn Stufen und Spuren, eine ganz bedeutende, wenn auch nur moralische Unterstützung bedingt.

Der noch in natürlicher Beschaffenheit befindliche Grat steckte mir schon 1901, als ich mit zwei Freunden das erste Mal in Zermatt weilte, im Sinne. Damals erhielt ich von Führer Gentinetta auf mein Befragen die treffende Antwort, daß er

mir abraten müßte, weil in den argvereisten Platten der Zmuttwand eine Sicherung der Gefährten fast unmöglich ist. Vergangenes Jahr war der Zmuttgrat einige Male begangen und in sehr gutem Zustand befunden worden; dies bestimmte mich, die Fahrt allein zu unternehmen.

Nach kurzem Entschlusse brach ich am 31. August, nachmittags 3 Uhr, in Zermatt auf, um ein Biwak am Fuße des Zmuttgrats zu beziehen. Eigentlich war es zu spät zum Aufbruch, was sich denn auch bitter rächen sollte. In 13/4 Stunden erreichte ich Staffelalp, wanderte ohne Aufenthalt auf bekanntem Pfade zum nahen Zmuttgletscher und längs des rechten Ufers auf dem schuttbedeckten Eisstrom weiter talein. Zahlreiche Sturzbäche führten das Wasser des Matterhorngletschers zu Tal, der hoch oben an glattgeschliffener Wand absturzdrohend zu kleben scheint. Eine von der Dent Blanche kommende Gesellschaft musterte prüfenden Blicks den einsamen Wanderer. Eben außerhalb der mutmaßlichen Bahn der verderbenbringenden Eislawinen des Matterhorns verließ ich den Zmuttgletscher und stieg von Nordwesten her zum Beginne des Zmuttgrats an. Ganz im Banne der faszinierenden Macht des furchtbaren Bergs forderte der Selbsterhaltungstrieb gebieterisch sein Recht und veranlaßte mich viel zu früh, wie sich andern Tags herausstellte, den Gletscher zu verlassen. Während das scheidende Tagesgestirn hinter dem Col d'Hérens versank, rang ich noch mit dem Berge. Die Sterne erstrahlten am wolkenlosen Firmamente, als ich endlich die Höhe des mächtigen Felsrückens betrat, hinter welchem die gewöhnlich benutzte Firnbucht einschneidet. An sicherem Orte machte ich es mir hier auf Moränenschutt zum Freilager bequem, in Gedanken immer noch mit Vermutungen über den von dieser Stelle aus schwer zu erkennenden Weiterweg beschäftigt. Das vom Matterhorngletscher freigegebene Felsband am oberen Rande der hohen Steilstufe schien allein ein Erreichen des schon von Zermatt sichtbaren Firngrats zu ermöglichen, während die schroffen Wandpartien selbst kaum in Betracht kommen konnten.

Mehr vermochte der forschende Blick an jenem Abend nicht zu entdecken.

Ein prächtiger Sternhimmel legte sich über das geheimnisvolle Reich, in das sich die Walliser Riesen Dent Blanche, Dent d'Hérens und Matterhorn brüderlich teilen; doch bald wich das nächtliche Dunkel dem silbernen Lichte des hinter dem letzteren Berge aufsteigenden Mondes, das der starrenden Eiswelt unbeschreiblichen Zauber verlieh. Lange lag ich schlaflos in meine Gummipelerine gehüllt, die Herrlichkeit und Pracht in unendlicher Einsamkeit genießend. Die Temperatur war in Anbetracht der hohen Lage des Biwakplatzes als angenehm zu bezeichnen. Gegen Mitternacht unterbrach jäher Donner meinen Schlaf; auffahrend sah ich eine gewaltige Eislawine, die sich am diesseitigen Rande des Matterhorngletschers gelöst hatte, die erwähnte Steilstufe herabstürzen, also die von mir in Aussicht genommene Anstiegslinie über das Felsband bestreichend. Unweit meines Schlafplatzes, der dank seiner erhöhten Lage vollkommen Schutz gewährte, kamen die Eismassen zum Stillstand. Bis 1/25 Uhr erfreute ich mich dann ungestört der Ruhe.

Nach eingenommenem heißen Frühstück brach ich bei Tagesgrauen auf und überquerte stufenschlagend die oberste steile Eiszunge der Firnbucht des Zmuttgletschers. Da ich das Band nach dem nächtlichen Ereignis nicht zu versuchen wagte, stieg ich jenseits über Moränenschutt zu den jähen Felswänden hinan, noch mächtig ergriffen vom Zauber der weihevollen Märchennacht.

Die folgende Stunde verstrich in ernstester Kletterei, bis ich, die Fruchtlosigkeit meines Beginnens einsehend, den Rückzug antrat; hungernde Bergdohlen umkreisten mich dabei mit lautem Gekrächz. Über drei Stunden waren verloren gegangen, doppelt wertvoll bei Beginn eines so großen Unternehmens. 8 Uhr war es geworden, als ich von neuem, diesmal vom Glücke begünstigt, vom Fuße des Bergs

aufbrach; weiter rechts, südlich, stieg ich in die Wandflucht ein, ein anfangs kaum kenntliches, schräges Gesimse nach rechtshin verfolgend, wo die Neigung der Wände geringer wurde. Nach einer Stunde lag der Zugang zum Schneegrat offen. Nachdem ich die willkommene Gelegenheit zum Wasserfassen benützt hatte, ging's über schuttbedeckte Plattenhänge unschwierig zum Beginn des eigentlichen Grats empor und auf oder rechts neben seiner Firnkante mit Steigeisen bequem zu dessen oberem Ende, wo vier wilde Felstürme plötzlich den Weg sperrten, 10 Uhr 45 Min.

Die Kletterei über diese schroffen Klippen trug ein überaus ernstes Gepräge, ich bewegte mich in der linken Flanke oder auf der Grathöhe selbst; das Gestein ist wohl nur infolge der seltenen Begehung[1]) dieses Grats teilweise äußerst brüchig; bei starker Vereisung oder Schnee dürften hier leicht unüberwindliche Hindernisse auftreten. Beiderseits gähnen furchbare Abstürze, besonders gegen Nordost in ein wildes Eiscouloir, das am Matterhornfirn fußt; es ist ein unheimlicher Ort, der den Alleingeher zu äußerster Vorsicht mahnt. Beim Abstieg in die Scharte hinter dem zweiten Turm benützte ich das Seil zur Sicherung.

Jenseits der Gendarmen klettert man auf dem schmalen Felsgrate weiter, bis dieser sich in 4200 *m* Höhe am gewaltigen Kopfe des Bergs verliert. Näher rückte die charakteristische Stelle, bei welcher von Zermatt gesehen der Zmuttgrat hinter dem ungeheuren Überhang der »Nase« verschwindet. Als ich es mir auf der wenig ausgeprägten Schulter zur Mittagsrast bequem gemacht, hatte ich Muße, die eisstarrende Bergflanke, die rechts scheinbar in greifbarer Nähe vom italienischen Grat gekrönt wird, zu betrachten.

Am tiefblauen Himmel über mir zeichnete sich scharf die Kontur des Matterhornkopfes ab, an dessen verwittertem Scheitel sich eben die ersten Steine, vom Flammenkuß der Sonne geweckt, lösten. Der natürliche Anstieg zum Gipfel verfolgt nun ein rampenartiges Band, auf dem ich meine Karte deponierte, nach rechts zu einem Kamin und führt dann wieder links, um oberhalb des grandiosen Überhanges das oberste Stück des Zmuttgrats zu gewinnen; gerade in der Sturzbahn der furchtbaren Steinsalven, die bald ohne Unterlaß zu knattern begannen. Ich überlegte, ob es nicht am klügsten sei, hier zu warten, bis die Sonne hinter dem Col d'Hérens versank und die Ausstrahlung der Bergoberfläche den Steinen eisige Fesseln anlegte; im Vollmondschein durfte ich wohl hoffen, den kaum zu verfehlenden Abstieg zum Schwarzsee durchführen zu können. Vorerst entschloß ich mich jedoch zu einem Versuch, die ziemlich eisfreie Plattenwand direkt zu ersteigen.

Ich hatte Glück damit; fast ohne Ausweichen klomm ich in heikelster Plattenkletterei schräg links empor unweit der linken Begrenzungskante der Wand, während weiter rechts die steinernen Geschosse, bei dem erwähnten Kamine aufschlagend, in wilden Sprüngen ihren Weg zum Penhall-Couloir und Tiefenmatten-Gletscher nahmen. Erschlaffend wirkte die Nachmittagshitze, als ich die letzten schnee- und eisbedeckten Klippen des sicheren Grats emporturnte. 3 Uhr 45 Min. stand ich endlich auf dem trotzigen Felsenhaupt des italienischen Matterhorngipfels, 4505 *m*.

Ein Abglanz der elementaren Siegesfreude, welche die Männer beseelte, die als Erste die sturmumbrausten Hochgipfel der penninischen Alpen erreichten, kam in meinem Innern zur Auslösung, um allmählich in schweigender Huldigung der majestätischen Natur zu verklingen. Stolze Erinnerung an vergangene Tage und heißes Verlangen weckend, lag in leuchtender Klarheit der weite Bergkranz des Wallis da. Dahinter reihte sich in unglaublicher Schärfe Bergkette an Bergkette, soweit das Auge zu reichen vermag. Das Zermatter Tal lag bereits im Schatten; wollte ich noch bei Tag die Schweizerhütte und das Hotel Schwarzsee erreichen, so

[1]) Guido Rey sagt in seinem Werke, daß die Ersteigungen innerhalb 20 Jahren an den Fingern abgezählt werden können.

mußte ich eilen. Mit dem Betreten des Gipfels war ich auf bekanntem Terrain, da ich vor fünf Jahren den Berg von Zermatt nach Breuil überschritten hatte. Die Begehung des gegen 100 *m* langen Gipfelgrats, der seit kurzem ein schmiedeisernes Keuz trägt, bot hohen Reiz. Der gewöhnlich begangene Nordostgrat war wider Erwarten in einem bedenklichen Zustand; das steile Stück zwischen Gipfel und Schulter war gänzlich vereist. Die Sonne hatte reichlichen Schnee zur Schmelze gebracht und, seit der Grat sich im Bergschatten befand, war das den Weg hinabfließende Schneewasser zu Glatteis gefroren.

Trotz der Steigeisen und fixen Seile war peinlichste Vorsicht geboten; ohne die ersten hätte mich wohl die Nacht auf der Schulter überrascht. Um 6 Uhr hatte ich die ehrwürdigen Reste der alten Schweizerhütte erreicht, wo ich die Eisen ablegen konnte. Auf gut kenntlichem »Pfade« stieg ich dann raschen Schrittes die staubigen Felsen hinab; die gewaltige Zermatterflanke machte einen kläglichen Eindruck auf mich; morsch und schuttbedeckt ist sie ein Sinnbild der langsamen Zerstörung, der selbst diese himmelstürmenden Felsriesen rettungslos verfallen sind.

Im ungestümen Vorwärtsstürmen ließ ich mich durch das harmlose Aussehen der Wand verleiten, die Wegspuren zu verlassen, um direkt abzusteigen; hierbei kam ich in so unzuverlässiges Gestein, daß ich mich gezwungen sah, in zeitraubendem Quergang zum Grat zurückzukehren.

Abends 8 Uhr erreichte ich das Ausstiegscouloir, von welchem man auf harmlosem Firnfeld zum Fuß des Bergs und der Hütte am Hörnligrat absteigen kann.[1]) Zu meiner Überraschung verloren sich hier die Spuren und an dem hartgefrorenen Eishang, der statt des erwarteten Schneefeldes vorhanden war, vermochte ich bei dem unsicheren Lichte der Dämmerstunde eine etwa vorhandene Stufenreihe nicht zu erkennen. Die Zornesader schwoll mir auf der Stirne; da sollte ich also zu guter Letzt im Finstern den Pickel schwingen, das war zu viel für heute.

Über dem Eishang befand sich ein prächtiges Plätzchen mit feinem Schutt bedeckt; hier konnte ich ruhen, bis der Mond den ungemütlichen Pfad beschiene. Nachdem ich mich an einem Felsblock festgebunden, streckte ich mich aus, um Stunden köstlichsten Schlafes zu genießen. Gegen Mitternacht erwachte ich durch die zunehmende Kälte, oder hatte mich des Mondes silberner Schein, der auch in dieser Nacht seinen Märchenzauber über die Landschaft wob, wachgerüttelt?

Frohgemut machte ich mich nun an die sauere Arbeit, dem spröden Eishang Tritt um Tritt abzuringen; es war ein Gang, wie er abenteuerlicher kaum gedacht werden kann. Einen gutartigen Schrund überschritt ich nur mit der erdenklichsten Vorsicht, dann traf ich auf den langersehnten Firn, in welchem die Spitzen der Steigeisen faßten. Um 1/22 Uhr war ich endlich auf dem mit dünnen Platten belegten Felskopfe, der die Hütte trägt, in Sicherheit.

Ich zog es vor, den Rest der Nacht im Freien zu verbringen; um 4 Uhr, die ersten Matterhornfahrer hatten eben das überfüllte Unterkunftshaus verlassen, kochte ich wärmenden Tee und wanderte dann zum nahen Gipfel des Hörnli, um dort das ewigschöne Schauspiel des Sonnenaufgangs zu bewundern. Blutrot stieg der Sonnenball über den östlichen Grenzwall des Nikolaitals empor, die Spitzen der Berge erglühten. Und als der gewaltige Rumpf des Zermatter Löwen, der in des Mondes letztem Schein so unnahbar kalt in erdrückender Wucht sich aufbäumte, in den warmen Farben des jungen Tages prangte, stieg ich, das Herz voll Lebensfreude und Glück, zu Tal.

---

[1]) In jüngster Zeit vermeidet man wegen der durch die von Jahr zu Jahr zahlreicheren Besteiger wachsenden Steingefahr dieses Couloir und gewinnt direkt über den Grat die Schweizerhütte.

Das Bregenzerwaldgebirge

Von

Dr. Karl Blodig

Wie ein Hauch aus der Zeit unserer Vorväter weht es mir stets entgegen, so oft ich aus den Gegenden der »hochklassigen« Hotels mit ihren schwalbenschwanzgeschmückten Kellnern und würdevollen Direktoren in das harzduftige Gebiet der Bregenzer Ache flüchte. Tagelang wandert man hier durch Wiesenlandschaften und Buchenwälder, durch Tannenforste und über Felsgrund dahin, ohne von den Erscheinungen unserer Überkultur belästigt zu werden.

Des Abends nimmt uns dann, wo wir uns auch befinden mögen, sei es in einem der schmucken Dörfer, oder in einsamer Bergeswildnis, ein blinkend sauberes Wirtshaus auf, in welchem wir gleichgestimmte Menschen anzutreffen hoffen können, die ferne von Mühe und Plage, vom Erlisten und Erraffen des Berufslebens sich einmal in ungestörtem Naturgenusse ausleben und erholen wollen.

Das Bergland, in das ich die freundlichen Leser dieser Zeitschrift zu führen gedenke, begreift nahezu das gesamte Quellgebiet der Bregenzer Ache in sich; ich sage nahezu, denn ein Teil des Stromgebiets der Rotach, welche auch in die Bregenzer Ache mündet, gehört nicht dem Bregenzerwalde, sondern dem bayerischen Allgäu an. In tiefen, zumeist ungangbaren Schluchten, Tobel geheißen, brausen die Gewässer, hier Achen genannt, zwischen den Formationen der Nagelfluh, der Tonschiefer und der Kalkschiefer dahin; zu beiden Seiten dieser Furchen erheben sich, besonders im Vorderwalde, breite, freundliche Hochebenen, welche die anmutigen, heiteren Dörfer und zerstreuten, sauberen Gehöfte tragen. Darüber ragen die besonders im Hinterwalde durchweg steil aufgebauten Berge in die Lüfte.

Bequemer als anderswo hat der Reisende im Gebiete des Bregenzerwalds Gelegenheit, im Laufe eines einzigen Tags alle Erscheinungsformen eines Alpenlands in buntem Wechsel und dabei mit reizvoller Steigerung an sich vorüberziehen zu lassen.

Wer etwa früh morgens von Bregenz aufbricht und bis Bezau die Bregenzerwald-Bahn benützt, kann ohne die geringste Eile, nur zu Fuß wandernd, sein Nachtlager in der Hochalpe am Fuße der Braunadlerspitze angesichts des wildzerborstenen Gletschers dieser höchsten Erhebung des Bregenzerwalds aufschlagen.

Der Übersichtlichkeit halber teile ich die Bergwelt des schönen Bregenzerwalds in vier Abschnitte ein. Als erstes Teilstück bezeichne ich diejenigen Höhen, die sich gänzlich im Gebiete der Bregenzer Ache befinden. Der zweiten Gruppe weise ich jene Erhebungen zu, die dem Flußgebiete der Ach, — so wird die Bregenzer Ache auch kurzweg genannt — oder eines ihrer Nebenflüsse und dem der Iller gleichermaßen zugezählt werden können. Zur dritten Abteilung rechne ich jene stolzen Recken, und das sind die Haupterhebungen des ganzen Gebiets, welche die Wasserscheide zwischen der Bregenzer Ache und dem Lech bilden. Hier steht die vergletscherte Braunadlerspitze, mit 2651 *m* die höchste Erhebung, welche vom

Wasser der Bregenzer Ache bespült wird. Der vierten und letzten Gruppe endlich teile ich diejenigen Berge zu, die das Reich der Bregenzer Ache vom Flußgebiete des Vaters Rhein trennen; die bezüglichen Flüßchen und Bäche, welche diesem Strome zueilen, sind die das Große Walsertal durchströmende Lutz, die durch das Laternsertal hinabfließende Frutz und die Dornbirner Ache.

Wenden wir uns nun der ersten Abteilung des Gebiets, das wir gemeinsam durchwandern wollen, zu.

I.

Der Schweizberg, 890 *m*

Ob wir nun unsere Reise in den lieblichen Bregenzerwald von Bregenz aus mit der Eisenbahn antreten, oder ob wir die aussichtsreiche Kunststraße von Dornbirn weg benützen, immer wird es von Vorteil sein, zuerst dem Schweizberg von der Haltestelle Oberlangenegg aus einen Besuch abzustatten. Durch gemischten Wald, der mit seinen Buchen, Ahornbäumen und Fichten die manigfachst abgetönten Farbeneffekte darbot, ging ich Ende Mai 1902 von der Schlucht der Ache nach der Hochebene von Oberlangenegg hinan. Ich hatte, von Alberschwende, dem ersten Dorfe des Bregenzerwalds kommend, um 3 Uhr 15 Min. nachmittags die unmittelbar in der Nähe der heutigen Station Langenegg gelegene Brücke passiert und stand nach hübscher Wanderung um 4 Uhr 45 Min. auf der grasbedeckten Kuppe des Schweizbergs. Wenn ich diesen Nachmittagsspaziergang hauptsächlich unternommen hatte, um dem Drängen eines lieben Berufsgenossen und Landeskindes nachzugeben, wobei ich die lebhafte Schilderung der Schönheit der Aussicht seinem Lokalpatriotismus zugute hielt, so bat ich ihm, oben angekommen, im Geiste und später tatsächlich mein Unrecht ab. Um mich ein farbenprächtiges Meer blühender Obstbäume, auf den sattgrünen Wiesen allenthalben freundliche Gehöfte, und bei 20 Dörfer mit ihren Kirchen, darüber die noch großenteils die Zierde des Winterschnees tragenden Höhen des Vorder- und Hinterwalds. Da stand der Zackenkamm der Gottesackerwände, das Horn des Hoch Ifen, die Winterstaude, die dunkle Wand der Kanisfluh mit den charakteristischen Schneebändern, die Höhen der felsigen Hangspitze, des Freschen und der Mörzelspitze. Zwischen dem Rücken des Pfänder und dem Hochälpele grüßt der ferne Säntis herüber. Niemand sollte versäumen, diesen lohnenden Aussichtspunkt, der den Neuling über einen großen Teil des Bregenzerwalds orientiert, zu besuchen.

Die Winterstaude, 1867 *m*

Weiter taleinwärts ist es die nach Norden in Steilwänden abstürzende Winterstaude, welche unter allen Umständen einen Besuch lohnt. Ich erstieg dieselbe zum ersten Male am 3. April 1890 in Gesellschaft meines lieben, verewigten Freundes Eugen Sohm. In fünfstündigem, angestrengtem Marsche waren wir tags zuvor von der Eisenbahnstation Schwarzach der Rheintallinie über Alberschwende, die Lorene und Schwarzenberg nach Bezau gegangen. Am andern Morgen brachen wir um 4 Uhr 30 Min. auf und gingen auf breitem Alpwege nach dem Alphüttenkomplexe Wildmoos; am südlichen Hange der Winterstaude ansteigend, näherten wir uns einem Felszacken, der sich mit seinen scharfen Konturen in den lichten Morgenhimmel förmlich einzubohren schien. Er heißt »die Egg«, wurde uns aber in Bezau als Gipfel der Winterstaude bezeichnet. Ohne uns weiter umzusehen, stiegen wir auf das spitz zulaufende Gebilde hinauf; um 7 Uhr 45 Min. standen wir oben, aber als wir uns umdrehten, brach ein unisono gerufenes »Donnerwetter, das ist ja gar nicht die Winterstaude« von unseren Lippen.

Nordwestlich von unserem Standpunkte ragte, durch einen ziemlich tiefen Sattel von uns getrennt, die eigentliche, massiv aufgebaute Winterstaude empor. Eine Viertelstunde blieben wir auf unserer schlanken Aussichtswarte sitzen, dann bummelten wir über den teilweise verschneiten Grat bis 8 Uhr 30 Min. hinüber zum Hauptgipfel. Die allernächste Umgebung bot damals die interessantesten Gegensätze. Auf der Spitze selber, sowie auf den steil nach Süden sich abdachenden Wiesenhängen breitete sich eine reichhaltige alpine Flora, hauptsächlich aus Gentianen, Primeln, Krokus, Soldanella und Ranunkeln bestehend, aus. Drei Schritte von diesen reizenden Frühlingskindern brach der von Ost nach West verlaufende Kamm gegen Norden in mächtiger Wand ab; nur einzelne Felspfeiler guckten aus der noch völlig winterlichen Schneehülle hervor. Da wir zwei Tage vorher diese Verhältnisse vom Pfänder aus wahrgenommen hatten, waren wir mit Seil, Pickel und Steigeisen wohl versehen. Nachdem wir die höchst malerische Aussicht, welche die Tannheimer und Allgäuer Gipfelwelt, das Gebiet der Lechtaler-, Klostertaler und Bregenzerwald-Berge umfaßt, aber auch Teile des Ferwalls, der Silvrettagruppe und des Rhätikons, sowie der Ostschweiz und



Winterstaude vom Hochälpele.

des Bodenseegebiets sehen läßt, genugsam betrachtet hatten, begannen wir den ernsthafteren Teil unseres Tagewerks. Wir seilten uns an, und mein Freund stieg, mit dem Gesichte gegen die Schneewand gerichtet, diese hinab, indem er mit der Fußspitze möglichst tiefe Löcher in den Schnee stieß, welche später auch als Griffe gute Dienste leisten mußten. Auf einem kleinen Absatze machte er Halt und ließ mich nachkommen; so wiederholte sich das Spiel stets bis auf Seillänge zu vielen Malen.

Sobald die Neigung der Schneewand geringer wurde, nahm auch ihre Härte zu und dann begann ein regelmäßiges Stufenschlagen an der schimmernden glatten Fläche. Erst ziemlich tief unten gestattete die geringer werdende Neigung ein gleichzeitiges Absteigen und nach fünfviertelstündiger harter Arbeit konnten wir das Seil ablegen und bald auch die Steigeisen versorgen. Ein $2^1/_4$ stündiger Marsch — teilweise gab es ein höchst ermüdendes Schneewaten — führte uns dann nach Egg hinaus Nach mehrstündiger Mittagsrast brachen wir wieder auf und gingen — die Reise war von Anfang an als Trainingstour aufgefaßt worden — in vier Stunden über Alberschwende, Schwarzach und Lautrach nach Bregenz zurück. Noch heute aber habe ich den Eindruck, daß ich auf allen sechsthalb Dutzend 4000 *m* überragender Gipfel, die mein geistiges Besitztum bilden, kaum irgendwo eine steilere Firnwand antraf, als am Karfreitage 1890 an der Winterstaude.

Da mir Einheimische des öfteren vom interessanten Aufstiege auf die Winterstaude über Niedere und Hasenstrick erzählt hatten, so verreiste ich in Gesellschaft meiner Frau am 31. Mai 1905, aber diesmal mit der gesegneten Bregenzerwald-Bahn nach der Haltestelle Bezegg, von wo wir am selben Abende den Klausberg besuchten. In einer Stunde hatten wir die Höhe erreicht, die einen höchst malerischen Blick auf die steilen Giebel der Hangspitze und der Mittagspitze bei Damüls, auf die zerklüftete Klipperen, die felsige Kanisfluh, die Gegend um Schröcken, auf den Widderstein und den Hoch Ifen gewährt. Etwas unter der Spitze befinden sich eine Kapelle und einige Sennhütten, von welchen aus man besonders hübsche Talaussichten auf die Gegend von Bezau und Mellau einerseits, von Hittisau bis Andelsbuch anderseits genießt. Wir warteten den prächtigen Sonnenuntergang ab und fanden dann in der »Sonne« in Andelsbuch befriedigende Unterkunft und Verpflegung. Am 1. Juni nahmen wir den Weg schon um 3 Uhr morgens unter die Beine. Es war wie am Vortage der gegen den Sattel der Bezegg hinaufführende Pfad. Nach 20 Minuten aber bogen wir nach links ab; eine Wegtafel gibt Kunde davon, daß man in einer Stunde die Alpe Sattel und nach dritthalb Stunden die Niedere erreiche. Über unser Ziel, die Winterstaude, schweigt sie sich aus. Ein stellenweise steiniger, aber nie unangenehm steiler Alpweg führte uns durch üppigen Wald und über Alpenweiden hinan zur Höhe des Kamms. Ein prächtiger Blick über den ganzen Vorderwald und einige Dörfer des Hinterwalds tat sich hier auf. In der blauen Ferne erschienen die Höhenzüge des Schwabenlandes, die hochgetürmte Waldburg, der langgestreckte Göhrenberg bei Friedrichshafen und die Basaltkuppen des Hegaus. Der elastische Alpboden bringt uns ebenso mühelos als unmerklich vorwärts, bis wir nach einer Stunde Steigens die Alpe im Sattel, circa 1090 *m*, erreichen. Herrschte bis hierher der Charakter des Lieblichen vor, so empfängt uns nun die eigentliche Alpenwelt mit einem Glanzbilde; es ist die Nordwand der Kanisfluh, 2047 *m*, welcher wir uns plötzlich gegenübersehen. In dem Einschnitte des Achtals, anscheinend dicht an ihrem Fuße, liegt an den Hang der Mittagsfluh gelehnt das Dörfchen Au, ein wahrhaft minnigliches Alpenidyll. Nun steigt der Weg etwas steiler gegen die Niedere hinan. Drückende Schwüle umgab uns trotz der frühen Morgenstunde, sowie wir in den hier dichten Wald eintraten. Der Himmel war leider bedeckt und aus dem fernen Rheintale drängten schwere, dunkle Wolkenmassen herüber. Bei den Alpen Höfl und Baumgarten vorüber geht's auf die Niedere, 1674 *m*, deren anscheinend höchsten Punkt wir um 6 Uhr erreichten; einige Male staken wir im Nebel, dann drang die Sonne wieder siegreich durch, beleuchtete phantastisch die pralle Nordwand der Kanisfluh und beglänzte die Häuser von Ellenbogen, Bezau und Reute. Immer steiler wurde der Hang zu unserer Linken, bis wir nach Umgehung einiger aus dem Grate aufstrebender Felszacken um 7 Uhr 15 Min. am Beginne des Hasenstricks standen. Es war Auffahrtstag und von Egg, Andelsbuch, Großdorf und Bezau tönten die Kirchenglocken herauf. Wir dachten, daß uns nach 4½stündigem Marsche eine kleine Erfrischung gebühre, und hielten hier bis 7 Uhr 45 Min. Frühstücksrast; dann band ich meine Frau an eine doppelt genommene, sehr starke Rebschnur, wie ich solche öfters zum Abseilen benützte, worauf sie die einzige wirkliche Kletterstelle des Hasenstricks, eine 3 *m* hohe, wohl circa 80° geneigte, aber trefflich griffige Felspartie ohne Umstände hinabstieg; eine Felsplatte, die unten am horizontal ansetzenden Gratstücke sich befindet, wurde von meiner schöneren Hälfte noch rittlings genommen, dann aber ging's auf gut ausgeprägtem Steiglein auf luftiger Grathöhe dahin gegen den Fuß der Winterstaude; 8 Uhr 10 Min. Mit Schwindel behaftete Personen werden besser tun, die Winterstaude von Bezau aus, ohne Berührung der Niederen und des Hasenstricks, zu besteigen. Über steile Rasenhänge erreichten wir um 8 Uhr 35 Min. den Gipfel des Bergs. Leider hatte sich die Umgebung in dichte Wolken gehüllt,

so daß wir nur hin und wieder einen Tiefblick gegen Andelsbuch oder Egg erhaschen konnten. Um 9 Uhr 35 Min. begannen wir den Abstieg, folgten einer Markierung gegen Osten, die aber bald wieder endigte, so daß wir auf eigene Rechnung und Gefahr über einige sehr steile Grashalden zum Schreibersattel, 1501 *m*, hinabstiegen; 10 Uhr 25 Min. Die Hänge des Bergs waren oben mit den herrlichsten Alpenblumen bedeckt gewesen, hier unten lagerte 1½ *m* tiefer Schnee auf der Talsole. Wir fuhren nach dem Höllbockstobel hinab und gingen der südlich aufragenden, malerischen Felswand entlang talaus bis einige Minuten vor einem großen Bergsturze.

Über Matten und Schneeflecke stiegen wir dann zu einem namenlosen Sattel im Westen des Hundsschrofens hinauf — 11 Uhr 55 Min., wo uns ein herrlicher Blick auf die kühn aufragende Kette des Hoch Ifen und Didamsbergs überraschte. Durch Wald und über steile Wiesen ging's dann hinab zum Wege, der von Sibratsgfäll nach Schönebach führt, welch letzteres wir um 12 Uhr 45 Min. betraten. Seit 14 Tagen schon war mein alter Bekannter, Gallus Greber, aufgezogen. Seine prächtige Frau waltete in Mitte einer reizenden Kinderschar in Küche und Haus; einem allerliebsten Schwarzkopf fertigte meine Frau aus Tannenzapfen und Zündhölzern »Kühe« an; der dreijährige Alpensohn drehte die Dinger lange in der Hand herum und endlich sagte er mit wegwerfender Gebärde: Dös ischt ka Kuah, dös glîcht aner Sû! Wir taten Küche und Keller alle Ehre an, brachen um 2 Uhr 30 Min. wieder auf und erreichten, von einem Gewitterregen gründlich gewaschen, über Hilkat und das Sättele um 5 Uhr 45 Min. das trauliche Bezau.

Kanisfluh, 2047 *m*, und Klipperen, 2077 *m*

Eine der häufigst ausgeführten Bergtouren im ganzen Bregenzerwalde ist die auf die Kanisfluh. Nicht wenig trägt zu ihrer Beliebtheit der Reichtum ihrer Bergwiesen an Edelweiß bei. Ich bestieg den auch von Einheimischen viel besuchten Gipfel am 30. Mai 1903 in Begleitung meines Sohnes. Am 29. waren wir von Bezau über die herrliche Schnepfegg nach Au gegangen; der Anblick der Riesenmauer der Kanisfluh von dem genannten Sattel aus hat noch jeden Besucher zu lauter Bewunderung hingerissen; aber auch sonst ist die 2½stündige Wanderung von Bezau über Reute, Bizau und die Schnepfegg dem Fahrwege über Mellau weit vorzuziehen. Am anderen Morgen verließen wir das Dorf um 3 Uhr 50 Min. bei Tagesanbruch und sehr bedecktem Himmel.

Während wir durch den Wald von Argenstein hinaufstolperten, träufelte das glitzernde Naß noch von den nächtlicher Weile tüchtig abgewaschenen Bäumen herab. Aber je höher wir stiegen, um so besser wurden die Wetteraussichten, und als wir über Wiesen und Schutthänge um 7 Uhr 25 Min. den Gipfel des Bergs erreicht hatten, belohnte uns eine vom Piz Buin bis zum Bodensee reichende, herrliche Aussicht. In der nächsten Umgebung ist es besonders der Blick auf das dicht am Fuße der Nordwand des Bergs 1326 *m* tiefer liegende Schnepfau, ferner der reizende Niederblick auf die Dörfer Mellau, Au und Schoppernau, welcher der Rundschau großen Reiz verleiht; freundlich grüßen die hübschen Häuser um die stattlichen Kirchen geschart aus grünem Plane herauf. Überaus instruktiv ist der Einblick auf die Gegend von Schröcken, sowie in die vom Hohen Freschen zum Hochälpele ziehende Gebirgskette. Um 8 Uhr 15 Min. verließen wir die Spitze, besichtigten die kleine, offene Schutzhütte im unmittelbar westlich vom Gipfel befindlichen Sattel und standen um 8 Uhr 40 Min. im Wurzacher Sattel, der den Übergang von Au nach Mellau vermittelt. Von hier geleitete uns ein schmaler Pfad hinüber zur Westabdachung des Massivs der felsigen Klipperen, auch Hohe Glockner geheißen, wo uns ein Blick auf ein hochalpines Stilleben vergönnt war. Auf einem mitten



Klipperen, Mittagsspitze, Hohe Blanken und Hangspitze von oberhalb Bezegg.

aus weiten Schneefeldern ausgeaperten Felsblocke sonnten sich ein paar Murmeltiere und dicht daneben tummelten sich einige Gemsen auf sonnigem Grashange herum. Als die friedlichen Bewohner der Hochalpen der zweibeinigen Raubtiere, Mensch geheißen, ansichtig wurden, ergriffen sie pfeilschnell die Flucht, obwohl sie gerade von uns beiden nichts zu fürchten gehabt hätten. In rein östlicher Richtung stiegen wir hierauf ein großes Schneefeld hinan, und erreichten um 10 Uhr 25 Min. den von der Klipperen nach Süden sich absenkenden Kamm und über leicht begehbares Felsterrain um 10 Uhr 35 Min. den Gipfel des Bergs. Obgleich die Klipperen den höchsten Punkt der Kanisfluh um 30 *m* überragt, gebührt die Palme der schöneren Aussicht unstreitig der Kanisfluh; deren an das Haupttal mehr herangerückte Lage bringt die oben genannten so entzückenden Talaussichten mit sich, während die Gebirgsaussicht für beide Berge ungefähr die gleiche bleibt. Wir verließen die ziemlich scharfe Spitze um 11 Uhr 15 Min. und erreichten, anfänglich flott abfahrend, über die Alpe Kanis (12 Uhr 5 Min.), später dann bei einem prächtigen Wasserfalle vorbeigehend, um 2 Uhr Mellau.

Die Mittagsspitze bei Damüls, 2092 *m*

Auch zur Winterszeit hatte ich mir die Alpenregion des Bregenzerwalds angesehen. Es war noch in »vorskilicher« — sit venia verbo — Zeit. Schon lange hatte mir bei Fahrten am Bodensee und kleineren Touren in der Gegend von Bregenz das zackige Haupt der Mittagsspitze in die Augen gestochen, und immer wieder hatten mir berufliche oder hochalpine Verpflichtungen die Reise dahin verwehrt. Am 12. November 1889 endlich, als eine ganze Woche des herrlichsten Sonnenscheins — aber nicht im Niflheim des Bodenseegestades, sondern auf den lichten Höhen des Pfänders und auch höher oben meiner Meinung nach den Schnee auch in höheren Lagen ordentlich »sich setzen« gemacht haben mußte, brach ich um 11 Uhr 15 Min. von der in dickem Nebel steckenden Bahnstation Rankweil auf und wanderte durch das sonnenbeglänzte Laternsertal ostwärts gegen das Joch der Furka, 1769 *m*; infolge eines kleinen Orientierungsfehlers verfehlte ich den richtigen Weg und kam nach einem nicht unbedeutenden Irrgange erst um 6 Uhr 15 Min. bei völliger Dunkelheit nach Damüls, 1428 *m*, damals die höchste, stetig bewohnte Ortschaft Vorarlbergs.

Am 13. November trat ich bei herrlichem Sternenhimmel um 6 Uhr 45 Min. meine Wanderung an, und ging — meine Hoffnung hatte mich nicht betrogen, —

ohne auch nur merkliche Spuren zu hinterlassen, über die beinhart gefrorenen Schneefelder bei den Alphütten von Ugen vorbei, in 1½ Stunden an den Fuß der Mittagsspitze. Hier schnallte ich die Steigeisen an, denn die auch im Sommer eine gewisse Trittsicherheit verlangenden steilen, mit Schutt durchsetzten Rasenhänge boten bei völliger Vereisung einen nichts weniger als harmlosen Anblick. In einer Viertelstunde setzte ich meinen eisenbewehrten Fuß auf die schmale, mit einem zierlichen Schneeüberhange gezierte Spitze. Heute gab es aber Föhnwind; derselbe hatte den Nebel verjagt und auch der Bodensee von Lindau bis Konstanz war sichtbar; die Aussicht nach dem Hochgebirge aber war geradezu ideal rein zu nennen; die breite Felsenstirne des Zitterklapfen, die mächtige Rote Wand, sowie der gesamte Rhätikon leuchteten im herrlichsten Sonnenglanze. Auch eine große Anzahl



Didamsberg vom Hirschberg.

von Bergen Graubündens, des Glarnerlands, des Appenzeller und St. Galler Gebiets lagen vor meinen entzückten Blicken da. Um 8 Uhr 45 Min. trat ich den Rückweg an und langte nach ¾stündigem — ehrlich wenn es auch schwer fällt — Dauerlaufe wieder in Damüls an. Hier wurde eine viertelstündige Rast gemacht und über das Furkajoch und durch das Laternsertal ging's zurück nach Rankweil, wo ich um 3 Uhr 20 Min. wohlbehalten eintraf. Eine Notiz des Herrn Pfarrers von Damüls im Vorarlberger Volksblatte bezeichnete die Tour als erste Winterbesteigung der Mittagsspitze; natürlich war dieselbe aber bei den herrlichen Schneeverhältnissen eine keinerlei erwähnenswerte Leistung, sie war im Gegenteile wohl weit weniger mühsam als im Sommer.

Der Didamsberg, 2087 *m*

Wer von Au im hinteren Bregenzerwalde gegen Schröcken wandert, dem tritt als freundlicher Wächter des Tals der Didamsberg, auch Didamskopf genannt,

entgegen. Während er gegen das Tal der Bregenzer Ache, besonders in südlicher Richtung, nur mäßig steile Rasenhänge aufweist, bricht seine Masse gegen Norden, also gegen Schönebach und gegen Westen, in der Richtung nach dem Stockersattel in steilen Felswänden ab. Sein schön geschwungener Gipfel versprach mir bei seiner zentralen Lage zwischen den Flußläufen der Ach und der das Kleine Walsertal durchströmenden Breitach eine lohnende Aussicht. In Gesellschaft meiner Frau und eines Freundes verreiste ich am 8. Juni 1905 wieder einmal nach meinem geliebten Bregenzerwalde.

Die schier unheimlich weit gegen den Hochsommer vorgeschobenen Schneefälle hatten zur Folge, daß auch bescheidene Höhen einen imposanten Anblick boten. So erinnerte mich die doch nur 1761 *m* hohe Hangspitze ob Mellau mit ihrer Schneebedeckung, wie man sie zuerst beim Austritte aus der Achschlucht bei Egg erblickt, lebhaft an die Presanella vom Tonalepaß gesehen. Wir wanderten von 5 Uhr 45 Min. bis 8 Uhr 25 Min. von Bezau über das hübsche Bizau, die Schnepfegg und Schnepfau nach Au. Einzelne Sterne blinkten zwischen nicht gar zu schwerem Gewölke hervor, als wir am 9. Juni um 3 Uhr morgens taleinwärts schritten. Nur eine Viertelstunde blieben wir auf der nach Schoppernau führenden Straße, dann war die Parzelle Rehmen erreicht; wir verließen hier das Tal und stiegen in nordöstlicher Richtung über Alpwiesen hinan. Zu unserer Rechten befand sich das Schrannentobel, die Lichter von Au, Argen und Schoppernau blitzten aus der Tiefe herauf. Im Süden entwickelte sich das gewaltige Massiv des Zitterklapfen mit dem charakteristischen Kreßhorn und den Annaalpenstöcken; besonders deren tatsächlich senkrechte Felswand imponierte meinem Freunde nicht wenig; immer höher und höher wächst sie aus dem vorliegenden, bewaldeten Berge heraus und wir müssen eine ziemliche Strecke hinansteigen, bis wir endlich ihren Fuß erblicken. Um 4 Uhr 15 Min. blickten wir gegen das tief eingerissene Schrannentobel hinab, dann wandten wir uns sofort nach links und erreichten, stets auf gut ausgetretenen Pfaden, eine nach dem Besitzer Bärenälpele genannte Alpenhütte; 4 Uhr 55 Min. Ein sauberes Holzstöckelpflaster bedeckte den Vorraum, wo der Herd stand; in der Stube erblickte man überall die Spuren einer ordnenden weiblichen Hand und sofort machte sich ein höchst wohltuender Gegensatz gegen die althergebrachte Unsauberkeit der Durchschnittsalpenhütte fühlbar. Um 5 Uhr 15 Min. wurde wieder abmarschiert, und wir erreichten, uns in vorwiegend nördlicher Richtung haltend, durch Waldbestände und über Alpenweiden um 6 Uhr 45 Min. eine mit einer Signalstange bezeichnete Spitze, von welcher wir nun zum ersten Male auch gegen das Rehmentobel hinabsehen konnten; diese Erhebung dürfte sich etwas nördlich vom ersten a des Wortes Didamsalpe der österreichischen Spezialkarte befinden. Wir hatten ein sehr bequemes Tempo eingehalten und die Erweiterung unseres Horizonts gewissenhaft verfolgt. Schon blitzten einzelne Spitzen des Rhätikons, der Klostertaler und Lechtaler Alpen über der Bergwelt des Bregenzerwaldes auf, besonders war es die völlig überzuckert aussehende Wetterspitze, die über einem Wolkenstreifen heraussah und mich mit ihrer senkrechten Nordwand an das berühmte Sellasche Bild des Uschba zu erinnern zwang. Von nun an blieben wir tunlichst auf dem Grate; ab und zu war derselbe mit gut tragendem Schnee bedeckt, daneben standen große Büsche der prächtigsten Aurikeln. Wir gingen einige kleine Senkungen aus; um 7 Uhr 20 Min. passierten wir einen großen Steinmann und um 7 Uhr 45 Min. betraten wir die höchste Spitze des Didamsbergs, 2087 *m*. Um aus der überaus lohnenden Rundschau die anziehendsten Objekte herauszugreifen, nenne ich das in unserem Falle tief verschneite und eher an Zermatter Berge gemahnende Massiv der Scesaplana, die kecke Zimba, die Wildgruppe ob dem Zürsersee, die Berge um Schröcken, sowie das Gewimmel der Lechtaler und Oberstdorfer Berge. Hübsche Talblicke bieten Schöne-

bach, Schoppernau, Argen, Mellau und Hof bei Reute. Sehr instruktiv ist der Blick über das Gebiet des Hohen Ifen und der Gottesackerwände. Tödi, Glärnisch, Säntis, sowie einige Berge bei Chur schließen das Bild gegen Südwesten ab; über der Niederen erblickte ich endlich das Pfänderhotel, nachdem ich durch 20 Jahre in umgekehrter Richtung unzählige Male sehnsüchtig nach dem Didamskopfe ausgeguckt hatte. Da leider bald nach unserer Ankunft auf dem Gipfel dichte Wolken aufstiegen, verließen wir denselben schon 8 Uhr 35 Min. und stiegen auf unserer Anstiegsroute langsam und vorsichtig über die ziemlich steilen und feuchten, noch vor kurzem mit Schnee bedeckt gewesenen Grashalden hinab. Etwas vor der mit der obenerwähnten Stange bezeichneten Spitze verließen wir um 9 Uhr den Grat und bogen rein westlich gegen das Rehmentobel ab. Eine steile, mit felsigen Absätzen durchsetzte, grasbewachsene Rinne führte uns auf ein kleines Plateau hinab, auf dem eine Menge Schneewürfel von der Größe kleiner Häuser herumlagen; ich erinnere mich nicht, außerhalb der Walliser und Berner Alpen, solch große Lawinenreste gesehen zu haben. Um 9 Uhr 45 Min. betraten wir einen Alpweg, der wagrecht von einer Hütte zu einer zweiten führte; ich schritt das Plateau ab, aber allenthalben stürzte die Wand ungangbar gegen den Wiesenboden südlich vom Stockersattel ab, so daß ich besonders meiner Begleiter halber anfing, besorgt zu werden. Da entdeckte mein forschendes Auge im feuchten Boden die Spur eines nach abwärts führenden Bergschuhs; dieselbe geleitete uns gegen eine überaus steile, aber bewaldete Rippe, über welche wir denn auch auf teilweise etwas schwindelerregendem, schmalem Pfade den Talboden erreichten. Über sumpfige Wiesen gelangten wir um 10 Uhr 45 Min. zu dem P. 1320, das ist der zwischen Schönebach und Schnepfau befindliche Weißenbachsattel. Auf gutem, neuerstelltem Alpwege gewannen wir, über Matten und durch schönen Wald dahinbummelnd, um 12 Uhr 15 Min. die Straße bei Brunnenholz und um 12 Uhr 25 Min. hielten wir unseren Einzug in Schnepfau.

Der Hittisberg, 1325 *m*

Eine Blütenreise entzückendster Art, hierzulande »Bluschtbummel« genannt, führte mich am 13. Mai 1906 auf diesen reizenden Aussichtspunkt. Bald nach Verlassen der düsteren Schlucht, in welcher der Bahnhof von Lingenau-Hittisau an der wild schäumenden Ach liegt, gelangt man auf die sonnenbestrahlte Lingenauer Höhe. Bald ist es der Zug des Firstes, von der zierlichen Mörzelspitze bis zur felsigen markanten Erhebung der Hangspitze, dann der hohe Blanken, die kühne Horngestalt der Mittagspitze, sowie die gezackte Klipperen, welche das Interesse fesseln. Die üppigen Wiesen, und wo träfe man wohl sorgsamer gepflegte als im Bregenzerwalde, wo mangels stärkeren Getreidebaues der ganze Dünger jenen zu gute kommt, sind bedeckt mit gelben Primeln, leuchtend roten Lichtnelken, Hahnenfuß, Vergißmeinnicht, Orchideen sowie weißem und violettem Schaumkraut. Bei jedem Apfel- oder Birnbaume blieb ich unwillkürlich stehen und meinte, dieser sei nun der reichstblühende, dessen ich bislang ansichtig wurde. Malerisch zerstreut stehen die blitzblanken Häuser auf den Hängen, allenthalben ein Strotzen von Saft und Kraft, eine wahre Fülle des Segens, daß einem das Herz aufging und der Rock zu enge wurde über diesen Frühling im deutschen Vaterlande! Über diesem farbigen Meere erhebt sich die langgestreckte Winterstaude. In den Schluchten liegen noch gewaltige Mengen Winterschnees, die am Fuße des Bergs lagernden Vorsäßalpen prangen dagegen schon in zartem Grün. Die dunkeln Felsrippen des Bergs bildeten mit den schimmernden Schneekehlen und dem saftigen Wiesenplan einen entzückenden Gegensatz. Den Höhepunkt in der Reihe der rasch vorüberziehenden lieblichen Bilder erreicht man zwischen Lingenau und Hittisau, sobald über dem tief eingeschnittenen Tobel der Subers- oder Vorderwälderach die Gruppe der Gottesackerwände auftaucht.

Zu unserer Linken erhebt sich die dunkle, bewaldete, schmale Pyramide des Hittisbergs, zur Rechten die steilen Flanken der Winterstaude; den Vordergrund bilden die lachenden Wiesen und weiß und rot gesprenkelten Obstbäume. In diesem schönsten Rahmen erscheinen die drei Felsstufen der Gottesackerwände gleich Riesenkämmen aus den noch mit fleckenlos weißem Schnee bedeckten Karrenfeldern herausragend. Hinter Hittisau bezeichnet ein Wegweiser der Alpenvereins-Sektion Vorarlberg die Abzweigung gegen den Hittisberg. Über Wiesen und an Maiensässen vorbei steigt man auf bezeichnetem Wege nach einem am Südgrate des Bergs gelegenen Hüttchen hinan, von welchem die gute Markierung über steile Alpwiesen zur Spitze geleitet. Der höchste Punkt ist tatsächlich unersteiglich, denn er ist — gewißlich eine Seltenheit — mit einer gewaltigen Buche geziert. Wenige Schritte unterhalb derselben befindet sich eine Alpenhütte mit Nebengebäude. Ich war in der Zeit sehr beschränkt, hatte daher mein bestmögliches Tempo eingeschlagen und war vom Bahnhofe Lingenau-Hittisau in 2¼ Stunden heraufgegangen. Man wird gut tun, 3½ Stunden für den Weg anzusetzen. Die Aussicht ist ebenso reich an malerischen Kontrasten, als geeignet, dem Beschauer ein treffliches Bild des Bregrenzer Vorderwalds zu geben. Im Osten ragen die Felsenkronen des Allgäus: Nebelhorn, Trettach, Mädelegabel, Krottenköpfe; daran schließt sich der Glanzpunkt der Rundschau: die Gottesackerwände mit dem Horn des Hoch Ifen; zu Füßen träumerisch hingeschmiegt das stille Dörfchen Sibratsgfäll. Der Blick gleitet dann zur Winterstaude mit ihren zahlreichen Maiensässen, darunter besonders anmutig gelegen Weißensberg und Ittersberg, letzteres in jüngster Zeit eine bei Anspruchslosen beliebt gewordene Sommerfrische. Es folgen die Berge der Umrahmung des Mellentals, im Vordergrunde Andelsbuch, der waldige Klausberg mit dem Sattel der Bezegg; dann schwingt sich die Hangspitze steil auf und setzt sich die Kammlinie in die Kette des First fort. Über dem duftig blauen Rheintale erscheint die ferne Säntisgruppe mit ihren vielen so überaus charakteristischen Gipfelbauten. Daran schmiegt sich das Hügelland von Appenzell und die weite blitzende Fläche des Bodensees bis Konstanz und Überlingen. Gegen Norden erblickt man den Zug des Hoch Häderich, des Hochgrats, das Lecknertal — der See ist leider nicht sichtbar — und das Balderschwanger Tal (Bayerisch-Sibirien). Nach halbstündigem Aufenthalte mußte ich wieder an den Rückweg denken, um die Bahnlinie rechtzeitig zu erreichen. Die sinkende Sonne beleuchtete magisch Gottesackerwände und Hoch Ifen, als ich gegen Lingenau eilte, im Herzen den heißen Wunsch, daß es meiner Feder gelingen möge, der Perle des Vorderwalds möglichst viele Freunde zu gewinnen.

Die Hochkünzelspitze, 2307 *m*

Anläßlich einer Wanderung durch den Bregenzerwald im November 1886 war mir von Hopfreben sowohl als von Schröcken aus der Felsbau der Künzelspitze vorteilhaft aufgefallen. Erscheint sie von Hopfreben aus als eine lange, steile Wand, deren Bekrönung durch eine Reihe bizarr geformter Zacken und Türme gebildet wird, so wandelt sie sich auf dem Wege gegen Schröcken allmählich zu einer Pyramide um, deren Nordseite steil gegen die Bregenzer Ache abstürzt.

Im folgenden Jahr begab ich mich am 20. Mai nach Schröcken. Mehrfach führte der Saumweg hinter Schoppernau noch über Lawinenreste und es ließen besonders die Zerstörungen in den Wäldern ahnen, was ein Winter in den Bergen bedeuten will. Die mächtigen Baumriesen, deren Länge einem erst zum Bewußtsein kam, wenn man sie abschritt, wie sie so am Boden dahingestreckt lagen, hatten in ihrem Falle ganze Reihen kleinerer Genossen mitgerissen. Oberhalb Hopfreben lief die Ache noch durch längere Strecken unter dem das Tal überbrückenden Winterschnee dahin. Ich war in tiefer Dunkelheit, aber bei strahlendem Sternenhimmel nach



Nach der Natur gezeichnet von E. T. Compton.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Canisfluh vom Gopfberg.



9 Uhr in Schröcken angelangt. Der alte Wirt prophezeite mir für den nächsten Tag schlechtes Bergwetter, da die Sterne so unheimlich schön glitzerten. Tatsächlich regnete es um 3 Uhr morgens, um 5 Uhr aber hatte es sich soweit aufgehellt, daß ich den Weg gegen den Schadonapaß, der ins Große Walsertal führt, unter die Beine nehmen konnte. Leider muß man bis Unterboden, etwa 10 Minuten zurück hinabgehen, dann gibt eine Wegtafel Bescheid. Nach $2^{1}/_{2}$ stündiger Wanderung, die der hängenden Wolkenschleier halber sich recht einförmig gestaltete, bog ich, getreulich der Anweisung des Wirts folgend, bei einer Alpenhütte vom Wege ab, wandte mich nördlich und stieg, vom Kompaß geleitet, über teilweise versumpfte Alpenböden, die weiter oben noch unterm Schnee begraben waren, gegen das Massiv der Künzelspitze hinan. So oft der Wind die Nebelmassen vertrieb, orientierte ich



Künzelspitze von Schröcken.

mich rasch wieder für einige Zeit. Die Angabe des Wirts erwies sich übrigens als ganz richtig, nämlich daß man durch die Formation des Bergs selber allmählich auf den im Südwesten des Bergs gelegenen Sattel gedrängt werde. Um 9 Uhr 30 Min. war derselbe erreicht und ein paar Flaschenscherben bezeugten, daß ich mich auf dem richtigen Wege befände. Nun hatte ich mich in der steilen Südflanke des Bergs, dann an den Grat selber zu halten und nach öfteren kleinen Rasten stand ich um 10 Uhr 20 Min. auf einem Vorgipfel. Nach Passierung einer tief eingeschnittenen Scharte, deren Überschreitung bei dem massenhaften Schnee keine kleine Leistung war, betrat ich um 10 Uhr 50 Min. die mit einem Steinmanne gezierte höchste Erhebung der Hochkünzelspitze. Ein feiner Sprühregen ließ jede Aussicht auf ein Besserwerden der Witterung hinfällig erscheinen; ich stieg sofort wieder zum Sattel hinab, den ich um 11 Uhr 30 Min. erreichte. Nach den eingeholten Informationen umging ich den obersten Grund des Gräsalpertals in einem weiten Bogen gegen Südwesten hin; das eine und andere Mal glaubte ich Spuren eines Steigs zu er-

kennen; sonst stieg ich auf gut Glück hinab, bis, teils zu meiner Freude, teils zu meinem namenlosen Ärger, gegen 12 Uhr ein heftiger Wind einsetzte, der die Wolken zerriß und mir fast mit einem Schlage das ganze Gebiet des Gräsalpertals im blendendsten Sonnenglaste vor Augen führte. In einem entlegenen Gebiete wäre ich, ohne nur mit der Wimper zu zucken, umgekehrt, um die Künzelspitze, die als höchst lohnender Aussichtspunkt mehrfach gerühmt worden war, nochmals zu besteigen; so aber tröstete ich mich mit einer baldigen Rückkehr. Staunend betrachtete ich den gewaltigen Aufbau des Bergs, die interessanten Türme im Künzeljoche, die steile Pyramide der Niederkünzelspitze, sowie die abenteuerlichen Gipfelbildungen des Glattjöchels und des gegen den Zitterklapfen ziehenden Kamms. Hoch über dem Bache ging ich, dem in der alten Spezialkarte angegebenen Weg folgend, am linken Ufer gegen das Tal der Bregenzer Ache hinab und hinaus nach Schoppernau — 3 Uhr, wo ich aus dem Winter wieder in den Frühling einzog. Über der großen Anzahl höherer und wohl auch bedeutenderer Gipfel, die Vorarlberg sein eigen nennt, vergaß ich die Künzelspitze völlig. Da wurde ich im Juii 1905 durch einen Tourenbericht des unermüdlichen Durchforschers Vorarlbergs, Viktor Sohm, welcher in der »Österreichischen Alpenzeitung« erschien, aufgerüttelt. Die Schilderung einer zweimaligen Durchkletterung der Nordwand der Hochkünzelspitze mußte jedes Bergsteigerherz entzücken. Freund cand. ing. Karl Huber und meine Wenigkeit beschlossen sofort Sohms Spuren zu folgen, aber Woche auf Woche verrann, ohne Bergwetter zu bringen, und als ich am 28. September abreiste, war Freund Huber nicht zur Stelle. So besuchte ich damals, weil auch das Wetter mehr als unsicher war, Mohnenfluh und Juppenspitze, dann winterte es leider gründlich ein.

Im Sommer 1906 waren zuerst Huber, dann ich beruflich verhindert; am 30. Oktober eilte ich, leider allein, nach meinem teuren Bregenzerwalde mit dem Vorsatze, in Hopfreben zu übernachten und am nächsten Morgen die von Sohm so verlockend geschilderte Nordwand der Künzelspitze zu durchklettern. Aber schon während der Fahrt nach Bezau sprachen alle Anzeichen für einen baldigen Wetterumschlag. Im Falle des Eintritts eines solchen mußte die Tour bei der Nähe des Winters wieder für ein Jahr hinausgeschoben werden; ohne die Beschreibung derselben, die ein so erfahrener Kritiker wie Sohm als eine der schönsten Klettertouren in den Lechtaler Alpen bezeichnete, wollte ich aber nicht vor die Leser dieser Zeitschrift treten. Die Tour mußte daher noch am selben Tage ausgeführt werden. So eilte ich denn in einem wahren Dauerlaufe in 3¹/4 Stunden von Bezau nach Hopfreben. Wie gerne wäre ich recht gemächlich durch die entzückend schöne Herbstlandschaft gewandert! Die Wiesen waren noch prächtig grün, der Wald in allen Schattierungen von Gelb, Grün und Rot prangend; in seltener Schärfe hoben sich die Konturen der Berge von dem darüber ausgespannten, dunkelblauen, von glänzend weißen Wolken durchsegelten Himmel ab. Die sommerlich warme Temperatur hatte den vor 10 Tagen gefallenen Neuschnee fast gänzlich verschwinden machen.

In Hopfreben angekommen, stieg ich, ohne mich aufzuhalten, zum Badhause hinab, setzte mit zwei Sprüngen über die gänzlich wasserarme Bregenzer Ache und flog nur so durch den Wald den steilen Hang zu den Alpenwiesen hinan. Mein Rucksack barg, entsprechend der schweren, vor mir liegenden Kletterarbeit, nur einiges Obst, eine 15 *m* lange Rebschnur, ein Paar Kletterschuhe, den für solche Unternehmungen ganz unschätzbaren Zeiß und als Hauptsache Sohms Beschreibung der Tour. Von meinen Schweizerreisen an ganz andere Belastungen gewöhnt, ging ich in einem wahren Sturmschritte gegen die Festung vor. Ein schmaler Pfad geleitet über einen steilen Schutthang zur obersten Alpe. Es folgten Grashänge, die teilweise von Geröllstreifen durchzogen sind, bis ich um 2 Uhr 15 Min., allerdings schweißgebadet, aber wohlbehalten in dem Kare »zwischen den Künzel« stand. Nun übersieht man

den hintersten Talgrund vortrefflich: zur Rechten erhebt sich die Nieder-Künzelspitze, 2153 *m*, als schöne Pyramide, dann folgt das nach dem Gräsalpertale führende Künzeljoch, zu dem eine steile Schuttriese hinaufführt. Im Joche selber stehen zwei mächtige, abenteuerlich geformte Türme. Dann schwingt sich der Grat zu einem Vorgipfel der Hochkünzelspitze auf; der höchste Punkt liegt etwas südöstlich von letzterem und ist auch von Hopfreben aus nicht sichtbar. Als pralle Riesenwand erscheint die Hochkünzelspitze selber. Wie bedauerte ich jetzt, allein zu sein! Ich sagte mir wohl, daß die Versicherung von unten bei der Erkletterung einer steilen Wand ein höchst prekäres Ding sei; daß, gesetzt den Fall, das Seil halte den enormen Zug eines fallenden Körpers aus, schon das Auffallen auf die Felswand schwerste innere und äußere Verletzungen zur Folge haben muß, so daß es fast besser wäre, schmerzlos in die Tiefe gestürzt zu sein; aber dennoch ist die Anwesenheit eines Gefährten von hohem moralischen Werte, so daß das Alleingehen in schwierigem Terrain, wenn es sich überhaupt vermeiden läßt, unbedingt zu verurteilen sein wird. Ich stieg über Felsboden nach links hin gegen die Wand des Bergs an und erreichte den Fuß derselben um 2 Uhr 45 Min. Trotz aller Erfahrung hätte ich hier wohl länger suchen müssen, die treffliche Beschreibung Sohms aber überhob mich aller Irrgänge. Schon von unten sieht man eine gewaltige Rinne, die den besten Weg vom Fuße der Nordwand auf die erste Terrasse bietet. Vier Absätze in der Rinne bieten Gelegenheit, alle Arten alpiner Felstechnik zu erproben. Obwohl kein besonderer Freund von Kletterschuhen, zog ich dieselben doch schon hier an, um möglichst rasch vorwärts zu kommen. Die unterste Stufe umging ich an ihrer orographisch linken Seite, die beiden mittleren Abstürze überwand ich nach Sohms Anweisung im Boden der Rinne selber, der oberste Absatz brachte insoferne eine Abwechslung in die Sache, als man weitaus am besten tut, sich hinter einem mächtigen, die Rinne sperrenden Blocke hindurchzuwinden. Gleich darauf atmete ich erleichtert auf, denn mit dem Betreten der ersten Terrasse hatte die scharfe Kletterei eine kurze Weile ein Ende. Ein breites Felsband leitete mich nach Osten und über gut gestuftes, nicht allzusteiles Terrain ging's auf die zweite, mit Schuttmassen bedeckte Plattform hinauf. Hier lag etwas Schnee und Eis in den Ritzen; wenn das weiter oben in verstärktem Maße der Fall war, dann mußte ich meine Tour aufgeben. Vom Betreten der zweiten Terrasse an drängte mich die Formation der Wand wieder allmählich nach Westen hinüber. Ein Kamin von der Höhe eines einstöckigen Hauses bietet nun den besten Ausweg, um auf die dritte Terrasse hinaufzugelangen. Ich band Pickel und Rucksack zusammen, hakte die Rebschnur in meinen Leibgürtel und stand nach etwelchem Spreizen und Ruckstemmen auf der kleinen, dritten Terrasse. Gute Felsen, die aber bei ihrer teilweisen Bedeckung mit Schnee fast den Wechsel der Kletterschuhe mit den Genagelten nötig gemacht hätten — ich half mir da und dort mit ein paar Pickelhieben —, brachten mich nun mehr nach rechts (westlich) hin gegen die letzte und schlimmste Felswand. Was bisher hinter mir lag, hatte ich auch wohl schon anderwärts in solcher Schwierigkeit mitgemacht, aber die Kletterei, welche nun folgte, ließ mich herzlich bedauern, daß ich Freund Huber nicht zur Seite hatte. Hier wäre ich ohne Kletterschuhe entweder zur Umkehr genötigt gewesen, oder ich hätte die nächste Stufe wohl nur mit Zurücklassung des wichtigsten Teils meiner Strümpfe erreicht. Ich gestehe offen, daß nur die Gewißheit, daß man hier schon einmal hinaufgekommen war, mich zum Angriffe auf die teilweise tatsächlich senkrechte Wand ermutigte. Abgrundtief lag das Kar zu meiner Rechten, schon längst ist die Niederkünzelspitze unter meinen Standpunkt hinabgesunken. Diesmal zog ich auch den Rock aus, versorgte ihn im Rucksacke, band den Pickel daran und mit Benützung der spärlichen Griffe schob ich mich über die sehr schwierige Felswand hinauf. Der Ausstieg war besonders bedenklich und mühsam, da Eiszapfen gerade von den am

meisten hervorragenden Felsbuckeln herabhingen, welche man unter normalen Verhältnissen ohne weiteres hätte als Griffe benützen können. Mit äußerster Vorsicht schob ich mich auf eine schneebedeckte Plattform hinaus und stampfte mir einen guten Stand zurecht; dann zog ich mein Gepäck herauf. Ich legte sofort die Nagelschuhe an, denn das von hier aus ziemlich stark verschneite und vereiste Terrain forderte solche gebieterisch. Sohm verzeichnet hier brüchiges Gestein; ich hatte mehr mit Eis und Schnee zu kämpfen; was sonst etwas locker sein mochte, erwies sich als solid angefroren. So hatte der gefürchtete Schnee doch auch sein Gutes. Wenige Schritte noch in der Wand und ich konnte mich auf den sich vom Gipfel nach Osten hinabziehenden, gezackten Grat hinaufschwingen. Ein Jubelruf drang hinab zur Tiefe und hinüber zu dem mit einem Steinmanne bezeichneten Hauptgipfel. Ohne Aufenthalt eilte ich mit tunlichster Beschleunigung hinüber zum höchsten Punkte, den ich um 5 Uhr 35 Min., 4½ Stunden nach meinem Abmarsche von Hopfreben, betrat. Eben sank die Sonne hinter eine mächtige Wolkenwand in der Nähe des Glärnisch hinab. Ein rascher Blick nur flog vom Fluchthorn bis zum Tödi, ein zweiter vom lichtumflossenen Spiegel des Bodensees zum Ferwallgebiete, dann begann ich um 5 Uhr 40 Min. den Abstieg über den mit blauen Marken bezeichneten Südwestgrat nach dem zwischen Glattjöchl und Hochkünzelspitze eingelagerten Sattel. Die mit kleinen Felspartien durchsetzten steilen Rasenhänge waren unter der Wirkung der warmen Tage trocken genug geworden, um im Laufen und Springen genommen werden zu können. Mir lag viel daran, das große karrenfeldähnliche Gebiet zwischen obbenanntem Sattel und dem obersten Talgrunde von Gräsalp noch bei Tage hinter mich zu bringen. Als aber die Dunkelheit rascher hereinbrach, wie ich gedacht hatte, legte ich mich um 6 Uhr 15 Min. hinter einem Felsblocke nieder, der mich vor dem heftigen Südostwinde schützte, und verschlang die mitgenommenen Äpfel. Bis 7 Uhr 35 Min. blieb ich liegen und beobachtete die herrlichen Effekte, welche der hinter der Hochkünzelspitze aufsteigende Vollmond in den Wolken hervorzauberte, die mit rasender Schnelligkeit über den Gipfelgrat jagten. Über dem tiefdunklen Tale erglänzte die mir gegenüber aufragende Felswand des Toblermann schon lange im milden Lichte des Mondes, auch auf meiner Seite machte sich die Zunahme der Helligkeit langsam bemerkbar. Ich faßte meine Erinnerungen vom Jahre 1887 zusammen, und stieg zur obersten Hütte der Gräsalpe hinunter. Ein unzweifelhaft besserer Weg als jener es war, den ich seinerzeit am linken Ufer des Bachs beging, geleitete mich diesmal am rechten Ufer durch Wald und über Wiesen nach den Hütten von Schalsbach hinab, in deren einer ich gastlich aufgenommen und mit Milch bewirtet wurde. Um 9 Uhr brach ich wieder auf und langte, durch die herrlich kühle Vollmondnacht dahinschlendernd, um 4 Uhr morgens des 31. Oktober nach 18stündiger Abwesenheit wieder in Bezau an.

Sohm fand noch einen zweiten, aber nach seinem Urteile noch schwierigeren, wenn auch vielleicht sicherern Weg durch die Nordwand der Künzelspitze auf. Bis auf die dritte Terrasse wurde die in diesen Blättern beschriebene Route benützt; dann schwenkte Sohm nach rechts ab und wandte sich dem riesenhaften Kamin zu, der schon von Hopfreben aus als dunkler Streifen sichtbar ist. Da aber die Kamintechnik nicht meine stärkste Seite ist, so verzichtete ich auf diese mir sonst persönlich von Sohm wärmstens empfohlene Route. Die Durchkletterung der Nordwand der Künzelspitze ist die bei weitem bedeutendste Klettertour des ganzen Bregenzerwalds und sollte nur von sehr kräftigen, durchaus geübten Kletterern, am besten zu zweit, ausgeführt werden. Die Höhe der eigentlichen Wand beträgt zwischen 350 und 400 *m*. Sollte ich die Tour wiederholen, so würde ich den Kaminweg Sohms, aber diesmal der Abwechslung halber im Abstiege einschlagen. Passende Abseilstellen gibt es dort in Menge.

II.
Der Hochgrat, 1800 *m*

Nachdem ich den ausdauernden Leser nun auf die Haupterhebungen des inneren Gebiets des Bregenzerwalds geführt habe, wollen wir uns nun der Umrahmung desselben zuwenden.

Aus den hundert und aber hundert von Bergreisen, die ich durch 40 Jahre unternahm, ragen einige mit besonderem Glanze hervor, wenn ich meine Erinnerungen durchgehe. Dazu zählt die Tour, welcher die nächsten Zeilen gewidmet sind. Es war am 9. Juni 1892, ein wolkenloser und doch nicht zu heißer Sommertag. Ich wanderte um 1 Uhr nachmittags von Bregenz fort und über die Dörfer Fluh,



Hochgrat mit Lecknersee.

Langen, Doren nach Zwing, wo ich von 4 Uhr 45 Min. bis 5 Uhr rastete. Dann ging es in 1 3/4 Stunden über Bolgenach zur Alpe Höfle am blauen, idyllisch gelegenen Lecknersee, dessen man erst im letzten Augenblicke, wenn man schon dicht an seinem Ufer steht, gewahr wird. Er verdankt seine Entstehung einem von den Höhen des Hoch Häderich herabgekommenen Bergsturze. Ich blieb der einzige Gast in dem kleinen Häuschen. Eine tüchtige Schüssel Forellen wurde mir vorgesetzt, dann ging ich zur Ruhe, denn ein weiter Weg wartete meiner. Am 10 Juni weckte mich der zum Stubenfenster hereinschauende Vollmond. Um 2 Uhr 45 Min. schritt ich quer durch die taufeuchten, glitzernden Wiesen hin gegen die Alpen Lehen und Lauch und ungezählte Male wandte ich mich um, denn das Farbenspiel, welches der immer blässer werdende Vollmond und die allmählich hinter dem Feuerstätterberge sich ankündigende Morgendämmerung hervorbrachten, gehörte zum Schönsten, was ich je erschaute. Viel zu schnell für mein Gefühl ging die Sonne auf. Um 4 Uhr 40 Min. hatte ich über Wiesen und Geröllhalden die Spitze

des Hochgrats erreicht, von der aus ich bei der außergewöhnlichen Durchsichtigkeit der Luft eine wundervolle Aussicht zu genießen das Glück hatte.

Von den eisigen Gipfeln der Silvrettagruppe bis zur Spitze des Finsteraarhorns und von den fernen blauduftigen Wellenzügen des Schwarzwalds bis zur Zackenkrone des Wettersteingebirgs war kein Wölkchen zu sehen. Trotz des frischen Windes blieb ich 20 Minuten oben und setzte um 5 Uhr meine Reise fort. Ich benützte nach Möglichkeit — immer geht das nicht an, da die bröckelige Nagelfluh dies zu gefährlich erscheinen läßt — die Grate selber zum Fortkommen und erreichte über die Höhen des Rindalphorns, 1861 *m*, des Gindelekopfes und des Stuiben, 1765 *m*, Immenstadt um 2 Uhr nachmittags.

Während der ganzen Höhenwanderung, die zu den schönsten der Gegend zählt, hatte ich die gesamten Allgäuer- und Lechtaleralpen vom Gimpel bis zum Widderstein in höchst malerischer Gruppierung vor mir liegen. Im Südosten ist das ganze schöne, formenreiche Oberstdorfer Gebiet fächerförmig ausgebreitet, während man gegen Norden das schwäbisch-bayerische Hügelland mit seinen zahllosen Dörfern und Weilern überschaut. Auch der bequemste Geher kann diese Tour im Laufe eines Tages mühelos bewältigen. Helles Wetter vorausgesetzt, wird sie auch dem Verwöhntesten einen so unverwischbaren Eindruck hinterlassen, als dem Schreiber dieser Zeilen.

Hoch Ifen, 2231 *m*

Das nächste erstrebenswerte Ziel in der Umrahmung des Bregenzerwalds bietet der Zug des Hoch Ifen mit den Gottesackerwänden. Ersteren besuchte ich im Vorwinter 1897 mit meiner Frau. Am 9. November gingen wir um 2 Uhr 15 Min. morgens von Bregenz weg und so dicht lag der Bodenseenebel auf der Gegend, daß wir trotz des Vollmonds im Walde die Laterne benützen mußten. Über Fluh und Langen gingen wir nach Krumbach, wo wir um 7 Uhr 15 Min. anlangten. Um 7 Uhr 45 Min. brachen wir nach wohlverdienter Frühstücksrast auf und hatten die Freude, gleich hinter Hittisau die Sonne den Nebel durchbrechen zu sehen. Über die mit Reif dicht bedeckten Wiesen ging's doppelt munter nach Dornbind hinauf; lange, weiße, glitzernde Rauhfrostfäden hingen von allen Ästen herab und lösten sich unter dem Kusse der Morgensonne, indem sie im Herniederstäuben einen völligen Blütenregen vortäuschten. — Von der Höhe der Sausteig erblickten wir das reizend gelegene Alpendorf Sibratsgfäll inmitten von für diese Jahreszeit merkwürdig grünen Wiesen. Um 10 Uhr 25 Min. hielten wir unseren Einzug im Dorfe und flackten nun bis 1 Uhr herum, essend, trinkend, mit den Einwohnern schwatzend und voll Verwunderung über die Reichhaltigkeit der Speisenkarte in einem so entlegenen Dorfe außer aller Reisezeit. Über Alpenweiden, durch Wald und öfters über stark coupiertes Terrain gingen wir dann nach Schönebach, einem Sommerdorfe, welches bis gegen Neujahr bewohnt wird, oder genauer bezeichnet, so lange, bis das Vieh die Heuvorräte aufgezehrt hat. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß auf dem Wege zwischen Sibratsgfäll und Schönebach sich Baumriesen befinden, die neben den berühmtesten Bäumen des ganzen Alpengebiets mit Ehren bestehen dürften. Wir waren die einzigen Gäste und hatten Mühe, allen Anforderungen, die Frau Grebers Kochkunsterzeugnisse an uns stellten, gerecht zu werden. Am 10. November trat meine Frau mit dem Schreckensrufe vom Fenster zurück: »Wir können nicht gehen, es schneit, alles ist schon blütenweiß.« Mit einem Tigersprunge war ich am Fenster, aber mein geübteres Auge erkannte den massenhaften Reif als solchen; der vom stahlblauen Himmel herableuchtende Vollmond ließ einen wunderbar schönen Tag erhoffen. Um 6 Uhr brachen wir auf und gingen durch das südlich vom Laublistale gelegene Alpentälchen, das tiefe Ifen-

tobel, unserem Ziele entgegen. Bald aber bogen wir nach Südosten ab, und erst als wir bei den letzten Alpenhütten westlich vom Hohen Ifen angelangt waren, wendeten wir uns nördlich. Freilich entfernten wir uns auf diese Art von dem Berge, den wir besuchen wollten, aber die Ersteigung desselben über seine uns zugewandte, in senkrechten Wänden aufstrebende, Westseite wollten wir lieber den jüngsten Matadoren der Wiener, Innsbrucker und Münchener Kletterschulen überlassen. Über steile Wiesenhänge, deren Gras der Härte nach zu urteilen wohl noch niemals gemäht worden war, gingen wir nun hinauf zum Nordwestgrat des Hoch Ifen, wo wir, am Plateaurande angekommen, plötzlich in das merkwürdige Gebiet der Karrenfelder eindrangen. Es war inzwischen 9 Uhr 15 Min. geworden und wir hielten hier eine viertelstündige Rast ab. Eine schüchterne Markierung läßt uns dem Schicksale danken, daß es helles Wetter gibt und wir ihrer nicht



Gottesackerwände und Hoch Ifen von Nordwesten.

bedürfen; sonst würden wir bei der Spärlichkeit der noch dazu von dem weißgrauen Kalkstein sich kaum abhebenden weißen Flecken in diesem Terrain wohl bald in der Irre herumwandern. Nun hieß es das über uns sich dräuend erhebende Horn des Hohen Ifen auf seinem breiten Plateau zuerst nördlich, dann östlich umgehen. Wir zwängten uns durch ein Felsentor auf deutlichem Pfade nach der sonnenbeschienenen Südflanke des Bergs hinaus. Mit einem lauten Rufe der Bewunderung betraten wir diese, denn nun überblickten wir mit einem Schlage vom Glarnerlande bis gegen die Ötztaler Eiswelt ein gewaltiges Stück der schönen Alpenwelt. Unter uns wogte das herbstlich-winterliche Nebelmeer, bis etwa 1100 *m* Seehöhe alles mit dichtem weißem Mantel verhüllend. Über Wiesen und Felsboden strebten wir nun der höchsten Erhebung zu, die wir um 11 Uhr 15 Min. erreichten. Der Scheitel des Hohen Ifen liegt gerade genug weit von der Alpenkette nach Norden abgerückt, daß die hintersten Gipfel des Zentralkamms eben noch über die Schultern der Genossen herübersehen können. So erblickte ich damals mit bewaffnetem Auge die Sustenhörner, den Piz Linard, die Wildspitze und die Weißkugel. Der Rhätikon und

die Ferwall Gruppe, sowie die Klostertaler und Lechtaler Alpen erschienen mir noch nie so schön gruppiert zu sein als an jenem Tage. Ergreifend wirkt der Blick über den Absturz des Bergs nach Norden und Westen. Die Steilheit und Höhe der Wände wetteifern mit weit berühmteren Rivalen an Großartigkeit. Nur mit dem größten Bedauern verließen wir um 12 Uhr unsere von der Sonne herrlich erwärmte Hochwarte, gingen durch das »Tor« auf das Ifenplateau hinab und langten um 2 Uhr 50 Min. in Riezlern im Kleinen Walsertale an. Dieses lag gerade noch über der Nebelzone; aber schon während unseres Aufenthalts daselbst drangen die ersten Vorposten aus dem Tale herauf und als wir uns zur Heimfahrt rüsteten, da staken wir schon mitten im grauen, Atem beklemmenden, Spleen befördernden Nebel. Nicht minder also wie im Sommer gilt auch im Winter der Wahlspruch der Alpenvereine: Excelsior!

Die Gottesackerwände, 2036 *m*

Südlich von der Furche des Hirschgunter- und Rohrmoosertals breitet sich eine der interessantesten Gegenden des ganzen Alpengürtels, das Karrenfeldgebiet des Hoch Ifen und der Gottesackerwände aus. In vier übereinander liegenden, gigantischen Wällen türmen sich da die wild zersägten und zerspaltenen Kämme aus der Kalkplateaulandschaft auf. In geologischer und topographischer Hinsicht wurde das ganze Gebiet schon einmal durch A. Waltenbergers meisterliche Schilderung in dieser Zeitschrift (Jahrgang 1877) dem Interesse des reisenden Publikums näher gerückt; so daß ich die betreffenden Kreise zur Ergänzung meiner Zeilen auf jene Abhandlung verweisen möchte. Auch eine sehr übersichtliche Kartenskizze ist dem Aufsatze beigegeben, was um so bedeutungsvoller ist, als die österreichische Spezialkarte nur höchst ungenügende Aufschlüsse über die orographischen Verhältnisse gibt. In touristischer Hinsicht freilich behandelt jene Abhandlung die Gottesackerwände etwas stiefmütterlich. Die hier zu beschreibende Gruppe bildet mit dem Hohen Ifen eines der Schaustücke in den Panoramen der zwischen Bodensee nnd Iller gelegenen Höhen. Aus den zersplitterten und ausgewaschenen Felseinöden der drei Terrassen steigen die nach Norden in senkrechten Wänden abstürzenden Riesenkämme unvermittelt auf. Die Kakenköpfe, 1532 *m*, die Gatterwände, 1670 *m*, die Unteren oder Vorderen Wände, 1848 *m*, und endlich die Oberen oder Hinteren Wände, 2036 *m*, bilden zusammen eine Riesentreppe, welche sich vom tief eingeschnittenen Starzlachtale bis zum Ifenplateau hinanzieht. Zwischen den einzelnen Steilstufen sind schöne Alpentriften eingelagert, so die Untere und Obere Gatterschwangalpe zwischen den Kakenköpfen und den Gatterwänden, die Gatteralpe zwischen den letzteren und den Unteren Wänden, die Seealpe, Hochalpe, Lohmoosalpe und Hirschguntalpe zwischen den Unteren und Oberen Wänden. Die Gottesackeralpe auf dem Ifenplateau kann wohl kaum auf den Namen Alpe Anspruch erheben und dürfte nur Ziegen und Schafen genügende Nahrung bieten. Den besten Überblick über die ganze Gruppe kann man sich durch die Besteigung des nordöstlich vom Gasthause in der Schrine gelegenen Piesenkopfes, 1550 *m*, verschaffen. Was die beste Zeit zum Besuche dieser kleinen Welt für sich betrifft, so kann man als geübter Skiläufer eventuell den Winter wählen; doch ist der Besuch im Sommer oder Herbst weit vorzuziehen, weil die hochinteressanten Karrenfeldbildungen nur dann sichtbar sind. Bei der Zerklüftung des Bodens auf den Schrattenkalk-Plateaus würde übrigens eine nicht gänzlich zusammenhängende, völlig tragfähige Schneebedeckung ernstliche Gefahren für den Wanderer mit sich bringen, da allenthalben 3—6 *m* tiefe Gruben mit nahezu senkrechten Begrenzungswänden zu treffen sind.

Bei wolkenlosem Himmel verreiste ich am 28. August 1906 mit dem »Bähnle«, wie die Einheimischen die Bregenzerwaldbahn gerne nennen, nach Egg. Ich verließ



Nach der Natur gezeichnet von E. T. Compton.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Braunadlerspitze vom Körbersee.



die Station Schlag 12 Uhr und nahm im Adler zu Großdorf 20 Minuten hinter Egg das Mittagsmahl ein. Frisches Fleisch ist hier wohl nicht immer zu haben, aber was sich aus Mehl, Milch und Eiern herstellen läßt, das wird mit Meisterschaft gekocht. Um 1 Uhr brach ich auf und ging in 40 Minuten nach dem Weiler Ittersberg; die breitgebaute Winterstaude, an deren Fuß ich dahinwanderte, gibt der Gegend den Charakter. Der Weg führt zwischen Wiesen und Obstbäumen durch weitere 40 Minuten aufwärts zu einer großen Torfwiese. Hier biegt das im weiteren Verlaufe zu den Alpensommerdörfern Eggatsberg, Reschenberg und Weißensberg führende Sträßchen in scharfem Winkel nach Südosten um, während ich der Anweisung des Adlerwirts in Großdorf folgend auf kaum merklichem Fußpfade nach der Alpe Roßschwende hinabging. Durch die sumpfige Landschaft erreichte ich dann die Alpe Untersberg und stand, nachdem ich mich tapfer durch eine geradezu tropische Fülle zeigende Vegetation durchgekämpft hatte, um 3 Uhr 45 Min. am Ufer der Subers oder Vorderwälder-Ach. Mein Sohn, dessen Besonderheit Flußübergänge sind, hatte bald die günstigste Stelle herausgefunden, wir wateten durch den sehr wasserreichen Fluß und setzten, nachdem wir unsere Gewänder wieder übergestreift hatten, um 4 Uhr 20 Min. unsere Reise am rechten Ufer des Wassers fort. In einer halben Stunde hatten wir Sibratsgfäll erreicht, wo wir zuerst des Freundes ansichtig wurden, den wir am andern Tage besuchen wollten. Reckenhaft starrten das Hirscheck, 2036 *m*, und der Torkopf, 1927 *m*, über den grünen Alpentriften in die Lüfte; sie beflügelten unsere Schritte. Um 4 Uhr 50 Min. passierten wir das freundliche Sibratsgfäll, um 5 Uhr 25 Min. das auf aussichtsreicher Bergnase gelegene Wallfahrtskirchlein auf Riedberg und um 5 Uhr 45 Min. sagte uns ein schwarzgelber Grenzpfahl, daß wir nun bald unserem Vaterlande den Rücken kehren und unter das milde Szepter des ehrwürdigen Wittelsbachers kommen würden. Der die Grenze bildende Fugenbach bringt gerade ober- und unterhalb der zu überschreitenden Brücke höchst malerische Kessel und Wasserstürze hervor. Es würde sich gewiß lohnen, die kleine Klamm näher zu durchforschen. Gemächlich dahinschlendernd langten wir um 6 Uhr 10 Min. an unserem heutigen Endziele, der Gastwirtschaft Sonnental in der Schrine, an. Dem Fürsten Wolfegg gehörig, bildet dieselbe u. a. den Mittel- und Ausgangspunkt für die reichen Jagdgründe der Gegend. Echt Defreggersche Gestalten sitzen beim Kruge Bayerischen, zu Füßen die unvermeidlichen Dackel, an der Wand lehnen die Doppelläufigen. Das Gespräch dreht sich um »Aufhaben«, »Verhören« und »Wechseln«. Ein alter Nimrodsjünger gab mir bereitwilligst Anweisungen für den Besuch der Gottesackerwände. Leider kannte er nur den bayerischen Teil des Gebiets, den aber um so gründlicher. Vom Wirtshause aus erblickt man über dem dicht bewaldeten Vordergrunde eine Steilstufe, über die mehrere Wasserfälle herabschießen. Darüber erhebt sich, einem Schutthange entsteigend, das Hirscheck in senkrechter Wand. Der aufgehende Mond beleuchtete später zauberisch das hochromantische Bild.

Am 29. August traten wir um 5 Uhr 10 Min. in die frische Morgendämmerung hinaus. Der nach Rohrmoos, beziehungsweise in das Oberstdorfer Gebiet führende Weg leitete uns längs des Schönbach durch die moosigen Wiesen nach einer Stunde zur Wasserscheide zwischen Rhein und Donau, 1099 *m*. Ein Wegzeiger mit der Aufschrift »Nach Riezlern« (im Kleinen Walsertale) ließ uns nach rechts abbiegen; nach 25 Minuten hatten wir durch schönen Hochwald die Untere Gatterschwangalpe erreicht. Im Tal draußen lagen dichte Herbstnebel, aus allen Hütten drang der betäubende Geruch des frischen Heus. Eine wehmutsvolle Stimmung bemächtigte sich meiner. Schon wieder ein Sommer vorbei und so mancher von den vielen, heißersehnten Plänen noch unausgeführt. Ein steiler Zickzackweg führte uns durch einen frisch aufgeforsteten Wald hinan zum Kamme der Gatterwand. Das hellgraue Felsgemäuer bot, von der Morgensonne grell beleuchtet, ein herrliches Bild. Während

wir schweigend bergan stiegen, fielen plötzlich Steine von dem zur Rechten ober uns aufragenden Schrofen herab; wir blieben sofort stehen und bemerkten eine Rehgais, wie sie vorsichtig äugend aus dem Gebüsche trat; hinter ihr trippelte das Kitzchen zaghaft nach, und einige Schritte danach folgte der Bock. Zum Entzücken meines Sohnes strichen sie ganz langsam an uns vorüber. Noch bevor wir die Grathöhe erreichten, eilte ein starkes Rudel Gemsen durch die Felsen. Oben nahm uns ein vom Gatterkopf überhöhter, höchst malerischer Bergkessel auf. Es war 7 Uhr 35 Min.; angesichts der gegenüber prall aufsteigenden Unteren Gottesackerwände ließen wir uns zu einem Frühstücke nieder. Im Allgäu draußen waren nach und nach Grünten, Gimpel, Hochvogel, Mädelegabel und die drei Krottenköpfe sichtbar geworden, auch Biberkopf und Widderstein erhoben ihre Häupter über die Vorberge. Hier traten auch die ersten Karrenfeldbildungen auf; wir sollten im Verlaufe des Tages noch genug von ihnen zu sehen bekommen. Um 8 Uhr standen wir im Tälchen der Oberen Gatterschwangalpe, welche leider schon verlassen war. Wir hatten auf etwas Milch gehofft und mußten uns nun mangels derselben an eine etwas oberhalb der Hütte aus dem Felsboden sprudelnde Quelle halten. Von hier aus ersahen wir nicht sofort den besten Zugang zum Kamme der Unteren Wände. Von einer Markierung war keine Spur vorhanden, wiewohl ein roter Fleck hier von großem Nutzen wäre. Auch bei den Alphütten fehlte jedwede Bezeichnung. Da könnte sich die betreffende Sektion, in deren Arbeitsgebiet die bayerische Seite des Gebirgsstocks gehört, ein Beispiel am Bezirke Dornbirn der Sektion Vorarlberg nehmen; gänzlich abgesehen von den geradezu musterhaften Wegbezeichnungen, sind auch alle Alphütten mit Namen versehen, und was das besonders bei nebeligem Wetter und in der Vor- und Nachsaison, wenn die Hütten noch nicht bezogen oder schon wieder verlassen sind, für einen Wert hat, weiß jeder Alpenwanderer.

Wir packten den steilen, mit Krummholz bewachsenen Grashang, der augenscheinlich zum Kamme der Vorderen Wände führte, von vorne an, bemerkten aber später, daß man die unterste kleine Felsstufe besser rechts umgeht und dann zwischen der Bergwand und einer kleinen, aus ihr heraustretenden Coulisse nach links hin ansteigt. Auf der Kammhöhe der Unteren Wände nahm uns ein ganz infernalisches Krummholzgebiet auf. Wenn uns etwas mit demselben versöhnen konnte, so war es der Anblick zweier starker Hirsche, die etwa 12 *m* vor uns aufsprangen und, in mäßiger Gangart flüchtend, uns gute Gelegenheit gaben, uns der herrlichen Erscheinung zu erfreuen. Auf der Höhe angelangt, erblickten wir zur Rechten den Torkopf, 1927 *m*, zu seiner Linken den Zug der Hinteren oder Oberen Wände. Aber es kostete uns manchen Tropfen Schweißes und manch kräftiges Wort entrang sich unseren Lippen, bis wir nach geraumer Weile die infamen Legföhren hinter uns hatten und über eine steile Grasschlucht in das Tal der Gatteralpe hinabsteigen konnten. Um 9 Uhr 45 Min. ließen wir uns bei einer köstlichen Quelle nieder und nach einer viertelstündigen Rast stiegen wir zum Sattel des Windeck, 1738 *m*, im Norden des Torkopfes hinauf. Dieser tritt — eine hier gänzlich vereinzelte Erscheinung — aus dem Zuge der Hinteren Gottesackerwände heraus und schwingt sich über einem Rasensattel in kräftigem Profile auf.

Um 10 Uhr 20 Min. standen wir im Windecksattel und blickten hinaus nach der Bodenseegegend und hinüber nach dem Lechtale. Ein Quergang von 10 Minuten brachte uns in die Mulde der Hochalpe, welche schon wiederum dem Gebiete der Bregenzer Ache angehört. Hier ist die Karstbildung eine schulmäßig ausgesprochene. So verschwinden die Bäche, welche den hohen, immerwährenden Schneelagern ihren Ursprung verdanken, nach kurzem Laufe im zerklüfteten Felsboden, um tiefer unten als starke Quellen hervorzubrechen. Über Geröll und Rasenstreifen gingen wir nun ziemlich steil hinan zur »Scharte«, 1968 *m*, der einzigen Stelle, an welcher die Oberen

Wände bequem überschritten werden können. Oberhalb der Hirschgunt Alpe befindet sich auch ein ca. 1750 *m* hoher Übergang, doch soll man dort einigermaßen klettern müssen. Ein überraschender Blick, besonders auf die imposante Nordwand des Widdersteins und auf den Hohen Ifen lohnte uns hier oben. Von der »Scharte« wandten wir uns stark westlich und erreichten über steile, mit gut gangbaren Felsen durchsetzte Rasen, zuletzt der Kante des Höhenzugs selbst folgend, um 11 Uhr 20 Min. den höchsten Punkt der Gottesackerwände, der mir vom alten Jäger in der Schrine als Hirscheck bezeichnet worden war. Wie herrlich nahm sich die Welt von hier oben aus! Vom höchsten Kalkmassiv der Alpen, dem weißschimmernden Tödi, bis zum Nebelhorn und Hochvogel liegt die Alpenkette vor uns; die relativ geringe Höhe unseres Standpunktes ließ das Geschaute um so gewaltiger erscheinen. Eigenartiger als anderswo prägte sich die nächste Umgebung unserer Erinnerung tief ein: Senkrecht und teilweise überhängend stürzt der 6 *km* lange Zug der Oberen Wände gegen Norden ab. In gewaltiger Tiefe liegen Oberstdorf, Rohrmoos, die Wirtschaft in der Schrine, Sibratsgfäll, Schönebach und Reute zu unseren Füßen. Den Horizont begrenzen der Zug des Hochgrats, der markige Grünten, das trotzige Kleeblatt der Krottenköpfe, die schlanke Trettach, die berühmte Mädelegabel, der überfirnte Rifller, einige Gipfel des Ferwall, die Wildgruppe, besonders schön die Rogelsspitze am Spullersee, der mächtige Bau des von hier seine schroffste Seite zeigenden Widdersteins, die Berge um Schröcken, besonders imposant die Mohnenfluh; dann kommt der langgestreckte Kamm des Hohen Ifen, neben ihm gucken der mittlere und höchste Turm im Gauertale hervor; die Scesaplana schaut gerade noch einem Berge im Massive des Zitterklapfen über die felsige Schulter; dann erblickt man den Panueler Schrofen, die Falknisgruppe, und die trotz der großen Entfernung noch immer eindrucksvoll wirkenden Glarner Alpen mit Ringelspitze, Bifertenstock, dem entzückend schönen Tödi und den Clariden; zu deren Rechten erblickte ich noch die Große Windgälle, dann erhob das Säntisgebiet sein Gipfelmeer in die Lüfte. Wir erblickten den Bodensee von Friedrichshafen bis Konstanz; der Pfänderstock und die Höhen des Vorderwaldes leiteten uns wieder zum Hochgrat, bei welchem ich mit Aufzählung der Rundschau begann. Der bequemste Abstieg wäre nun nach Sibratsgfäll durchführbar gewesen. Wir hätten über die »Scharte« zur Hoch- und Lohmoosalpe gehen müssen, von welcher ein guter Alpweg nach dem Hirschguntertale führt. Diese Route bietet die kürzeste Anstiegslinie vom Bregenzerwalde her dar.

Mich gelüstete es aber, einen Zugang von Schönebach auszukundschaften, ohne daß man nötig hätte, das ganze Ifenplateau mit seinen hundert Tücken zu überqueren. Es war ein Viertel nach Mittag, als wir den Abstieg begannen. Nun trafen wir auf einige weiße Marken, welche aber auf dem hellen Gesteine herzlich schlecht sichtbar waren. Nach Überschreitung eines kurzen Rasenhangs nahm uns das Karrenfeld auf und von jetzt an glich unser Vorschreiten dem Gehaben einer Springerprozession, wir hatten nämlich je zwei Schritte vorwärts und dann immer einen rückwärts zu machen; das Mißliche der Sache wird noch durch den Umstand erhöht, daß der Boden vielfach mit Alpenrosenbüschen bedeckt ist, man also des öfteren gar nicht sieht, wohin man seine Füße setzt Nur die größte Vorsicht läßt hier eine Verstauchung oder noch Schlimmeres vermeiden. In einer Viertelstunde standen wir neben der ärmlichen Hütte der Gottesacker Alpe, wohl eine Spottgeburt, wenn man an andere Alpen denkt. Hier angekommen, schwenkten wir im rechten Winkel nach Westen ab und arbeiteten uns, die unzähligen Dolinen, Schluchten und Felsbuckel umgehend, höchst ermüdend in einer Stunde nach der Hochrubach Alpe durch. Zwei österreichische Zollwächter, die hinter Legföhren wohl auf verdächtigere Wanderer gepaßt hatten, gaben uns ersprießliche Anweisung, wie wir aus dem Gebiete des leider weiter unten ungangbaren Laublistälchens nach Schönebach gelangen könnten. Auf Viehwegen, die

natürlich öfters »ausließen«, gingen wir über Waldwiesen und Rasenhänge auf den Grenzkamm zwischen Kalbelesgüntle — einem nördlichen Paralleltale des »Tiefen Ifentobels« — und Laublistal. Man hatte mir allerdings empfohlen, mit Umgehung des Tälchens von Kalbelesgüntle in das Tiefe Ifentobel abzusteigen, wir zogen es aber der Zeitersparnis halber vor, von einem kleinen Plateau zwischen Laublis und Kalbelesgüntle direkt in das letztere abzusteigen. Wohl gab es da anfänglich etwas Kletterei und später eine steile Grasschlucht, aber bald standen wir auf dem Alpwege, der durch Kalbelesgüntle nach Schönebach hinabführte, welches traute Alpendorf wir ziemlich müde um 3 Uhr 35 Min. erreichten. Wenigstens wußte ich jetzt, daß ich den direkten Abstieg nach Schönebach niemandem mit gutem Gewissen empfehlen durfte.

Zum Schlusse noch eine kurze Bemerkung bezüglich eines möglichst lohnenden und nicht zu sehr anstrengenden Besuchs dieser interessanten Gruppe. Man verlasse die Bahnstrecke bei Lingenau-Hittisau, gehe über die gleichnamigen Dörfer nach Sibratsgfäll zum Wirtshause in der Schrine, wo man nächtigt. Wer über etwas Orientierung verfügt, folgt der in diesen Zeilen beschriebenen Route bis auf die höchste Erhebung der Oberen Wände; leichter zu finden ist der Aufstieg über Keßleralpe und Hochalpe zur »Scharte«. — Der Abstieg kann dann entweder über Windeck nach Riezlern oder über die Hochalpe wieder zurück nach der Schrine genommen werden. Auf diese Art vermeidet man das zwar sehr interessante, aber auch sehr ermüdende Karrenfeld; von der Karrenbildung bekommt man auch sonst genug zu sehen.

Die weitaus interessanteste, aber auch eine recht anstrengende Tour ist folgende: Man geht von der Schrine auf unserer Route auf den höchsten Punkt der Oberen Gottesackerwände, steigt zur Gottesacker Alpe ab und überquert in etwa drei Stunden das ganze Plateau bis zum »Tor« des Hoch Ifen, ersteigt diesen von Osten herauf auf dem gewöhnlichen Wege und nimmt die in diesen Blättern beim Abschnitte Hoch Ifen geschilderte Anstiegsroute von Schönebach her durch das Tiefe Ifentobel zum Abstiege.

Mehr als vielleicht irgendwo anders ist helles Wetter eine unerläßliche Bedingung für ein solches Unternehmen.

III.

Die Braunadlerspitze, 2651 *m*

Es war eine entzückend schöne, außerordentlich abwechslungsreiche Reise, die ich mit meinem jungen Freunde Karl Bär von der Mündung der Bregenzer Ache zum Fuße der Braunadlerspitze zurückgelegt hatte. Damals keuchte noch keine Lokomotive durch das enge Tal des Flusses nach Egg und Bezau. Von der Bahnstation Schwarzach waren wir am späten Abend des 24. Juli 1892 über Alberschwende und den Sattel der Lorene nach Schwarzenberg gegangen. Am nächsten Tage fand uns die dritte Morgenstunde schon auf dem Wege nach Mellau, welches wir um 5 Uhr 5 Min. erreichten. Hier nahmen wir ein um so reichlicheres Frühstück ein, als wir Schwarzenberg ohne ein solches verlassen hatten. Von 5 Uhr 45 Min. bis 6 Uhr 30 Min. gingen wir dann am linken Ufer der schäumenden Ach taleinwärts, bis wir des senkrecht über unserem Standpunkte aus der Felswand der Kanisfluh herausragenden Hexenkirchls, auch Wirmasul (Wirmensäule) — nach der darunter liegenden Alpe Wirmen genannt — gewahr wurden. Eine teilweise schwere Kletterei von drei Stunden führte uns über ganz enorm steile Rasen- und Felshänge in eine kleine Scharte zwischen der Felsenmauer der Kanisfluh und dem bizarren Hexenkirchl. Mich erinnerte der Aufstieg lebhaft an einige Touren im Gesäuse, wie Admonter

Reichenstein und Ödstein. Nach einer Umkreisung des nur etwa 20 *m* hohen Felszahns an seinem Fußgestelle, welche in einer kleinen Viertelstunde bewerkstelligt wurde, stellten wir fest, daß das Kind einen Wasserkopf habe, oben weit dicker als unten sei und ohne Raketenapparat, oder mindestens Schlegel und Eisen hier nichts zu machen wäre. Der Abstieg zum Achufer gestaltete sich noch heikler als der Aufstieg, da das straffe, harte Gras in ganz dünner Schicht auf den glatten Felsplatten wuchs, wodurch die Hänge schlechter zu begehen waren als das steilste Firnfeld. Um 11 Uhr 45 Min. standen wir wieder auf ebenem Boden und wanderten in 1 1/2 Stunden nach dem lieblich gelegenen Au. Bis 2 Uhr hielten wir Mittagsrast, um 4 Uhr 15 Min. passierten wir das im Walde versteckte Bad Hopfreben und langten um 5 Uhr 40 Min. im weltlärmentrückten Schröcken, 1260 *m*, an. Wir rekognoszierten noch den Anfang des Wegs nach der Hochgletscheralpe, dann lagerten wir uns etwas oberhalb des Kirchleins im duftigen Grase und erwarteten den Sonnenuntergang. Außer meinem Freunde und mir hatte auch ein anscheinend noch nicht gar zu lang verheiratetes Paar das günstige Plätzchen aufgesucht. Er hatte sich mir als Geologe aus Berlin vorgestellt, seine Gattin stammte aus der Gegend von Osnabrück, Schuhwerk und Toilette der Dame ließen unschwer erkennen, daß sie das erste Mal im Gebirge reise. Den ab und zu hingeworfenen Bemerkungen ihres Gatten über Bergnamen, Formation u. dgl. setzte sie ein wohl überlegen sein sollendes Schweigen entgegen. Das Gebirge schien sie zu bedrücken, ihr aber kein weiteres Interesse einzuflößen. Vielleicht hatte der Marsch von Schoppernau nach Schröcken mit seinen drei Stunden auf steinigem Pfade ihre Aufnahmsfähigkeit so stark beeinträchtigt. Mit dem Sinken der Sonne begannen alle umstehenden Hochgipfel ein wundervolles Farbenspiel zu zeigen. Die violetten und blauen Schatten, welche die einzelnen Rippen und Coulissen auf die gelb und rot beleuchteten Bergflanken warfen, boten köstliche Kontraste, der Gipfel der Mohnenfluh glich bald einem flammenden Opferaltare, während wir schon im kalten, mattblauen Schatten standen. Zwischen der Hochkünzelspitze und den Ausläufern des Hochbergs schoß die Sonne noch einige Lichtpfeile durch in den Himmelsraum. Immer schneller ging der Atem der Dame, unbewußt hatte sie den Arm ihres Mannes umfaßt und wortlos wies sie mit der Hand gegen den unter dem Scheidekusse des Tages erglühenden Berg. Wie ein Widerschein von diesem glitt es über das Gesicht des Gatten; unschwer war es zu erraten, daß er sich in dem Gedanken glücklich fühlte, daß seine Begeisterung für die Bergwelt nun im Herzen der Lebensgefährtin einen Widerhall finden würde.

Schröcken hat wohl auf jeden seiner Besucher ohne Ausnahme den Eindruck tiefsten Friedens und hehrster Hochgebirgsruhe gemacht. Auf grüner Alpenmatte gelegen, umgeben von den mannigfaltig geformten Häuptern der Juppenspitze, Mohnenfluh, Braunadlerspitze und des Hochbergs, gewährt der Ort einen höchst malerischen Blick auf die talauswärts aufragende felsige Pyramide der Künzelspitze. Schröcken ist so recht angetan, um einige Tage aus der Welt des Kursblattes, Automobils und Telephons zu entfliehen und an Seele und Leib zu erstarken. Leider war unsere verfügbare Zeit diesmal zu solch löblichem Beginnen nicht ausreichend; wir verließen denn die Alpenidylle schon am andern Morgen um 4 Uhr und gewannen hoch über der Bregenzer Ach talaufwärts schreitend um 5 Uhr 55 Min. die 1714 *m* gelegene Hoch- und Gletscheralpe. Die köstliche Milch und Butter zwangen uns zu einem Aufenthalte von 20 Min., wir notierten uns einige leider ganz und gar orakelhaft klingende Aussprüche des Hirten bezüglich Besteigung der Braunadlerspitze, die der Mann übrigens stets Kleinspitze nannte. Um 6 Uhr 15 Min. rissen wir uns endlich von den Milchtöpfen los und setzten unsere Reise, vorerst noch ein Stück dem gegen den Hochbergsattel, 2113 *m*, führenden Weg folgend, taleinwärts

fort. Dann bogen wir angesichts des zerklüfteten, von der Braunadlerspitze herniederwogenden Gletschers nach Süden ab und erreichten um 7 Uhr eine Art plattigen Karrenfeldes am Rande des Gletschers. Eine köstliche Quelle verleitete uns zu einer dreiviertelstündigen Rast; wohl infolge der falschen Angaben unseres Gewährsmannes von der Gletscheralpe konnten wir durchaus nicht darüber klar werden, welche von den zahlreichen Spitzen, die uns da in gewaltiger Runde umstanden, die Braunadlerspitze sei. Endlich entschieden wir uns, der Trasse einer Gemse zu folgen, die den Gletscher in der Richtung von Nordwest nach Südost überschritten hatte; die Spur zog sich, soweit wir mit dem Fernglase folgen konnten, in die südöstliche Ecke des wahrhaft imposanten Felsenzirkus, der den Gletscher umrahmte, hinein; gerade dort stand aber die vom Sennen als Kleinspitze bezeichnete Erhebung, von der er versichert hatte, daß sie die höchste Spitze der ganzen Gegend sei; da sie auch uns diesen Eindruck machte, wollten wir sie ersteigen. Um 7 Uhr 45 Min. brachen wir auf und wanderten über den allmählich recht steil werdenden Gletscher hinan. Die Gemsfährte erwies sich besonders höher oben als äußerst förderlich für unser Vorhaben, da sie uns bei ihrer Tiefe des Stufentretens oder gar -Hauens überhob. Zuletzt führte sie uns hinter eine Felsrippe und in eine schmale, sehr steile Firnrinne, wo wir bei der Härte des Schnees doch zum Pickel unsere Zuflucht nehmen mußten; doch dauerte die Arbeit nur etwa 10 Min., dann standen wir, der Gemse ein Hoch bringend, um 10 Uhr 15 Min. auf einem wildzersägten Grate, welcher sich vom wasserscheidenden Kamme nach Norden absenkt. Schon während des Aufstiegs hatten wir bemerkt, daß die eigentliche Braunadlerspitze in der südwestlichen Ecke des Talschlusses stehe, denn bei jedem unserer Schritte wuchs dort eine anfänglich ganz unbedeutend aussehende Spitze zu gebieterischer Höhe heran. Aber zum ersten waren wir schon zu hoch oben, als wir diese Entdeckung machten und fürs zweite sah die Felswand, die sich vom Gletscher gegen die mutmaßliche Braunadlerspitze erhob, sehr plattig und steil aus, während auf unserer Seite die Erreichung der Kammhöhe sich unschwer bewerkstelligen ließ; endlich versprach uns der prächtig zerrissene Grat eine höchst anregende Kletterei auf luftiger Höhe, also eines der sportlich begehrenswertesten Dinge. Auf der Kammhöhe angekommen, gab es für uns fürderhin keinerlei Zweifel mehr bezüglich der Lage der höchsten Spitze. Wir blieben auf einem der mächtigen Zacken eine halbe Stunde sitzen und ich bemühte mich, die uns umgebenden Bergkolosse zu erkennen. Bei der Mehrzahl derselben gelang uns dies wohl auch, nur die Gegend zwischen Stillach und Breitach war uns völlig unbekannt. Um 10 Uhr 45 Min. setzten wir unsere Entdeckungsreise fort und ich entsinne mich noch heute mit Vergnügen der interessanten, abwechslungsreichen Kletterei, die uns nach einer Viertelstunde zuerst auf den Hauptgrat des Gebirgs — zugleich Wasserscheide zwischen Schwarzem Meere und Nordsee — und dann, immer leichter werdend, nach weiteren 50 Minuten auf den 2651 *m* hohen Gipfel der Braunadlerspitze brachte. Während der letzten Strecke des Aufstiegs befanden wir uns auf der Lechtalerseite des Gebirgsstocks. Hier sind es kleinere und größere Felstrümmer und Schutt, die einen ganz bequemen Aufstieg gestatten. Trotz der vorgerückten Zeit und des weiten Wegs, der noch vor uns lag, blieben wir eine volle halbe Stunde auf dieser höchsten Erhebung des Bregenzerwaldes sitzen. Die Luft war von ganz außergewöhnlicher Durchsichtigkeit für einen Julitag und gestattete u. a. den Ulmer Dom ganz deutlich wahrzunehmen. Der Bodensee zwischen Friedrichshafen und Konstanz lag wie ein blaues Wunder vor uns da. Von den Ötztaler Eisgipfeln bis zum Tödi war es ein Heer von Spitzen und Domen, Zacken und Kuppen, die wir erblickten. Mein Freund war gänzlich aufgelöst in Wonne und entdeckte immer neue, fernere Gebirgsketten. Um 12 Uhr 20 Min. entschloß ich mich, wenn auch schweren Herzens, dieser Welt von Farbe und Duft, von Form und Schönheit Lebewohl zu sagen.

In möglichst raschem Tempo stiegen wir direkt nach Norden gegen den Hochbergsattel hinab. Nur eine einzige wirkliche Kletterstelle gab es da zu überwinden, so daß wir schon um 1 Uhr 30 Min. in der 2113 *m* hohen Einsattelung zwischen dem Gebiete der Bregenzer Ache und dem der Lutz standen. Zwei Stunden darauf betraten wir nach bösem Springen und Stolpern über das ausgedehnte Blockterrain der sogenannten Wanne, eines Hochalpenkessels im obersten Walsertale, an der Quelle der Lutz, die Metzgertobel Alpe, ca. 1200 *m*. Hier fesselte uns der Inhalt der verschiedenen Milch- und Butterkübel 25 Minuten lang, dann gings im Eilschritt nach Buchboden, 909 *m*, wo wir um 5 Uhr 20 Min. einmarschierten. Nur kurze Zeit verweilten wir hier im einfachen Wirtshause, schon um 5 Uhr 30 Min. waren wir wieder auf den Beinen. Das folgende Wegstück mit seinen unzähligen Krümmungen, die dem arglosen Wanderer bei jeder Windung neue schmerzliche Enttäuschungen bringen, dünkte uns ganz endlos. Nach einem andauernden Geschwindschritt stürzte ich um 8 Uhr 56 Min. keuchend an den Schalter der Haltestelle Straßenhaus und verlangte, während der Zug eben einfuhr, atemlos zwei Billette nach Bregenz; dann sprang ich auf den Bahnsteig und bat den Beamten um nur einige Augenblicke Wartezeit, denn mein Gefährte wankte die letzten Schritte mehr als er ging heran; der gefällige Herr machte zwar ein saueres Gesicht, aber ich hätte mich im Notfalle vor die Räder gesetzt, bis mein Kamerad im Wagen versorgt war.

Unsere Tour war eine der frühesten Ersteigungen des Bergs. Seither wurde eine Anzahl neuer Routen aufgefunden, insbesondere der Anstieg aus dem südlich des Bergs gelegenen Marchtale wurde sehr oft ausgeführt. Dies ist wohl die bequemste Art, um auf die Spitze zu gelangen, denn nur Schutthalden und mit größeren und kleineren Platten und Blöcken bedeckte Hänge leiten zum Gipfel. Doch ist die Gegend auf der Südseite des Bergs ziemlich eintönig, während die Nordseite zu den schönsten Landschaften der Nördlichen Kalkalpen gehört. Ich halte mich daher verpflichtet, zum Aufstiege von Schröcken aus anzuraten; für Ungeübte wird außerdem schwer in die Wagschale fallen, daß eine vortreffliche Markierung die Besteigung von dem genannten Orte erleichtert.

Die Mohnenfluh, 2547 *m*, und die Juppenspitze, 2418 *m*

Durch Wochen hindurch wartete ich auf sicheres Wetter, um der Nordwand der Künzelspitze an den Leib zu rücken. Endlich am 28. September 1905 ein klarer Morgen. Ich bestieg das »Bähnle« zwei Haltestellen außer Bregenz und war sehr betroffen, meinen Gefährten für die verabredete Tour nicht im Zuge zu finden. So beschloß ich denn, auf die obige Tour zu verzichten und die beiden, die Überschrift dieses Aufsatzes bildenden Berge zu besuchen. Wenn man den höchsten Berg des Bregenzerwalds, die Braunadlerspitze, nur von den Höhen zu sehen bekommt, oder vom Tale aus wenigstens erst dann, wenn man dicht vor ihr steht, so ist das mit der Mohnenfluh, der zweithöchsten selbständigen Spitze dieses Gebiets, ein anderes. In der Verlängerung der Achse des Oberlaufs der Bregenzer Ache gelegen, erblickt man ihr breites Felsgerüst schon von Schwarzenberg aus. Es steht dem taleinwärts sich bewegenden Wanderer in den Dörfern Reute und Bizau, in Hopfreben und während des ganzen Wegs bei Schröcken vor Augen. Ich liebe solche Berge. Während man sich ihnen nähert, kommen immer neue Details zum Ausdrucke, man wird mit ihrem ganzen Gefüge und Aufbau allmählich vertraut. Ich trat meine Wanderung in Bezau um 11 Uhr 17 Min. an, sechs Minuten vor der offiziellen Ankunftszeit des Zugs. Aber auf Endstationen von Lokalbahnen nimmt man das manchmal nicht so genau. Auf der »grande route« des Bregenzerwalds erreichte ich über Reute, mit seiner uralten interessanten Kirche, Bizau, die immer neue Schönheiten aufweisende Schnepfegg, Schnepfau, Au, Schoppernau und um 2 Uhr 45 Min. Hopfreben. Für

künftige Gelegenheiten ließ ich mir vom gefälligen Wirte den Weg zum Fuße der Künzelspitze zeigen; um 3 Uhr 35 Min. brach ich wieder auf und stand um 4 Uhr 20 Min. vor dem Gasthof in Schröcken. Seit meinem letzten Besuche hatte dieser unter dem neuen Besitzer, was Küche und Keller betrifft, die vorteilhafteste Wandlung durchgemacht; er bildet heute eines der bevorzugtesten Standquartiere Vorarlbergs. Ich entledigte mich vorerst meines Gepäcks, dann machte ich mich auf, um den Weg nach dem am Fuße der Mohnenfluh gelegenen Butzensee in Augenschein zu nehmen. Am Abende war Herr Pfarrer Reichart so liebenswürdig, mir Gesellschaft zu leisten; derselbe gab mir als leidenschaftlicher Natur- und Volksfreund dankenswerte Aufschlüsse in topographischer und historischer Hinsicht, sowie auch in Sachen der Nomenklatur der Gegend. Es gelang ihm auch, mich zu überzeugen, daß die Bezeichnung Braunadlerspitze die einzig zutreffende sei; die Ableitung von Arlen, Erlen decke sich durchaus nicht mit dem Sprachgebrauche, der deutlich Bruadler, d. i. Braunadler verlange; niemand, so behauptete mein Gewährsmann, nenne die Legföhren: Bruarla = Braunerlen, aber jeder ältere Mann bezeichne die ab und zu zur Strecke gebrachten Adler als Bruadler = Braunadler.

Am 29. September verließ ich Schröcken um 4 Uhr 45 Min. Es war so dunkel, daß sich die Bergkonturen kaum vom Himmel abhoben. Zwischen der Kirche und einem Bauernhause führte ein kaum kenntlicher Pfad durch nasse Wiesen gegen die Schlucht der Bregenzer Ache. Den breiten markierten Weg, der zum Auenfeldjoche führt, läßt man zur Linken liegen. Auf einem ganz elenden, einer Hühnersteige ähnlichen Weglein geht man über Wurzeln und schlüpfrige Steinplatten gegen die tobende Ache hinab. Ohne Laterne wäre ich hier überhaupt nicht mit geraden Gliedern hinabgekommen. Am anderen Ufer führte ein infolge des langen Regenwetters zu einer Schmutzriese gewordener Kuhweg bolzgerade nach der Alpe Fell hinauf. Meine »Excelsior« leistete da geradezu unbezahlbare Dienste. Wie froh war ich, am Vortage hier als Schrittmacher geschafft zu haben. Hoch über dem schäumenden, brausenden Bache geht der Weg nun taleinwärts. Nach einstündigem Marsche traf ich auf ein Paar elender Almhütten. Im Hintergrunde des Tals erblickte ich eine Felswand mit zwei dünnen Wasserfällen, die vom großen Schuttkare im Nordosten der Braunadlerspitze herabkamen. Ich befand mich nun etwas taleinwärts vom P. 1543. An der anderen, südlichen Talseite kommt ein Wasserlauf durch eine steile, ungangbare Schlucht herab. Rechts davon tritt ein grüner Hang kräftig hervor; ich steuerte diesem zu und stieg die steile Halde hinan. Man nähert sich nun, durch die Formation selbst gedrängt, immer mehr dem Ostfuße der steil aufragenden Felswand, welche vom P. 2187 nach Norden sich absenkt. Um 6 Uhr 20 Min. stand ich unmittelbar am Felsen. Hier leiten gute Gemspfade in südlicher Richtung immer knapp am Fuße der Wand gegen einen Felsenkessel; 6 Uhr 30 Min. Nun hatte ich die wagrecht den Horizont abschneidende Felsenmauer vor mir, hinter welcher der Butzensee liegt. Ich ließ sie zu meiner Rechten und stieg über sehr gut gangbares Terrain, öfters einem Schafsteige folgend, gegen ein kleines Plateau hinan. Geröllpartien und Karrenfelder wechseln hier miteinander ab. Östlich steigt der Felsbau der Mohnenfluh mit schöner Silhouette auf; dicht unter ihren Steilwänden bog ich nach Südosten ab und blickte um 7 Uhr 5 Min. in die Felsmulde hinab, in welcher der schöne Butzensee eingebettet liegt. Eine mit Nebelkappen bedeckte Gebirgsgruppe im fernen Süden entpuppte sich bei genauerem Zusehen als die Drusenfluh mit den Drei Türmen im Gauertale. Ein heftiger Südwind trieb mir einzelne Regentropfen ins Gesicht; zugleich verschwand die Gruppe der Braunadlerspitze hinter den wogenden Nebeln. Gegen Osten aber war der Himmel blau und auch im Norden sah es ziemlich günstig aus. Schnell entschlossen wandte ich mich von der gewöhnlichen Route, die zuerst nach dem Joche zwischen der

Mohnenfluh und dem Sattelkopf, 2374 *m*, führt, ab, und stieg in die große Rinne ein, welche direkt vom Butzensee nach dem Gipfel der Mohnenfluh sich hinanzieht. Freunde hatten mich nämlich darauf aufmerksam gemacht, daß der Aufstieg vom genannten Joche ein arger Schinder sei, da der markierte Weg größtenteils über ziemlich steile Schutthalden führe. In der Rinne gab es eine leichte und dabei rasch aufwärts bringende Kletterei. Zu meiner Freude fing es gegen 7³/₄ Uhr an zu graupeln und zu schneien; dazu schien die Sonne durch die ziehenden Nebelmassen und beleuchtete abwechselnd einzelne Teile der schon hier nach Westen und Süden völlig freien Aussicht. Kaum 20 Minuten vom Gipfel, der eine Signalstange trägt, entfernt, kam ich um 8 Uhr auf die Höhe der Mohnenfluh. Hatte ich



Schröcken mit Juppenspitze und Mohnenfluh.

beim Butzensee meinen Pickel drohend gegen die Wetterwolken geschwungen, was erstens nichts hilft, und zweitens keinen Geschmack verrät, so war ich nun trotz leichten Schneetreibens völlig mit dem Tage ausgesöhnt. Die Fernsicht wurde durch dasselbe nämlich gar nicht beeinträchtigt und auf die nächstgelegenen Berge und Täler schien merkwürdigerweise die Sonne.

Was die Rundschau von der Mohnenfluh vor allen ihren Rivalen auszeichnet, ist der einzig schöne Blick über einen großen Teil des Bregenzerwalds. Wie ein Riesenrelief aus der Vogelperspektive gesehen, stellt sich die Gegend von Schröcken, Schoppernau, Damüls, Au, Bezau und Schwarzenberg dar. Zitterklapfen und Kanisfluh, Mittagsspitze und Hangspitze ragen steil aus den grünen Böden auf; darüber schweift der Blick auf den schimmernden Bodensee und das schwäbisch-bayerische Hügelland hinaus. Als wirksames Gegenstück zu diesem Bilde erscheint gegen Norden das Allgäu mit den ernsteren, charakteristischen Gestalten des Widdersteins,

der Trettachspitze, Mädelegabel, der steilen Höfats, die gleich Flammen aufzüngelt, und dem prächtigen Hochvogel. Nach Osten hin wird der Charakter der Bergwelt immer gewaltiger: das Massiv der Wetterspitze, die Parseyergruppe, die Berge um den Arlberg, sowie das Ferwallgebiet konnten sich kühn mit mancher gepriesenen Schweizer Alpenkette messen. Allerdings kam ihnen damals eine leichte Schneebedeckung in den oberen Partien und in den Felsschluchten zugute. Gegen Süden sind es die imposante, nahe Wildgruppe, das Silvrettagebiet, der so formenreiche Rhätikon, davor die mannigfach gebildeten Klostertalerberge, welche zu betrachten man gar nicht müde wird. Die Rote Wand und die Walsertalergipfel schließen die nähere Runde ab, während die Tödi- und die Säntisgruppe in langgestrecktem Zuge sich dahinter aufbauten. Noch ein reizendes Bild habe ich zu nennen: Lech am Lechflusse, dessen weißes Kirchlein aus der Tiefe heraufblickt. Eine halbe Stunde lang vertiefte ich mich in die abwechslungsreiche Rundschau, dann reifte in mir der Entschluß, den nächsten, der mir gegenüber die oft gehörte Ansicht ausspräche, daß ein Berg dem anderen gleiche, mit Brachialgewalt auf die Mohnenfluh zu schleppen und ihm Widderstein und Braunadlerspitze, Scesaplana und Wetterspitze zu zeigen. Um 8 Uhr 30 Min. entschloß ich mich zur Abfahrt und zwar gegen Norden, gegen die Juppenspitze. Durch 20 Minuten machte sich die Sache noch ganz gut; auf der Westseite des Grates führten Gemspfade über Fels und Gerölle in eine Scharte am Südfuße eines mächtigen, senkrecht aufragenden Turms, der schon von dem eben verlassenen Gipfel aus markant hervortrat.

Hier wiesen mich die Spuren nach der Ostflanke, die aber so steil aussah, daß ich es lieber zuerst noch weiter mit der Westseite versuchen wollte. Ich hätte aber besser getan, den lokalkundigen vierbeinigen Wegweisern auch weiterhin zu folgen, denn nach wenigen Minuten stand ich am Rande einer völlig unpassierbaren Steilwand und sah mich genötigt, wieder zur Scharte zurück hinaufzusteigen. Das Terrain, welches ich nun bis zu den Geröllhalden zu durchklettern hatte, besteht aus einer Felswand, in deren oberem Teile noch einige steile Grasflecken eingestreut sind, während weiter unten kurze, steile Rinnen, kleine, senkrechte Wandstufen und schmale Bänder abwechseln. Ich sah mich bald genötigt, Pickel und Rucksack fortlaufend abzuseilen, zweimal vertraute ich sogar mich selber der doppelten Rebschnur an. Die teilweise Brüchigkeit des Gesteins ließ mich das Ende der Wand sehnlichst herbeiwünschen. Nach einer Stunde angestrengtesten Kletterns in ausgesetztesten Lagen sprang ich auf die Schutthalde hinab und machte mich ungesäumt an die Besteigung der Juppenspitze. Zu oft hatte ich sie vom Pfänder bei Bregenz, je nach der Jahreszeit aus grünem Wiesengrunde oder weißleuchtendem Schneefelde sich erheben sehen, als daß ich nicht den Wunsch nach ihrer Besteigung hätte hegen müssen. Nun war ich ihr endlich nahe gekommen, freilich nicht, wie ich gehofft hatte, über den Verbindungsgrat zwischen ihr und der Mohnenfluh. Wohl zeigte dieser zwei lotrechte Absätze, die ich umgehen zu können erwartet hatte; daß ich mich aber gezwungen sehen würde, bis an den Fuß der Wand niederzusteigen, hätte ich nicht geglaubt. Ich stieg nun vorerst auf einen grünen Bühel, der zwischen Mohnenfluh und Juppenspitze aufragt, ging dann in den nächsten Sattel hinab und zuletzt über Geröll, Rasenstreifen und einige kleine Felsenplatten nach der Juppenspitze hinauf, die ich um 11 Uhr 20 Min. erreichte.

Inzwischen war die Witterung geradezu tadellos geworden, besonders die Aussicht nach Norden, nach der Gegend von Ulm hin, spottete hinsichtlich Reinheit der Luft jeder Beschreibung. Nach kurzem Aufenthalte auf der selten besuchten Spitze — der benachbarte Widderstein lockt in dieser Gegend neun Zehnteile aller Touristen an — ging ich, meiner Anstiegsrichtung folgend, hinab nach der Bergeralpe und durch die geologisch und geoplastisch hochinteressanten Kegelbildungen

der Kriegeralpe, Gypsberge genannt, nach dem Bauerngute »Auf'm Schloß«. Hier erfuhr ich, daß der Gemsjäger Hermann Strolz die oben geschilderte Route durch die Ostwand der Mohnenfluh vor Jahren im Aufstieg begangen haben soll. Auch er verschwor das Wiederkommen. In gemächlichem Tempo stieg ich nach Lech hinab und mußte es mir mehr als einmal vorsagen, daß die über einer mächtigen Wolkenbank kühn in die Lüfte ragende, verschneite Felsnadel nicht die Dent du Géant, sondern die Wetterspitze sei, und daß dann auch die südlich davon prall abstürzende Wand der Feuerspitze und nicht den Grandes Jorasses angehöre.

Um 1 Uhr 20 Min. überschritt ich die Brücke bei Lech mit dem Gefühle, eine der lohnendsten Touren des schönen Vorarlbergerlandes ausgeführt zu haben.

IV.

Der Zitterklapfen, 2401 *m*

Erst spät kam es mir zum Bewußtsein, daß dieser mächtige Berg auch dem Gebiete der Bregenzer Ache angehöre. Man muß ihn aus dem Walgau, während der Fahrt von Bludenz nach Feldkirch, gesehen haben, wie seine selten ebenmäßige Pyramide das ganze Große Walsertal beherrscht, um ihn ein für allemal für dieses Gebiet zu reklamieren.

Im Juni 1889 hatte ich mit meinem dahingegangenen Freunde Eugen Sohm den Zitterklapfen von Buchboden im Großen Walsertale aus bestiegen. Da das Wetter damals ziemlich ungünstig war, wiederholte ich die Tour im darauffolgenden Jahre. Am 16. Juni 1890 stand ich um 8 Uhr morgens auf der Spitze und nahm den Abstieg gegen das Eventobel, welches in das zur Bregenzer Ache führende Argentobel mündet. Zu diesem Behufe stieg ich auf dem von der Spitze gegen Westsüdwest abstreichenden Kamme über eine Reihe von Gratzacken gegen den Schelekopf, umging diesen, sowie einige namenlose mächtige Türme südlich und stieg dann über steile Rasenhänge auf einen östlich von P. 1890 gelegenen Sattel hinauf. Ich hatte die Spitze um 9 Uhr verlassen und kam nach erfrischendem Alpenbummel um 11 Uhr auf dem in der Karte namenlosen Sattel an. Ein Prachtblick auf die gegenüberliegende Gruppe von Rotenbrunn fesselte mich eine halbe Stunde; dann ging's auf gutem Alpwege nach der Bärenalpe hinunter und über die Hütten von Zafern hoch über dem wilden Eventobel hinab nach dem Wege, der von da am rechten Ufer des Argenbachs nach Damüls führt. Da die Route über Damüls und das Furkenjoch [vor Erbauung der Bregenzerwaldbahn schneller zu einer Bahnstation führte als jene durch den Bregenzerwald, ging ich über den genannten Sattel und das Laternsertal nach Rankweil. Diese Route auf den Zitterklapfen kann als bequemster Weg für jene angeraten werden, welche den Berg vom Bregenzerwalde aus besteigen wollen.

Mich reizte aber noch eine andere Seite des Bergs. Im Norden des Massivs erhebt sich nämlich gänzlich isoliert und nur durch eine tiefe Scharte, die Graue Furkel, von ihm geschieden, das Kreßhorn, ca. 2250 *m*, eine scharfe, zuckerhutförmige Felspyramide, deren Anblick jedem Alpinisten das Herz im Leibe lachen macht; da interessierte es mich nun, zu erforschen, ob man den Zitterklapfen auch unmittelbar aus dem Bregenzerwalde über seine mächtige Nordwand erreichen könne. Am 10. August 1905 ging ich mit unserem Compton nach Au im Hinterwalde. Ein herrlicher Abend versprach einen ebenso schönen Morgen. Aber noch vor Mitternacht trat ein Wettersturz ein, der uns am 11. erst um 8 Uhr 25 Min. den Aufbruch gestattete.

Auf steinigem, stellenweise stark ausgewaschenem Alpwege stiegen wir nach der Alpe Goldlach hinauf. Nach einstündigem Marsche bog der Weg nach Süden

und nun erblickten wir plötzlich den gewaltigen Nordabfall des fraglichen Gebirgsstockes vom eigentlichen Zitterklapfen oder Glatteckerspitz bis zum Kilkaschrofen (Kirchenschrofen), einer kirchturmähnlichen Graterhebung nahezu östlich vom Hauptgipfel. Eine ganze Reihe von Möglichkeiten, die Nordwand des Bergs zu durchklettern, tat sich hier auf und besonders die Route »über die Wasserfälle« hatten uns Alpknechte auf dem Vorsäß »Boden« angeraten. Wir trafen hier um 9 Uhr 40 Min. ein. Eine Reihe von Felsterrassen stehen da durch steilere Zwischenstufen in Verbindung. Man erkennt auch sofort, daß hier der Ostgrat des Bergs am besten erreichbar sein muß. Steile Wiesenhänge führten uns nun hinauf nach der Alpe Gaislitten. Hier ist es besonders der Felsbau des Annaalpenstocks, der mit seiner senkrechten Westwand unser Interesse weckt. Von 10 Uhr 50 bis 11 Uhr 15 Min. zeichnete Compton, dann brachen wir trotz des sich immer ungünstiger gestaltenden Wetters auf und umgingen den Annaalpenstock in westlicher Richtung. Ein steiles Weglein führte uns von der Annaalpe hinauf zu einer Mulde, und dann in südlicher Richtung auf einen mit einem Kreuz gezierten, begrasten Buckel, 2195 *m*, der in der Karte mit Kreßhorn bezeichnet ist, den mir aber Jäger und Hirten als Grünes Kreßhorn benannten. Das eigentliche Kreßhorn steht südwestlich vom P. 2195 *m*. Der Wind peitschte uns den Regen ins Gesicht, ab und zu prasselte ein Hagelschauer nieder, kurz, es gab alles andere als Bergwetter. Wir flüchteten uns auf die Graue Furkel, unmittelbar unter die Wand des Kreßhorns und suchten unter einem Überhange Schutz. Phantastisch zogen die Nebelschwaden über die Wände und ließen sie noch steiler und unnahbarer erscheinen. Besonders der unterste, etwa 50 *m* hohe Absatz der Felsenmauer sah unter den obwaltenden Umständen ziemlich abschreckend aus. Weiter oben schien der Neigungswinkel, soweit wir das Terrain überblicken konnten, ein wesentlich geringerer zu sein. Fünf Viertelstunden warteten wir zähe auf besseres Wetter, aber der immer von neuem einsetzende Sprühregen, die immer wieder aus unerschöpflichen Reservoirs heranwogenden Nebelmassen zwangen uns endlich gebieterisch zum Rückzuge, den Compton nach Au und ich nach Sonntag im Walsertale bewerkstelligte. Einige Tage später wurde die fragliche Wand von den Herren Viktor Sohm und Karl Huber erklettert. Ich wiederholte die Tour am 3. September 1906, leistete mir aber einen neuen Abstieg. Diesmal ging ich bei Vollmondschein und herrlich klarem Wetter um 2 Uhr 25 Min. morgens von Au weg. Vom Sattel, der unter den Annaalpenstöcken nach dem Eventobel führt, erblickte ich die Säntisgruppe und den Rhätikon in zartester Morgenbeleuchtung. Um 5 Uhr 45 Min., als eben die Sonne aufging, stand ich neben dem Kreuz am Grünen Kreßhorn, 2195 *m*. Mächtig stand die Hochkünzelspitze vor mir, in ihrer kühnen Form mit gepriesenen Dolomitbergen wetteifernd. Ich machte hier einen kurzen Halt und musterte mit meinem Zeiß die Wand des Zitterklapfen; zehn Minuten genügten mir, um die Route mit Hilfe des ausgezeichneten Instrumentes bis ins kleinste Detail festzusetzen. Dann stieg ich in weiteren zehn Minuten auf Gaispfaden zur Grauen Furkel hinab, wo ich frühstückte und mein Auge am Blicke gegen das Walsertal, dessen nahezu sämtliche Dörfer sichtbar sind, erfreute. Im grünen, wohlangebauten Walgau erblickt man das glitzernde Band der Ill, darüber Nenzing und die Spitzen des Rhätikons.

Um 6 Uhr 15 Min. schulterte ich meinen Rucksack und begann mein eigentliches Tagwerk. Vorerst ging ich wenige Schritte gegen Osten längs der Nordwand des Bergs hinab, dann stieg ich in dieselbe ein und hielt mich schräg nach rechts aufwärts. Die steilen und teilweise unzuverlässigen Felsen machen die Kletterei zu einer etwas heiklen. Um 6 Uhr 40 Min. befand ich mich in einer Art Scharte, welche an einem deutlich aus der Wand nach Norden heraustretenden Gendarmen kenntlich ist. Sie befindet sich in der Höhe des Grünen Kreßhorns. Schon von diesem letzteren aus

hatte ich mit dem Zeiß entdeckt, daß es hier kein direktes Fortkommen geben dürfte. Ich fand meine frühere Wahrnehmung bestätigt, denn allseits verwehrte eine zwar nicht hohe, aber nahezu senkrechte Terrainstufe den Aufstieg. Ich stieg nun in westlicher Richtung etwa 12 *m* nach abwärts in eine Felsrinne, die im weiteren Verlaufe gegen das Eventobel ausmündet; sie geleitete mich unschwer nach oben; hinter einer Coulisse ansteigend umging ich mühelos die oben erwähnte Steilstufe. Nur der letzte Ausstieg aus der Rinne gestaltete sich etwas schwieriger. Um 7 Uhr stand ich am unteren Ende jener schwächer geneigten, plattigen Felsen, welche, von Schutthalden unterbrochen, zum Gipfel hinaufführen. Da sich die letzte Kletterstelle unter diesen Halden als ziemlich anstrengend erwiesen hatte, verweilte ich hier 10 Minuten und stieg dann in einer Viertelstunde über Geröll und Blockwerk durch flache Rinnen und über gut gestufte Felsen auf den von Ost nach West streichenden Hauptgrat des Bergs hinan, der wenige Schritte unterhalb des Gipfels betreten wird. Um 7 Uhr 25 Min., also genau fünf Stunden nach meinem Aufbruche von Au, ließ ich mich neben dem Steinmanne nieder. Die Arbeit war geschehen, nun kam der Lohn. Der Zitterklapfen gewährt eine der schönsten Aussichten Vorarlbergs. So ziemlich in der Mitte des Landes gelegen, hat er außerdem keinen höheren Gipfel in unmittelbarer Nähe. Sein steiler Aufbau gestattet auch schöne Tiefblicke in die umliegenden Täler. Das zu Füßen sich hinschmiegende Bad Rothenbrunn, das einsame Hochkrumbach am Fuße des Widdersteins, einige Gehöfte zwischen Schnepfau und Au, eine Unzahl Ortschaften im bayerischen und württembergischen Allgäu, der Spiegel des Bodensees, den man von Lindau bis zur Insel Reichenau erblickt, endlich das vielleicht reizvollste Stück der Aussicht, das liebliche Große Walsertal mit seinen Ortschaften und das sich daran schließende Illtal bringen eine erwünschte Abwechslung in das umfassende Gebirgspanorama, dessen wir hier oben froh werden.

Von der Zugspitze bis zu den Bergen, die den ehrwürdigen St. Gotthard umstehen, und vom Pfänder bis zum Fluchthorn und Piz Linard liegt einer der formenreichsten Alpenabschnitte vor uns. Besonders ist es der Rhätikon, der mit seinen so individuell auftretenden Gipfelbauten entzückt. Dann fesseln vor allem die Rote Wand und die um Rothenbrunn liegende einsame Bergwelt, welch letztere dem großen Touristenpublikum völlig unbekannt ist. Gerne wäre ich noch länger geblieben, aber die frühe Abfahrtsstunde des Zuges von Bezau nötigte mich zum Abmarsche, besonders da ich einen neuen Abstieg versuchen wollte. Um 8 Uhr verließ ich den mir seit Jahren besonders ans Herz gewachsenen Berg und folgte dem Ostgrate durch 25 Min. Ein guter Gemspfad führt meistens in unmittelbarer Nähe des Grats hinab zu einer tiefen Scharte. Hier wandte ich mich nach Norden gegen das Dürrentobel. Die oberste Steilstufe ist das einzige Stück Wegs, welches wirkliche Schwierigkeiten bietet. Ich durchkletterte sie in 25 Minuten; um 8 Uhr 50 Min. stand ich auf einem kleinen Reste von Lawinenschnee, der auf der obersten Schutterrasse dicht an der Felswand lag. Mehr als einmal hatte ich mich versucht gefühlt, Rucksack und Pickel abzuseilen, aber immer fand ich wieder eine Möglichkeit, ohne diese Erleichterung hinabzukommen.

Ich fand die Brüchigkeit des Gesteins und dadurch bedingt auch die Gefährlichkeit dieser Route größer als auf dem Anstiege von der Grauen Furkel. Auf der obersten Schutterrasse angekommen, ging ich ganz nach rechts hinaus und stieg dann über die mittlere Steilwand die mich von dem unteren großen Geröllfelde trennte, an deren schmalster Stelle hinab; dann folgte ein Quergang nach links hin und neben einem Wasserlaufe gewann ich die Rasenhänge, die vom Kreßhorn herabziehen. Es war 9 Uhr 20 Min. Von hier gilt es, das recht komplizierte Gelände gegen die Hütten der Gräsalp, die unter dem Kilkaschrofen liegt, zu überwinden. Hoch über einigen Wasserfällen querte ich die grünen Buckel, und stieg dann, scharf nach

links abbiegend, über eine steinige Halde zur Talsohle hinab, wo mich ein Viehweg um 10 Uhr 20 Min. zur Alpe Tobel brachte. Hier war man gerade bereit, in die tiefere Alpe zu ziehen. Meine Frage nach Milch fand eine hoch befriedigende Antwort: »Trinket grad, was Ihr könnet, wenn Ihr's net trinket, so müsse wir das Züg grad wegschütten!« Das ließ ich mir denn nicht zweimal anbieten und tat mein Bestes, um das köstliche »Züg« unter Dach und Fach zu bringen. Um 11 Uhr 15 Min. war aber auch meine Kapazität für das »Züg« erschöpft und auf trefflichem, neu erbautem Alpenwege wanderte ich langsam hinaus gegen Goldlach. Hoch über dem Bache zieht der Weg talaus, ein schöner Buchenwald bietet Schatten; prächtige Blicke gegen den Widderstein, die Uentschenspitze, den Didamsberg und gegen Schoppernau verkürzen den Weg aufs angenehmste. An der Wegbiegung gegen Goldlach blieb ich noch einmal stehen, um den imposanten Talschluß, den die Nordwand des Zitterklapfen bildet, mir nochmals einzuprägen. Deutlich sehe ich die Scharte, in der ich den Kamm verlassen habe, eine nach rechts hin senkrecht abbrechende Gratstufe bezeichnet sie. Im Aufstiege gälte es, sich anfänglich links zu halten, ober den Wasserfällen angelangt, geht man dann nach rechts hinaus, gewinnt das untere Schuttfeld, quert es nach links, steigt zum oberen hinan, und kehrt auf demselben so weit nach rechts zurück, bis man sich senkrecht unter dem tiefsten Punkte des Kamms befindet. Die Stelle des Einstiegs ist für Geübte leicht zu finden, der Anfänger bleibe derselben lieber vom Leibe. Dieser sogenannte Wasserfallweg ist überhaupt nur für den Abstieg zu empfehlen, im Aufstiege werden die Geröll- und Schutthalden, welche am Wege gegen die Graue Furkel völlig fehlen, sich unangenehmst fühlbar machen. Gleich nachdem sich der Weg gegen Goldlach senkte, erschien das Eingangstor des innersten Bregenzerwalds, die Talenge zwischen den senkrecht abfallenden Wänden der Kanisfluh und Mittagsfluh. Hinter dieser Pforte beginnt das Hochgebirge, das Gebiet für Bergschuh und Alpenstock. Glücklich, wem Mutter Natur Lust und Kraft gab, dasselbe offenen Auges und Herzens zu durchwandern!

Vom Hohen Freschen, 2001 *m*, zum Hochälpele, 1467 *m* (Mörzelspitze, 1862 *m*, First, 1864 *m*, Hangspitze, 1742 *m*)

Im Nordosten Vorarlbergs gelegen, erhebt sich diese Bergkette teilweise unmittelbar über der Rheinebene, dieselbe beherrschend. Das Hochälpele ist außerdem schon so weit gegen Norden und den Bodensee vorgeschoben, daß man von ihm die große Mehrzahl der Städte erschaut, welche das Ufer des schwäbischen Meers zieren.

Aber auch über das Gebiet der rund zwei Dutzend Gemeinden des Bregenzerwalds gewinnt man einen vortrefflichen Gesamtüberblick. Wer den Bregenzerwald gleich auf standesgemäße Art erreichen wollte, könnte nichts Besseres tun, als von Dornbirn oder Hohenems oder Rankweil aus eine der obgenannten Erhebungen zu besuchen und dann nach kürzerer oder längerer Kammwanderung gegen Mellau oder Schwarzenberg abzusteigen. Es soll gleich hier bemerkt werden, dass das Gebiet zwischen dem Hohen Freschen und dem Hochälpele durch die besondere Sorgfalt des Bezirks Dornbirn der Sektion Vorarlberg des D. u. Ö. A.-V. zu den bestmarkierten Gegenden des Alpengebiets zählt. Was die Routen betrifft, auf welchen man diese Höhen vom Bregenzerwalde aus erreicht, so bildet Schwarzenberg für das Hochälpele und Mellau für die anderen Erhebungen den Ausgangspunkt. Durchweg aber ist die dem Rheintale zugekehrte Seite des Gebirgszugs sanfter abfallend, so daß es sich empfiehlt, lieber nach dem Bregenzerwalde abzusteigen. Ich will die Leser nun mit einer Kammwanderung bekannt machen, die ich in diesen Bergen ausführte.



Reute mit Hangspitze.

Um 12 Uhr nachts von Hohenems im Rheintale ausgehend, stand ich um 3 Uhr 30 Min. auf der Hohen Kugel, 1643 *m*, und ging dann, stets auf der Grathöhe bleibend, was stellenweise bei der Brüchigkeit des Tonschiefers große Vorsicht erheischte, über die Alpen Schwamm und Falors auf den Hohen Freschen. Ein Landeskind, selbst ein vortrefflicher Bergsteiger und Jäger, hatte mir Steigeisen und Eispickel angeraten.

Vom Betreten der überaus steilen Westflanke des Hohen Freschen an erwiesen sich dieselben auch als unumgänglich nötig. Mehrere Rudel Gemsen überschütteten mich ziemlich dicht unter dem höchsten Aufbau des Bergs mit einem Hagel von Steinen, denen ich nur mit Mühe ausweichen konnte. Heute führt ein durch Unterstützung des Gesamtvereins ermöglichter Weg von der Hohen Kugel auf den Hohen Freschen;

er gewährt stets freie Aussicht nach Süden gegen die Rhätikonkette, gegen die Ostschweiz sowie den ganzen Bodensee. Um 8 Uhr 20 Min. betrat ich den Gipfel des Hohen Freschen und wurde durch die mit Recht weit berühmte Aussicht überrascht. Der aus dem weiten, ebenen Rheintale sich erhebende, reich gegliederte Säntisstock, der mauergleich im Süden aufragende Rhätikon, die Ferwall- und Silvrettagruppe, die Klostertaler-, Lechtaler- und Allgäuer Alpen, sowie das ganze Bregenzerwaldgebirge gruppieren sich in vollendet schönen Linien. Über der Rheinmündung erglänzte der Bodensee und fügte dem reichen Bilde einen weiteren Glanzpunkt hinzu. Nach halbstündigem Aufenthalte stieg ich über den etwas schwindelerregenden Grat hinab nach der Alpe Binnel und stand um 11 Uhr 15 Min. auf der zierlichen Mörzelspitze.

Nun war der Blick auch gegen den Vorderwald freier geworden. Stets auf der Grathöhe bleibend, erreichte ich um 11 Uhr 30 Min. den First und, mehrmals ab und wieder aufsteigend, um 1 Uhr 30 Min. die Hangspitze, auch Hangkopf und Guntenhang genannt. Hier war es besonders der unmittelbare Niederblick auf die Gegend von Bezau, sowie die über der Bregenzer Ache in einem einzigen Aufschwunge sich emporreckende Riesenwand der Kanisfluh, welche die Einbuße an Fernsicht dem Freschen gegenüber wett machte. Ich blieb der massenhaft mich umschwärmenden Fliegen halber nur kurze Zeit oben, und lief in drei Viertelstunden nach der Alpe Untersehren hinab. Um 3 Uhr 30 Min. betrat ich die große Alpe Weißenfluh; hier aber wartete ich bis 4 Uhr 45 Min., da die Bremsen ein Weitergehen fast unmöglich machten. Über die Alpe Gschwendt ging ich dann auf das Hochälpele, dessen flache Kuppe ich um 6 Uhr betrat. In wundervoller Beleuchtung lag nun der ganze Vorderwald zu meinen Füßen, ein Bild idyllischer Behaglichkeit, Selbstgenügsamkeit und tiefen Friedens.

Während der ganzen Kammwanderung nahm der Bodensee an Größe zu, bis er, vom Hochälpele gesehen, seine volle Majestät entfaltete. Um 7 Uhr rüstete ich mich zum Abstiege und langte nach 5/4 stündigem Aufenthalte bei einem Freunde in Watzenegg, um 10 Uhr abends in Dornbirn an.

Ich hätte kein Alpinist sein müssen, wenn mich nicht, trotzdem ich die Hangspitze vom First aus erreicht hatte, ihr Ostabsturz zum Versuche gereizt hätte. Bei meiner sehr beschränkten Zeit wollte ich ihr keinen ganzen Tag widmen und verließ am 22. Juni 1905 die vor Bezau gelegene Haltestelle Reute um 3 Uhr 22 Min. nachmittag. Während des Marsches gegen Mellau kamen Mittagspitze, Hoch-Blanken und Sünserjoch als Abschluß des Mellenbachtals bestens zur Geltung. Hübsche Felsbildungen »Die Klaus« und ein Wasserfall bringen Abwechslung in den Talmarsch. Um 3 Uhr 55 Min. bog ich bei Halden von der nach Mellau führenden Fahrstraße ab und stieg auf bezeichnetem Wege gegen die Alpe Röhrle hinan. Ein kleines Gewitter brachte die ersehnte Abkühlung. Stets durch Wald geht es hinauf zu einer großen Alpenwiese, wo eine mächtig große, gelbrote Scheibe den Einstieg in den Wald bezeichnet.

Bald darauf verließ ich den gegen die Alpen Röhrle und Rohr führenden Pfad und wandte mich südlich dem Guntenhang zu. Zwei Grate und dazwischen eine steile, mit Wandeln durchsetzte Grashalde sind es, die für die direkte Besteigung des Bergs aus dem Bregenzerwalde in Frage kommen. Ich benutzte vorerst den gegen Nordost abstreichenden Grat und erreichte um 5 Uhr 15 Min. den Rand jener Steilschlucht, die direkt vom Gipfel des Bergs gegen Halden hinabschießt. Als Übungs- oder sogenannte »Einölungstour« für ernstere Unternehmungen kann ich sie warm empfehlen. Als der Grat weiter oben gegen eine glatte Felswand verlief, verließ ich denselben und querte die große Schlucht auf abschüssigen Rasenbändern gegen Süden hin, indem ich günstige Gelegenheiten, um höher zu kommen, stets



Nach der Natur gezeichnet von E. T. Compton.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Zitterklapfen von Norden.



wahrnahm. Endlich eröffnete sich eine zwar steile, aber gut gestufte, mit Gras bewachsene Rinne zwischen den nach Südost und Nordost gegen Mellau sich absenkenden Graten; ich stieg durch dieselbe hinauf und betrat um 6 Uhr abends die höchste Erhebung der Hangspitze. Jetzt, wo ich seit 20 Jahren im »Ländle« wohnte, bemerkte ich naturgemäß eine Menge von Einzelheiten, die mir bei Betrachtung der Aussicht bei meinem ersten Besuche im Jahre 1891 entgangen waren; vielleicht überschätzte ich deshalb die Bedeutung des Bergs als Aussichtsberg ein wenig; aber ich traue mir immerhin soviel von Lokalpatriotismus unbeeinflußtes Urteil zu, daß ich es kühnlich niederschreibe: Der Blick auf die 1000 *m* tiefer liegenden Orte Bezau, Reute, Bizau und Schnepfau, welche von den Höhen der Winterstaude, des Didamskopfes und der Felsburg der Kanisfluh amphitheatralisch umrahmt werden, gehört mit zum Malerischsten, was man sehen kann. Um 6 Uhr 10 Min. verließ ich die Spitze und erreichte nach Durchwanderung der unvergleichlich lieblichen, echtesten Alpencharakter aufweisenden Gegend das reizende Gütle ob Dornbirn um 9 Uhr. — Um niemand bezüglich meiner Zeiten im unklaren zu lassen, bemerke ich, daß ein normaler Geher durchweg ein gutes Drittel wird zulegen müssen.

Am Ende meiner Schilderungen aus dem Bregenzerwalde angekommen, habe ich noch etwas auf dem Herzen, mit dem ich die freundlichen Leser nicht verschonen zu sollen glaube. Gelegentlich einer Besprechung mit einem hochalpinen Mitgliede unserer großen Vereinigung teilte ich ihm vor Jahren schon meinen Plan mit, auch einmal den Bregenzerwald und seine Berge in der »Zeitschrift« zu behandeln. Ein kaum merkliches Zucken überflog seine markigen Züge, das, ins Gemeinverständliche übertragen, sagen wollte: Freund, du wirst alt, wenn du von den Walliser Bergen und den Riesen der Mont Blanc Gruppe zum Bregenzerwalde herabsteigst.

Ich aber hoffe dennoch, in den vorausgehenden Zeilen den Beweis erbracht zu haben, daß auch ein noch mitten in seiner vollen Leistungsfähigkeit stehender Alpinist den Bregenzerwald mit hohem Genusse durchwandern kann. Und dann denke ich, daß es neben erprobten Alpinisten in unserem weitverzweigten Vereine Tausende von Anfängern und daneben aber Tausende von älteren Männern gibt, die gleichwohl noch das rege Bedürfnis in sich fühlen, alljährlich einige Wochen im Gebirge herumzustreifen. Haben Meister Compton und ich solchen Naturfreunden Lust gemacht, auch einmal dem reizenden Bregenzerwald ihre Schritte zuzulenken, dann wollen wir uns für unsere Mühe reichlich belohnt fühlen, dann haben diese Blätter ihren Zweck erfüllt.

Die Gruppe der Mädelegabel

Ein Beitrag zur Erschließungsgeschichte des Allgäus

Von

Ernst Enzensperger

Das Gebiet meiner Abhandlung ist räumlich eng begrenzt, doch drängt sich auf dem engen Boden soviel des Interessanten, daß seine an Zahl geringen Gipfel nach vielen Richtungen einer eingehenden Betrachtung wert erscheinen. Schon rein äußerlich ist die Vormachtstellung wohl begründet, welche die Mädelegabelgruppe vor den übrigen Bergen des Allgäus einnimmt. Wer das Illertal betritt, sieht in der Mitte des mächtigen Halbrundes über dem schwarzen, waldbekleideten Massiv des Himmelschrofens firngeschmückte Felshäupter von untadeliger Pyramidenform aufragen; vom Oberstdorfer Kessel scheinen die Haupttäler des Illerquellgebiets an den Sockel dieser Berge zu leiten; und ihre Spitzen scheinen höher zu sein als alles, was sich im Umkreis erhebt. Was der erste Anblick versprach, bestätigt die Wirklichkeit — die Mädelegabel ist das Herz der Allgäuer Bergwelt.

Der Umfang des Gebiets ist bestimmt durch die wenigen, aber eindrucksvollen Hochgipfel, die Einödsbach den Ruhm eines der schönsten Punkte unserer Nördlichen Kalkalpen verschafft haben.[1]) Die zwei bedeutendsten Erhebungen gehören dem Allgäuer Hauptkamm an; von der Bockkarscharte, 2411 *m*, erhebt er sich, ohne seine bisherige Richtung von Südwest nach Nordost wesentlich zu ändern, zum Kulminationspunkt der Gruppe, der Hochfrottspitze, 2648,8 *m*, senkt sich zu einer Scharte von 2563 *m*, um dann zum bekanntesten Gipfel, der Mädelegabel, 2645,7 *m*, aufzusteigen; letztere entsendet einen kurzen Grat nach Osten, der zugleich den Anfang einer stärkeren Schwenkung des Hauptkamms zur östlichen Richtung kennzeichnet. Ein mächtiger Seitenast löst sich von der Mädelegabel nach Norden ab, der sich von der Trettachscharte, 2461 *m*, zum formenschönsten Gipfel der Gruppe, der Trettachspitze, 2595,4 *m*, emporschwingt; er senkt sich danach rasch zu den unbedeutenden Erhebungen des Wildengundkopfs, 2238 *m*, und Spätengundkopfs, 1991,4 *m*, und weiterhin zur Einsattelung des Einödsbergs, ca. 1850 *m*, und steigt dann wieder zu den Felszinnen des Himmelschrofenasts an, die außerhalb des Bereichs dieser Abhandlung liegen. Ein Seitenast von geringerer Bedeutung löst sich von der Hochfrottspitze nach Westen ab und trägt zwei unbedeutende, aber schroffe Zacken, die von Einödsbach aus eines gewissen Eindrucks nicht entbehren, die Berge der guten Hoffnung.

Nach Westen entwässert sich die Gruppe in zwar tief eingeschnittenen, aber wenig bedeutenden Rinnsalen zum Bacherloch; der einzige Ferner des Allgäus, der Schwarzmilzferner, senkt sich ohne wesentliche Abflußmengen nach Südosten gegen das Schochental zu; die gewaltige Schlucht der Wilden Gräben stürzt von der Scharte östlich der Mädelegabel, 2471 *m*, mit ihrer düsteren, spaltendurch-

---

[1]) Siehe die Kartenbeilage der Zeitschrift 1906. »Allgäuer und Lechtaler Alpen, westliche Hälfte.«

setzten Lawinensohle in einer einzigen Flucht von über 1000 *m* Höhe nördlich zur Einmündung in den Sperrbachtobel ab.

Der geologische[1]) Charakter der Gruppe bietet an sich schon manches Interessante, da zwei verschiedene Formationen, der Jura und die Trias, mit ihren verschiedenartigen Gesteinen am Aufbau der sichtbaren Partien beteiligt sind und so eine reizvolle Abwechslung des Landschaftscharakters bedingen. Doch fesselnder gestalten sich die Erscheinungen, wenn wir offenen Auges unser Gebiet im einzelnen betrachten. Wir stehen in Einödsbach im Angesichte des ganzen Mädelegabelstocks. Noch eben haben wir den Bereich des starren Dolomits durchwandert, durch dessen festes Gestein sich die ungestüme Stillach eine tiefe Klamm gegraben hat; jetzt sehen wir uns plötzlich inmitten weicher Gesteine, die einer jüngeren Formation angehören; sie reichen mit ihren charakteristischen Bildungen viele hundert Meter in die Höhe; auf ihnen ruhen hoch oben mächtige Felsgebilde, die augenscheinlich einen anderen geologischen Charakter tragen. Und wenn wir uns auf einer Wanderung der Zone dieser Felsengipfel nähern, erkennen wir mit Staunen die bekannten Formen des Dolomits wieder, die wir im Tale getroffen, und fragen uns verwundert, wie dieses ältere Gestein über den jüngeren Schichten lagern, wie es von seinem Schwestergestein im Tale durch so gewaltige, dazwischenliegende Massen getrennt sein kann. Doch noch größer wird unser Staunen, wenn wir des Rätsels Lösung hören und zugleich erfahren, daß alles, was vor unseren Augen so mächtig in die Höhe ragt, an anderer Stelle entstanden ist, daß die Gesteine, welche den eigentlichen Grundstock unserer Gruppe bilden, unsichtbar dem Auge, tief unter dem kolossalen Bergwall liegen; selbst die tief eingerissenen Schluchten des Bacherlochs und der »Wilden Gräben« haben ihre Schichten noch nicht bloßzulegen vermocht. Sie liegen begraben unter den ungeheueren Massen der berühmten »rhätischen Überschiebung«, deren Geschichte Rothpletz in eingehender Weise festgelegt hat. G. Schulze schreibt in seiner erschöpfenden Abhandlung über das Gebiet, daß »unter dem Einfluß ostwestlich gerichteter Spannungen das Faltensystem — mindestens 30 *km* im Osten des behandelten Gebiets — längs einer Spalte zerriß und der östliche Gebirgsteil auf einer im allgemeinen sanft ansteigenden Fläche über den westlichen geschoben wurde. Der ungeheuere Widerstand, welcher diesem Schub von seiten der Unterlage entgegengesetzt wurde, führte zu abermaligen Zerreißungen der Decke und zur Überschiebung einzelner Teile derselben. So entstand die ausgezeichnete Schuppenstruktur in den Allgäuer und Lechtaler Bergen.«

Wenn auch unsere Gruppe geologisch des selbständigen Charakters entbehrt und nur einen bescheidenen Teil eines Gebiets bildet, das die Spuren eines gewaltigen Naturvorgangs in charakteristischer Weise trägt, so bietet sie doch insoferne hervorragendes Interesse, als in ihr der doppelte Vorgang der ursächlichen sogenannten »Allgäuer Überschiebung« und einer mehr lokalen zweiten Überschiebung, die als Folgeerscheinung der ersten zu betrachten ist, besonders deutlich ausgeprägt ist; der mächtige Sockel des Gebirgs verdankt seine Entstehung der »Allgäuer Überschiebung«, die ihre gewaltigen Massen über den überwiegenden Teil des Allgäus gewälzt

[1]) An älteren Werken siehe Gümbel, Geognostische Beschreibung des bayerischen Alpengebirges, Gotha 1861. — Gümbel, Geologie von Bayern. Band II. Kassel 1894. — Waltenberger, Orographie der Allgäuer Alpen, Augsburg 1881. — Förderreuther, Geologische Plauderei über die Allgäuer Alpen, Verlag der A. V.-S. Allgäu-Kempten 1897.

An neuen: Förderreuther, Die Allgäuer Alpen, Kempten 1906. — Rothpletz, Geologische Alpenforschungen I. Das Grenzgebiet zwischen West- und Ostalpen und die rhätische Überschiebung. München 1900. — Rothpletz, Geologischer Führer durch die Alpen. I. Das Gebiet der zwei großen rhätischen Überschiebungen zwischen Bodensee und dem Engadin. Berlin 1902. — G. Schulze, Die geologischen Verhältnisse des Allgäuer Hauptkammes von der Rotgundspitze bis zum Kreuzeck und der nördlich ausstrahlenden Seitenäste. München 1905.

hat. Während nördlich unserer Gruppe die obere Decke des Lias von der Erosion zum großen Teil zerstört ist und der Dolomit zutage tritt, sind im Gebiet der Mädelegabel die oberen Schichten der Schubmasse, bestehend aus Fleckenmergel, in ihrer ursprünglichen Mächtigkeit erhalten geblieben. Denn die lokale zweite »Lechtaler Überschiebung« schob einen Schutzschild über ihre Gesteine; sie wälzte eine neue Bruchscholle über unsere Gruppe, die in ihrer Bewegung sich der vorhandenen Gliederung der »Allgäuer Schubmasse« anschmiegte. Die »Lechtaler Schubmasse« bildet die prächtigen Dolomitzinnen, die aus dem Westkar der Mädelegabel sich erheben; die auf- und absteigende Linie, mit denen ihr Sockel vom Fleckenmergel sich abhebt, ist zwar auf der Westseite meist unter dem Gehängeschutte begraben, den das vieltausendjährige Zerstörungswerk der Erosion von den Hochgipfeln herabgetragen hat; aber im Osten der Gruppe tritt die Grenze der beiden Formationen klar und scharf am Fuße der Trettach-Ostwand[1]) zutage.

Reizvoll ist das Landschaftsbild, das auf dieser Grundlage sich im Laufe der Jahrtausende entwickelt hat; reizvoll vor allem ist's vor dem traulichen Wirtshaus in Einödsbach. In die weichen Schichten des Fleckenmergels hat die Erosion, dort wo die Schutzdecke fehlte, gewaltige Wunden geschlagen; düstere Mauerbrüche mit jäh ausgezackten Rändern begrenzen den Steilabfall zur Talsole; an seinem obern Rand dehnt sich eine wellige, steil geneigte Fläche, die regellos von tief eingeschnittenen Wasserrinnen durchzogen ist; zahlreiche Wandstufen von wechselnder Höhe steigern die ungemeine Lebendigkeit und Abwechslung des Bilds. Ein kecker Felssporn von untadeliger Pyramidenform, doch in seinen bescheidenen Größenverhältnissen ein entsprechendes Glied seiner Formation, krönt das mannigfaltige Bild; hinter ihm weitet sich ein mächtiges, eindrucksvolles Kar mit gleichförmigen Schuttströmen; darüber aber hebt sich als vollendeter Abschluß die ungegliederte Pracht der Dolomitgipfel — zwei gleichgeartete Felskuppen voll edlen Linienschwungs, flankiert von wild emporgereckten Zinnen. Doch erst der Zauber der Farbe gibt dem Landschaftsbilde seinen höchsten Reiz. Der Anblick ist unvergleichlich, wenn in hellem Grau, von weißen Nebelschleiern umwallt, die Felshäupter gegen den tiefblauen Himmel kontrastieren, wenn das Auge von den glänzenden Schneefeldern und dem ruhigen Grau der Schuttströme zu dem reichen, in allen Schattierungen spielenden Grün herabgleitet, das vom Tale bis hoch hinauf die Hänge schmückt. Denn die weichen Schichten des Sockels sind außerordentlich fruchtbar und treiben die Vegetationsgrenze in Höhen, in denen sonst nur totes Gestein zu herrschen pflegt. Der Eindruck dieser Fruchtbarkeit wächst erst zu seiner vollen Macht, wenn man auf wohlgepflegtem Pfade bergeinwärts ins Bacherloch wandert und die ungemeine Üppigkeit der Vegetation auf sich wirken läßt, die stellenweise sogar die Spuren der zerstörenden Erosion zu verdecken weiß. Bald sind's dichte Zwergbüsche, bald Lattichblätter von ungewöhnlicher Größe, dann wieder hohes Gras mit Blumen durchwirkt, bald wieder Alpenrosen von dunklem Rot, durch die der Weg aufwärts führt; und wer die Stellen kennt, sieht Edelweiß in der herrlichen langstieligen Form von den Steilflanken in überreicher Menge herabwinken. Erst im Hintergrunde des Bacherlochs wird die Vegetation spärlicher; die braunschwarzen, lettigen Hänge treten in unverhüllter Nacktheit hervor und das schmutzige Weiß mächtiger Lawinenreste füllt die tiefen Rinnen ihrer Gliederung. Wenn dann der Blick von dem gewaltigen, schuttüberrieselten Gewölbe der Lawinentrümmer, unter deren Wölbung der Bach hervorbricht, emporgleitet zu den haltlosen Steilhalden der Seitenflanken, dann mag dem Beschauer wohl ein schwaches Bild der fürchterlichen Naturgewalt entstehen, die im Winter hier ihr großartiges Zerstörungswerk vollbringt. Doch auch die

[1]) Siehe den Lichtdruck »Mädelegabel und Trettachspitze von Osten«.

stärkste Phantasie vermag den überwältigenden Eindruck der Wirklichkeit kaum zu ersetzen. Wer aber einmal die wehenden Schleier der Staublawinen von den obersten Wänden der Mädelegabel sich loslösen und in immer dichteren Kaskaden über die mannigfach unterbrochenen Schneeflächen herabwallen sah, bis endlich eine ungeheure, schneeglitzernde Wolke mit Donnern und Krachen in die Talsole herniederbrach, wer im Frühsommer dunkle Spalten hoch oben in den steilgeböschten Firnhalden aufklaffen sah und schaute, wie plötzlich eine ganze Flanke in tausend Schollen zerbrach und in langsamem, majestätischem Flusse durch die Mauerbrüche sich ins Tal ergoß, wer einmal zwischen den scharf abgeschnittenen, haushohen Lawinenmauern in atemloser Spannung sich aufwärts mühte, immer bewußt, daß an den glattgescheuerten Seitenwänden ein Entrinnen kaum möglich wäre, wer auf der um viele Meter erhöhten Sohle des Tals Berghäupter fremdartig herabgrüßen sah, die im Sommer hinter den untersten Mauerstreifen sich verbargen, der wird den unvergeßlichen Eindruck für sein Leben bewahren. Er wird es kaum begreifen, daß auf diesen, von den fürchterlichsten Gewalten heimgesuchten Berghängen der Sommer die üppigste Flora hervorzuzaubern vermag und daß zahlreiche dunkle Tannen bis hoch hinan an den schwach ausgeprägten Rippen emporklettern.

Nachdem am sogenannten »Wändle« die unterste Steilstufe auf breitem Pfade überschritten ist, nimmt plötzlich das Landschaftsbild einen neuen Charakter an. Zwar ziehen noch immer leichtbegrünte, lettige Hänge aufwärts und über der trennenden Schlucht des Bacherlochs erheben sich steilflankige Berge des Lias. Doch als Herrscher sind die Felshäupter des Dolomits in den Bereich des Landschaftsbilds getreten. Über dem traulichen Waltenberger Haus dräuen graue, klotzige Felswände; als breiter, plattengepanzerter Rücken, von reinen Firnrinnen durchzogen, erhebt sich der Bockkarkopf über den Schutthalden, vom jähen Aufschwung des Bacherlochs grüßt der bizarre Turm des Wilden Männle über den schmutzigen Lawinenresten, die in einer stillen Bergnacht sein Ebenbild verschlangen. Und wer trittsicheren Fußes vom Waltenberger Haus weg den Eingang in das großartigste Kar am Westfuße der Gruppe zu finden weiß, sieht sich ganz umgeben von der Einsamkeit starrender, glatter Felswände. Doch auch wer den gebahnten Pfad der Mädelegabelbesteiger verfolgt, tritt bei der Wendung um die das Bockkar verbergende Ecke urplötzlich aus dem Bereich liasischer Gesteine in das unbestrittene starre Reich des Dolomits. Schuttströme aus festen Steinen kommen von der Bockkarscharte herab, die in den Kranz der umgebenden Felsen eingerissen ist. Ein ungewohntes Gefühl, wenn in der letzten abschließenden Wandstufe Fuß und Hand statt des weichen Geschiebes festen Fels zu fassen bekommen!

Doch eine neue Überraschung harrt dessen, der aus dem eingeschlossenen Felskar in die schmale Scharte tritt, welche den Übergang zur anderen Seite der Gruppe vermittelt, — das weite Gipfelmeer eines umfassenden Rundblicks. Wenige Schritte über einen trennenden Querriegel weg und das Landschaftsbild erfährt einen vollständigen Wechsel — das ist der Lechtaler Schubmasse anderes Gesicht. Enttäuscht mag mancher in den wenig eindrucksvollen Felsmauern die prächtigen Gipfel des Einödsbacher Talschlusses wieder erkennen und in den ausgedehnten, in ihrem unteren Teile von prächtigen Miniaturspalten durchzogenen Firnmassen des Mädelegabelferners keine volle Entschädigung finden; enttäuscht mag mancher auf die scheinbar einförmigen, schwarzbraunen, lettigen Massen der Schwarzen Milz herabblicken, die in ihren weitgestreckten, ebenen Flächen einen ermüdenden Weiterweg zu versprechen scheinen. Doch im Wandern wächst das Interesse. Vereinzelte Felszacken und Felstrümmer, verloren und zerstreut auf der schwarzen Erde, regen den Geist an und er müht sich, zu ergründen, woher die fremden Gesteine in dieses Reich gekommen sind; er müht sich, zu erfassen, weshalb diese weitausgedehnten

Felder in reicher Abwechslung getreue Abbildungen jener mächtigen Schlucht tragen, die auf der anderen Seite des Gebirgs bis in das Innerste des Bergs eingefressen ist, weshalb sie aber doch in ihrer bescheidenen Entfaltung in der Landschaft schon auf geringe Entfernungen verschwinden, geschweige denn, daß sie ein Gebilde von ähnlicher Großartigkeit der Formen zu erzeugen vermochten. Und der sinnende Geist sieht des Rätsels Lösung. Der Schutzpanzer der Dolomitdecke breitete sich einst über das ganze, sanftgeneigte Gewölbe; doch auch an ihm nagte die allgewaltige Zerstörerin Erosion und ließ nichts zurück als spärliche, zerstreute Trümmer; nun seine schützende Hülle zerbrochen, ist der Weg für die Gierige frei und sie gräbt und wühlt Tag für Tag, Stunde für Stunde in dem weichen Material, wie sie's drüben getan, und wird einstens dieselbe Wunde in den Leib des Bergs geschlagen haben. Wir sehen, wie die Berge unserer Gruppe, die von Einödsbach aus scheinbar ein in sich geschlossenes Ganze darstellen, nichts sind als ein Teil eines gleichgearteten Bergwalls, der sich weithin nach Süden erstreckt. Wir schauen aber auch in den Berghäuptern über dem Ferner mehr als unförmliche Felsmassen, wir schauen die letzten totgeweihten Zeugen einer fernen Vergangenheit. Noch sind sie festgefügt; doch auch ihrer harrt das Schicksal der Mauerzinnen des Kratzers, die, zerborsten und zerrissen, das Lied vom Untergehen auch in der Welt der Felsen singen — das düstere Lied, das wie kein anderes ein Echo in jedes Menschen Brust findet. Doch wenn der Eindruck der zerstörten Felsmauern am mächtigsten auf das Herz zu wirken beginnt, taucht immer gewaltiger und gewaltiger eine festgefügte Riesensäule im Hintergrunde über die Lettenhänge empor — ein unerschütterlicher Recke aus grauer Vorzeit steht ernst die Trettach über der wildesten Lawinenschlucht des Allgäus.

Nur wenigen ist es vergönnt, die Großartigkeit dieses Innersten der Bergwelt zu schauen; denn nur ein schmales, kaum kenntliches Heuersteiglein führt dort, wo die Täler des Sperrbachs und der Wilden Gräben sich vereinigen und der breite Sperrbachtobelweg nach links zu dem Vorsprung des »Knie« emporleitet, quer durch steile Grasflanken nach rechts zu der Querrippe, die den Einblick in die verborgene Schlucht verdeckt; nur die hochaufgetürmten Riesenblöcke, die kolossalen Anhäufungen von Schutt, durch die sich metertief die Fluten ihre wilde Bahn gerissen, verraten dem Kundigen, welch ein Schauspiel den Menschen über der trennenden Scheide erwartet. Ist dann die Sohle der »Wilden Gräben« erreicht, so folgt ein stundenlanges Emporsteigen über harten, steilen Firn. Bald fesseln die mächtigen Steintrümmer und Überreste von Rasenstücken das Auge, die — ein Wahrzeichen der winterlichen Zerstörung — auf kleinen Schneepfeilern über die Lawine mit ihren ausgewaschenen Muschelformen emporragen; bald erregen die Spannung schwarze, ausgefressene Löcher, aus deren Wölbung unheimlich das Gurgeln des verborgenen Bachs emportönt; bald sperrt eine Spalte, wie auf einem Gletscher, die ganze Breite. Über allem thronen hochoben lettige, wasserüberronnene Steilwände zur Linken, eine unübersehbare blanke Plattenflucht zur Rechten, die Schneeflucht aber zieht als schmutziggraues Eis empor zu einer Scharte hoch an den Wänden der Mädelegabel. Nur wenige schauen dies Bild; doch die vielen, welchen diese Pracht versagt bleibt, ahnen nicht, daß sein fast eindrucksvollerer Anblick nur wenige Minuten vom menschenüberlaufenen Weg entfernt, in beschaulicher Ruhe genossen werden kann.

Von der Kemptner Hütte weg führen wellige Wiesenhänge nach Westen; man quert sie etwas ansteigend und gelangt nach einer kleinen Viertelstunde an den Rand der »Wilden Gräben«. Schwellende Moospolster breiten sich unter den Füßen hin. Sie werden steiler und steiler; endlich verliert sich der Blick in der verschwimmenden Tiefe; auf der finsteren Lawinenrinne bleibt er haften. Anfangs ziemlich breit, spitzt sie sich nach oben in einzelne Zungen zu, deren Ende von Schutt überrieselt ist; ihr mächtigster Ast strebt in steilem Aufschwung zur Mädelegabelscharte

empor; eine glattgefegte, schmutzige Steinfallrinne durchreißt das graue Eis. Unheimlich ist die Färbung der schwärzlichdunklen Mergelwände, die von der Sohle weg stellenweise bis zur Kammlinie sich erheben; der Eindruck des Haltlosen, Unbeständigen spiegelt sich in den Hunderten von kleinen Tälern und Schluchten, welche die Erosion in ihre Steilflanken gegraben; man glaubt zu sehen, wie sie rückwärts schreitet und immer höher hinauf in das weiche Gestein frißt; und fast liegt in den regelmäßigen Linien ihrer Zerstörung etwas Künstlerisches. Plötzlich enden die feinen Konturen; die mächtige Zerstörerin hat einen starken Gegner gefunden; unvermittelt heben sich die grauen, fast ungegliederten Plattenwände in einer Flucht von vielen hundert Metern empor zu dem Riesenturm der Trettachspitze; jäh fällt die Silhouette zur Trettachscharte; über einer schneebedeckten Terrasse erhebt sich breit die Mädelegabel.[1]) —

So reich die Geschichte des Bodens ist, so wenig weiß uns die Geschichte von den Menschen zu erzählen, die etwa in den verlorenen Tälern unseres Gebiets lebten. Wohl ist der südliche Hang leichter zugänglich und von alters her werden die Alpen des Schochentals sowohl wie die über dem Hauptkamm auf bayerischer Seite liegende Obermädelealp vom Lechtal aus bezogen; und von der reichen Mahd hat auch die Gruppe ihren Namen erhalten.

Die Täler der bayerischen Seite schützten sich durch ihre Unzugänglichkeit selbst. Merkwürdige Namen wie Segunt, Marzergulo und Arbanten, die Örtlichkeiten in der Nähe Einödsbachs bezeichnen, mögen zwar dem Sprachforscher Anlaß zu Nachforschungen geben; doch werden sie kaum mehr bedeuten als einzelne erhaltene Blätter einer verlorenen Geschichte, zu denen die Fortsetzung fehlt. Zur Zeit der Bauernkriege werden Einwohner von Einödsbach ausdrücklich als Teilnehmer der Bewegung genannt; es bestand also damals schon diese Siedelung mit dem heutigen Namen. Von der jetzigen Niederlassung wurde das älteste Haus 1595 erbaut, des alten Baptist Schraudolph Gasthaus kann auf ein ehrwürdiges Alter von fast 250 Jahren zurückblicken.[2]) Von der nächstgelegenen Wohnstätte im Trettachtal, der Spielmannsau, wäre zu bemerken, daß ihre Bewohner einstens unter österreichischer Herrschaft standen.

Ein kräftiger Menschenschlag lebt heute im Bereiche der Mädelegabel; er ist ein würdiger Nachwuchs jenes Geschlechts, das, Sommer wie Winter in ständiger Fühlung mit den heimischen Bergen, einstens ein gut Teil Erschließungsarbeit der Gruppe besorgte. Im Sommer allerdings läßt der Trubel des Fremdenverkehrs nur wenig vom Wesen der Einheimischen verspüren. Einödsbach ist ein Ort geworden, den jeder Oberstdorfer Sommerfrischler gesehen haben muß; ganze Karawanen pilgern alltäglich den breiten Saumpfad zum »südlichsten, ständig bewohnten Punkte Deutschlands«; dann herrscht vor dem traulichen Holzbau wimmelndes Leben. Das interessante Bild aller möglichen Typen des modernen Fremdenpublikums steht im merkwürdigen Kontrast zu der überwältigenden Majestät der Bergwelt. Fragen schwirren; man erzählt sich manch Schauerliches von den Wänden dort oben; mancher fühlt sich berufen, den Mentor für noch Unwissendere zu spielen — dann hebt ein großes Umtaufen der Gipfel, ein eifriges Erzählen von Schaudermären an. Vom Bacherloch kommt eine Partie, ängstlich erwartet von den Angehörigen ob ihres halbstündigen Ausbleibens; ein kleiner Junge bringt einen triefenden, vom Sacktuch umhüllten Klumpen; von weitem schon ruft er die Freudenbotschaft, daß er wirklichen Schnee gefunden und mitgebracht; der ganze Tisch bewundert den »wirklichen Schnee«. Eine neue Partie erscheint, voran ein Führer, dann im stolzen

---

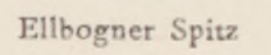
[1]) Siehe Lichtdruck »Mädelegabel und Trettachspitze von Osten«.

[2]) Förderreuther: »Die Allgäuer Alpen«, Seite 328.

Schritt ein paar forsche blutjunge Bursche. »Die kommen von der Mädelegabel«, raunt es an einem Tisch; die allgemeine Aufmerksamkeit wendet sich den Neuangekommenen zu; mancher erhebt sich, sie näher zu betrachten, mancher schaut mit musterndem Blick zum kühnen Zacken der Trettach, den vorhin der »Kenner« als Mädelegabel bezeichnet hat; mit leisem Kopfschütteln wendet der Blick sich wieder den Jünglingen zu; stolz empfangen sie den Tribut der allgemeinen Aufmerksamkeit. Doch sie ist rasch verflogen; der alte Baptist Schraudolph ist unter der Türe erschienen und wackelt langsam die Stufen herab: jedes will mit dem »berühmten Mann« wenigstens einige Worte gesprochen haben; die Unvertrautheit, mit Einheimischen zu verkehren, ein gewisses Gefühl der Überlegenheit den »Bauern« gegenüber läßt manchen ein ungeeignetes Wort gebrauchen; die treffende Antwort bleibt nie aus; ein lautes Gelächter der nicht Betroffenen zwingt den Vorlauten zum unrühmlichen Rückzug. Schmunzelnd setzt sich der alte Baptist nach »getaner Arbeit« zu seinen Freunden; doch die herzliche Vertrautheit einsamer Stunden vermag in der fremdartigen Umgebung schwer aufzukommen; die hagere kleine Gestalt selbst, bekleidet mit der gewohnten Flickenhose, das kühngeschnittene Gesicht mit den hellen Falkenaugen, mit schütterem Haupthaar und schütterem Knebelbart, braucht einen anderen Hintergrund als das hastige Treiben des Fremdenstroms. — Im Winter erwacht die ernste Tätigkeit zu vollem Leben. Das ist eine schwere, arbeitsvolle Zeit, wenn für die Burschen des Tals, die sich gegenseitig unterstützen, das Bacherloch für die Heuabfuhr an die Reihe gekommen ist. Man staunt die steilen, zierlich im Schnee gedrechselten Pfade an, welche die Steilhalden empor zu den höchsten Hängen führen; man staunt über die Trittsicherheit, mit der die Pfade begangen werden, man staunt noch mehr über die unvergleichliche Schneid beim Transport der schweren Heuballen ins Tal herab; man wundert sich über die Ruhe, mit der die Burschen sich in die hintersten Gründe des lawinenbedrohten Bacherlochs begeben, man wundert sich aber nicht mehr, wenn man sie einmal sorgenden Gesichts den Gang verweigern sah. Ihr unfehlbarer Instinkt läßt sie erkennen, wenn die Sache nicht mehr geheuer ist; und wenn dann wirklich die Lawine an der bezeichneten Stelle losgegangen ist, erkennt man neidlos die überlegene Sicherheit ihrer Ortskenntnis an und vertraut sich gerne dem unbefangenen Rat, der gerne gegeben wird. Der Dienst im schneeerfüllten Tobel ist schwer; er hat ein eigenes Hilfsmittel erzeugt; wenn der Schnee nicht trägt, nimmt der Einödsbacher statt Stock und Pickel die Schneeschaufel und indem er sie geschickt handhabt, weiß er treffliche Stufen am steilen Hang in überraschend kurzer Zeit herzustellen. Blitzschnell gleitet er dann, auf der Schaufel sitzend, den Stiel als Leitstange in den Händen, über die Höhen hinab.

Der Platz vor dem Hause ist leer, tagelang hat die Sonne nicht mehr ins Tal geschienen; um den runden, warmen Ofen hängen die schneedurchtränkten Werkzeuge der frostigen Arbeit; man fühlt den Hauch der winterlichen Einsamkeit — der alte Baptist hat seinen Hintergrund gefunden. Wir sitzen als Gleichgestellte und Gleichgesinnte in der brühwarmen Stube; er fängt zu erzählen an von manchem Uninteressanten, von noch mehr Interessantem; wir staunen sein enormes Gedächtnis an; da taucht er tief zurück in die Vergangenheit und Schweigen herrscht in der Stube — wir hören von Zeiten, wo die Berge ringsum noch keine Menschen auf ihren Scheiteln sahen, wir hören von mutigen Geißbuben, die sich vor keinem Teufel fürchteten, und wir vernehmen wieder andächtig Namen wie Zör und Barth und Winkler — und die Vergangenheit umgibt den alten, unscheinbaren Mann mit einem unnennbaren Zauber. Er ist vorbei; die zähe Kraft ist nicht ganz ohne eigene Schuld früher gebrochen, als die Natur ihr eigentlich bestimmt hatte; schwere Krankheit fesselt den Alten ans Bett. Doch wenn man der stillen Stunden gedenkt, wo man Erinnerungen fürs Leben erhielt, die nicht mehr geschenkt werden können,

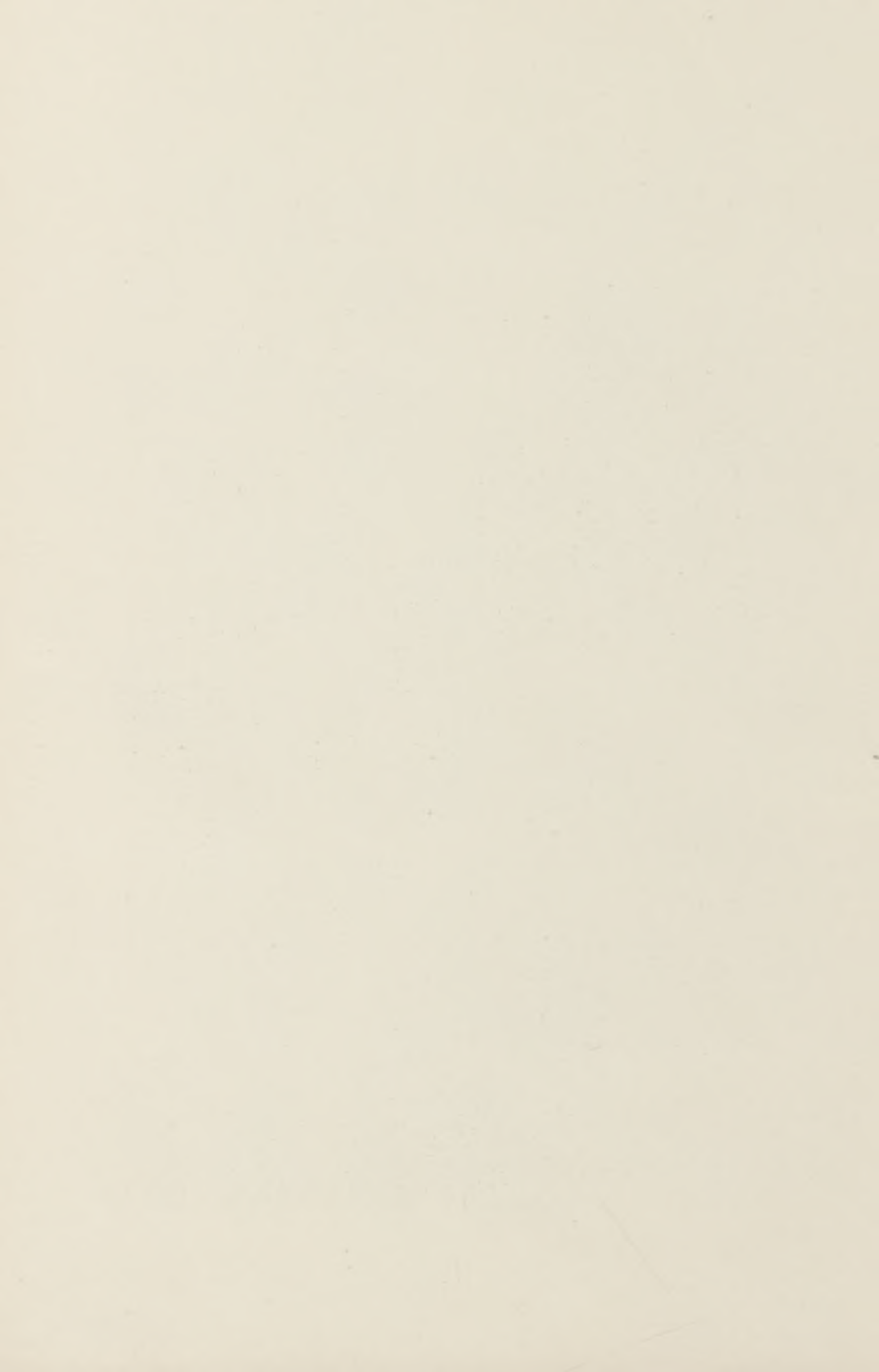
Kuchenspitze Patteriol Hohes Licht



Naturaufnahme von A. von Radio-Radiis.

Bruckmann repr., Schaeuflelens Pyr.-Korn-Pap.

Ausblick vom Bockkarkopf gegen Südwesten.



drängt sich der unheilige Wunsch auf, die Zeiger der Zeit um Jahre zurückzudrehen, um noch einmal den verlorenen Zauber genießen zu können. —

Die Gruppe ist heute in der mustergültigsten Weise durch Weganlagen und Schutzhüttenbauten zugänglich gemacht. Zwei Einbruchspforten öffnen den Zugang von Norden; von Oberstdorf führen gute Fahrstraßen sowohl nach Spielmannsau im Trettachtal wie nach Birgsau und Einödsbach im Stillachtal. Alle genannten Orte bieten ausreichende Unterkunft und Verpflegung. Von beiden Endpunkten führen gut bezeichnete Wege zum Einödsberg, der sowohl den Übergang von einem Tal ins andere als auch den Anstieg zur Trettachspitze vermittelt; wahre Reitwege sind von den beiden Talstationen zu den Haupthütten der Gruppe geführt. Ein prächtiger, aus dem Felsen gesprengter Steig leitet in nahezu gleichmäßiger Steigung durch den Sperrbachtobel zur wohleingerichteten und bewirtschafteten Kemptner Hütte, von dort zum Fuße der Mädelegabel; ein ebenso bequemer Pfad, der die Fährlichkeiten des früher gefürchteten und doch so zahmen Wändles umgeht, verbindet seit dem Jahre 1906 das Waltenberger Haus, das nunmehr ebenfalls vergrößert und bewirtschaftet wird, mit Einödsbach einerseits, mit der Bockkarscharte anderseits. Dort vereinigt er sich mit dem berühmten »Heilbronnerweg«, der von der Rappensee Hütte über die Hochgipfel des Allgäuer Hauptkamms führt; wenige hundert Meter weiter schließt sich am Fuß der Mädelegabel der Ring der Wege, die um die Gruppe gelegt sind. Bedauerlicherweise ist die Genehmigung des Verbindungswegs zwischen Waltenberger Haus und Einödsberg quer durch das Mädelegabelkar aus Jagdgründen verweigert worden; doch ist bei der warmherzigen Förderung berechtigter touristischer Interessen durch Bayerns Regenten wohl zu hoffen, daß auch dieses großartigste Kleinod der Gruppe in nicht allzuferner Zeit der Allgemeinheit zugänglich gemacht wird. Denn gegenwärtig wird die Querung der steilen Mergelflanken vom Waltenberger Haus ins Innere des Kars zwar dem Trettachersteiger keine Schwierigkeit bereiten, der durch sie am kürzesten den Fuß seines Bergs erreicht, wohl aber dem Durchschnitt der an Allgäuer Terrain nicht gewohnten Bergsteiger kaum anzuraten sein. Er stellt ähnliche Anforderungen an die Trittsicherheit und Schwindelfreiheit wie jeder Steig, der vom normalen Wege in der Liasregion ableitet. Die Schwierigkeit der Orientierung ist nicht allzugroß; es ist nur zu merken, daß man, an der Begrenzungskante des Kars angelangt, einige 50 *m* emporsteigen muß, um geschickt ins Kar zu queren. Weit größer sind die Schwierigkeiten, welche jeder Versuch bietet, weglos vom Tal aus durch das Gewirr von Steilwiesen und Wändchen, dichtem Gestrüpp und kleinen Tobeln an den Fuß der Wände zu gelangen. Von den eigentlichen Gipfeln ist nur die Mädelegabel leicht; doch ist auch bei ihr ungeübten Personen die Mitnahme eines kundigen Begleiters unbedingt anzuraten. Die schwierigeren Routen weisen zwei charakteristische Eigenschaften auf: die Grate sind meistens sehr steil, scharf und von großer Brüchigkeit, doch nicht allzuschwer; Wandkletterei dagegen gestaltet sich meistens sehr schwierig; die vorherrschenden Platten sind zwar zumeist fest, doch griffarm und von enormer Steilheit und Ausgesetztheit; Kamine sind äußerst selten und wenn vorhanden, häufig ungangbar; große Steilschluchten, wie sie für andere Dolomitgruppen vorherrschend sind, fehlen bis auf die Schlucht zwischen Mädelegabel und Trettachspitze. Die Orientierung ist durchschnittlich einfach, was sich aus dem Fehlen ausgedehnter Wände und der geringen Gliederung erklärt; die Beurteilung der Gangbarkeit läßt starke Täuschungen zu; die Erfahrung hat gelehrt, daß manches, was in anderen Gebieten nicht gerade sehr schwierig erscheinen möchte, hier sehr schwer oder unmöglich ist. So macht die sehr schwierige Trettach-Südwand von der Mädelegabel aus gesehen einen weit besseren Eindruck als manche an Schwierigkeiten weit ärmere Dolomittour; und der vermeintliche »Schmittkamin«, der die Westwand der Trettach-

spitze durchreißt und dem mit der »Dolomitenbrille« behafteten Kletterer einen tief einschneidenden, schaurigen Schlund verspricht, ist nichts als eine flache, überhängende, ungangbare Rinne. So bietet die Gruppe eine ganze Stufenleiter von Touren vom Mittelschweren bis zum Schwierigsten.

Die touristische Geschichte der Mädelegabelgruppe zerfällt in drei große Hauptabschnitte. Der erste umfaßt den Zeitraum von den schüchternen Anfangsversuchen der Mädelegabelbesteigung in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts bis zur denkwürdigen Ersteigung der Trettachspitze durch H. v. Barth im Jahre 1869. Der erste Grundstock zur Kenntnis der Gruppe wird gelegt, die einzelnen Gipfel werden erstiegen, die Zugangslinien von den Talstationen zur Hochregion gefunden. Einheimische und Fremde sind an der Ersteigungsgeschichte beteiligt, erstere mit überwiegendem Erfolg.

Der zweite Zeitraum reicht bis zum Jahre 1894. Die gefundenen Zugangswege zum Hauptgipfel der Gruppe werden für ein größeres Publikum zugänglich gemacht; Weganlagen und Schutzhüttenbauten bilden die Grundlage für einen reicheren Besuch; das touristische Interesse konzentriert sich auf den einen Gipfel und seine bequemen Zugangslinien; die Oberstdorfer Führerschaft paßt sich den nicht allzuweit gehenden Bedürfnissen der Touristen an. Die beiden anderen Gipfel der Gruppe bleiben stark vernachlässigt; neue Touren werden selten gewagt.

Der dritte Zeitraum bringt die vollständige touristische Erschließung der Gruppe. Man wendet sich den bisher vernachlässigten Bergen zu und eröffnet eine Reihe von neuen Anstiegslinien; die Schwierigkeit mancher gefundenen Routen lenkt das Interesse auch der Hochtouristen auf das wenig beachtete Gebiet. Die Erschließung wird vollendet, so daß wohl kaum mehr neue Wege von einiger Bedeutung gefunden werden können. Hand in Hand damit geht eine ständige Verbesserung der Zugangswege und Unterkunftsverhältnisse durch die beteiligten Sektionen; auch dieser Teil der Entwicklung dürfte als abgeschlossen gelten können.

Die Einzelheiten der Ersteigungsgeschichte seien der Besprechung der einzelnen Gipfel vorbehalten; Spiehlers Abhandlung »Allgäuer Alpen« in der »Erschließung der Ostalpen« bietet die beste Zusammenstellung der älteren Geschichte unseres Gebiets. Viele der Gewährsmänner des verdienten Allgäukenners sind jetzt ebenso wie Spiehler selbst tot; so gibt denn gerade dieses Kapitel eine wertvolle Illustration für den inneren Wert jenes großangelegten Werks, das die meistens nur mündlich vererbte Kunde von den ersten Zeiten des Bergsteigens gerade zur rechten Stunde gerettet hat, bevor ihre frische Erinnerung mit den Zeugen der Vergangenheit unwiederbringlich ins Grab sank. Man kann von Glück sprechen, wenn man heute noch einen der alten Garde zu sprechen weiß und aus den frühen Jahren der Erschließung der Gruppe Neues erfährt, Altes verbessern kann, was die oft unvermeidliche unrichtige Auffassung einer einheimischen Darstellung auch dem gewissenhaftesten Chronisten an Irrtümern in die Feder gespielt hat.

I. Die Mädelegabel, 2645,7 *m*

Der gewöhnliche Weg. Dr. Bernhard Zör hat lange Zeit als der erste Ersteiger der Mädelegabel gegolten; die noch zu Lebzeiten Zörs 1848 von Stützle verfaßte Monographie von Oberstdorf enthält einen Bericht über eine 1811 ausgeführte Bergfahrt des unternehmenden Landgerichtsphysikus, der zu jener irrtümlichen Auffassung Anlaß gegeben hat. Spiehler hat einwandfrei nachgewiesen, daß nicht der Gipfel, sondern nur der Ferner am Fuße der Felsen erreicht wurde. Vielleicht nimmt auf diese Fahrt die

Stelle in »Südbayerns Oberfläche« von Hauptmann J. F. Weiß[1]) Bezug: »Wer hier Glätscher besuchen wollte, der fände sie ebenfalls auf der Mädelegabel.« Der Gipfel selbst wurde zum erstenmal wohl anläßlich der Triangulierung des Allgäus 1818—1819 betreten. Die Begehung der Scharten sowie des Ferners war vorher schon den Einheimischen wohl vertraut. Der erste, näher bekannte einheimische Ersteiger des Bergs, Baptist Schraudolph, wurde 1836 durch eine auf dem Gipfel emporragende Stange veranlaßt, den Kulminationspunkt zu ersteigen. Spiehler nimmt an, daß dieses Signal nicht von der Triangulierung, sondern von den Arbeiten der Grenzkommission 1835 herrührte, so daß auch damals die Mädelegabel erstiegen worden wäre. Leo Dorns Behauptung, daß er als 15—16jähriger Bursche, also 1850 oder 1851, von seiner Heimat Oberstdorf aus die Mädelegabel bestiegen habe, hat bei der außerordentlichen Zuverlässigkeit der örtlichen und zeitlichen Angaben, die die sonstigen Erinnerungen dieses kühnen Bergsteigers auszeichnen, berechtigten Anspruch, als richtig betrachtet zu werden. Die Aufklärung über eine Ersteigung durch Forstmeister Goldmaier, Förster Schwarzkopf, die Jagdgehilfen Brandner und Schaafhittl wird kaum mehr möglich sein, da sämtliche Beteiligte tot sind. Die Besteigung erfolgte 1851 von Einödsbach aus, der Abstieg nach Spielmannsau um die Südseite des Kratzers. Die Erzählung des Försters Schwarzkopf, welche Spiehler wiedergibt, ist sachlich so richtig, daß wohl auch diese Besteigung kaum angezweifelt werden darf; auch der einzige strittige Punkt, daß auf dem Gipfel keine Stange und kein Zeichen menschlicher Anwesenheit vorgefunden wurde, läßt sich leicht dahin erklären, daß die von Schraudolph vorgefundene Stange in der Zwischenzeit auf irgend eine Weise verschwunden war. Die Entscheidung aber, welcher der beiden vorgenannten Partien die Priorität zuzuschreiben ist, wird kaum mehr getroffen werden können..

Zweifellos hat Professor Sendtner als erster Tourist 1852 die Mädelegabel betreten; nach den Angaben von Groß[2]) ging er von der Obermädelealpe aus »an den nördlichen Geröllhalden des Kratzers, hart am Rande der Schwarzen Milz, auch Hohentrettach genannt, hinauf, weiter oben durch die ungeheuren Felstrümmer, die vom Gipfel des Kratzers sich ablösten, um hinter diesen etliche lose Geschiebe und Lawinenreste zu überspringen, um auf das feste Gestein des Querjochs zu gelangen, welches den Kratzer mit dem Mädelestock verbindet und die Wasserscheide ist zwischen Iller und Lech ...« Ein Begleiter Sendtners auf dieser Bergfahrt ist nicht genannt. Ein schwer lösbarer Widerspruch zu dieser Darstellung ist eine andere Angabe des Groß, nach der mit Vinzenz Schraudolphs (von Einödsbach) Hilfe »Sendtner der stolzen Jungfrau den Strohkranz auf das Haupt gedrückt«. Die richtige Lösung deutet Spiehler an, indem er aus Sendtners Barometermessungen den Schluß zieht, daß der berühmte Botaniker zweimal die Mädelegabel erstieg. Mit Recht wird Sendtner deshalb wohl auch die erste touristische Ersteigung von Einödsbach zugesprochen werden; welche von beiden Ersteigungen aber zeitlich vorausging, wird nicht zu entscheiden sein.

Am 24. August 1854 vermieden Groß und Dobel jun. in Begleitung einer größeren, auch aus Damen bestehenden Gesellschaft auf dem Rückwege von der Mädelegabel den für ängstliche Gemüter nicht eben angenehmen Weg auf der Nordseite des Kratzers, indem sie den Kratzer auf der Südseite umgingen. Groß hielt diesen Weg für neu; nach den obigen Angaben Schwarzkopfs ist seine Auffassung unrichtig; doch ist die Wiederentdeckung insoferne wichtig, als künftighin diese Route Regel für jene wurde,[3]) die von der Spielmannsau aus die Mädelegabel bestiegen.

[1]) Vorbereitet 1815, erschienen 1820 in München.

[2]) J. Groß, »Die Allgäuer Alpen«, München 1856, Neudruck 1904.

[3]) Fr. Nibler (Zwei Bergfahrten im bayerischen Hochland, II. Die Mädelegabel. Amthor, Der Alpenfreund, 1871) begeht zwar im Aufstieg Sendtners Weg. Die Beschreibung der 1860 ausgeführten Be-

Die Einödsbacher Route deckt sich nach der etwas vagen Beschreibung von Groß mit der jetzt üblichen. Merkwürdig wie die widerspruchsvollen Angaben über die Ersteigungen des Bergs sind die Berichte über die ersten Führer auf die Mädelegabel; nicht weniger als drei Persönlichkeiten teilen sich in die Ehren: Groß nennt Vinzenz Schraudolph als den »erfahrensten und zuverlässigsten Führer für den Besteiger des Mädeli von Einödsbach aus«. Spiehler nennt den einarmigen Hafner Hipp von Oberstdorf, der bei der Dobelschen Ersteigung 1854 teilgenommen hatte, um den Aufstieg kennen zu lernen, als Hauptführer; er führte 1867 mit A. v. Ruthner seine 78. Besteigung aus. Edmund Probst[1]) gibt an, daß der erste Mädelegabelführer Brack einarmig gewesen sei; mit ihm hat Probst 1866 die Mädelegabel bestiegen. Man darf wohl annehmen, daß auch Baptist Schraudolph, der erste einheimische Ersteiger der Mädelegabel, den einen oder anderen Fremden zu unserem Berg geleitet hat. Über alle für die Ersteigungsgeschichte nicht allzu belangreichen Schwierigkeiten hilft die Schlußfolgerung hinweg, daß in den fünfziger Jahren bereits vier gleichwertige Führer für die Mädelegabel zur Verfügung standen. Unter ihnen bekam Baptist Schraudolph den größten Ruf; von seiner Autorisierung (1875) bis zum Jahre 1897 hat er 416 Partien, im ganzen gegen 500 auf den Berg geführt.[2])

Alle genannten Wege sind Zugangslinien zum Gipfelmassiv des Bergs und vereinigen sich am Fuße der Felsen; dort wird nach Überschreitung der Randkluft des Ferners, die je nach ihrer Beschaffenheit ängstlichen Gemütern einige unangenehme Augenblicke bereitet, über einige seichte Rinnen, stolz »Kamin« genannt, der Ostgrat und in kurzer Kletterei die Spitze erreicht.

Die Zugangslinien auszubauen, war eine Hauptaufgabe der jungen Sektionen, die im Allgäu sich an den D. u. Ö. Alpenverein angliederten; schon 1875 wurde die erste Unterkunftshütte an einem mächtigen Felsblock hoch oben im Bockkar von der Sektion Allgäu-Immenstadt erbaut und nach deren verdienstvollem ersten Vorstand »Waltenberger Haus« genannt.[3]) Eigentümlich berührt in unserer Zeit der Schutzhüttenpaläste der bescheidene Preis von 2420 M.; die Lage war nach vielen Richtungen hin nicht günstig, so daß bei einem notwendigen Umbau 1884 gerne der jetzige Standort gewählt wurde. An anderer Stelle wurde bereits erwähnt, wie in einer vernünftigen Anpassung an die fortschreitende Entwicklung die Sektion Allgäu-Immenstadt ihr Heim ebenso zweckmäßig ausgestaltet hat wie auf der andern Seite des Bergs die Schwestersektion Allgäu-Kempten die Kemptner Hütte immer mehr berechtigten Forderungen anpaßte. Das letztgenannte Unterkunftshaus war verhältnismäßig spät, erst im Jahre 1891, eröffnet und damit auch dem Anstieg von der Spielmannsau der nötige Stützpunkt geschaffen worden.

Eine weitere Route hat mit den vorgenannten vieles insoferne gemeinsam, als sie ebenfalls nur eine neue Zugangslinie zum Fuße des Gipfelmassivs darstellt — die Route durch die **Wilden Gräben**;[4]) sie bewegt sich zum größten Teile auf den Lawinenresten der Trettachrinne; mit den wechselnden Schneeverhältnissen wechselt auch die Schwierigkeit und Dauer ihrer Begehung. In ungefähr gleicher Höhe mit der tiefsten Einschartung der Schwarzen Milz wird die im Sommer im oberen Teile meist von Eis erfüllte Rinne verlassen und über steile Lettenhalden und Schneerinnen nach links zur erwähnten Einsattelung gequert. Empfehlenswerter, aber nur für durchaus sichere Gänger, ist in günstigen Sommern der Abstieg auf

---

steigung lehnt sich in auffallender Weise an Groß' Angaben an; vieles ist ebenso unklar, wie die beigefügte Zeichnung phantastisch ist. Als Führer werden Hipp, Kapeller und Ritzler genannt.

[1]) Privatmitteilung.

[2]) Briefliche Angabe des Sohnes Franz Schraudolph.

[3]) Festschrift der S. Allgäu-Immenstadt. 1899.

[4]) Siehe Seite 198.



Naturaufnahme von A. von Radio-Radiis.

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Mädelegabel und Trettachspitze von Osten.



diesem Wege, der die kürzeste Verbindung mit Spielmannsau herstellt. Baptist Schraudolph hat jedenfalls wenigstens den obersten Teil benützt, lange ehe Touristen an dessen Begehung dachten. Nach seiner Erzählung stieg er wiederholt auf dem beschriebenen Wege in die Trettachrinne ab, verließ sie aber unter den Wänden der Trettachspitze und querte auf den unter den Felsabstürzen sich hinziehenden Bändern der »Hohen Trettach« zum Spätengundkopf und Einödsberg; praktische Rücksichten veranlaßten Schraudolph zur häufigen Benützung dieser Route, da sie für ihn bei günstigen Schneeverhältnissen die kürzeste Verbindung mit Einödsbach herstellte. 1868 beging Waltenberger zum erstenmal die ganze Rinne im Aufstieg von Spielmannsau. 1880 führte Schraudolph Otto Heiß und Kösel denselben Weg im Abstieg; Kösel und Lutz führten später die oben erwähnte Variante Schraudolphs aus; die nicht allzu zahlreichen späteren Begehungen geben zu weiteren Bemerkungen keinen Anlaß.[1])

Der Nordgrat. Er wurde von Kösel im August 1884 zum erstenmal betreten. Wie aus den etwas farblosen Daten[2]) Spiehlers hervorgeht, stieg Kösel von Einödsbach direkt über die Hänge des Laubschrofens zum Mädelegabelkar, »von hier über das Kar in die von der Mädelegabel direkt abstürzenden Felsen, hielt sich links gegen die Trettachspitze und erreichte den Grat zwischen dieser und der Mädelegabel«. Zwei Angaben bedürfen hierbei der Richtigstellung. Die Zeit von 23/4 Stunden für den ganzen Anstieg ist zu niedrig gegriffen, selbst wenn Kösel von allen Irrgängen der Mittelregion verschont geblieben ist und auch in den ziemlich komplizierten Wänden der Mädelegabel den besten Weg zu finden das Glück gehabt hat. Die Mitteilung, daß Kösel »keine besonderen Schwierigkeiten« fand, wurde von den nachfolgenden Partien nicht bestätigt. Kranzfelder und Stritzl führten im Juli 1892 die zweite, M. Zimmer und F. Rosenplänter am 20. September 1892 die dritte[3]) Begehung aus. Frau von Chelminski gelang mit Führer Zobel jun. der erste Abstieg am 11. Juni 1893; starke Schneebedeckung und Vereisung — eine Folge der frühen Jahreszeit — gestalteten die Unternehmung zu einer höchst abenteuerlichen.[4])

Am 20. August desselben Jahrs wurde die vierte Ersteigung von E. u. J. Enzensperger und Karl Neumann unternommen. Von Einödsbach aus wurde direkt zum trümmererfüllten Mädelegabelkar[5]) emporgestiegen. Das große, vom nördlichen Ende der breiten Trettachscharte durch die Westwand herabziehende Couloir, welches unten in senkrechten Wänden abbricht, wurde hart über dem Absturz mit Quergang von links nach rechts auf breitem Band erreicht, im ersten Drittel die Sohle der Schlucht verfolgt, dann nach rechts auf die wild zerrissene Begrenzungsrippe geklettert und diese schwierig bis zur Scharte (1—1½ Stunden von der Mitte des Kars) verfolgt. Der Nordgrat selbst bot keine wesentlichen Schwierigkeiten mehr; anfänglich in die Westseite ausweichend, dann den geröllbedeckten Grat verfolgend, gelangte die Partie schließlich auf der Ostflanke auf den Gipfel (3/4—1 Stunde). — Die Felsszenerie ist vielleicht die eindrucksvollste und großartigste im Bereiche der Gruppe, die Kletterei abwechslungsreich und genußvoll. Es ist deshalb bedauerlich, daß diese Tour bisher verhältnismäßig wenig Freunde gefunden hat. Von den Allgäuer Führern hat, soweit bekannt geworden, außer Zobel nur Franz Schraudolph die Ersteigung ausgeführt;[6]) doch sind unter ihnen mehrere vor-

---

[1]) Siehe Erschl. der Ostalpen, »Die Allgäuer Alpen« von A. Spiehler, S. 59 und 60, und Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1895, S. 59.

[2]) Erschl. d. Ostalpen, S. 59.

[3]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1892, S. 259.

[4]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1894, S. 187. Ö. A.-Z. 1894, S. 49.

[5]) Besser Durchquerung vom Waltenberger Haus (siehe S. 201) in einer guten halben Stunde.

[6]) Privatmitteilung. Franz Schraudolph hat, durch die Arbeiten der Wirtschaft in Einödsbach gezwungen, leider sein Führerzeichen zurückgegeben.

handen, die nur der Anregung eines Touristen bedürfen, um den interessanten Weg zu gehen. Von späteren Partien wäre die der Herren Steinbach und Zink zu nennen; die Sohle der Schlucht wurde bis zur Scharte beibehalten, was nur unter erheblichen Schwierigkeiten gelang.[1])

Der Südwestgrat. Bapt. Schraudolph[2]) hat in den fünfziger Jahren einen Touristen auf diesem Weg zur Mädelegabel geführt. Die Ersteigung war so wenig bekannt geworden, daß Frau v. Chelminski und J. Enzensperger[3]) am 8. Oktober 1893 glaubten, zum ersten Male den Gipfel auf diesem Wege gewonnen zu haben. Die Begehungen dieses höchst interessanten Grats, der nur an einer Stelle kurz nach seinem Aufschwung von der Scharte zwischen der Hochfrottspitze und Mädelegabel einen schwierigen und exponierten Quergang von der Ostabdachung auf die Westseite erfordert, sind erfreulicherweise in den letzten Jahren sowohl im Aufstieg wie im Abstieg häufiger geworden; man erreicht dabei meist nicht wie bei den ersten Partien die Scharte zwischen den beiden Gipfeln vom Ferner aus, dessen überdeckte Randkluft oft Vorsicht erheischt, sondern verbindet damit zugleich die Überschreitung der Hochfrottspitze. Auch in Führerkreisen scheint sich diese Route zunehmender Beliebtheit zu erfreuen; Franz Braxmeier hat laut Ausweis seines Führerbuchs seit 1898 einer Reihe von Touristen den schönen und nicht allzu schwierigen Genuß dieser Kletterei verschafft.

Wintertouren. Die winterliche Ersteigung der Mädelegabel hat ihre eigene Geschichte; sie spiegelt sich weniger in der Anzahl der gelungenen Besteigungen wieder als in der weitaus größeren Anzahl von Versuchen, die unbekannt geblieben sind. Unter günstigen Schneeverhältnissen gestaltet sich die Tour fast einfacher und vor allem müheloser wie im Sommer; nur das schmale Band des Wändle, das meistens vereist und von Schnee verweht ist, bietet einige Schwierigkeiten; zur Bockkarscharte zieht ein ununterbrochenes Schneefeld; die Mädelegabel selbst trägt einen Schneemantel bis an den Grat, dessen Wächtenbildungen bei einiger Vorsicht leicht zu vermeiden sind. Wie ändern sich aber die Verhältnisse, wenn weicher Schnee schon auf der wenig geneigten Fläche des Bacherlochs nur mühsam Schritt für Schritt gewinnen läßt, wenn die überschneiten Trümmer der Lawinen Hindernis an Hindernis auftürmen! Die steilen Hänge zum Waltenberger Haus zermürben durch ihren einförmigen, aber um so intensiveren Widerstand die letzte Kraft und der ständige Anblick des scheinbar so nahen Obdachs, das trotz aller Anstrengung nicht näher zu kommen scheint, lähmt die Energie, statt sie zu erfrischen. Manche froh geplante und kraftvoll begonnene Winterfahrt fand hier beim schönsten Sonnenschein ihr frühzeitiges Ende, manche in den endlosen Schneemassen des Bockkars. Mancher kühne Bergsteiger ward schon im Angesichte des erhofften Gipfels durch das wütende Schneetreiben, den ärgsten Feind der Wintertouristen, zum Rückzug getrieben; manchem mag's auch gegangen sein, wie mir's mit meinem Bruder als blutjungem Bürschlein erging. In abenteuerlichem Nachtanstieg hatten wir mit einigen Kemptner Herren über den Sperrbachtobel endlich gegen Mittag den Fuß des Gipfels erreicht. Die Sonne brannte heiß; wir waren alle herzlich müde; doch junges Blut hängt zäh an Absichten fest, selbst wenn die Vernunft sie widerrät. Wir beide verbanden uns durchs Seil und stiegen den grell beschienenen Hang empor, der schon bedenklich von einigen Querrissen durchzogen war. Einen wagten wir noch zu überschreiten; als dann beim nächsten nahe am Gipfelgrat ein eigentümliches Knirschen den ganzen Berg zu durchzittern schien, war's um unsere Schneid geschehen.

---

[1]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1895, S. 263.

[2]) Privatmitteilung. Siehe auch Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1895, S. 59.

[3]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1894, S. 258. Ö. A.-Z. 1894, S. 49.

Wenige Minuten später holten wir unsere vorausgeeilten Gefährten wieder ein; wir blickten lange zurück; doch zu unserem Leidwesen gab der Berg der moralischen Unanfechtbarkeit unseres Entschlusses nicht die erhoffte äußerliche Bestätigung. Meinem jugendlichen Ehrgeiz gab noch lange später die unnütze Frage viel zu schaffen, ob wir nicht doch vielleicht hinaufgekommen wären. —

Ernst und eindrucksvoll gestaltet sich die Ersteigung im Frühjahr; denn stundenlang geht die Wanderung in der mächtigen Lawinenschlucht des Sperrbachtobels oder des Bacherlochs; wohl ist es möglich, die Gefahr auf ein Minimum zu reduzieren, indem man zur Nachtzeit den langen Aufstieg durch die bedrohten Teile unternimmt; ein rascher Abstieg mag dann auch am Tage ohne allzugroße Fährlichkeit gewagt werden. Doch wird keiner sich des beklemmenden Gefühls einer Mausefalle erwehren können, wenn er die Zusammenschnürung betritt, die jeder der beiden Tobel in der Mitte aufweist. Wie vielen Partien ist dieser gefährlichste Teil der Wanderung unter mißlichen Verhältnissen geglückt!

An einer Stelle und zu einer Zeit, wo jede Gefahr ausgeschlossen erscheint, im oberen Bockkar, forderte der Berg zwei junge, blühende Leben als Opfer. Vier Münchener Bergsteiger hatten am 8. Dezember 1902 im Abstieg von der Mädelegabel die Bockkarscharte erreicht; die Herren Gebhard und Knößl schickten sich eben an, die nicht allzu steile Halde herabzusteigen. Mit jener Plötzlichkeit, die Staublawinen so verhängnisvoll macht, geriet der ganze Hang von Pulverschnee in Bewegung und fuhr mit den Unglücklichen vor den Augen der Kameraden zur Tiefe. Als die letzten Schneeschleier verweht waren, waren zugleich zwei hoffnungsvolle Männer aus dem Buche des Lebens gestrichen.

Den Herren Heiß und Dr. Fürst aus Kempten gelang die erste bekannte winterliche Ersteigung des Bergs am 29. Januar 1882; Wundt wiederholte die Tour unter Schraudolphs Führung am 9. April 1887,[1]) Th. Neumayer am 2. Januar 1889.[2]) Im letzten Jahrzehnt dürfte wohl kein Jahr verstrichen sein, ohne daß winterliche Ersteiger die Mädelegabel betreten hätten.

II. Die Hochfrottspitze, 2648,8 *m*.

An Eindruck der Formen steht sie sicherlich dem vielbesuchten Nachbarn nicht nach; da sie zugleich der Kulminationspunkt der Gruppe ist, kann die langjährige stiefmütterliche Behandlung des schönen Bergs nur in der Törin Mode ihre Erklärung finden, die im Alpinismus wohl keine geringere Rolle spielt wie im gewöhnlichen Leben. Auch Spiehler widmet der Geschichte dieses Gipfels notgedrungen nur wenige Zeilen. Nicht weniger als sechs verschiedene Routen führen heute auf den Berg, von denen vier Anspruch auf volle Selbständigkeit erheben.

I. Der gewöhnliche Weg durch die Ostwand. Der Nordwestgrat. Die Südwand. Die drei Wege sind auf verhältnismäßig engem Raume zusammengedrängt. Meistens wird über den Ferner, der hier infolge verdeckter Spalten Vorsicht erheischt, der flachen Rinne zugestrebt, die zur Scharte zwischen den zwei Gipfeln emporzieht; beide werden von hier aus leicht gewonnen. Die Begehung der häufig noch von Schneeresten bedeckten und wasserüberronnenen Platten bietet mittlere Schwierigkeiten. Der Nordwestgrat wird zumeist in Verbindung mit dem Südwestgrat der Mädelegabel gewählt; man klettert teils neben, teils auf dem Grat; das Urteil über die Schwierigkeit der Tour schwankt, je nachdem die gangbaren Stellen richtig getroffen werden.

---

[1]) Siehe Zeitschrift 1892.

[2]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1889. S. 65.

H. von Barth führte im Jahre 1869 die erste Ersteigung des Bergs aus; die Route fällt im allgemeinen mit der über den Nordgrat zusammen.[1]) Ihm folgte 1870 Waltenberger. Am 23. Juli 1888 beging Fambach zum erstenmal die Südwand: »Abweichend von der Barthschen Route kletterte ich durch eine sehr steile Felsrinne, welche vom Ferner durch die Mitte der Südwand geradlinig zum Gipfel emporführte. Die Besteigung bietet, abgesehen von der bedeutenden Steilheit der Südwand, keine besonderen Schwierigkeiten, ist jedoch durchweg Kletterpartie.« Eine weitere Begehung dieser Route ist nicht bekannt geworden. Modlmayr erstieg am 3. September 1890 den südwestlichen der beiden Gipfel »auf einer Linie links von der Barthschen Route«; sie dürfte wohl mit der jetzt gebräuchlichen Anstiegslinie zusammenfallen.

Der Südwestgrat. Er stellt den weitaus kürzesten Zugang zum Gipfel dar und bietet kaum mehr Schwierigkeiten als die gewöhnlichen Routen. Um so verwunderlicher ist, daß erst am 16. September 1894 E. u. J. Enzensperger und Karl Neumann die erste Begehung ausführten.[2]) Eine schwierige Stelle in der Mitte des Grats wurde rasch überwunden; 26 Minuten nach Verlassen der Bockkarscharte war der erste, nach einigen Minuten der zweite Gipfel erreicht; in weiteren 53 Minuten wurde der Gratübergang zur Mädelegabel ausgeführt. Die Tour hat inzwischen viele Freunde gefunden; auch Führer Braxmaier hat sie seit dem Jahre 1898 wiederholt mit Touristen begangen.

Westlicher und östlicher Berg der guten Hoffnung. Westgrat der Hochfrottspitze. Dieser langgezogene Rücken, der an seinem westlichen Ende die beiden unbedeutenden Erhebungen trägt, wurde am 7. Oktober 1896 zum erstenmal von E. Christa, E. Enzensperger und A. Weixler betreten. Die Partie stieg vom Waltenberger Haus den gewöhnlichen Mädelegabelweg so weit empor, bis ein unter dem östlichen Berg der guten Hoffnung nach links zum westlichen streichendes Band sichtbar wurde; in der zur Scharte zwischen Hochfrottspitze und den beiden Erhebungen ziehenden, brüchigen Rinne wurde der Anfang des Bandes erreicht und auf demselben unschwierig die breite Kuppe gewonnen; diese kürzeste Tour vom Waltenberger Haus aus ist empfehlenswert wegen der grandiosen Nahsicht ins Bacherloch und in das Mädelegabelkar. Nach der Rückkehr zur Rinne wurde diese aufwärts zur Scharte verfolgt und die zweite Erhebung über den kurzen, aber schneidigen Ostgrat in schwieriger Kletterei erreicht. Die weitere Begehung des relativ breiten Grats ist technisch einförmig, aber infolge der stets fesselnden Szenerie von großem Reiz. Kurz oberhalb der Einmündung der Schneerinne, welche die Westwand des Bergs durchreißt, mußte ein Abbruch des Grats nach links auf schmalen Bändern umgangen werden; die Route mündet auf die Scharte zwischen den beiden Gipfeln der Hochfrottspitze. — A. und G. Schulze und H. Wein vollführten am 29. Juli 1900 einen direkten Gratübergang vom östlichen zum westlichen Berg der guten Hoffnung. »Der Abstieg erfolgte nahe der steilen Gratkante sehr schwierig und ausgesetzt.«[3])

Die Westwand. — Schon weit draußen im Illertal lenkt eine weißschimmernde Schneerinne den Blick auf sich, die von einer Schulter nahe am Gipfelbau der Hochfrottspitze ihren Anfang nimmt; von Einödsbach aus ist die in der Westwand eingebettete Rinne nur wenig sichtbar, um so mehr nimmt die breite Wandflucht selbst das Interesse gefangen. Lange Zeit galt die Durchkletterung dieser Wand als eines der schönsten Probleme in der Mädelegabelgruppe; dessen Durchführung gelang E. Enzensperger, E. Heimhuber, Dr. Ch. Müller und Th. Otto am 26. September 1898.

---

[1]) H. v. Barth, Wegweiser in den Voralpen, S. 349. Barth bezeichnet merkwürdigerweise die Erreichung der Scharte zwischen Hochfrottspitze und Mädelegabel vom Firnfeld aus als unmöglich.

[2]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1895, S. 59. J. Enzensperger, »Die Trettachsüdwand«. »Der Alpenfreund«, IV. Jahrgang, 1894, Nr. 87 und Josef Enzensperger, »Ein Bergsteigerleben«, S. 30.

[3]) VIII. Jahrb. d. A. A.-V. M. 1899/1900, S. 47.



Waltenbergerhaus

Naturaufnahme von A. v. Radio-Radiis. *Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.*

Trettachspitze von der Rotgundspitze aus.



Sie stiegen vom Waltenberger Haus auf dem bekannten Wege ins Mädelegabelkar und wandten sich der Rinne zu, die im Hintergrunde des Karbodens sich zur Scharte zwischen Hochfrottspitze und östlichem Berg der guten Hoffnung emporzieht; dieselbe wurde aber nicht bis zu ihrem Ende verfolgt, sondern ungefähr in ihrer Mitte verlassen und nach links in einer mittelschweren Plattenrinne emporgeklettert, die in einem ungangbaren, weit überwölbten Überhang endet; wenige Meter vor dem Abschluß wurde die linke (im Aufstieg) Begrenzungswand der Rinne über einen sehr schweren Überhang erklettert und nach wenigen Minuten die breite Geröllterrasse erreicht, die den Eingang zur erwähnten Schneerinne vermittelt. Der späten Jahreszeit entsprechend war sie im unteren Teile aper, in den oberen zwei Dritteln von grauem Eis erfüllt. Die Partie arbeitete sich in der brüchigen Verschneidung empor, welche die (im Anstieg) linke, überhängende Begrenzungswand mit dem Boden der Rinne bildet, querte an geeigneter Stelle die Eisrinne und stieg in den schwierigen Platten, nahe am rechten Rande zum Westgrat der Hochfrottspitze, der am letzten Gipfelabbruch erreicht wurde.

Die abwechslungsreiche Tour gehört zu den landschaftlich eindruckvollsten der Gruppe und bildet den schönsten Zugang zur Hochfrottspitze; mit Ausnahme des einen Überhangs, der wahrscheinlich umgangen werden kann, sind die Schwierigkeiten ungefähr wie die der gewöhnlichen Anstiege auf die Trettachspitze; die Schneerinne selbst dürfte zu früherer Jahreszeit vollkommen begangen werden können. Prachtvoll ist der Blick in die Westwände der Mädelegabel und Trettachspitze. Die schöne Kletterei verdient mehr Freunde, als sie bisher gefunden hat; außer den Ersteigungen durch Fräulein Gusti Schneider und E. Heimhuber 1899 und Dempf und E. Heimhuber 1902 sind keine weiteren bekannt geworden.[1])

Die erste **Winterersteigung** der Hochfrottspitze wurde am 10. April 1887 von Wundt mit Bapt. Schraudolph über die Ostwand ausgeführt[2]); denselben Aufstieg wählten am 27. Dezember 1897 E. und J. Enzensperger und Dr. M. Madlener; weicher, tiefer Schnee machte die Überwindung der Plattenrinne sehr anstrengend und bei der bedeutenden Steilheit lawinengefährlich; der Abstieg wurde über den nahezu aperen Südgrat genommen.

III. Die Trettachspitze, 2595,4 *m*

»Wenn eine Spitze unersteigbar ist, so muß es diese sein! — so möchte wohl ein jeder ausrufen, der vom Mädelejoch der Südseite des Kratzers entlang dem Gipfel der Mädelegabel zuwandert und auf dem Höhenrande der Schwarzen Milz urplötzlich des Obelisken ansichtig wird, der als Vorposten der zentralen Gebirgsmasse auf dem Scheidekamme zwischen Trettach und Einödsbach thront. Mag er als gewiegterer Kenner der Berge noch Zweifel hegen an der reellen Wahrheit dieser Gipfelgestalt, mag er sie sich betrachten von Süden, Westen oder Norden — immer der gleiche, abgerissene, isolierte, schlanke Bau; bald Säule und bald schiefes Horn, einem aufgereckten Riesenfinger gleich gen Himmel weisend; — im günstigsten Falle ein aufgekrümmter, zuckerhutartiger Kegel. Herausfordernd einen jeden, in dessen Adern etwas Gemsenblut rollt, von allen Seiten drohend, unangreifbar ihn zurückweisend — so rechtfertigt die Trettachspitze, wo immer man sie beschauen mag, jenes erstgefällte Urteil: Wenn eine Spitze unbesteigbar ist, so muß es diese sein!« Mit diesen schwungvollen Worten leitet H. v. Barth die berühmte Schilde-

[1]) Nach Privatmitteilung haben A. und G. Schulze und H. Wein 1900 die erwähnte Terrasse unter der Schneerinne von der Scharte zwischen östlichem Berg der guten Hoffnung und Hochfrottspitze erreicht.

[2]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1892.

rung seiner ersten Ersteigung der Trettachspitze ein; und die ganze Beschreibung spiegelt den tiefen Eindruck wieder, welchen der kühnste Felsengipfel des Allgäus auf den Bezwinger so mancher kühnen Zinne machte. Heute ist der Berg von allen Seiten erstiegen, sämtliche Steilwände, die selbst einem Barth unnahbar erschienen, sind durchklettert — ein beredtes Zeichen für die Entwicklung des Alpinismus. Der Ruf, der schwerste Felsberg des Allgäus zu sein, ist der Trettachspitze erhalten geblieben; manche ihrer Routen stellt sich getrost den schweren Felstouren berühmter Gebiete an die Seite. Reizvoll wie der Berg selbst ist die Geschichte seiner Erschließung.

Der Nordostgrat ist für lange Jahre ihr fast ausschließlicher Schauplatz. Die ersten Ersteigungen sind eine leider seltene, aber glänzende Ausnahme von der gewohnten Gleichgültigkeit unserer Gebirgsbewohner gegenüber der heimischen Bergwelt. Zwei junge Hirten, die Brüder Urban und Alois Jochum, sahen im August 1855 vom oberen Einödsberg aus Gemsen den Nordostgrat hinaufspringen; Urban kletterte auf der gezeigten Bahn bis in die Nähe des Gipfels, kehrte dann um und führte am nächsten Tage mit seinen beiden Brüdern Alois und Matthias die erste Ersteigung der Trettachspitze aus. Welch ein Wetteifer damals im Birgsauer Tal geherrscht, welch tatkräftiges Völklein, voll Freude am kühnen Wagen, damals diese herrliche Gegend bewohnt haben muß, kann aus der Tatsache entnommen werden, daß in kürzester Frist eine Reihe von weiteren Besteigungen erfolgte. Bapt. Schraudolph führte wenige Tage später allein die zweite Ersteigung aus und brachte eine hohe Kreuzstange auf den Gipfel, jedenfalls eine respektable Leistung. Schraudolph und die Trettach gehören von jetzt ab zusammen; ist sie ja nicht bloß für lange Zeit das Lieblingsrevier, das er sich erkoren, sondern sogar sein persönliches Eigentum. Der Herbst desselben Jahrs sieht ihn schon wieder mit seiner späteren Frau, Viktoria Jochum, der Schwester der ersten Ersteiger, auf dem Gipfel. Die Einheimischen Joseph und Anton Jochum aus Birgsau, Kessler aus Riezlern und Johann Dannheimer aus Einödsbach waren die nächste Partie. Ein Schweizer Senne rühmte sich, Anfang der sechziger Jahre ebenfalls die Spitze erreicht zu haben. Schraudolph, der offenbar nicht glauben wollte, daß ein anderer als ein Einheimischer seinen »Spitz« ersteigen konnte, mußte sich zu seinem Leidwesen von der Wahrheit der Erzählung überzeugen; auf eine Art von Lokalpatriotismus ist also die dritte Ersteigung durch Baptist zurückzuführen.

Erst am 29. Juli 1869 fand die erste touristische Ersteigung durch Hermann v. Barth [1]) statt. Die Trettach ist eine der wenigen Touren, bei denen ihn ein Führer, eben unser Schraudolph, begleitete; welchen Eindruck diese Besteigung auf den kühnen Touristen machte, kann aus der prächtigen Schilderung in den »Nördlichen Kalkalpen« entnommen werden, die für den Besuch des Gipfels von großer Bedeutung war. Es beginnt eine neue Ära für die Besteigung des Gipfels. Das Interesse der Einheimischen schwindet, dagegen gewinnt der Berg bei den Touristen größere Beliebtheit. Zwar nimmt der Besuch in den nächsten Jahren noch wenig zu; Schraudolph ist der unbestrittene Trettachführer; [2]) 16 mal sieht ihn der liebgewonnene Berg auf seinem Scheitel. Dr. Modlmayr und Ch. Wolff führen 1886 die erste führerlose Ersteigung aus. [3]) In den neunziger Jahren mehren sich die Ersteigungen; eine Reihe von anderen Führern hat sich zu Trettachführern herausgebildet, vor allem Braxmaier, Luitpold Zobel und des alten Baptist Sohn, Franz Schraudolph. Heutzutage werden wenige schöne Sommertage vergehen, an denen die Trettachspitze keinen Besucher sieht.

[1]) H. v. Barth, »Wegweiser in den Voralpen«, S. 361. »Aus den nördlichen Kalkalpen«, S. 190.

[2]) Siehe unter anderem die Ersteigung durch Feilitzsch, 1879, bei der der Gipfel in 25 Minuten vom Ferner aus erreicht wurde. Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1880, S. 144.

[3]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1888, S. 273. Die Trettachspitze v. Modlmayr. Der Aufsatz enthält zugleich eine wertvolle Ergänzung der Geschichte des Bergs.

Der Weg ist unschwer zu finden; vom Spätengundkopf aus quert man auf einem deutlich ausgetretenen Steiglein ins einsame Kar am Nordfuß der Trettachspitze und steigt über das sich an die Nordwand anschmiegende Firnfeld zur Plattenwand, welche den Anstieg zum Grat vermittelt; die Platten selbst werden einige Meter oberhalb der in die »Wilden Gräben« hinabziehenden, düsteren Schlucht betreten und mit leichter Richtung nach links zu dem kleinen Schneefleck dicht unterhalb der Gratkante durchklettert; eine kurze Kletterei führt zum steilen und ausgesetzten, aber durchaus sicheren Grat, dessen einzelne Stufen am besten direkt überklettert werden; der besseren Sicherung halber umgehen die Führer gerne das mittlere Stück durch eine Traverse nach links und Aufklettern in einer flachen Rinne. Die Schneide des Grats wird bei einem markanten Überhange ungangbar; die ersten Partien wandten sich vielleicht 20—30 *m* unterhalb des Überhangs nach rechts und gewannen durch eine ziemlich lange und unangenehme Traverse auf einem schmalen Bande den Gipfel; die Führer pflegen in nicht ganz angebrachtem Konservatismus diesen kitzlichen Weg noch heute zu gehen. — Die führerlose Partie K. Blodig und E. Groß fand 1891 einen für Kletterfreunde angenehmeren Weg,[1]) dessen Möglichkeit schon Barth angedeutet hatte; sie wandten sich unterhalb des Überhangs nach links in einen von drei Seiten von 4 *m* hohen Wänden begrenzten kleinen Kessel, der auf der vierten Seite in den ungeheuren Plattenschuß der Ostwand übergeht. Über eine schief nach außen abfallende Platte arbeitet man sich links empor und erreicht den fast ebenen Gipfelgrat. — Die Ersteigung bietet eine prächtige Kletterei, die aber hinsichtlich ihrer Schwierigkeit nicht unterschätzt werden darf; nur tüchtige Kletterer mögen sie ohne kundigen Begleiter angehen.

Der Nordwestgrat steht an Schwierigkeit um weniges der gewöhnlichen Route nach. Der Grund, weshalb er nicht als erster begangen wurde, ist vielleicht in einer großen optischen Täuschung zu suchen; er scheint nämlich in einer ungangbaren schwarzen Wand abzubrechen, die sich aber bei genauem Zusehen als ein Stück der Westwand entpuppt, auf welche sich der Grat projiziert. Seine erste Ersteigung war merkwürdigerweise in der Literatur über die Trettachspitze unbekannt geblieben; erst nach der ersten bekannt gewordenen Ersteigung im Jahre 1895 erklärte B. Schraudolph, daß einer der beiden Jochum im Jahre 1855 bereits auf diesem Weg die Spitze gewonnen hatte; die Behauptung erfolgte so bestimmt, daß bei der sonstigen Zuverlässigkeit und dem eminenten Gedächtnis, das damals noch den Alten auszeichnete, an ihrer Richtigkeit kaum gezweifelt werden kann.

So konnten denn die Herren E. Platz, S. v. Reuß und O. Schuster nur die Ehre der ersten touristischen Ersteigung für sich in Anspruch nehmen, als sie zu Pfingsten 1895 die Trettachspitze über den Nordwestgrat erreichten. Schon im Sommer 1890 hatte E. Platz bei einem Versuche, die Trettachspitze allein über den Nordostgrat zu besteigen, im dichten Nebel auf dem ihm unbekannten Terrain sich zu weit nach rechts gewandt. Er schreibt[2]): »Vom Kar aus konnte ich nur erkennen, daß sich rechts der Firn hoch hinaufzog gegen ein im Nebel verlorenes Schartl. Ich machte mich also daran, diese steile, schon einen etwas firngeübten Fuß erfordernde Schneerinne hinanzusteigen, was nach den ersten 15 oder 20 Metern mit einer unfreiwilligen, aber unschädlichen Abfahrt endete. Über die Schrofen zur Linken erreichte ich hiernach glücklich das Schartl und die Situation dort oben bestärkte mich in meiner Annahme, nun doch richtig auf dem Barthschen Wege zu sein. Ich gelangte weiter über die Platten des Grats bis zu dem Steilabbruch

[1]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1891, S. 209. Siehe auch: »Trettachspitze und Höfats« von J. Enzensperger. »Der Alpenfreund«, III. Jahrgang, Nr. 44, S. 591, und Joseph Enzensperger, »Ein Bergsteigerleben«, S. 1.

[2]) Privatmitteilung. Siehe auch Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1895, S. 263.

der Nordwestkante, wo erst ein gangbares Band, dann abschüssige und exponierte Plattenlagen in die Westwand ziehen. Über diese drang ich bis zu der heikelsten Stelle vor, wo aber nach dreimaligem Anlauf, zumal meine Eisen in der übelsten Verfassung an den Schuhen hingen, der Selbsterhaltungstrieb über den Ehrgeiz siegte. Ich hatte indessen in dem etwas gelichteten Nebel die Überzeugung gewonnen, daß nach Überwindung dieser nur kurzen, aber äußerst exponierten und unangenehmen, haltlosen Platte ersichtlich gut kletterbare Schrofen auf sehr nahe oberhalb befindliche und sehr wenig geneigte Stellen führten, von wo aus es zum Gipfel weder weit noch schwierig sein konnte. Der spätere Erfolg bestätigte auch diese Beobachtung. Ebenso glaubte ich die Fortsetzung einer mir nahe liegenden Schuttrinne weithin südlich abwärtsführend bis zu der Kante der Südwand konstatieren zu können.«

»Erst an Pfingsten 1895 konnte ich mich an die endliche Lösung meines alten Problems am Nordwestgrat machen und zwar in Gesellschaft der Herren S. v. Reuß und O. Schuster. An dem senkrechten Abbruch des Nordwestgrats angelangt, wurden wir schon damals auf den hier mit einem starken Überhang endigenden Kamin aufmerksam. Herr O. Schuster brachte auch seine Erkletterung in Vorschlag; da wir aber mit den Eisen gingen und uns die Stelle ohne Kletterschuhe nicht recht gefiel, so traversierten wir auf meinem alten Weg in die Westwand hinaus. Die immerhin schwierige Stelle, an der ich 1890 klugerweise meinen Rückzug angetreten hatte, ließ sich nun mit ausgezeichneter Seilsicherung überwinden. Gleich dahinter querte ich die schon früher bemerkte Einbuchtung, die, halb Rinne halb Band, schutterfüllt schräg abwärts zieht. Dann folgten einige steile und exponierte Wandstufen und gerade mit Ablauf unseres Seils faßte ich festen Fuß am Rande der oberen, nur mehr schwach geneigten Felspartien. Ich konnte die Richtigkeit meiner Beobachtung vom Jahre 1890 feststellen und wir wandten uns links dem nahen Nordwestgrat zu, über den wir rasch und leicht den Gipfel erreichten.« — Im selben Jahre begingen die Herren J. Richter und Steinbach den Grat im Abstieg und fanden den später üblichen leichtesten Weg, der von der ersten Partie geahnt worden war. Man steigt vom Gipfel über einen trümmerbedeckten Hang bis zu dessen scharfer Zusammenschnürung zu einem schmalen Grat und nun über den nachfolgenden, blocküberworfenen Rücken bis zu einer steilen, etwa 40 *m* hohen kaminartigen Rinne, die rechts neben der Gratkante abwärts leitet. Die Rinne bricht mit einem mehrere Meter hohen Überhang auf den wenig geneigten Plattenschuß ab, der ununterbrochen bis zum Karboden hinableitet; man quert an kleinen, aber guten Griffen nach links hinaus und gewinnt zuletzt mit einem weiten Spreizschritt die oberste Kante der Plattenlage. Im Aufstieg liegt hier der Schlüssel der Ersteigung. Über die Platten wird leicht der Karboden erreicht.

Die Überschreitung der Trettachspitze unter Benutzung der zwei Grate zählt zu den beliebtesten Klettertouren des Allgäus. Die Reihenfolge Nordostgrat—Nordwestgrat dürfte vor allem für jene anzuraten sein, die den Berg noch nicht kennen. Braxmeier, der erfreulicherweise seit 1900 mit besonderer Vorliebe seine Touristen beide Anstiege kennen lernen läßt, wählt die umgekehrte Richtung.

Die verhältnismäßig leichteren Gratanstiege auf die Trettach sind damit abgeschlossen; ich wende mich zu den großen Trettachtouren, mit denen eine neue Epoche in der Ersteigungsgeschichte unseres Bergs eintrat.

Die Trettach-Südwand. Die Durchkletterung dieser abschreckenden Wand hatte lange Zeit als vornehmstes Problem des Allgäus gegolten. Am 15. September 1894 gelang E. und J. Enzensperger und K. Neumann mit der Bezwingung der Südwand zugleich auch die erste Überschreitung der ganzen Mädelegabelgruppe von Süd nach Nord. Die Partie hatte von der Bockkarscharte aus über

die Hochfrottspitze die Mädelegabel erreicht und war zu der tiefen, mit wilden Türmen besetzten Trettachscharte abgestiegen. »Der Aufstieg vollzieht sich vom nördlichen Ende der Scharte nach rechts durch einen Kamin auf einen schmalen Felspfeiler, der weit in die furchtbare, wohl 600 *m* unvermittelt in die »Wilden Gräben« abstürzende Wand hinausgebaut ist. Auf seinem Scheitel wurden die Schuhe ausgezogen, die Pickel und der Rucksack des Vorauskletternden mußten zurückgelassen werden. Ab 9 Uhr 27 Min. Die über diesen Felspfeiler sich erhebende Plattenwand ist von äußerster Schwierigkeit und bietet erst nach 38—40 *m* Höhe den ersten kleinen Ausruh- und Versicherungspunkt. Weiter durch sehr seichte, stellenweise überhängende, kaminartige Risse und über Wandstufen nach links zu einer gratartigen Rippe; dieser Teil der Kletterei wird namentlich durch stark brüchiges Gestein erschwert. An der gelbroten Schlußwand wieder nach rechts und schließlich über Platten zum Gipfel der Trettachspitze. An 11 Uhr 30 Min. Die Südwand der Trettachspitze ist in jeder Beziehung außerordentlich schwer und zum größten Teile ungemein exponiert; sie ist wesentlich schwieriger als der Winklerturm; jedenfalls ist sie für einen nicht vollkommen sicheren Kletterer weit gefährlicher.« [1])

Das Allgäu hatte mit dieser Ersteigung eine Elite-Klettertour erhalten; sie fand bald Freunde, die aber alle das Urteil über die ungewöhnlichen Schwierigkeiten bestätigten. Am 18. September 1895 führten die Herren Fr. Steinbach und G. Link die zweite,[2]) am 4. August 1897 die Herren A. Engelhardt, E. Ramspeck und F. Seyfferth die dritte Ersteigung aus, am 14. August 1898 benutzten die vierten Ersteiger E. u. W. Heimhuber zum letzten Male die furchtbare Einstiegswand.

A. und G. Schulze und H. Wein fanden am 5. September 1899 eine Möglichkeit, dieselbe zu umgehen, und eröffneten damit den in der Folgezeit allein begangenen Zugang, der die Schwierigkeiten verminderte. G. Schulze schreibt:[3]) »Vom Vorsprung der Trettachscharte, der auch den Beginn der Enzensperger-Route durch die Südwand bezeichnet, verfolgten wir diese einige Meter bis zu einem Band. Den folgenden Plattenschuß vermieden wir, indem wir letzteres nach rechts bis zu einer Rinne verfolgten, die ungefähr 25 *m* von der Route der Erstersteiger entfernt emporleitet, zuletzt in einen Kamin auslaufend. Am Ende des Plattenschusses vereinigen sich beide Routen.« Eine Reihe von Ersteigungen folgte auf dieser Variante; der ausgezeichnete Führer Braxmeier,[4]) der am 28. Juli 1900 mit Fräulein Gusti Schneider den Anstieg durchgeführt hatte, führte bis zum Jahre 1907 die Tour nicht weniger als elfmal, darunter einmal im Abstieg, durch; dieser war am 13. August 1900 zum erstenmal von den Herren E. Bartsch, H. Lossen, A. und G. Schulze und H. Wein gewagt worden. —

Die 500 *m* hohe **Westwand** der Trettachspitze bildet das prächtigste Schau stück von Einödsbach; ein schwarzer Kamin durchreißt ihre senkrechten Mauern und scheint dem Hochtouristen eine Kletterei zu versprechen, wie er sie sonst bei schwierigen Dolomittouren zu finden pflegt. Einer glücklich durchgeführten Campagne in den Dolomiten verdankte auch der Plan der Durchkletterung dieses Kamins seine Entstehung; der Versuch wurde aber abgeschlagen. Nach einem glücklich verlaufenen Intermezzo erfolgte aber trotzdem die erste Begehung der Westwand am 28. September 1895 durch E. und J. Enzensperger und J. Richter. »Unter den Wänden der Hochfrottspitze, Mädelegabel und Trettachspitze durchgehend, stiegen wir 8 Uhr 35 Min. in die Westwand der Trettachspitze da ein, wo ein gut gangbares

[1]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1895, S. 59. Siehe auch »Alpenfreund« III. Jahrgang, 1895, Nr. 87, 88, 89 u. Josef Enzensperger, »Ein Bergsteigerleben«, S. 30.

[2]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1895, S. 263.

[3]) Privatmitteilung.

[4]) Nach Privatmitteilung hat Braxmeier auch die Originalroute begangen.

Couloir von links nach rechts tief in den Berg hineinzieht; seine orographisch rechte Begrenzung bilden die senkrechten Mauern der Westwand. Kurz vor dem Ende des Couloirs über schwierige Wand- und Traversierstellen zum unteren Ende des Riesenkamins, der von Einödsbach aus als dünner, schwarzer Streifen in der Mitte der Westwand erscheint. Der Einstieg in denselben mißlang trotz der angestrengtesten Bemühungen; übrigens ist der Kamin, wie wir uns später überzeugten, auch in seinen oberen Teilen ungangbar. Durch diesen vergeblichen Versuch verloren wir drei Stunden. Wir kehrten nun nicht ganz ins Couloir zurück, sondern nahmen die Gelegenheit wahr, ein breites, ungefähr 50 *m* über dem Couloir gelegenes Schuttband in südlicher Richtung zu verfolgen. An seinem Ende angelangt, stiegen wir direkt über die Felsmauern zu einer südwestlich verlaufenden, gratartigen Rippe empor, die Westwand und Südwestwand scheidet. Wir erreichten dieselbe oberhalb der zwei charakteristischen Felszacken, welche von Einödsbach aus gesehen die Trettachspitze auf ihrer rechten Seite flankieren. Wir durchkletterten sodann die gegen Mädelegabel und Hochfrottspitze gerichtete Südwestwand nahe der erwähnten Rippe, bogen allmählich wieder nach Westen über, gelangten schließlich ungefähr 30 *m* unterhalb des Gipfels auf den Nordwestgrat und über dessen letztes Stück auf den Gipfel selbst, an 2 Uhr 10 Min.« [1])

Die Durchkletterung dieser Wand ist zwar lang und kompliziert und stark ausgesetzt, bietet aber mit ihrer prächtigen und durchaus sicheren Kletterei, die in ihrer Schwierigkeit ungefähr der an der Fünffingerspitze auf dem Daumenschartenweg gleichzustellen wäre, soviel der Reize, daß sie wohl als die schönste Felstour der Gruppe bezeichnet werden kann und den zahlreichen Besuch guter Kletterer mehr verdient, als er ihr bisher zuteil geworden ist. — Erst am 13. August 1900 führten E. Bartsch, H. Lossen, A. und G. Schulze und H. Wein die zweite bekannt gewordene Ersteigung aus; die Schönheit der Tour veranlaßte G. Schulze, sie im Juni, Juli und August 1903 noch dreimal allein zu wiederholen.

Die Nordwand. Der zwar nicht hohe, aber unheimliche, niemals von der Sonne beschienene Absturz wurde von E. Heimhuber im Jahre 1899 im Abstieg durchklettert. Er verfolgte das auf der Nordseite gelegene Gipfelband bis zu der Stelle, wo es sich aufwärts wendet. In der beginnenden Schlucht wurde unter mehrmaligem Abseilen zuerst nicht sehr schwierig abwärts geklettert; der untere Teil gestaltete sich sehr schwierig, den Schluß bildete eine hohe Abseilstelle. Die Tour ist wenig bekannt und auch niemals wiederholt worden.

Die Ostwand war als letzte der Trettachwände bis in die letzten Jahre unerstiegen geblieben. Scheu hatte manches Auge die kolossale Plattenflucht gestreift, die in ihrer ungegliederten Pracht den Anblick des kühnen Bergs von der Ostseite zum eindruckvollsten gestaltet. Viel wurde über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit in eingeweihten Kreisen diskutiert; alle waren sich einig, daß hier eine doppelte Auflage der Trettach-Südwand den Kletterer erwarte. Beindl, Engelhard und A. Schulze gewannen am 8. September 1902 in sehr schwieriger und ausgesetzter Kletterei in $7^1/_4$ Stunden den Gipfel. Der Bericht über diese Ersteigung [2]) lautet: »Eine große Rinne durchschneidet nördlich des Gipfels die Ostwand. Wir stiegen einige Meter weiter rechts in eine kleinere Rinne ein, die allmählich in Platten verläuft. Diese nach links aufwärts, bis sie sich steiler aufschwingen und schwierig über die linke Begrenzungswand in die Hauptrinne hinab. Bald versperrte den Weiterweg ein Überhang, den wir in der rechten Ecke durch einen schwierigen Kamin überwanden. Ein mit Gries bedecktes Band 10 *m* nach rechts und eine ca. 10 *m*

[1]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1895, S. 263.
[2]) X. Jahresber. d. Akad. A.-V. M. 1901/2, S. 47.

hohe Wandstufe brachte uns auf ein schmales Gesimse, das, kurz vor der Rinne abbrechend, in dieselbe zurückleitet (sehr schwierig und exponiert — Mauerhaken!). In ihrer Verfolgung gelangten wir zu einer kesselartigen Erweiterung. Links über brüchige Felsen und Platten empor zu einem Band und über eine Wandstufe zu einer Art Terrasse (gerade oberhalb befindet sich eine Höhle). Eine links befindliche Höhle wird gequert und über eine Platte ausgestiegen. Das nun folgende Stück über die in einer Flucht bis in die Wilden Gräben abstürzenden steilen Platten stellt eine sehr exponierte und schwierige Kletterei dar. Nach zwei bis drei Seillängen erreichten wir eine, durch einen mannshohen Zacken geteilte, kleine Scharte in der Kante, die die vorgehend erwähnte Rinne links begrenzt. Eine kurze Traverse nach rechts, oberhalb der Rinne, führt zu einem natürlichen Tunnel, der am Fuß eines engen, stark überhängenden Risses endigt. Diesen sehr schwierig empor und durch plattige Rinnen schräg nach links aufwärts gegen den Nordostgrat, den wir kurz unterhalb des Gipfels erreichten.«

Im Bestreben, die berüchtigte Traverse der Erstersteiger zu vermeiden, fanden am 14. August 1905 die Herren M. Mayerhofer und M. v. Laßberg folgende Variante[1]): »Wir benutzten den Einstieg der Erstersteiger. Wo die dort erwähnte Einstiegsrinne ausläuft, wendeten wir uns nicht links der Hauptrinne zu, sondern bogen nach rechts aus. Über teilweise sehr schwere Wandstellen, zuletzt mittels einer kurzen Traverse gelangten wir zu einem dem Massiv vorgelagerten Turm. Von hier wieder Linksrichtung. Der zu überwindende Wandgürtel wird durch eine äußerst anstrengende und schwere, aber verhältnismäßig schwach geneigte Plattenverschneidung bezwungen. Wir erreichten dadurch ein Band, dessen Verfolgung nach links leicht zu der kesselartigen Erweiterung der Hauptschlucht führt, die auch im Bericht von A. Schulze erwähnt wird. Von hier ab verfolgten wir die Route der Erstersteiger. — Durch diese Variante wird in zwar schwerer, aber sicherer Kletterei die gefährliche Traverse des Originalwegs umgangen. Ab Einstieg 3/47 Uhr, Gipfel 12 Uhr.« — Am 29. August 1906 eröffneten H. Burmester und O. Nonnenbruch einen fast völlig neuen Weg.[2]) »Wir benutzten den Einstieg der Erstersteiger. Wo die dort erwähnte Rinne ausläuft, wandten wir uns über griesige Platten nach rechts und strebten rechts von einer Rippe aufwärts, bis wir schließlich uns nach links halten und in der nördlichen Begrenzung der Hauptschlucht ein markantes Fenster erreichen konnten (vom Einstieg deutlich als große, überdachte Höhle zu erkennen), durch das wir in den im Schulzeschen Bericht erwähnten Kessel abstiegen. — Nun folgten wir ein kurzes Stück der Schulze-Route, also nach links über brüchige Felsen und Platten zu einem Band und über eine Art Wandstufe zu einer Art Terrasse. Die links befindliche Rinne querten wir jedoch nicht, da es uns günstiger schien, in ihr und später an ihrer nördlichen Begrenzungswand an Höhe zu gewinnen. Diese Wand geht in ein schwach ausgeprägtes, nach links ansteigendes Rinnensystem über. Ca. 100 *m* über der Terrasse scheint dasselbe ungangbar zu werden, darum 15 *m* Traverse nach links zum Begrenzungsgrat des Systems, der in einer kleinen Scharte erreicht wird. Die hier ansetzende Rinne und anschließende Stufen führen zu einer glatten Platte (oberhalb ein in 3 *m* Höhe beginnender Riß). Diese überschritten wir sehr exponiert nach links, konnten dann wieder aufwärts klettern und erreichten eine Terrasse an der Südostkante, von der uns eine Verschneidung nach rechts fast direkt auf den Gipfel brachte.« — Die ganze Anordnung der Ostwand läßt eine Reihe von weiteren möglichen Varianten nicht ausgeschlossen erscheinen.

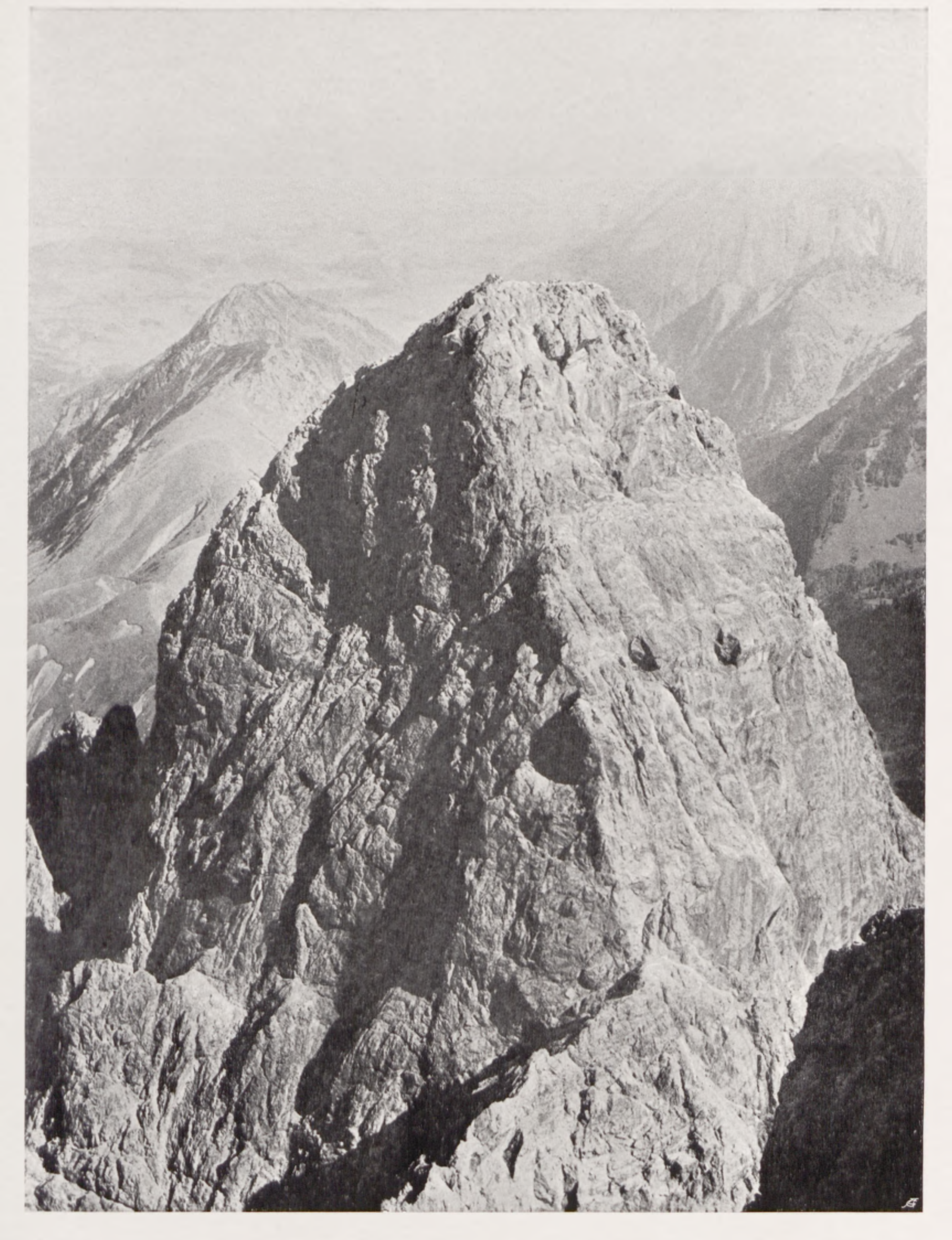
Eine Reihe von Versuchen, die Trettachspitze im Winter zu ersteigen, scheiterte

[1]) XIII. Jahresber. d. Akad. A.-V. M. 1904/5, S. 55.
[2]) XIV. Jahresber. d. Akad. A.-V. M. 1905/6, S. 57.

entweder an den gewaltigen Schneemassen der Mittelregionen, die ein rechtzeitiges Erreichen des Fußes der Felsen verhinderten, oder an den vereisten Felsen der unteren Plattenwand, die das bösartigste Hindernis einer winterlichen Ersteigung bilden: Am 12. April 1893 wurde an dieser Stelle der erste ernstliche Versuch von J. Enzensperger und F. Rosenplänter abgeschlagen. Glücklicher waren E. und J. Enzensperger und G. Zink, denen am 15. April 1895 die erste Winterersteigung der Trettachspitze gelang.[1]) Nach einem frühen Aufbruch von Einödsbach um 3/4 2 Uhr nachts wurde bei günstigen Schneeverhältnissen um 1/2 7 Uhr der Einstieg, nach 9 Uhr der Gipfel erreicht; um 1/2 1 Uhr langte die Partie wieder am Fuße der Felsen, um 4 1/2 Uhr in Einödsbach an. Wie zu erwarten war, machte die vereiste und mit Staubschnee verkleidete Plattenwand die erheblichsten Schwierigkeiten, der Grat selbst mit seinen teils aperen, teils von Wächtenbildungen gekrönten Zacken bot eine an Eindrücken reiche, schwere Kletterei; der kleine Felskessel der Blodigschen Variante war eine steile Schneemauer, die einerseits unvermittelt in die Wilden Gräben abbrach, anderseits an den glatten Felsen des letzten Gipfelbaus endete. Die Erreichung derselben von der schmalen, wächtengekrönten Schneide, die Erzwingung des Gipfels über einen im Sommer nicht üblichen, überhängenden Kamin gestaltete sich zu einer heiklen und schwierigen Aufgabe. — Am 6. Januar 1898 erhielt die Trettachspitze den zweiten winterlichen Besuch durch E. u. W. Heimhuber und Meier, wobei der Berg von West nach Osten überschritten wurde. Die Plattenwand des Westgrats war verschneit, der Grat selbst aper; der Ostgrat bot bedeutende Schwierigkeiten, deren Überwindung fünf Stunden Zeit erforderte. Die günstigen Schneeverhältnisse dieses Jahres veranlaßten E. Heimhuber noch zweimal, die Ersteigung auszuführen; am 20. Februar erreichte er mit Drechsel, am 28. Februar mit Dr. Chr. Müller den Gipfel. Als Beweis für die idealen Verhältnisse der letzten Besteigung, bei welcher der Berg von Ost nach West überschritten wurde, mag der Umstand gelten, daß über den Plattenhang der Westseite abgefahren werden konnte.[2]) Da solche Schneeverhältnisse äußerst selten zu herrschen pflegen, wird die winterliche Ersteigung der Trettachspitze im allgemeinen als ein ernstes und schweres Unternehmen bezeichnet werden müssen, das nur sichere und erfahrene Kletterer angehen sollten.

Ein köstliches Kleinod des menschlichen Gefühlslebens geht in der rastlosen Jagd des modernen Lebens einem langsamen Aussterben entgegen: jene tiefgründige Sehnsucht nach der Heimat, von der unsere Altvordern manch ergreifendes Liedlein sangen, ist fast dahin. Wie viele moderne Menschen gibt es, denen auch der bescheidenste Rest von Heimatsgefühl verloren gegangen ist. Die Fülle und die Erreichbarkeit des Sehenswerten haben in überwältigendem Maße zugenommen; unsere Sehnsucht geht nicht mehr nach stillen, aber tiefen Zielen; sie treibt in die Weite, um möglichst reichen und raschen Genuß von dem zu erhaschen, was die Erde heutzutage an Erlebenswertem bietet. Selten sind die Augenblicke der inneren Sammlung, selten die Augenblicke der Erkenntnis, welch ein Schatz mit dem Heimatgefühl aus dem Dasein des Menschen schwindet; doch wenn in einer stillbeschaulichen Stunde die fast erstorbene Saite leise zu erklingen beginnt, wohl dem, der dann einen Ort sein eigen nennen kann, mit dem ihn mehr als die Erinnerung einer flüchtigen Stunde verbindet, an den ihn eine lange Kette reicher Erlebnisse mit tausend festen Banden fesselt. Wir haben den raschen Wechsel der Eindrücke

[1]) Joseph Enzensperger, »Ein Bergsteigerleben«, S. 54.
[2]) Privatmitteilung.



Naturaufnahme von A. v. Radio-Radiis. Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Trettachspitze von der Mädelegabel.



lieben gelernt; heute in der Großstadt, morgen in den Bergen, übermorgen in Italiens gesegneten Fluren oder am Meer — die Bilder huschen vorbei und schließlich erscheint der Mensch sich selbst als das Feste und Unveränderliche in der Erscheinungen Flucht; die Selbsteinschätzung leidet darunter. Da ist die Rückkehr an Orte, an denen wir groß geworden sind, ein heilsames Mittel, um den richtigen Maßstab wieder zu gewinnen; denn als kaum veränderlich lernt unser schwacher Menschenverstand die großen Erscheinungen der Natur erkennen und der Wechsel der Auffassung, mit dem wir im Wechsel der Jahre dem Unveränderten gegenübertreten, ist uns ein Maß der eigenen Entwicklung; und je stürmischer die Jahre waren, die uns mit dem Orte vertraut werden ließen, desto wertvoller wird uns die Aufklärung über uns selbst.

An den Graten und Wänden der Trettachspitze hängt ein Gutteil meiner schönsten Lebenserinnerungen; sie reichen in eine stille, aber an ernster Arbeit reiche Entwicklungszeit der Hochtouristik zurück; dieses Bewußtsein gibt mir den Mut, Persönliches zu erzählen, vielleicht auch die leise Hoffnung, in manchem Herzen eine Saite anzurühren, die sympathisch mitzuklingen vermag.

Drei gute Kameraden standen im Felseinschnitt der Bockkarscharte, gefangen von der Pracht einer seltsam großartigen Morgendämmerung. Den ganzen Himmel überspannten schwere Wolken; blauschwarz starrte im Osten ein finsterer Zackenkranz von Bergen; ihn säumte ein schmaler, freier Streifen, durch den das erste Leuchten der Sonne die Erde traf; und als ein schier unerhörter Glanz zwischen den düsteren Flächen hervorbrach, da war es, als hätte ein mächtiger Vorhang sich eben erhoben vor einem geheimnisvollen neuen Land. Ich stand am Morgen meiner ersten schweren Bergfahrt, doppelt empfänglich für ungewöhnliche Eindrücke; und mit dem Überschwang des Gymnasiastenherzens ergab ich meine Seele dem seltenen Schauspiel und ließ sie willenlos alle Skalen erleben vom ängstlichen Zagen bis zur freudigsten Erwartung. Wir waren ein ungleiches Trio, die anderen zwei vielerfahren in manchem harten Strauß mit den Bergen, ich unreif, ein Neuling fast im schweren Bergkampf; die beste Waffe, die ich in meinem Herzen trug, war das fast schwärmerische, unerschütterliche Vertrauen auf das Können und den Glücksstern meiner Begleiter; das half mir auch über den lähmenden Eindruck der seltsamen Morgenstunde hinweg und nichts blieb zurück als das frohe Ahnen eines großen Erlebnisses. — Wenige Stunden später war es erfüllt; wir lagen nach schwerster Arbeit auf dem Gipfel der Trettachspitze; im Taumel der Freude jagten sich die erlebten Stunden, und wenn ich über die steilen Abbrüche der Südwand zur Trettachscharte schaute, gewannen sie nochmals Leben. Vergessen waren die wunden Arme und Füße; ich genoß noch einmal den Reiz der ernsten Vorbereitungen, die unerschütterliche Siegeszuversicht, die seltsam abstach gegen die ernste, zweifelnde Stimmung meiner erfahrenen Begleiter; ich fühlte wieder jene nervenerregende Spannung um das Vorwärtskommen des Ersten, die unlösbaren Fesseln, die das Solidaritätsgefühl um jeden wahren Alpinisten schlägt. Dann kam ich an die Reihe; kaum weiß ich anderes mehr als einen endlosen Wechsel von schwersten Wandstellen, Kaminen, von Seilen, die über mir und unter mir ihre langsamen Bewegungen ausführten; bald waren die Gefährten dichtgedrängt an meiner Seite, bald waren sie in ernster Arbeit mir verborgen und pfeifende Steine mehrten die kaum bezwingbare Ungeduld des Einsamen; ich hörte die sorgsam beratenden Stimmen; und als sie mit dem fortschreitenden Erfolg den leisen Unterton der Sorge verloren und freudig erklangen, da fand die Freude jubelnden Nachhall in meiner Brust.

Der Tag hatte mir gehalten, was er versprochen; und wenn ich damals das frohe und kraftvolle Gefühl kaum zu deuten wußte, das mein Gymnasiastenherz

dort oben höher schlagen ließ als bei irgend einer Gipfelrast zuvor, so fand ich später wohl seine Erklärung: ich war Hochtourist geworden. Das ist kein hohler Titel, von Menschenmund verliehen oder an eines Vereines Zeichen geknüpft, keine Rekordmedaille, deren den Ehrgeiz sättigender Besitz an die Meterzahl unheimlicher Wände und Kamine gebunden ist; ein gütiges Geschick schenkt die Erkenntnis von seines Wesens Kern und tief im Herzen blüht und gedeiht das Geschenk; und wenn es mit gesunden Sinnen gepflegt wird, behält es seine Lebenskraft und treibt den Menschen, immer wieder Regionen aufzusuchen, die ihm auf der Erde am liebsten geworden sind.

Ich war Hochtourist geworden und nahm die Lust am Hochgebirge mit hinunter ins Tal, nahm sie mit in die Großstadt, wo sie gar eigene Blüten trieb; hinter jedem Logarithmus steckte eine Wand, hinter jeder schwierigen Stelle in weiland Horaz ein Überhang mit kleinen Griffen und Tritten, im Wachen wie im Träumen führte ich die schwierigsten Traversen aus, die Mauern des Institutshofs, meine Kleider und mein Gesicht wiesen die bedenklichsten Spuren von schweren Abstürzen auf, die Türen hatten ihren Zweck als Mittel zum Ein- und Ausgehen verloren, sie waren Stemmkamine. Was Wunder, daß die nüchterne Menschheit meine mir so wichtigen hochtouristischen Neigungen gar bald zu dämpfen suchte. Kaum hatten aber die Weihnachtsferien den lebensfrohen Schwarm wieder in alle Welt entsandt, da brach die lange zurückgedämmte Lust mit verdoppelter Macht los; wieder galt es der Trettachspitze; doch daß dem allzu großen Mut der Dämpfer nicht fehlte, ward der Versuch gar schmählich schon an den Schneehalden des Spätengundkopfs abgeschlagen.

Was an Weihnachten nicht gelang, wurde an Ostern nachgeholt; der Berg war uns wieder einmal gnädig. Wie im Sommer fast waren wir die hartgefrorenen Hänge des Spätengundkopfs emporgestiegen und hatten alle Märchen der einsamen Winternacht im Hochgebirge fast mühelos zu schauen bekommen; ein hartes Waten im Pulverschnee bis zum Einstieg hatte uns für die kommende Arbeit warm gemacht. Die peinlich vorsichtige Kletterei in vereisten Felsen gelang überraschend gut und im wechselreichen Streit mit den Fels- und Eisgebilden des Nordostgrats wuchs die Freude am Schweren. Als wir dann am sonnenbestrahlten Gipfel in gehobener Stimmung den ersten Wintersieg über die Trettachspitze feierten, stieg mir das Selbstbewußtsein gar gewaltig. Nicht als ob ich die überwundenen Schwierigkeiten zu gering einschätzte, sie flößten mir eine unbegrenzte Hochachtung ein; aber mehr fast von der Hochachtung fiel auf die drei Menschlein, die über die »Natur gesiegt hatten«, und wenn davon ein besonderer Teil auf die eigene Person traf, so mag das auf Rechnung der den Menschen angeborenen Eitelkeit gesetzt werden. Das Übermaß derselben wurde bald hart bestraft; im Glauben, Meister der winterlichen Felsen zu sein, hatte ich den Gipfel betreten, im Bewußtsein, noch vieles lernen zu müssen, gewann ich den Fuß der Felsen; dazwischen aber lag manche unerfreuliche Minute, in der mir die von Koseworten versüßte Mahnung meines Bruders, »aufrecht gehen«, Stück für Stück meiner Einbildung herunterriß.

Nach einer glücklichen Ferienfahrt in den Dolomiten, bei der uns vieles von dem gelungen war, was damals als das Schwerste galt, kamen wir wieder zur Trettachspitze zurück; doch ich trat nicht mehr mit jenem frohen, unbefangenen Gefühl der ersten Fahrten dem liebgewordenen Berg gegenüber; fast schaute ich mit Geringschätzung und Blasiertheit auf die heimatlichen Berge herab. Wir wollten von unserem Berge Eindrücke, die wir in den eben verlassenen Gebirgen so reichlich gekostet hatten; einen Riesenschlund sahen wir in unserer Phantasie durch die Westwand herabziehen; ihm galt unser Plan. Noch fühle ich die Aufregung, wie

wir das schmale Band zu seinem Ende verfolgten, jeden Augenblick bereit, etwas Großartiges, Grausiges zu sehen, wie wir es nur einmal geschaut. Und als wir hinter jeder Ecke den Anfang des dräuenden Schlunds zu finden hofften und unsere Erwartung auf immer neue Proben gespannt wurde, war uns zu Mute wie Schatzgräbern, die trotz jeden Mißerfolgs von neuem ihrem Glück vertrauen; wie traf uns dann die Enttäuschung, als anstatt des erhofften Riesenschlunds ein Konglomerat von Splittern, Steinen, abwärtshängenden Felsbrocken und gelbem Lehm uns abweisend entgegenstarrte. Die Stunde ernster Mahnung schlug, die wohl wenigen Hochtouristen erspart bleibt; wir suchten dem Berge abzutrotzen, was seiner Eigenart versagt war; er wies uns ab. Als wir den Eindruck eines glücklich verlaufenen Zwischenfalls überwunden hatten, war zwar unsere Energie ungebrochen, aber die Ereignisse der ernsten Stunde zitterten noch lange in unserer Seele nach; auf dem Gipfel, den wir nach schwerer Kletterei glücklich doch auf einem neuen, wenn auch nicht dem erhofften Weg erreicht hatten, ließ mir die eindrucksvolle Lehre, die uns der Berg gegeben, nicht die gewohnte laute Freude des Sieges aufkommen. Langsam keimte der Same zu einer tieferen Auffassung des Verhältnisses zwischen dem Bergsteiger und den Bergen; das Wort vom »Kampf und Sieg über die Natur«, das ich selbst so oft gedankenlos nachgebetet hatte, kam mir wie eine Überhebung vor; die Freude am reinen Klettern als Selbstzweck, die kurz vorher mein Sinnen und Trachten vollauf befriedigt hatte, schien mir tot und leer; ich ahnte, daß eine innerlichere, größere Freude das Endglied jener vielen Freuden bildet, welche dem denkenden, sich entwickelnden Bergsteiger das Leben in den Bergen schenkt. Und es kam die Zeit, wo die Binde, welche der Kletterkoller vor die Augen legte, langsam heruntersank und ich wieder mit der alten, unbefangenen Freude die fast vergessenen Schönheiten des heimatlichen Hochgebirgs schauen konnte.

Wir waren wieder einmal auf dem altgewohnten Wege zum Spätengundkopf. Die Natur lag im Schnee begraben; rein und unberührt stieg die weiße Fläche des Bacherlochs empor, verschont noch von der Lawinen Vernichtung; zu durchsichtig blauem Eis gefrorene Wasserfälle hingen wie herrlicher Schmuck über die schwarzen Wände herab. Noch lag alles tot im gleichförmig fahlen Schimmer der winterlichen Sternennacht. Da kam ein sanfter Schein hinter den Felsen der Trettachspitze hervor; wie des Mondes Scheibe langsam über die düsteren Felsen stieg, hob ein seltsam ergreifendes Spiel auf den Schneehalden an; ein zartes Leuchten drang von den Myriaden von Schneekristallen, als ob tausend silberne Fäden im Äther schwämmen; und als der Mond höher und höher stieg, huschten Licht und Schatten wie feine, spielende Elfen über die weiten Flächen hinweg. Ein geheimnisvolles, schier unirdisches Rauschen drang aus fernen, verborgenen Tiefen; kein Laut brach sonst die heilige Stille. Es war, als ob wir eingedrungen wären in ein stilles Märchenfest, das die Bergeinsamkeit in der prächtigen Winternacht hoch über den Tälern feierte. Es endete nicht eher, als bis der erste kaum merkliche Widerschein der Sonne den Himmel färbte; langsam erstarb das Leuchten im Schnee, der Mond erblaßte und die lebensfrohen Farben des Tags erfüllten die Berge; ein Tag war angebrochen, so wunderschön rein und klar, wie man sie selten selbst im winterlichen Hochgebirge erlebt. — Wenige Stunden später zwang uns die entfesselte Natur zum schwersten Ringen um unser Heil. In harter Arbeit hatten wir die Plattenwand bezwungen, die viel heikler war als bei unserer ersten winterlichen Ersteigung. Wenige Meter trennten uns noch von den Felsen des Grats, die, im hellsten Sonnenscheine glänzend, uns den sichern Sieg verhießen. Urplötzlich fuhr ein Windstoß durch die Wände; eine feine weiße Staubwolke löste sich vom Gipfelturm und flatterte langsam über die Felsen herab; tief beugten wir uns nieder, als die Eisnadeln wie schneidende Messer unsere Gesichter peitschten, als sie in alle Öffnungen unserer Kleider drangen und unsere Körper

erstarren machten. Wir sahen empor und sahen etwas, was wir im Eifer des Kampfes ganz überschaut hatten; weit draußen wälzten sich graue Wolkenmassen herein und kamen mit unheimlicher Geschwindigkeit näher. Eine große Gefahr stieg warnend vor unseren Augen auf. Das war nicht mehr die Trettach, mit der wir kämpften, das war ein anderer furchtbarer Feind, der nicht zu fassen ist, der blitzschnell nach dem Angriff wieder entflieht und gleich wieder auf sein Opfer niederstürzt und ihm im Brausen seiner Stimme die Besinnung raubt. Das war ein Schneesturm, der ferne herangezogen kam und dessen ersten liebkosenden Hauch wir eben zu kosten bekommen hatten. Und wieder kam der weiße Schleier über unsere erschauernden Körper, wieder ließen wir tief niedergebeugt die kalte Flut über uns hinweggehen. In verzweifeltem, stundenlangem Ringen, wie wir es noch selten erlebt, erzwangen wir uns den Rückzug zum sicheren Karboden. Als wir endlich am Fuß der Felsen standen, war die Freude darüber, daß einer treu für den anderen eingestanden hatte und keine Minute die Sicherheit des Handelns verloren gegangen war, fast größer als die Trauer um den verlorenen Sieg. — Wir stiegen aus unserem engen, einsamen Felsenkessel auf den Grat. Der Weststurm brauste mit voller Macht heran; dunkle Wolkenballen hatten die äußersten Bergeshäupter bereits weggefegt; wie von der Kriegsfurie weggemäht versank ein Gipfel nach dem anderen blitzschnell unter den Wolken; die Ebene deckte ein grauer, trüber Schleier; die Hänge der Täler, die Schneeflächen ringsum erglänzten in einem eigenen, schwermütigen Blau, wie es nur der Winter im Hochgebirge hervorzuzaubern vermag; im Süden wuchsen im hellsten, blendendsten Sonnenschein Gipfel an Gipfel, Felsen an Felsen, Gletscher an Gletscher in den hellblauen Himmel hinein, der messerscharf gegen die dunkle Wolkenbank abgeschnitten war; über die schwarzen Felsen der Trettachspitze aber wallten mit den rhythmischen Stößen des Windes die zarten weißen Schleier bis an den Fuß der Felsen.

Die Zeiten freien Studentenlebens sind vorbei; die tausend Änderungen der Lebensgewohnheiten, die das Berufsleben mit sich bringt, gehen kaum spurlos an den Anschauungen vorüber. So ist es nicht verwunderlich, daß viele Hochtouristen an der Schwelle dieses wichtigen Lebensabschnitts die alte Liebe zu den Bergen vergessen und verlieren. Doch wem sie tiefer im Herzen sitzt, der wird sie zeitlebens nimmer los und eines Tags erwacht die alte Liebe in neuer Jugendfrische im Herzen. Lange Jahre hatte ich die Berge gemieden; dann übten sie wieder den alten Zauber auf mich aus; doch bald merkte ich, daß ich mit veränderten Anschauungen ihnen gegenübertrat; eine höhere Auffassung vom Wert des Lebens vielleicht, vielleicht auch eine ruhige Abschätzung von Gewinn und Einsatz, am Ende die Korrektur jenes ethisch falschen Freiheitsideals, daß jeder Mensch unbedingter Herrscher über sein Leben und seine Person sei, hatten mich jene Touren meiden gelehrt, bei denen Erfolg oder Mißerfolg nur allzuleicht auf des Messers Schneide stehen. — Von all den Bergen, die mich wieder wie früher lockten, galt keinem mein Wünschen mehr als der Trettachspitze. Mein jüngstes Schwesterlein sollte mich auf der frohen Bergfahrt geleiten.

Es war an einem schwülen Julimorgen, als wir von der Spielmannsau aus den altbekannten Weg zum Einödsberg einschlugen; ein Hochwasser der letzten Tage hatte die Brücke über die Trettach weggerissen; da gab die Überschreitung des Flusses auf einem Baumstamm dicht über den dahinschießenden Wogen eine lustige Einleitung des Tags. Als wir uns den üppigen Weidebeständen der Unteren Mädelealpe näherten, wälzten sich bleierne Wolken von Westen über den Kamm; die Luft war drückend und meiner Schwester Geduld wurde bei einer längeren Rast auf eine harte Probe gespannt, bis ich wieder das ersehnte Zeichen zum Aufbruch gab; sie hatte die Partie schon für verloren gegeben, als sich die Nebel zu immer schwärzeren

Knäueln ballten und in Bälde ein Gewitter in Aussicht stellten. Da aber nach wenigen schweren Regentropfen wieder der blaue Himmel über uns lachte, brachen wir frohgemut von neuem auf. Wir waren allein und hocherfreut darüber, daß den ganzen langen Weg niemand die Bergeinsamkeit störte, die mir gerade an diesem Berge in so machtvoller Erinnerung stand. Wir hatten zu früh gejubelt; denn eben als wir uns dem letzten ermüdenden Anstieg zum Einödsberg näherten, hoben sich die Silhouetten mehrerer Menschen gegen den Himmel ab, die eilig hinter dem Rücken verschwanden. Mit Freuden grüßte ich den vertrauten Blick, der sich vom Kamme aus auf Einödsbach und die Schlucht des Bacherlochs eröffnete; mit manchem lauten Seufzer aber schleppten wir uns den mit Plattensplittern übersäten Hang zum Spätengundkopf empor, dessen einförmig steile Halden an Reizen in den langen Jahren nichts gewonnen hatten. Die stolze Felspyramide der Trettachspitze stieg wie eine liebe Erinnerung mächtig aus dem Schneekar empor; ich freute mich an dem Eindruck, den der prächtige Gipfel auf mein Schwesterlein machte, und überließ mich ganz der Flut von Erinnerungen an alte, halbvergessene Stunden.

Wir stiegen ab zum innersten Winkel der Trettachspitze, mit der Bergeinsamkeit war es vorbei. Auf einer kleinen Terrasse, die wir so oft als Rastplatz erkoren, saßen zwei junge Kletterer mit den letzten Vorbereitungen beschäftigt; dicht unter ihnen, doch abgesondert, hielt eine zweite Partie ihre Frühstücksrast. Neugierig wurden die neuen Ankömmlinge gemustert; ein kurzes »Guten Tag«; wir ließen uns an einem dritten Platz, natürlich abgesondert, nieder. Die Menschen im Hochgebirg sind zahlreich geworden; man schätzt die wohltuende Nähe von Gleichgesinnten nicht mehr, weil sie alltäglich geworden ist, und trägt die gewohnten, nüchternen Formen, die man im Leben zu beobachten gelernt hat, auch in die Höhen. Wie schade um die alte Bergherzlichkeit! Gleichmütig, ohne um den Nächsten sich zu kümmern, ging jeder seiner Beschäftigung nach; die unsere galt der Stärkung unseres Magens. Doch ehe wir uns noch so recht in die neue Aufgabe vertiefen konnten, ließen uns verhallende Stimmen rasch aufblicken, die seltsam fremd in dem Felsenkessel klangen. Ich musterte die Wände über uns — richtig, in der Plattenwand des Nordostgrats hing eine vierte Partie, die Wallfahrt auf die Trettachspitze war fertig. Gespannt betrachteten wir ihre Fortschritte. Der erste Mann schien offenbar nicht eben den besten Weg erwählt zu haben, doch mit eleganten Bewegungen überwand er beim zweiten Ansatz die schwierige Stelle; der zweite war noch wenig in die Geheimnisse der Kletterkunst eingeweiht; lange dauerte es, bis er unter kräftiger Nachhilfe mit »Wort und Tat« endlich beim Vorauskletternden stand. Wir betrachteten voll Spannung das reizvolle Schauspiel der zwei Gestalten, deren verschiedenes Können sich so deutlich auf den Felsen abzeichnete. Inzwischen waren sang- und klanglos zwei der Kletterer von unserem Rastplatz verschwunden; die Einsamkeit war größer geworden — ein schüchternes Gesprächlein hub zwischen den noch vorhandenen Partien an. Wir hatten dieselben Pläne und einigten uns fürs erste dahin, daß wir uns gütlich vertragen wollten. Wir gingen langsam zur letzten Quelle voraus, wo wir die letzten Klettervorbereitungen trafen; unsere Rivalen kamen nach und entpuppten sich als zwei Kemptner Herren, mit denen wir von früher her schon bekannt waren. Wir beschlossen daher, uns nicht nur gütlich zu vertragen, sondern gemeinsam unsere Fahrt auszuführen, und waren uns herzlich gute Kameraden den ganzen langen Tag. Endlich verschwanden die Köpfe der ersten Partie hinter den Felsen des Grats; und als gleichzeitig die Steinsalven aufgehört hatten, den Einstieg zu bestreichen, legten wir die Hand an den Fels. Es war ein frisches, lustiges Klettern; unzählige Nagel- und Steigeisenkratzer waren nach allen Richtungen über die Plattenwand verstreut; wer ihnen folgen wollte, mochte manchen Irrweg gehen, den frühere Ersteiger mit den feinen Spuren vorgezeichnet hatten. Die Plattenwand, das Präludium des schönsten

Teils der Trettachkletterei, war rasch überwunden und wir erreichten den schneidigen Grat.

Es war der alte, unvergeßliche Eindruck. Als wir die Köpfe über die schmale, zackengekrönte Schneide hoben und unsere Blicke in die verschwimmenden Tiefen der »Wilden Gräben« tauchten, da kam wieder jene leise Beklemmung über mich, die für wenige Sekunden die Hände fester als nötig an die Felsen klammern läßt und den freien ungezwungenen Bewegungen einen eigen krampfhaften Anstrich gibt. Aber bald war das Gefühl der Unsicherheit verflogen und mit voller Lust gaben wir uns der prachtvollen Kletterei auf der schmalen Brücke hin, die ihren steilen Weg zum Gipfel schlägt. Ich kenne kaum ein schöneres Gefühl, als am sichern Gestein hoch oben in der Luft von Zacken zu Zacken zu turnen, und wenige Berge dürfte es geben, die den herrlichen Genuß in so reicher Abwechslung zu bieten vermögen. Wie freute ich mich, wenn ich auf sicherm Stande Schlinge für Schlinge des Seils vor meine Füße legte und dann auf einmal mein Schwesterlein, die helle Freude im glühenden Gesicht, über die Schneide emportauchte, deren steile Felsen mir nach wenigen Metern oft den Anblick der Nachfolgenden verbarg; wie lachte ich, wenn sie geschäftig und sorgsam die Schlingen um die Zacken legte und fröhlichen Mundes mir versprach, mich festzuhalten, wenn ich stürzte. Die kurze, aber scharfe Kletterei über die Blodigsche Platte war rasch überwunden und mit wenigen Schritten standen wir bei dem Gipfelkreuz.

Ich stand auf dem vertrauten Ort, den ich so lange gemieden. Mit der behaglichen Ruhe reinen Genießens, zu der die aufgereizten Nerven nach den schwersten Kletterfahrten so selten kommen lassen, lehnte ich mich auf die sonnenbestrahlten Gipfelfelsen. Ringsum sah ich den Kreis der Berge und die Pracht der Natur, deren Farben in der Erinnerung verblaßt waren, lebte in frischem Glanz vor meinen Augen auf; und es war mir, als ob sich in die vertrauten Erscheinungen manch neuer Eindruck drängte, für den mir früher Sinn und Verständnis fehlte, und als ob die ganze Landschaft lebensvollere Formen gewann.

Auf dem Gipfel der Mädelegabel wimmelte es von Menschen und lauter Zuruf jauchzte zu uns herüber; sie bekamen Antwort von der lang gezogenen Reihe, die auf der Schwarzen Milz dem ersehnten Berge zuwanderte; das war ein stetes Kommen und Gehen und zeitweise schien der Grat wie mit einem Zaun von schwarzen Figuren geschmückt. Die weißen Wolken, die den Aufenthalt auf steilen Felsgipfeln so reizvoll gestalten können, schoben ihre weichen Nebel zwischen uns und unsere Nachbarn auf dem andern Gipfel und merkwürdig klangen die Rufe aus dem wogenden Treiben; dann öffneten sich wieder langsam Lücken unter uns und wir blickten durch den verziehenden Schleier, wie wenn man auf einem klaren See deutlich erkennbar und doch seltsam verändert den tiefen Grund erblickt.

Ich zog das Gipfelbuch aus seinem Kasten; es war alt und vermodert und manche Seite, vom Regen arg verwaschen, trotzte jedem Versuch der Enträtselung; wir suchten Namen, die uns bekannt waren; manche, die geringschätzig über unsern Berg gesprochen und sich der leichten Ersteigung im Tal gerühmt, fanden wir nicht; manche fanden wir, doch hatten sich die wohlbekannten Schriftzüge gar merkwürdig der Handschrift des Begleiters angepaßt. Ich blätterte zurück um viele, viele Seiten; da leuchteten mir kaum lesbar vertraute Zeilen entgegen, und nichts rief mir so frisch und mit einem Schlag die Bilder der vergangenen Kletterfahrten ins Gedächtnis zurück als die wenigen verblichenen Schriftzüge von meines Bruders Hand.

Der begrenzte Raum war wenig geeignet für Eigenbrödelei; so war bald ein lustiges Gespräch zwischen den drei Partien im Gang, die sich malerisch um das Gipfelkreuz gruppiert hatten. Der Neuling im Klettern hatte schon im Aufstieg

manche böse Wunde in der Kleidung davongetragen, die sonderbare Rückschlüsse auf die Art seiner Fortbewegung gestattete; doch er gestand mit Freimut sein etwas gespanntes Verhältnis mit den Felsen und spielte mit gesundem Humor die Rolle des armen Schlachtopfers, das willenlos vieles über sich ergehen läßt. Sein Begleiter war ein forscher junger Kletterer, voll ungestümen Jugendmuts. Wir hatten beschlossen, die erste Partie, die gleich uns den Nordwestgrat zum Abstieg gewählt hatte, vorausgehen zu lassen, da drei Partien auf dem Grat sich gar zu leicht durch Steine gefährden konnten; ein lautes Juchzen sollte uns die Ankunft der zwei Herren auf dem Ferner melden. Wir warteten lange; und ungeduldig hatten wir schon mehrmals mit lauten Rufen uns nach dem Schicksal der beiden zu erkundigen gesucht, als uns endlich merkwürdig nahe Antwort ward. Wir kletterten frohgemut die ersten leichten Gipfelfelsen hinab und trafen auf die schmale Abschnürung des Grats; wie staunten wir, als wir plötzlich zu unserer Rechten am Ende einer steilen Rinne die Vorausgekletterten zögernd in die Tiefe blicken sahen. Wir hatten rasch die Situation erfaßt; sie waren zu früh vom Grate abgegangen und standen oder hingen vielmehr dicht über den Abstürzen der Nordwand. Wir sahen deutlich, wie der jugendliche Ehrgeiz dem Leiter der Partie den Entschluß schwer erscheinen ließ, die Konsequenzen aus dem begangenen Fehler zu ziehen. »Wenn ich zwei Seile hätte, ginge es ganz gut weiter; wir müßten uns nur über eine überhängende Wand abseilen«. Das Opferlamm hörte mit stoischer Ruhe die überkühnen Worte an; doch ehe noch die Abseilidee einen allzu fruchtbaren Boden im Kopf des Führers gefunden hatte, brachte ich ihn mit eindringlichem, gütlichem Zureden von dem tollen Entschluß ab; ich wußte, daß das Abseilen in die unzugänglichsten, überhängenden Partien der Nordwand hinaus erfolgt wäre.

Wir hatten die Rollen vertauscht und kletterten nunmehr über die Felsen des Nordwestgrats als erste hinab, während die anderen nach ihrer Rückkehr zum Grate warten sollten, bis wir das verabredete Zeichen gegeben hätten. Wir überkletterten die Schneide, die steile Felsrinne dicht neben dem Grat nahm uns auf und unten winkte bereits der Plattenhang, der uns sicher auf den Karboden geleitete. Mein Schwesterlein und ich hatten eben den letzten Abbruch überwunden und gaben auf dem Plattenrande stehend unseren Begleitern Anweisungen für die heikle Schlußtraverse, da surrten plötzlich Steine von oben herab und schlugen krachend vor unseren Füßen auf. Rasch deckten wir uns unter dem Überhang; doch da wir glaubten, das Seil unserer Gefährten hätte uns die Überraschung gebracht, traten wir wieder auf die Platte heraus; aber nach kurzer Zeit kam wieder der fatale Gruß und diesmal erkannten wir, daß er von höher oben seinen Ausgang nahm; und da wir die zwei Herren von der Nordwand für die Missetäter hielten, scholl ein mächtiges Donnerwetter in die Felsen empor. Doch nach der verhallenden Antwort, die von hoch oben erklang, konnten sie sich kaum weit bewegt haben, und als der letzte Mann unserer Partie bei uns angelangt war, vermochte er uns die Rufe zu deuten: die Herren auf dem Grate waren selbst von den geheimnisvollen Steinen bedroht worden. Bald kam des Rätsels Lösung; die vierte Partie des Tags, die wir ganz aus dem Gedächtnis verloren hatten, war nach Überwindung der Westwand auf dem Gipfel angelangt und kam nun im unbekümmerten Klettern, das man so gern nach harter Arbeit pflegt, die leichten Felsen herabgesprungen; sie bedachten nicht, daß heutzutage die Berge voller Menschen hängen. Als es gelungen war, sie zu verständigen, hatten wir rasch die wenig geneigten Platten überschritten und fuhren lustig im Schutt zur Quelle im Kar hinab.

Das kleine Häuflein Menschen, das der schöne Sommertag auf dem engen Raum des einen Kletterbergs zusammengeführt und schließlich doch wie eine kleine Familie vereinigt hatte, zerstreute sich nach allen Richtungen; es war merk-

würdig, wie mit dem sicheren Boden des Kars leise die gewohnte Förmlichkeit wieder die Oberhand über die Herzen bekam. Zuerst verließen uns die treuen Begleiter unserer Fahrt; ein kurzer Gruß und sie sprangen über die Schutthalden gegen den Spätengundkopf hinab: nur wenige Minuten und eine vorspringende Bergecke hatte sie verdeckt. Die Männer von der Nordwand kamen zu unserem Ruheplatz gewandert; kleinlaut musterte der forsche Kletterer die schwarzen, überhängenden Felsen, wohl mochte ihm die Erkenntnis von der Folgenschwere seiner Entscheidung aufdämmern; das Opferlamm besah gar traurig die Reste seiner Kleidung, die nunmehr auch für die Begriffe der Hochregion hart an die Grenze der Wohlanständigkeit streiften; und da er schließlich doch ins Tal mußte, bat er uns errötend um die Werkzeuge der menschlichen Kultur, die seinem Zustand einige Besserung bringen konnten, und zog sich sittsam hinter verdeckende Felsen zurück; geeignet für die Sittlichkeitsanschauungen des Tals zeigte er sich wieder und bald war auch die zweite Partie aus unserem Gesichtskreis geschwunden. In langen, elastischen Sätzen kamen die zwei letzten Kletterer über die leichten Platten herabgestürmt; sie hatten noch die Kletterschuhe an und mit weichen, nachgiebigen Bewegungen stiegen sie über das unangenehme Geröll zu ihrem Gepäck; hemdärmlig, das Seil um die Schulter geschlungen, waren sie das Bild urwüchsiger, schneidiger Kraft, und lange schaute ich den Davoneilenden nach. Ich fühlte wohl, daß sie meinem Empfinden näher standen als meine Begleiter des Tags; früher hätte mich ihr Anblick mächtig gereizt; warum regte sich jetzt nicht der leiseste Wunsch, gleich ihnen die Berge dort anzupacken, wo sich die Schwierigkeiten häufen; war ich blasiert geworden? Doch ich fühlte den mächtigen Eindruck, den die Umgebung auf mich ausübte, und erkannte, daß ich empfänglich für ihre Schönheiten war wie je zuvor.

Mit raschen Schritten kam ein seltsames Paar zu uns von tiefer unten heraufgestiegen, dessen Anwesenheit uns bisher entgangen war; ein langer sehniger Bursche voran, dahinter ein strammes Mädchen in ländlicher Sonntagstracht; was suchten sie in dieser weltverlorenen, einsamen Gegend? Wir trauten unseren Augen kaum, als sie den Einstiegsfelsen des Nordostgrats sich zuwandten; waren wir ins Träumen geraten, gaukelten uns unsere Sinne die alte Geschichte vom jungen Baptist Schraudolph und Viktoria Jochum vor, die ihre Brautfahrt auf den kühnen Zacken ausführten? Der Bursche nahm ein Seil von wenigen Metern Länge aus der Tasche und band es seiner Begleiterin um den Leib; mit den katzenartigen, hastigen Bewegungen der Einheimischen kletterte er rasch den Plattenhang empor, die Dirn folgte; sie kamen auf den Grat und folgten wohlgemut seiner Schneide — also wirklich ein Sonntagnachmittagsausflug von Einheimischen auf die Trettachspitze. Es war die Brautfahrt der zwei einfachen Menschen gewesen; ein Jahr später traf ich den flotten Steiger zufällig wieder im einsamen, winterlich verschneiten Schwand; als wir uns beide wieder erkannten, war unsere Freude herzlich; er erzählte mir schmunzelnd, daß er im selben Herbst noch die heimgeführt, die seine Begleiterin auf der Trettach gewesen war.

Wir sahen den beiden nach, so lange sie zu sehen waren, und jedesmal freuten wir uns, wenn ihre Gestalten wieder über den Zacken des Grats emportauchten; dort wo der Weg zur Blodigschen Variante abzweigt, waren sie längere Zeit verschwunden, sollten sie den neuen Weg der Fremden gehen? Bald waren sie zurückgekehrt und kletterten den alten Weg über das Band, den einst die Jochums und Baptist Schraudolph und die vielen, vielen Einheimischen gegangen waren.

Als sie auf dem Gipfel verschwunden waren, umgab uns zum ersten Male wieder die Bergeinsamkeit; ich fand Zeit, Gedanken auszudenken, die den ganzen heutigen Tag und unbewußt schon viele Tage vorher in meinem Innern sich geregt und immer machtvoller emporgedrängt hatten.

Die Wolken ziehen langsam über uns dahin und ihre Schatten ziehen die gleiche stille Bahn; leise murmelt die Quelle neben uns; vom Rande des Schneefelds rieseln die tausend Tropfen. Die Sonne neigt lautlos sich dem Westen zu; und als sie hinter den Zacken verschwindet, werden die tausend Tropfen stiller und stiller; bald ermattet die lustige Sprache der Quelle und sie versiegt. Noch kurze Zeit und die letzte Spur von Leben ist verschwunden und wir fühlen uns als die einzigen lebenden Wesen in der leblosen Welt der Felsen. Sind sie wirklich leblos? Vom Rande der Felsen, die eben noch der Sonne Strahlen beschienen, löst sich ein Stein; sein Fallen durchbricht die Stille, langsam kollert er die Halde herab und bleibt ruhig liegen neben den unzähligen Steinen, die vor ihm den Weg gegangen. Wie eine Antwort tönt's auf meine Frage. Und in mir taucht das Bewußtsein auf von dem überwältigenden Leben der Felsen und Steine und des Schnees und der Gewässer, das in Zeiten zurückreicht, die unser Menschenverstand kaum auszudenken vermag. Die mächtigen Felstürme zu unserer Rechten, die feine Filigranarbeit der Zacken, die kaum sich über des Grates Schneide erheben, die glattgescheuerten Platten mit ihren weitverzweigten Rinnen, sind sie anderes als die stummen Zeugen ewig schaffender, ewig verändernder Kräfte? — Wir stiegen ins Tal hinab.

Ich schaue die übereinander gelagerten Felsbänke, die wie mit geheimnisvollen Runen in ihren feingezogenen Konturen die Geschichte ihrer Entstehung auf die Stirne geschrieben tragen; ihr ruhiger Fluß wird plötzlich unterbrochen durch seltsam geschwungene Linien, das Bild der erstarrten Bewegung zeigt mir die ungeheure Gewalt, die einstens die starren Massen aus ihrer Ruhe zwang. — Die öden Flächen ohne Grün verschwinden; fruchtbare, weiche Erde tritt an Stelle des grauen Gesteins; Wiesen und Blumen geleiten uns in immer steigender Üppigkeit, und wie wir tiefer kommen, wechseln ihre Formen; von allen Seiten strömen in reicher Fülle die Bäche zur Tiefe und mehren sich. Und mit stiller Andacht erkenne ich das eherne Gesetz, das über den Erscheinungen der Natur waltet ebenso wie über uns Menschen.

Die Saat, die damals in meinem Innern aufgegangen, hat fortan mein ganzes Fühlen in den Bergen beherrscht und mit dem reichen Segen, den mir selbst das Studium der Erscheinungen in der Hochregion geschenkt, wuchs mir der Wunsch, auch andere die gleiche Freude miterleben zu lassen.

Uns Hochtouristen hat das Schicksal ein großes Geschenk gegeben; wir haben Zutritt zu den Schönheiten der Natur dort, wo sie am offensten vor Augen liegen und die großartigste Entwicklung zeigen. Doch wie selten wissen wir das Geschenk auszunützen; die Berge bleiben uns innerlich fremd und wir scheinen wie törichte Menschen, die nur Fassaden eines prächtigen, an Schätzen reichen Palastes betrachten und kaum daran denken, die Kostbarkeiten zu schauen, die uns im Innern offenstehen. Erst wenn wir den Pulsschlag des großen Lebens in den Bergen fühlen und verstehen und in die Geheimnisse ihrer Geschichte, ihres Werdens und Vergehens einzudringen suchen, haben wir den tiefsten und edelsten Kern unserer Leidenschaft begriffen.

Die Ortlergruppe[1]

Von

Dr. E. Niepmann

III. Teil. Der Monte Cevedale und die Südlichen Ortleralpen

Eine systematische, auf Vollständigkeit ausgehende Darstellung würde als »Südliche Ortleralpen« das ganze Bergland zu behandeln haben, das im Westen durch den Lauf der Adda von Bormio bis Tresenda begrenzt, im Süden durch das Val di Corteno, den Oberlauf des Oglio, den Tonalepaß, das Val Vermiglio und das Val di Sole von der Adamello-, Presanella- und Brentagruppe getrennt, im Osten geologisch scharf durch eine markante Bruchlinie, orographisch weniger deutlich durch das Val di Pescara, den Castrinsattel, das Marauntal und das unterste Ultental von den Nonsberger Alpen geschieden wird. Geologisch bildet dieses Gebiet eine Einheit: kristalline und epikristalline Schiefer der verschiedenen Arten, an einigen wenigen Stellen von älterem Eruptivgestein durchbrochen, hie und da mit Einlagerungen kristalliner Kalke, sind die herrschenden Gesteine. Verbunden mit Kalklagern im Schiefer kommen Eisenerze vor, die an einigen Orten abgebaut worden sind, so z. B. östlich von Cogolo an den Abhängen des Cadinel und Vegaja.

Wirtschaftlich von größerer Bedeutung ist das Vorkommen von Mineralquellen. Die Thermen von Bormio sind wohlbekannt; S. Caterina, Pejo und Rabbi verdanken den Besuch, den sie bekommen, und die Entwicklung, die sie genommen, fast ausschließlich dem Vorhandensein der Eisensäuerlinge, die hier dem Boden entquellen. Aber abgesehen von den Grenztälern im Westen und Süden, dem Addatal und dem Sulzberg, wo das milde Klima einen üppigen, stellenweise schon südlichen Pflanzenwuchs zeitigt, ist die Bevölkerung nicht anders wie in den Nördlichen Ortleralpen hauptsächlich auf Wald- und Weidewirtschaft angewiesen; Getreidebau ist nur mehr in ganz geringem Umfange möglich. Politisch teilen sich Italien und Österreich in den Besitz, so daß dem Kaiserstaat der Osten, Italien der Westen angehört; doch bedeutet die politische hier keine sprachliche Grenze. Italienische Zunge herrscht hier wie dort; nur in dem äußersten Osten südlich des Ultentals liegen die bekannten deutschen Sprachinseln des oberen Nonsbergs.

Daß und weshalb der östliche Teil dieses weiten Alpenlands von der Betrachtung ausgeschlossen werden mußte, ist schon in der »Zeitschrift« von 1905, S. 306, auseinandergesetzt worden; als Ostgrenze für das hier zu behandelnde Gebiet hat darnach das Val della Mare, beziehungsweise das Val di Pejo von der Fürkelescharte bis Fucine zu gelten. Als Nordgrenze ergibt sich nach den Ausführungen der beiden ersten Teile dieser Arbeit die Linie: unteres Val Furva — Val Zebru — Passo del Zebru — Langenfernerjoch. Mehrfach umgebogen, verläuft diese Linie doch im wesentlichen in westöstlicher Richtung.

Das so umschriebene unregelmäßige Viereck zerfällt durch das Val Furva und die dieses nach Süden fortsetzende Furche des Gaviapasses in zwei Hälften, eine

[1]) Schluß zum Jahrgang 1905 und 1906.

westliche (genauer südwestliche) und eine östliche (beziehungsweise nordöstliche). Der Flächeninhalt beider dürfte nicht wesentlich verschieden sein, um so mehr ihre touristische Bedeutung. Nach diesem Gesichtspunkt, der für die Leser der »Zeitschrift« maßgebend ist, bestimmt sich die Behandlung der beiden Teile in diesen Blättern, die hauptsächlich mit der östlichen Hälfte und da wieder mit dem eigentlichen Hochgebirge, den im engeren Sinne sogenannten Südlichen Ortleralpen, sich zu beschäftigen haben werden.

Die Täler und die wichtigeren Übergänge

Abgesehen von dem Cevedale, der den meisten Besuch von Norden und Nordosten, aus dem Sulden- und Martelltal erhält und seit Erbauung der Halleschen Hütte einen immer noch recht kleinen Teil seines Überflusses an die unmittelbar südlich gelegenen Berge des Hauptkamms weitergibt, kommen für den Besteiger der Hochgipfel unseres Gebiets als Zugang wie als Standquartier fast ausschließlich die Täler von S. Caterina und Pejo mit den gleichnamigen Hauptorten in Betracht. Beide sind dazu ganz wohl geeignet, denn ihre vielfachen Verästelungen reichen in alle Teile der Gruppe hinein und bis weit in die Hochregion hinauf. Daß diese Vorteile heute noch so wenig ausgenutzt werden und der touristische Besuch der schönen Täler und der herrlichen Gipfel bislang sehr gering ist, liegt zum guten Teile daran, daß die Ausgänge der Täler ziemlich weit ab von den Gegenden liegen, die deutsche Bergsteiger in größerer Anzahl aufzusuchen pflegen, und daß sie nur unbequem oder mit unverhältnismäßigem Zeitaufwand zu erreichen sind.

Das gilt natürlich in erster Linie vom Pejotale, in geringerem Maße aber auch von dem bei Bormio mündenden Val Furva. Wer beispielsweise seine Operationsbasis von Trafoi nach S. Caterina verlegen will, wird — wie ich im vorigen Sommer — bemerken, daß das nicht so einfach ist, als die Kürze der Entfernung glauben machen könnte. Meinen ursprünglichen Plan, über einen der Gletscherpässe ins Val Zebru und weiter nach S. Caterina zu wandern, vereitelte mehrtägiges schlechtes Wetter, dessen Ende abzuwarten mir eine bindende Verabredung unmöglich machte. So blieb nur übrig, die Stilfserjoch Straße zu benutzen. Infolge einer mit den Jahren stetig gewachsenen Abneigung gegen Chausseewanderungen beschloß ich zu fahren. Die Frühpost von Trafoi zu benutzen, ging aber nicht an, weil das Postbureau, wo ich mein Gepäck aufgeben mußte, erst um 8 Uhr geöffnet wurde. »Das macht nichts,« tröstete mich der Portier des Trafoihotels, »wenn Sie nach Aufgabe des Gepäcks aufbrechen, überholen Sie die Post leicht und können nach Belieben unterwegs einsteigen.« Das leuchtete mir ein; stolz ließ ich den Wagen abfahren, beförderte in aller Ruhe meinen Koffer und machte mich mit dem seligen Gefühl des Wanderers, der diesen Quälgeist für einige Zeit losgeworden ist und das oder den »Rezipiß« in der Tasche trägt, auf den Weg.

Als ich den Wagen einholte, hatte die Wanderlust den Sieg davongetragen und ich den Entschluß gefaßt, bis Ferdinandshöhe weiterzugehen und erst da einzusteigen. Bei Franzenshöhe begann es zu regnen; doch unterdrückte ich den Gedanken auf den Wagen, der schon ziemlich weit zurück war, zu warten, hüllte mich in meinen Billrotbattist und schritt rüstig weiter. Bald goß es in Strömen, dichte Wolken verhüllten die Landschaft, und um den Reiz der Wanderung zu erhöhen, ertönte alle Augenblicke aus dem Nebel das dumpfe Tuten eines Automobils. Nur auf den Abschneidern, die ich entgegen der Baedekerschen Vorschrift mit peinlicher Gewissenhaftigkeit benutzte, fühlte ich mich einigermaßen sicher vor diesem Schrecken der Landstraße, wenn auch nie ganz frei von Furcht, eines der Ungetüme könnte als Autolawine abgehen und den arglosen Wanderer mit sich in die Tiefe reißen.

Jedenfalls hatte ich die Empfindung, nie auf einer meiner Bergfahrten wehrloser einer »objektiven« Gefahr gegenübergestanden zu haben. Da die Betrachtung der Aussicht mich keinen Augenblick in Anspruch nahm, erreichte ich Ferdinandshöhe bereits gegen 11 Uhr und verbrachte die Zeit bis zum Eintreffen des Postwagens mit der melancholischen Beobachtung, wie der Regen allmählich in Schnee überging und eine weiße Decke mit unheimlicher Schnelligkeit sich ausbreitete und verdichtete. Endlich gegen 12 Uhr erschien die Post; mit einigem Befremden gewahrte ich, daß die Insaßen sämtlich ausstiegen, während ich mich beeilte, einen Platz im Wagen einzunehmen. Verwundert fragte der Kondukteur, was ich denn schon in dem Wagen wolle, und ich erfuhr mit Entsetzen, daß der Wagen eine zweistündige Rast machte und erst um 2 Uhr weiterging. Um 3½ Uhr aber fuhr die Nachmittagspost von Bormio nach S. Caterina! Die geniale Einrichtung ist also offenbar nur getroffen worden, um es dem Reisenden unmöglich zu machen, daß er den Anschluß in Bormio erreicht und in einem Tage von Trafoi nach S. Caterina gelangt. Verdrießlich verließ ich den Wagen wieder und überlegte. 22 *km* beträgt die Entfernung von Ferdinandshöhe bis Bormio, drei Stunden standen mir noch zur Verfügung; bei etwas beschleunigtem Tempo konnte es mir also noch gelingen, rechtzeitig in Bormio einzutreffen. Rasch war mein Entschluß gefaßt; ich schulterte den Rucksack und trabte los. Zwischen der vierten und dritten Cantoniera gab es noch einen Aufenthalt. Infolge des Neuschnees war auf dem östlichen Berghang eine Kuh gestürzt und brüllte kläglich um Hilfe. Ich ging hinzu, konnte aber dem armen, offenbar schwerverletzten Tier nicht helfen und mußte mich begnügen, dem Sennen auf der weiter unten gelegenen Alpe Mitteilung von dem Vorkommnis zu machen und ihn zu schleuniger Hilfeleistung aufzufordern. Unterhalb der dritten Cantoniera wich der Schnee, der mich bis dahin geleitet hatte, einem soliden Landregen. Nichts störte mich in der Kontrolle der Fortschritte meiner Wanderung an der Hand der Uhr und der Kilometersteine, die die Einförmigkeit der düsteren Landschaftsbilder in genau wiederkehrenden Zwischenräumen unterbrachen, und mit Befriedigung konnte ich nach Verlauf von zwei Stunden feststellen, daß mich nur mehr 6 *km* von Bormio trennten und das rechtzeitige Erreichen meines Ziels gesichert war. Eine gute Stunde später rollte ich denn auch im Wagen der italienischen Post über das holprige Pflaster von Bormio dem Eingange des Val Furva zu. Meine Begleiter waren ein neapolitanisches Ehepaar mit Tochter, die der heißen Sonne des Südens entfliehen wollten und, wie der Vater sich ausdrückte, »die Kälte« suchten. War dies ihr einziges Ziel in den Bergen, so konnte es als erreicht gelten; denn wenn auch in dem Talkessel von Bormio die Sonne bisweilen verstohlen durch die Wolken lugte und die bis tief hinab beschneiten Abhänge des Monte Vallaccetta beleuchtete, war es in dem sonst so warmen Tale recht frisch.

Die vorübergehende Aufheiterung ermöglichte mir eine Anschauung von dem Charakter des mir noch unbekannten unteren Val Furva zu gewinnen. Die südlich des Tals allmählich ansteigenden Hänge des Monte Vallaccetta sind waldbedeckt; das Mittelgebirge im Norden ist weit hinauf bebaut und gewährt mit seinen Feldern, den zahlreichen kleinen Ortschaften und den malerischen Kirchen ein sehr freundliches Bild, in das die schroff abfallenden Felswände des Dosso Reit gleichzeitig einen Zug von Großartigkeit hineintragen. Die engen und schmutzigen Dörfer des Tals, die der Wagen passiert, erhalten einen eigenartigen Reiz durch die auffallend große Zahl der Häuserruinen, die in ihnen stehen. Augenscheinlich brechen die Bewohner, wenn ein Haus baufällig oder durch Feuer vernichtet wird, die Reste nicht ab, sondern überlassen der Zeit die völlige Zerstörung und bauen sich nebenan ein neues Heim. Oberhalb der Mündung des Val Zebru verengt sich das Tal zu einer von steilen, waldigen Hängen eingeschlossenen Schlucht, in deren Grunde der un-

gestüme Frodolfo braust. Da uns außerdem der wieder eintretende Regen zwang, den Wagen zu schließen, waren wir es wohl zufrieden, als dieses einförmige Wegstück ein Ende nahm und wir nach zweistündiger Fahrt die Talweitung von S. Caterina erreichten.

Von der großartigen Umgebung S. Caterinas, die bei dem ersten Besuch vor 15 Jahren mein und meiner Begleiter helles Entzücken hervorgerufen hatte, war zunächst nichts zu sehen, da alle Berge in Wolken steckten. Das Aussehen des kleinen Orts hatte sich nicht unwesentlich verändert. Damals gab es außer der Kirche nur ein größeres Gebäude, das sogenannte Stabilimento Clementi, das gut geführt, aber in mancher Beziehung noch etwas primitiv war. Beispielsweise fehlte eine elektrische Klingelanlage; jedes Zimmer hatte einen Schellenzug, der eine Glocke auf dem Korridor in Bewegung setzte. Wir zerbrachen uns den Kopf darüber, wie die Zimmermädchen auf das Läuten hin jedesmal das Zimmer, dessen Insasse geläutet hatte, ausfindig zu machen wußten, bis eine genaue Untersuchung uns des Rätsels Lösung brachte. An dem Klöppel jeder Zimmerglocke war vermittels eines langen Fadens ein Kork befestigt, der durch das Anziehen des Schellenzugs in schwingende Bewegung geriet und so der herbeieilenden servente mit untrüglicher Sicherheit anzeigte, wo ihre Gegenwart gewünscht wurde. Heute ist das Stabilimento ein großes, mit allem Komfort ausgestattetes Haus, das von der feinen Mailänder Welt mit Vorliebe aufgesucht wird und während der Saison meist überfüllt ist. Zudem sind noch verschiedene andere Hotels entstanden, die mäßigen Ansprüchen gerecht zu werden vermögen. Auch in ihnen sind die Besucher fast ausschließlich italienische Badegäste und Sommerfrischler, dementsprechend ist das touristische Leben gering und sind bergsteigerische Unternehmungen selten. Deutsche Hochtouristen kommen wenig nach S. Caterina und benutzen es in der Regel nur als Durchgangspunkt.

Die Mehrzahl von ihnen erreicht den Ort dann nicht auf dem beschriebenen Wege über das Stilfser Joch und Bormio, sondern über einen der Gipfel oder Pässe des Suldenfernerkamms. Auf diese Weise, von dem Königsjoch nach Süden absteigend, lernte ich zum erstenmal im Jahre 1892 den oberen Teil des Val Furva kennen. Bequemer und üblicher ist der Weg über das Langenfernerjoch, 3271 *m*, das man vom Eisseepaß fast ohne Steigung über das Firnplateau des Zufallferners in einer halben Stunde erreicht. Vom Joch führt ein ausgetretener Steig den Felshang hinab zur zahmen Vedretta di Cedeh und über diese zu den Laghi di Cedeh im Val Cedeh, dem obersten Ast des Val Furva. Über Trümmer und magere Alpenweiden führt der Pfad talwärts zur Capanna del Cedeh der Sektion Mailand des Club Alpino Italiano. Die 2505 *m* hoch in überaus großartiger Umgebung gelegene Hütte bietet Gelegenheit zu den mannigfaltigsten Touren; sie kann bis zu 30 Personen beherbergen und ist während der Sommermonate bewirtschaftet.

In einer schwachen Stunde gelangt man von der Capanna zu den Baite del Forno, die den ersten Erforschern der Südlichen Ortleralpen oft als Unterkunft dienten. Der heutige Bergsteiger ist nicht mehr auf die Gastfreundschaft der Hirten angewiesen; etwas unterhalb der schmutzigen Hütten steht ihm ein schmuckes Berggasthaus zur Verfügung, das 1896 als Osteria Buzzi errichtet, vor einigen Jahren ansehnlich erweitert und Albergo del Forno getauft wurde. Der Zunge des Fornogletschers gegenüber in ca. 2200 *m* Höhe gelegen, ist das Haus ein vortrefflicher Stützpunkt für Besteigungen des Confinale und der Gipfel des Hauptkamms vom Pallon della Mare bis zum Tresero und auch für längeren Aufenthalt sehr geeignet. Der Bergsteiger im Lodenrock wird sich in den einfachen, aber hellen und reinlichen Räumen des Hauses wohler fühlen als in den überfüllten Hotels von S. Caterina, zumal die Besitzer eine gute Küche und einen ordentlichen Keller führen und alles tun, um ihren Gästen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu gestalten. Der Wirt, ein Italiener aus Sondrio, der aber ganz gut deutsch spricht, ist ein

sehr verständiger Mann. Auf Reklame verzichtete er bisher, weil seiner Meinung nach die Güte des Gebotenen die auf die Dauer wirksamste Reklame sei. Seine erwachsene Tochter sendet er den Winter über nach einem Ort in der Nähe von Bozen, damit sie sich in der deutschen Sprache und im Malen vervollkommnet. Auf meine Bemerkung, daß sie dann später die Wände des neuen Speisezimmers ausmalen könnte, wozu die großartige Umgebung eine Fülle herrlicher Motive stelle, meinte er ganz zutreffend, Landschaften dürfe man hier nicht malen, weil die Natur in ihrer Schönheit und Großartigkeit unerreichbar sei. Richtiger sei es, hier im Bilde darzustellen, was die Gegend nicht biete, z. B. Früchte. In der Tat hingen denn auch ein paar Stilleben, Melonen, Trauben, Pfirsiche und Birnen wiedergebend, an den Wänden. Die Entfernung des Albergo von S. Caterina ist im »Hochtouristen« mit 2¹/₂ Stunden erheblich zu hoch angegeben; der Weg, der nach Verlassen des ebenen Talbodens neben der Klamm des Frodolfo emporzieht, ist im Aufstieg bequem in 1¹/₂ Stunden, im Abstieg in einer Stunde zurückzulegen. Für die Strecke vom Albergo bis zur Capanna Cedeh sind gleichfalls 1¹/₂ Stunden anzusetzen.

Ein großer Teil der deutschen Touristen, die durch das Val Cedeh nach S. Caterina kommen, verläßt den Ort auf dem Gaviapaß-Wege, der nach Süden ins Tal des Oglio führt und den nächsten Zugang zum Adamello bildet. Der mehrfach geäußerten Ansicht, daß dieser Paß nur mäßig lohnend sei, vermag ich nicht beizutreten, erinnere mich vielmehr der beiden Male, die ich ihn begangen habe, mit großer Freude, besonders der prächtigen Rückblicke auf die Ortlergruppe. Noch lohnender kann man die Tour gestalten, indem man die Besteigung eines der aussichtsreichen Gipfel zur Linken oder zur Rechten des Passes, etwa des Corno dei tre Signori oder des Monte Gavia mit dem Übergang verbindet. Der Saumpfad ist freilich in seinem unteren Teile abscheulich holperig, man kann aber eine der schlechtesten Partien dadurch vermeiden, daß man einen von dem markierten Wege links abzweigenden Fußpfad einschlägt, der in mäßiger Steigung durch Wald emporführt und sich vor der ersten Brücke über den Gavia, dem Ponte delle Vacche, mit dem Hauptwege wieder vereinigt. Jenseits der Brücke hat man die Wahl zwischen zwei Wegen, die beide ganz ordentlich sind. Etwas vorteilhafter dürfte es sein, demjenigen zu folgen, der auf dem östlichen Bachufer bleibt. Jenseits des Ponte di Pietra zweigt links ein Steig ab, der zum Sforzellinagletscher führt; auf dem Gaviawege gelangt man nun bald (drei Stunden von S. Caterina) zu dem Schutzhause, das die Sektion Brescia des C. A. I. in 2580 *m* Höhe erbaut hat.[1]) Es enthält im Erdgeschoß außer der Küche, die zugleich als Führerraum dient, ein großes Speisezimmer, im ersten Stock eine Anzahl Schlafzimmer mit ca. 20 Lagern. Die Hütte ist verproviantiert; doch wird nicht genügend für den Ersatz der Vorräte gesorgt, so daß man nicht mit Sicherheit darauf rechnen kann, das Notwendige anzutreffen. Auch war bei meiner letzten Anwesenheit ein Teil des Proviants verdorben, ein anderer minderwertig. Wer also mehrere Tage auf der Hütte verweilen will, tut gut, sich vorzusehen. Von dem Rifugio führt der Weg durch das flache und einförmige Hochtal fast eben in einer halben Stunde zum hellgrünen Lago bianco und in weiteren zehn Minuten über einen Querriegel zur Paßhöhe, von der man einen beschränkten, aber eindrucksvollen Blick nach rückwärts auf die Ortlerberge, nach vorn auf die Adamellogruppe hat. Über Trümmer geht es nun hinab an dem Lago nero, der rechts bleibt, der Aqua benedetta und dem Baito di Gaviola vorbei ins Val delle Messi, das den Wanderer an Pezzo vorbei nach Ponte di Legno im Ogliotal geleitet.

[1]) Die offizielle Bezeichnung ist Rifugio al Passo di Gavia. Irreführend ist die Angabe im »Hochtouristen« »auf dem Pian Bormino«; denn Pian Bormino heißt nach der Alpenvereinskarte der grasige Hang südwestlich von der Zunge der Vedretta Dosegù. Auch ist die Hütte nicht, wie dort angegeben, bewirtschaftet.

Nicht so leicht und bequem gelangt man von S. Caterina nach Pejo. Wer nicht auf weitem Umwege, etwa von dem eben erwähnten Pezzo über den Montozzopaß oder gar über Ponte di Legno, den Tonale und Fucine nach Pejo wandern will, muß den Hauptkamm der Südlichen Ortleralpen überschreiten. Zwischen Cevedale und Tresero sinkt dieser Kamm nirgends unter 3300 *m* herab; die Überschreitung der Pässe bedingt demgemäß lange Gletscherwanderungen, ist kaum weniger beschwerlich, aber weniger dankbar als die Querung der Gipfel und wird darum ohne Verbindung mit Gipfelbesteigungen fast niemals unternommen.

Der einzige Paß, der so etwas wie eine Art von Verkehr zwischen den beiden Tälern darstellt, ist der Passo Sforzellina, ca. 3000 *m*. Zwar ist auch bei diesem Paß auf der Westseite ein kleiner Gletscher zu überschreiten; doch ist dieser ganz harmlos und der Übergang kann auch von dem einzelnen Wanderer gewagt werden. Vorbedingung ist allerdings helles Wetter, da das Terrain auf der Westseite des Passes unübersichtlich ist und, wenn man die Route nicht einhält, die richtige Scharte in dem Felskamm zwischen Punta Sforcellina und Corno dei tre Signori leicht verfehlt werden kann. Da am 19. August vorigen Jahrs die erwähnte Vorbedingung fehlte und ich am nächsten Tage unbedingt in Pejo sein mußte, verabredete ich mit dem Führer Compagnoni in S. Caterina, daß er mich bis zur Paßhöhe begleiten solle; ein liebenswürdiger junger Mailänder, dessen Bekanntschaft ich im Hotel Milano gemacht hatte, erbot sich, mich gleichfalls dahin zu geleiten, was ich gern annahm. Wider alles Erwarten war das Wetter ganz leidlich, als wir am Morgen des 20. um 5 Uhr 15 Min. das Hotel Milano verließen, und ein frischer Nordwind war erfolgreich bemüht, mit dem letzten Reste von Nebeln und Wolken aufzuräumen. Die frische Brise gestaltete den Aufstieg auf dem Gaviapaß-Weg, den wir zunächst zu verfolgen hatten, sehr angenehm und ließ uns kräftig ausschreiten. Den oben erwähnten Steig, der oberhalb des Ponte di Pietro von dem Gaviawege abzweigt, ließ Compagnoni unbenutzt und er behauptete, daß derselbe länger und beschwerlicher sei als die von ihm eingehaltene Route. Erst in Sicht der Capanna bog er vom Gaviawege ab und stieg über Rasen, dann Geröll und Blockwerk schräg links aufwärts. Bald zeigten sich rote Zeichen (schräge Kreuze), die vom Rifugio zum Sforzellinagletscher führen und, obwohl in sehr ungleichen Zwischenräumen angebracht, das Einhalten der Richtung in dem unübersichtlichen Gelände wesentlich erleichtern.

Nachdem wir unterhalb des Gletschers 35 Minuten gerastet, stiegen wir das kleine Eisfeld empor, überwanden mühelos die Randkluft und erreichten um 10 Uhr, also nach einer Gehzeit von 4 St. 10 Min., die Paßhöhe, wo sich die Aussicht nach Osten öffnete. Sie ist im wesentlichen beschränkt auf die Brentagruppe; ganz rechts zeigte sich die Presanella und im Hintergrunde sieht man noch, verschleiert und schwer zu unterscheiden, einige Dolomiten.

Nach rechts zieht ein zersplitterter Felsgrat hinüber zum Corno dei tre Signori, dessen schlanke Pyramide dräuend und lockend zugleich in die Lüfte ragt. Es wäre Zeit genug gewesen, den schönen Gipfel zu besuchen, da aber meine Begleiter keine Lust dazu zu haben schienen und ich den Berg später mit meinem in Pejo erwarteten Gefährten doch zu besteigen beabsichtigte, nahm ich von der Besteigung Abstand.

Herr Sigismund blieb auf dem Paß zurück, Compagnoni ließ es sich nicht nehmen, mit mir noch ein Stück über Blockwerk und Schutt hinabzuklettern, bis auf der linken Moräne des vom Corno herabkommenden kleinen Gletschers Steigspuren sichtbar wurden. Dann kehrte er zu Herrn Sigismund zurück und ich setzte den Abstieg allein fort. Nachdem ich den obersten Talboden des Val Bormina erreicht hatte, folgte ich dem jungen Noce, ohne mich viel um den stellenweise sehr undeutlichen Steig zu bekümmern. Nach einer Stunde mündet links das Val Umbria und es zeigt sich die erste menschliche Behausung, ein verfallenes Baito, das allerdings

mehr einer Räuberhöhle gleich sieht und nicht bewohnt zu sein scheint. Einige Zeit geht es fast eben hin; dann verläßt der Pfad den Bach, der in enger Klamm zur nächsten Talstufe hinabtost, und biegt etwas ansteigend um einen Vorsprung, jenseits dessen sich ganz unvermittelt ein überraschender Blick in das Val Piana öffnet. Es ist von den Seitentälern des Val del Monte unzweifelhaft das schönste; ungemein majestätisch und großartig erhebt sich in seinem Hintergrunde die gewaltige Wand des Monte Giumella. Compagnoni hatte mir empfohlen, immer dem Noce zu folgen, und ich habe bei einer späteren Wiederholung des Wegs bemerkt, daß sein Rat richtig war, und daß man längs des Bachs leicht zur ebenen Talsohle des Val del Monte hinabgelangt, wo ein guter Karrenweg beginnt. Da aber die Alpenvereinskarte hier abbricht, die Pfadspur am Bache wieder ganz undeutlich wurde und ich auf der gegenüberliegenden Seite des Val Piana einen schönen, breiten Weg von der Malga Paludei an der Berglehne sich hinziehen sah, bog ich links ab, überquerte die Schlucht des aus dem Val Piana kommenden Rinnsals und gewann so die Malga und den breiten Weg, der mich vom schmalen Pfade der Tugend abgezogen hatte. Anfangs ging alles gut; durch schütteren Wald führte der gute Weg fast eben dahin und brachte mich in einer kleinen halben Stunde zur Giumellaalpe. Die große Malga war verlassen; ich hörte später, daß sie erst bezogen wird, wenn die Umgebung der Malga Paludei abgeweidet ist. Zur Zeit wurde sie einem Säuberungsprozeß in derselben einfachen und gründlichen Weise unterzogen, in der Herkules den Stall des Augias reinigte, indem man einen starken Bach hindurchgeleitet hatte. Der schöne Weg hörte hier mit einem Male auf; den Zickzackpfad, der von der Malga Giumella ins Tal führt, verfehlte ich und mußte mich mühsam und steil durch Wald und Gestrüpp hinabarbeiten, bis ich bei der Fontanella Celentino die Talsohle und den Karrenweg erreichte. Die Quelle ist ein Eisensäuerling, ähnlich dem von Pejo, aber nach meinem Empfinden angenehmer; wenigstens schmeckt er nicht so stark nach Tinte und verdorbenem Kork. Unterhalb Celentino war zur Zeit österreichisches Militär in größerer Anzahl mit dem Bau einer kleinen Befestigung beschäftigt. Es ist wohl weniger der Sforzellinapaß, den das Fort zu sperren bestimmt ist, als der Passo di Montozzo, der vom Val del Monte über den südlichen Bergkamm zum Oglio führt. Bald darauf lichtete sich der Wald und ich trat hinaus auf einen grünen Wiesenplan, auf dem rechts die Gasthäuser des Bades Pejo, links oben am Berghang die Hütten des gleichnamigen Dorfs sichtbar wurden.

Im Dorf Pejo ist kein Gasthaus vorhanden; im Bade gibt es außer den ziemlich geräumigen Badeetablissements und dem bekannten Hotel Oliva ein paar Albergi, die bei einfachen Ansprüchen genügen. Außerdem ist ein ziemlich großer Neubau im Werke. Infolge einer Verabredung mit meinem Freunde Dr. von Hepperger, der bald nach mir per Rad in Pejo eintraf, nahmen wir Quartier im Albergo Caserotti, wo wir etwas eng, aber sonst ganz leidlich untergebracht waren und zu unserer Freude den früheren Zentralpräsidenten und langjährigen Vorstand der Sektion Berlin, Professor J. Scholz und dessen Gattin, trafen. Während der Woche, die wir in Pejo zubrachten, waren wir die einzigen Deutschen; das übrige Publikum bestand aus italienischen Badegästen, die gewissenhaft ihre Becher Pejowasser zu bestimmten Tageszeiten zu sich nahmen und die Zwischenzeit mit Herumstehen und Bocciaspiel ausfüllten. Ich bin aber überzeugt, daß diese Verhältnisse nicht von Dauer sein werden, daß Pejo sich in kurzer Zeit zu einer beliebten Sommerfrische und zu einem besuchten Standquartier für Bergsteiger auswachsen wird.

Alle Vorbedingungen dazu sind von der Natur gegeben. Die Lage von Pejo auf grünem, waldumkränztem Wiesenplan ist herrlich und erregte jedes Mal, wenn wir von den Bergen zurückkehrten, unser beider Entzücken aufs neue; die gute Wirkung der reinen und belebenden, dabei nicht zu rauhen Luft wußte Frau Professor Scholz



Naturaufnahme von Fritz Benesch

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Cevedale vom Eisseepaß.



nicht genug zu loben. Wer es über sich gewinnt, von dem Wasser zu trinken, das bei jeder Mahlzeit in reichlicher Fülle zur Verfügung gestellt wird, kann sich einbilden, gleichzeitig eine wohltätige Magenkur vorzunehmen. Zu kleinen Spaziergängen locken die waldigen Hänge des Val del Monte. Schon jetzt sind hier ein paar Promenadewege, deren Zahl sich unschwer vermehren ließe, angelegt, sie führen zu leicht erreichbaren Aussichtspunkten wie dem Specolo und dem Belvedere, die ganz wundervolle, kaum zu übertreffende Berg- und Talsichten gewähren. Dem Liebhaber des Mittelgebirgs bieten sich die begrünten Höhen des Bergkamms südlich vom Val del Monte, zwischen diesem und dem Val Vermiglio, die Cima Boai und ihre Nachbarn, von Pejo in wenigen Stunden auf genußreicher Wanderung zu erreichen. Es sind Aussichtsberge ersten Rangs dank ihrer einzigartigen Lage unmittelbar den Südlichen Ortleralpen und der Presanella- und Brentagruppe gegenüber; Professor Scholz, der sie wie kein anderer durchwandert hat und kennt, wurde nicht müde, ihre Schönheiten zu rühmen. Ähnlichen Charakters, wenn auch etwas weiter gelegen und mühsam zu erreichen, sind die Berge östlich von Pejo und Cogolo, Vegaja, Cadinel und andere.

Und erst der Hochtourist! Das ganze Halbrund der Südlichen Ortleralpen vom Cevedale bis zum Tresero und weiterhin zum Corno dei tre Signori liegt zur Auswahl da und dazu noch der ganze Bergkranz im Nordosten des Val Venezia, die Umrahmung der Vedretta di Careser[1]) und ihre südliche Fortsetzung. Monate würde brauchen, wer diesen Reichtum nur einigermaßen vollständig sich aneignen wollte.

Freilich, von Menschenhand ist bisher nicht viel geschehen, um den Genuß dessen, was die Natur in verschwenderischer Fülle beut, zu erleichtern. Daß das schöne, stille Bergtal nach Norden und Westen gegen Massenbesuch wirksam geschützt ist, wurde schon dargetan, und nach Südwesten ist es nicht viel anders. Nur nach Südosten ist es zum Sulzberg hin geöffnet und jedermann zugänglich; aber dieser Eintritt muß durch eine mehrtägige Wanderung auf staubiger Landstraße oder eine schier endlose Wagenfahrt erkauft werden, mag man nun die Mendel oder den Nonsberg von S. Michele aus als Ausgangspunkt wählen. Beides ist wenig verlockend und erklärt genugsam den geringen touristischen Besuch, den Pejo erhält. Aber in kurzem wird das anders werden, wenn die elektrische Bahn von S. Michele nach Malé dem Verkehr übergeben werden kann. Vermessen ist sie bereits, und der Beginn des Baues steht unmittelbar bevor. Es gehört keine Prophetengabe dazu, um vorauszusagen, daß diese Bahn für die Entwicklung der Südlichen Ortlergruppe eine ähnliche Bedeutung haben wird wie die Vinschgaubahn schon in der kurzen Zeit seit ihrer Eröffnung für den Norden des Gebiets gehabt hat.

Auch um Stützpunkte für bergsteigerische Unternehmungen ist es bislang im Gebiet von Pejo schlecht bestellt. Im Bereich des Val del Monte ist kein alpines Schutzhaus vorhanden; im Val della Mare, das bei Pejo rechtwinklig auf das Val del Monte stößt, in seinem unteren Teile mit seinen schön geschwungenen, waldigen Talwänden diesem ähnlich sieht, im oberen, dem sogenannten Val Venezia, einen überaus großartigen Charakter annimmt, gibt es nur ein einziges, das im Jahre 1882 von der Società degli Alpinisti Tridentini erbaute Rifugio del Cevedale. 5 1/2 Stunden von Pejo entfernt, oberhalb der Vedretta la Mare in ca. 2600 *m* Höhe herrlich gelegen, ist diese Hütte ein ausgezeichneter Ausgangspunkt für die im ersten Teil dieser Arbeit[2]) behandelten Übergänge ins Martell, für Hochtouren im westlichen Teil der Marteller Alpen und im Hauptkamm vom Cevedale bis zum Pallon della Mare. Aber für das ganze Gebiet südwestlich des Monte Vioz ist man auf die Gastfreundschaft der Hirten in den schmutzigen Malgen und Baiten oder auf Biwaks angewiesen. Das verleiht den Bergfahrten hier einen Reiz der Ursprünglichkeit, der dem größten

[1]) Vergl. den ersten Teil dieser Arbeit in der Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1905, S. 309 f.

[2]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1905, S. 309.

Teil der Ost- und Westalpen verloren gegangen ist, der aber nicht jedermanns Sache ist und auch dem begeistertsten und bedürfnislosesten Freund der Berge auf die Dauer stark verleidet wird. Freilich lassen sich ja die Gipfel der Südlichen Ortleralpen direkt vom Tale aus erreichen; aber es ist dabei stets ein Höhenunterschied von mehr als 2000 *m* zu überwinden, die Anstiege sind lang und wenn auch nicht schwierig, doch beschwerlich. Die Genußfähigkeit wird daher in diesem Falle getrübt und die Möglichkeit zu kombinierten Touren, ein Hauptreiz in dem südlichen Hauptkamm, stark beschnitten oder überhaupt aufgehoben.

Doch auch das wird sich bald ändern dank dem großzügigen Plan, mit dessen Ausführung die rührige, verdienstvolle Sektion Halle des D. u. Ö. Alpenvereins sich trägt. Hoch oben auf dem östlichen Vorgipfel des Monte Vioz in beiläufig 3600 *m* Höhe wird sich bald eine zweite Hallesche Hütte erheben, ein würdiges Seitenstück zu dem schönen Schutzhause der Sektion auf dem Eisseepasse. Der Platz ist erworben und die Vorbereitungen sind so weit gefördert, daß noch in diesem Jahre mit dem Bau begonnen werden kann.

Und damit nicht genug, hat die Sektion sich einen zweiten Hüttenplatz auf dem Südostgrat der Punta Cadini, ca. 3300 *m* hoch gelegen, gesichert, den sie entweder selbst nach Ausführung des ersten Unternehmens bebauen oder einer anderen Sektion des D. u. Ö. Alpenvereins, die zu sofortigem Bau bereit ist, abtreten will. Der gewaltige Hauptkamm der Südlichen Ortleralpen wird dadurch in drei fast gleich lange Abschnitte zerlegt und es wird Gelegenheit geboten, seine sämtlichen Hauptgipfel in dreitägiger genußreicher und keineswegs beschwerlicher Wanderung zu besuchen. Was das für das ganze Gebiet und besonders für Pejo, das mit den neuen Schutzhütten natürlich durch Alpenvereinswege verbunden wird, zu bedeuten hat, zeigt ein Blick auf die Karte und wird dem Leser der folgenden Blätter ohne weiteres klar werden.

Der Monte Cevedale und seine Trabanten

Das Massiv des Monte Cevedale bildet den Mittelpunkt der ganzen Ortlergruppe, von dem aus die vier Hauptkämme nach Süden, Osten, Nordosten und Nordwesten ausstrahlen. Den vier Haupttälern der Gruppe, dem Sulden- und Martelltal im Norden und Nordosten, dem Val Furva (Val Cedeh) und Val di Pejo (Val Venezia) im Südwesten und Südosten entsteigt sein gewaltiger Bau, aber nicht in schroffen Felsmauern wie seine Rivalen Ortler und Königsspitze, sondern in breiten Hängen sanft und allmählich ansteigend. Diese weiten Flächen schaffen die günstigste Vorbedingung zur Gletscherbildung und der Cevedale trägt infolgedessen die reichste Eisbedeckung unter allen Gipfeln der Gruppe. Sind auch die unteren Partien dieser Gletscher, des Zufall- und Langenferners, der Vedretta la Mare und Vedretta Rosole, ziemlich zerklüftet, so bieten sie dem Begeher doch nur geringe Schwierigkeiten, und ihre oberen Firnbecken sind so sanft gelagert und gehen so unmerklich ineinander über, daß sie wie ein ausgedehntes Plateau erscheinen, auf dem sich firnverkleidete Grate in schöngeschwungenen, aber ruhigen Linien aufbauen.

Die höchsten Erhebungen entragen dem eleganten Firnkamm, der ungefähr in nordsüdlicher Richtung (genauer von Nordnordost nach Südsüdwest) verläuft, drei (oder wie einige wollen, vier) an der Zahl: im Süden der speziell sogenannte Monte Cevedale, 3774 *m*, nördlich von ihm die beiden Zufallspitzen, 3725 *m* und 3762 *m*, deren nördliche noch einen auf der Alpenvereinskarte kotierten, aber nicht als selbständig anzusehenden Vorgipfel hat. Von dem mittleren Gipfel streicht ein oben überfirnter, unten felsiger Kamm nach Südosten zur Fürkelescharte; an den Nordwesthang des Hauptgipfels schließt ein felsiger Rücken an, der das Gebiet des Zufall- und

Langenferners von der Firnmulde der südlichen Vedretta Cedeh scheidet. Wichtiger sind zwei andere vom Monte Cevedale ausgehende Grate, der südliche zum Monte Rosole hin und der westliche, der Vedretta Cedeh und Vedretta Rosole trennt und weiter zum Monte Pasquale, 3557 *m*, hinüberführt.

Aus der gegebenen Beschreibung geht hervor, daß des Bergsteigers, der den Monte Cevedale besteigen will, keine allzu schwere Aufgabe wartet, und in der Tat sind die Anstiege aus allen vier Tälern ohne sonderliche Schwierigkeit. War früher immerhin noch ein gewisses Maß von Ausdauer für die Besteigung erforderlich, so ist seit der Erbauung der Halleschen Hütte auch schwachen Gängern Gelegenheit gegeben, den Gipfel zu erreichen, und es wird von dieser Möglichkeit, wie die Hüttenbücher der Sektion Halle beweisen, ein recht reichlicher Gebrauch gemacht.

Die üblichen Wege von Sulden über den Eisseepaß, vom Martell und vom Val Cedeh über das Langenfernerjoch treffen auf dem Firnplateau des Zufallferners zusammen und streben weiterhin dem Sattel zwischen der mittleren und der höchsten Spitze zu; der Weg von Pejo über die Vedretta la Mare erreicht diese Einsenkung, von der ein leichter Grat zum Hauptgipfel führt, von Osten her. Weit seltener begangen wird der Südost-, Süd- und Westgrat, eher noch der Nordgrat.

Der letztgenannte Weg, bei dem alle drei Gipfel überschritten werden, ist zweifelsohne der reizvollste. Auf ihm lernte auch ich den Cevedale zum ersten Male im Sommer 1893 kennen. Es war meine letzte Tour in jenem ungewöhnlich günstigen Sommer; eine Reihe von Bergfahrten, die längste, die mir das Glück jemals beschieden, lag hinter mir, darunter eine ganze Anzahl, denen sich die Besteigung des zahmen Cevedale nicht an die Seite stellen läßt, und doch hat sie sich dauernd meinem Gedächtnis eingeprägt und weckt noch heute angenehme Erinnerungen in mir. Mit Alois Pinggera, der sich bereits vier Wochen lang mit meiner bergsteigerischen Ausbildung befaßt hatte, brach ich am 11. September 3 Uhr 15 Min. von dem Ellerschen Gasthaus in Sulden auf und wanderte in der schönen sternerhellten Sommernacht zur Schaubach Hütte, die 5 Uhr 15 Min. bei Tagesanbruch erreicht wurde. Nach kurzer Rast und freundlicher Begrüßung mit einer jungen Trientinerin, die in hellgelben Halbstiefelchen mit Zischg zur Bezwingung der Hinteren Schöntaufspitze auszog, setzten wir 5 Uhr 35 Min. die Wanderung fort und holten auf dem Eisseepaß (6 Uhr 50 Min. bis 7 Uhr 20 Min.) drei Partien ein, die demselben Ziele wie wir, aber auf dem nächsten Wege zustrebten. Ein Spaziergang über das Plateau brachte uns in einer Stunde an den Fuß der nördlichen Spitze. Der Firnhang, den es nun zu besteigen gilt, ist ziemlich steil, aber bei guten Schneeverhältnissen, wie wir sie antrafen, ungefährlich und leicht. Nach einer kleinen halben Stunde war diese Strecke überwunden und wir betraten 8 Uhr 40 Min. den ersten Gipfel, von dem ein schmaler Firngrat zur mittleren Spitze hinüberzieht.

Payer, der 1865 zuerst mit Joh. Pinggera die nördliche Spitze oder doch deren Vorgipfel, 3718 *m*, bestiegen hat, stand von dem Übergang, weil er ihm zu zeitraubend schien, ab; derselbe wurde erst zwei Jahre später von Tuckett und Melchior Anderegg ausgeführt. Bei einigermaßen günstigen Verhältnissen läßt sich die Überschreitung des Kamms in kürzerer Zeit ermöglichen als die von Payer seinerzeit gemachte Umgehung; uns genügten 25 Minuten, um von der Nordspitze auf die mittlere, und 23, um von da auf den Hauptgipfel zu gelangen, den wir 9 Uhr 33 Min., gleichzeitig mit den anderen Partien, erreichten.[1]) Der Grat zwischen den beiden Zufallspitzen gilt für schwierig und erfordert jedenfalls sicheren Tritt und etwas Vorsicht,

[1]) Die gesamte Gehzeit für den Weg von Sulden bis zum Hauptgipfel betrug danach 5 St. 10 Min.; doch wird man gut tun, im allgemeinen mit mehr zu rechnen. Daß die Verhältnisse ungewöhnlich gut waren, kann daraus ersehen werden, daß wir zum Abstieg vom Gipfel bis zur Schaubach Hütte nur 1 St. 25 Min. brauchten.

besonders wenn er überwächtet ist. Dafür ist dieser Gang auf der schmalen Schneide aber auch reizvoll an sich und äußerst dankbar wegen der herrlichen Blicke, die er ermöglicht; ganz harmlos und bequem ist der Übergang von dem Mittelgipfel zum Monte Cevedale.

Die Aussicht vom Cevedale wird von vielen über die vom Ortler und von der Königsspitze gestellt. Darüber läßt sich natürlich streiten; nach meinen persönlichen Eindrücken ist es nicht richtig und verdient bei einem derartigen Vergleiche der drei Hauptberge der Gruppe die Königsspitze den Vorzug. Etwas hat ja der Cevedale vor seiner Rivalin voraus, das ist der Blick auf die Königsspitze selbst, die von hier aus als völlig symmetrische Pyramide sich darstellt; dafür steht er dieser aber in manchen Punkten nach. Ein klares Bild der Cevedaleaussicht verschaffte mir dieser erste Besuch allerdings nicht, da die Fernsicht nicht ganz frei war; erst bei einer Wiederholung der Tour im Jahre 1895 durfte ich sie in völliger Reinheit genießen und bewundern und fand darin eine ausreichende Entschädigung für das Fehlschlagen eines größeren Planes, mit dem ich mich damals getragen. Von einem dritten Besuche des Cevedale in Verbindung mit seinen südlichen Nachbarn wird später die Rede sein; hier habe ich noch zu erzählen von einer Tour, die mich von seinem westlichen Trabanten, dem Monte Pasquale, über den Westgrat zur Spitze führte.

Der Monte Pasquale, 3557 *m*,[1]) ist kein begehrter Berg, obwohl seine wuchtige Pyramide sich vom Val Cedeh wirkungsvoll genug ausnimmt, wie das schöne Panorama von Comptons Meisterhand in der »Zeitschrift« von 1898 überzeugend dartut. Auch mich beunruhigte das Fehlen dieses Gipfels in meinem Tourenverzeichnis lange Zeit nicht. Das änderte sich erst, als ich, dem sanften, aber unwiderstehlichen Zwang des Herrn Redakteurs der »Zeitschrift« mich beugend, an die Ausführung dieser Arbeit zu denken begann. Wenn dieselbe einigermaßen auf Vollständigkeit Anspruch machen sollte, durfte ein Berg von dieser Bedeutung nicht fehlen, und die eigene Unkenntnis durch geschickte und rücksichtslose Ausbeutung der Literatur über den Berg zu verdecken, ging nicht an, da eine solche nur sehr unvollständig vorhanden oder mir doch unbekannt geblieben ist. So kam es, daß auf das Programm des Sommers 1904 auch der Pasquale gesetzt wurde. Mein treuer Gefährte Eduard Wagner machte zuerst kein sehr glückliches Gesicht, als ich ihm von der Besteigung sprach. »Muß es sein?« fragte der Gute, dem etwas Pikanteres lieber gewesen wäre. Aber mein »Es muß sein« genügte, ihn zur Selbstverleugnung zu stimmen.

Demgemäß verließen wir um 5 Uhr am 14. August 1904 die gastliche Hallesche Hütte auf dem Eisseepaß, zu der wir tags zuvor von Sulden aufgestiegen waren, wanderten über das Plateau zum Langenfernerjoch und stiegen auf der Westseite zur Vedretta Cedeh ab. Beim Anblick unseres Bergs tauchte in meinem unternehmungslustigen Gefährten der Gedanke auf, den Anstieg über den größtenteils felsigen, nur im obersten Stück firnüberlagerten Nordwestgrat zu nehmen, der anscheinend noch nicht begangen ist. Mir kam die Sache nicht ganz geheuer vor; doch glaubte ich meinem Freunde wegen seiner Willfährigkeit meinen Plänen gegenüber alle Rücksicht schuldig zu sein, unterdrückte daher meine Bedenken und willigte ein. So steuerten wir denn in südsüdöstlicher Richtung quer über den Gletscher auf die Flanke des Grats los. Beim Näherkommen zeigte sich, daß der Felsgrat unzweifelhaft gangbar, ja nicht einmal sonderlich schwierig sein kann. Aber vom Fuße der Gratflanke trennte uns noch ein sehr zerklüfteter Teil des Gletschers. Wir wanden uns durch, so gut es ging, und kamen schließlich bis auf Steinwurfweite an die Gratfelsen heran. Da aber hieß es: Bis hierher und nicht weiter. Ungeheure Spalten, die den Gletscher

[1]) Diese Höhe befindet sich auf der Alpenvereinskarte und in der »Erschließung der Ostalpen«; im »Hochtouristen« ist die Höhe mit 3494 *m* angegeben. Mit Sicherheit kann ich keine Entscheidung treffen, möchte aber nach dem persönlichen Eindruck glauben, daß die höhere Zahl richtig ist.

in seiner ganzen Länge durchsetzten, machten die Annäherung an die Felsen zur Unmöglichkeit. Jedenfalls hätten wir über den ganzen Gletscher bis zur Zunge absteigen müssen, um den Grat zu erreichen. Auch dann blieb die Sache ungewiß und hätte uns bestenfalls viel Zeit und Mühe gekostet.

Resigniert standen wir von unserem Vorhaben ab, wandten uns links und stiegen den Gletscher bis zu der obersten Firnmulde empor. Viel Mühe machte uns die Überwindung des großen Bergschrunds, der im Halbkreis die Mulde gegen den obersten Firnhang abgrenzt. An zwei Stellen überschritten wir die Kluft und ich hackte die Firnwand hinauf, traf aber jedesmal auf so steile und vereiste Hänge, daß Umkehr rätlich schien. Schließlich glückte der Ausstieg aus der Mulde an der nördlichen, dem Cevedale zugekehrten Seite, und bald darauf erreichten wir den Sattel zwischen dem Cevedale und dem Pasquale. Von der Einsenkung zieht ein breiter Rücken in sanfter und ganz allmählicher Steigung zum Gipfel des Bergs. Wenn der erste Begeher dieses Hangs, Herr Cavaleri aus Mailand, hier einen »auf 300 *m* sehr steilen Grat«[1]) angetroffen haben will, so müssen sich die Verhältnisse arg verändert haben, oder Herr Cavaleri hat einen ganz besonderen Klinometer gehabt. Gemächlich schlenderten wir hinauf und standen 8 Uhr 10 Min. auf dem Gipfel des Pasquale, wo wir indessen nicht verweilten.

Schon eine Viertelstunde später saßen wir wieder in dem Sattel, auf dem wir unsere Rucksäcke gelassen hatten, und rasteten drei Viertelstunden. Dann nahmen wir den Grat in Angriff, der nach Osten zum Cevedale hinaufzieht. Auch er ist recht unschuldig und nimmt erst weiter oben etwas stärkere Neigung an. Obgleich wir langsam gingen, waren wir in einer Stunde oben und erfreuten uns lange Zeit bei vollendet schönem Wetter der herrlichen Aussicht, die ich nun schon zum vierten Male genoß. Es ergibt sich von selbst, daß unser Weg auf den Pasquale nicht nachahmenswert ist. Wer von der Halleschen Hütte den Pasquale besteigen will, geht am besten über den Cevedale. Minder empfehlenswert, aber immerhin besser als unsere Route ist es, vom Langenfernerjoch südöstlich zu gehen, an einer passenden Stelle den Felsrücken zwischen dem Cevedale-Plateau und der Vedretta Cedeh zu überschreiten und deren oberste Hänge nach Süden zu dem mehrfach erwähnten Sattel hin zu queren. Nicht verfehlen aber möchte ich, auf den Nordwestgrat als eine mögliche und jedenfalls interessante Route hinzuweisen. Nur wird man, um den Höhenverlust zu vermeiden, diese Tour besser von der Capanna Cedeh als von der Halleschen Hütte aus unternehmen und gut tun, schon von der Zunge der Vedretta Cedeh aus zum Grat emporzusteigen.

Der südliche Hauptkamm

An den Cevedale schließt sich nach Süden ein langer und mächtiger Gebirgskamm, der anfänglich, von einer Ausbauchung nach Osten abgesehen, in rein nordsüdlicher Richtung streicht und vom Col Cadini ab nach Westen umbiegt. An der Punta S. Matteo gabelt er sich; ein Ast zieht in nordwestlicher Richtung und endigt bald mit dem gewaltigen, formenschönen Tresero in dem Winkel zwischen Val Furva und Val di Gavia. Erheblich länger ist der südwestliche, später in nordsüdliche Richtung übergehende Ast, der das Val di Gavia vom Val del Monte scheidet und mit seinen südöstlichen Fortsetzungen die Grenze zwischen Österreich und Italien bildet. An Höhe und Schönheit der Gipfel nachstehend, ist der südwestliche Kamm in jeder anderen Hinsicht bedeutsamer und muß als die Fortsetzung des Hauptkamms angesehen werden. Aus praktischen Gründen und weil er touristisch wichtiger ist, schließe ich aber die Beschreibung des Tresero an die des Kammstücks Cevedale —

[1]) Erschließung der Ostalpen II, S. 158.

Punta S. Matteo und behandle den südwestlichen Teil, den man nach seiner höchsten Erhebung Mantello-Kamm nennen könnte, gesondert.

Charakteristisch für die Südlichen Ortleralpen ist ihre ungemein starke Vergletscherung; namentlich die Nordwestseite ist in dieser Hinsicht ausgezeichnet. Hier liegt der größte Gletscher der Ortlergruppe,[1]) die Vedretta del Forno, deren mächtige Zunge sich bis in das Val Furva hinabsenkt und deren weite Firnfelder das ganze große Halbrund zwischen Pallon della Mare und Piz Tresero ausfüllen. Er gehört nicht nur zu den größten, sondern auch zu den schönsten der Ostalpengletscher, und in vielen Zungen ist ihm reiches Lob gespendet worden von allen, die ihn geschaut und betreten haben.

Sehr stattlich ist auch das weite Firnrevier, das in dem Winkel zwischen den beiden Ästen des Hauptkamms eingebettet ist und mit seiner Zunge, der Vedretta Dosegú, bis nahe an den Gaviapaß-Weg heranreicht. Auf der Ostseite ist die Eisbedeckung nicht so einheitlich. Vom Hauptkamm strahlen hier in regelmäßigen Zwischenräumen Seitenkämme aus und bilden eine Reihe kleiner, paralleler Hochtäler: Val Vioz, Val Taviela, Val Cadini, Val degli Orsi, Val Ganosa, Val Piana, Val Umbria, Val Bormino. Die Eiskörper, die in den oberen Teilen dieser Seitentäler des Val del Monte eingebettet sind, haben naturgemäß einen bescheidenen Umfang; nur im Norden, wo die Querkämme fehlen oder doch weniger ausgebildet sind, haben sich größere Gletscherkomplexe bilden können, wie Vedretta la Mare und Vedretta rossa.

Wenn ich nun noch hinzufüge, daß von den benannten Gipfeln unseres Gebiets 13 die Höhe von 3500 *m* übersteigen, daß von diesen einer sich bis zu 3705 *m* erhebt, vier andere zwischen 3602 und 3692 *m* liegen, daß außerdem noch eine ganze Reihe von Spitzen vorhanden ist (namentlich in den Querkämmen), die in besuchteren Gegenden längst einen Namen und eine Ersteigungsgeschichte besitzen würden, während sie hier niemand beachtet, glaube ich, die touristische Bedeutung des Gebiets genügend gekennzeichnet zu haben.

Wer freilich den Reiz einer Tour ganz oder wesentlich nach den »technischen Schwierigkeiten«, die sie bietet, bemißt, wird in den Südlichen Ortleralpen nicht auf seine Rechnung kommen, wenngleich ich nicht zweifle, daß auch hier noch manche »Probleme« aufgestellt und gelöst werden können. Bekanntlich braucht man ja einen Berg nur von der »verkehrten« Seite — und die hat fast jeder — anzugehen, um die gewünschte Schwierigkeit zu haben. Das einzige »Problem« von Belang, das bisher in den Südlichen Ortleralpen aufgestellt worden war, war die Frage, ob es gelingen könnte, die sämtlichen Gipfel des Zugs Cevedale—Tresero an einem Tage zu überschreiten. Nachdem Dr. Christomannos und A. von Krafft mit R. H. Schmidt im Jahre 1891 vom Cevedale bis zur Punta S. Matteo vorgedrungen waren, lösten sie zwei Jahre später mit L. Friedmann dies Problem, indem sie nach einem Biwak auf der Alpe Pastore den ganzen Kamm vom Tresero bis zum Cevedale überschritten und über den Eisseepaß nach Sulden abstiegen.[2]) In umgekehrter Richtung wurde die Tour, die mittlerweile durch die Erbauung der Halleschen Hütte um ca. 1½ Stunden verkürzt worden war, von Dr. Poensgen mit Sepp Pinggera und H. Reinstadler ausgeführt.

Eine Wiederholung dieser großartigen, in vieler Beziehung einzig dastehenden Kammwanderung planten Dr. Lausberg und ich schon im Jahre 1895, mußten aber infolge der ungünstigen Schneeverhältnisse und der passiven Renitenz unserer Führer schon vor dem Passo Rosole umkehren. Als ich dann am 1. September 1900 mit Dr. H. Lorenz auf dem Gipfel der Königsspitze stand und die ganze Kette der Südlichen Ortleralpen in wundervoller Klarheit vor uns ausgebreitet lag, erwachte der

[1]) Wenn man Zufall- und Langenferner als einen Gletscherkomplex ansieht, übertrifft dieser allerdings etwas das Areal der Vedretta del Forno.

[2]) Österr. A.-Z. 1893, S. 221, Erschl. der Ostalpen II, S. 499.

alte, niemals ganz unterdrückte Wunsch mit verstärkter Kraft und ich schlug meinem Gefährten vor, die Tour mit mir zu unternehmen.

Die Vorbedingungen für das Gelingen waren gegeben. Das Wetter, das den größten Teil des August so launisch gewesen war, schien mit dem Ende des Monats einen beständigen Charakter angenommen zu haben, die Schneeverhältnisse waren ausgezeichnet; auch war ich durch mehrwöchentliche Bergfahrten ausreichend trainiert. Nicht so Lorenz, der infolge beruflicher Inanspruchnahme erst ein paar kleinere Touren hatte ausführen können und deshalb einer Unternehmung von solcher Ausdehnung nicht gewachsen zu sein vermeinte. Er lehnte deshalb zu meinem großen Bedauern schließlich ab, riet mir aber, nicht länger zu warten, und empfahl mir, einen Führer zu engagieren. Die Qual der Wahl blieb mir erspart, da Alois Pinggera mich mit der Frage anging, ob wir denn heuer nichts zusammen unternehmen würden, und trotz meiner abweisenden Bemerkung, daß die von mir geplante Tour nichts für ihn sei, vielleicht auch gerade deswegen, sich bereit erklärte, mich zu begleiten.

Am 3. September wurden wir durch ein plötzlich ausbrechendes Unwetter in Sulden zurückgehalten; am Morgen des 4. September aber war es wunderschön und es herrschte ausgesprochener Ostwind. Die Befürchtung, daß tags vorher Neuschnee gefallen sei, erwies sich als irrig; es hatte auch auf den Höhen geregnet, und das war für die Schneeverhältnisse nur günstig, falls die Nacht klar wurde. So trafen wir am Nachmittage des erwähnten Tags voll Zuversicht unsere Vorbereitungen zu der Bergfahrt. Ich hatte mir in den letzten Jahren angewöhnt unterwegs nur Wasser mit Brauselimonade zu genießen und das sehr gut befunden; doch eingedenk früherer Invektiven gegen antialkoholische Bergsteiger, die Lois des öfteren mit angehört und bekräftigt hatte, schämte ich mich meiner Sinnesänderung und erhob keinen Einwand, als Lois seine und meine Flasche mit Wein füllte. Ich müßte auch lügen, wenn ich behaupten wollte, daß der Wein mir nicht gemundet oder mich irgendwie ungünstig beeinflußt hätte. Der Weg zur Schaubach Hütte kostete uns nahezu zwei Stunden, da wir verschiedentlich stehen blieben und mit Bekannten schwatzten; sobald wir aber den Gletscher betraten, schlug mein Führer ein Tempo an, das Zeugnis davon ablegte, daß der ungemein leichte und behende Gang, der Pinggera immer auszeichnete, auch dem Fünfziger verblieben ist. In knapp 1¼ Stunden legten wir so den Weg von der Schaubach Hütte zur Halleschen Hütte zurück.

An Platz fehlte es in dem geräumigen und namentlich in Anbetracht der bedeutenden Höhe von 3133 *m* geradezu komfortabel zu nennenden Schutzhause nicht, denn außer mir waren nur noch zwei Touristen oben, in deren einem ich einen Krefelder Vereinsgenossen begrüßen durfte. Da auch die Bedienung sehr freundlich und aufmerksam war, verbrachten wir einen recht angenehmen Abend, und die Hüttenstunde war schon lange vorüber, als wir unsere Lagerstätten aufsuchten.

Am Morgen des 5. September, früh 4 Uhr, verließen wir bereits angeseilt das gastliche Haus, betraten den Langenferner, der in sanfter, kaum merklicher Steigung zum Langenfernerjoch hinaufzieht, und schritten beim Schein der Laterne unter den Ostabhängen der Suldenspitze dahin. Es war eine schöne, kalte und sternenhelle Nacht, die Schneeverhältnisse geradezu ideal, so daß nur die Nagelspitzen sich eben eindrückten. Trotz dieser denkbar günstigen äußeren Umstände war meine Stimmung keine gute, denn mit einem sehr wichtigen Faktor für das Gelingen einer Bergtour, dem Einvernehmen zwischen den Teilnehmern, sah es nicht zum besten aus.

Pinggera hielt die Tour in der von mir geplanten Ausdehnung über sämtliche Gipfel des Kamms für unausführbar. Wie ich später erfuhr, hatten ihm auch andere Führer Vorwürfe darüber gemacht, daß er eine so lange und einsame Gletscherwanderung mit einem Touristen allein unternehmen wolle. Schon am Abend vorher auf der Hütte war es darüber zu einer erregten Auseinandersetzung zwischen uns ge-

kommen; spitze Bemerkungen waren von beiden Seiten gefallen. Pinggera, sekundiert von den anwesenden Führern, sprach von Touristen, die alles besser wissen wollten als die Führer, meinte, zu einer Begehung der sämtlichen Gipfel seien acht Tage nötig und dergleichen mehr. Seine Absicht war, den Grat nur bis zum Pallon della Mare zu verfolgen, dann die Hänge des oberen Fornogletschers zu queren und erst wieder zur Punta S. Matteo aufzusteigen, somit das ganze mittlere Kammstück, die am weitesten nach Osten, nach Pejo hin gelegene Gipfelreihe, auszulassen. Meine Einrede, daß die Tour ja schon gemacht, also auch ausführbar sei, begegnete ungläubigem Lächeln und ausgesprochenem Zweifel. Ich war fest entschlossen, in diese Verhunzung der Partie nicht zu willigen, lieber die Tour, wenn Pinggera hartnäckig blieb, abzubrechen und mit einem anderen Begleiter aufs neue zu versuchen, was allerdings das Gelingen wieder vielen Zufälligkeiten ausgesetzt haben würde. Meine Verstimmung war noch gewachsen durch Pinggeras offenkundiges Trödeln am Morgen des 5. September. Ich wollte spätestens um 3 Uhr aufbrechen, um noch vor Tag den Cevedale zu erreichen. Pinggera behauptete, wir würden bis zum Gipfel nicht mehr als 1½ Stunden gebrauchen und benötigten zum Passieren der Bergschründe am Fuß des Gipfels des Tageslichts; es sei daher reichlich früh, den Aufbruch auf 3½ Uhr anzusetzen. Auch dann hatte er noch soviel mit Frühstücken, Proviantverpacken, Gamaschenzuknöpfen und dergleichen zu tun, daß wir erst um 4 Uhr fortkamen. Demzufolge wanderten wir in starker Disharmonie unsere Straße; so konnte man in der Tat den Cevedaleweg bezeichnen, da die Begehungen der letzten Tage eine auch im Dunkeln gut verfolgbare Spur hinterlassen hatten. Meine Berechnung erwies sich als die richtige; wir waren noch auf dem Plateau, als es zu dämmern begann, so daß wir die Laterne löschen konnten, und die Sonne war bereits aufgegangen, als wir um 5 Uhr 45 Min. den Gipfel des Cevedale betraten. Natürlich ließ ich es nun meinerseits nicht an spitzen Bemerkungen fehlen, die wenigstens das Gute hatten, mein grollendes Herz etwas zu erleichtern.

Trotzdem es mich sehr drängte weiterzukommen, konnte ich den Berg nicht verlassen, ohne die herrliche Aussicht wieder einmal in vollen Zügen zu genießen. Kein einziger der Gipfel, die von dieser Hochwarte dem unbewaffneten Auge erreichbar sind, war an jenem klaren Morgen verschleiert. Die Tauern im äußersten Osten waren ebenso deutlich zu erkennen wie die Berner und Walliser Alpen im Westen, und auch das ganze Gipfelmeer in Nord und Süd lag unverhüllt im Glanze der ersten Sonnenstrahlen vor unserem Auge. Nach zehn Minuten herrlichsten Schauens riß ich mich los; teils laufend, teils abfahrend, nur an wenigen Stellen durch Spalten zu einiger Vorsicht genötigt, eilten wir die Südabhänge des Cevedale hinab und gewannen in kürzester Zeit die Einsenkung zwischen Cevedale und Monte Rosole, den Passo Rosole, 3447 *m*.

Ein Paß in der üblichen Bedeutung des Worts ist diese Einsenkung, die von Westen über die Vedretta Rosole und einen steilen Firnhang,[1]) von Osten her über die Vedretta della Mare ohne größere Schwierigkeiten zugänglich ist, kaum zu nennen; jedenfalls wird sie als Übergang nicht benutzt und nur in Verbindung mit den benachbarten Gipfeln betreten. Flache Firnhänge führen von dem Paß leicht hinauf zu dem nur 84 *m* höheren Monte Rosole, 3531 *m*, den Tuckett im Jahre 1866 als Erster besuchte. Der Berg stellt von dieser Seite nur eine mäßige Gratanschwellung dar, die kaum auf Selbständigkeit Anspruch machen kann, und auch, wenn man ihn von der Sohle oder den Hängen des Val Furva aus betrachtet, ist der Eindruck, den er macht, ein recht mäßiger und durch die gewaltigen Nachbarn im Norden und Süden stark beeinträchtigt.

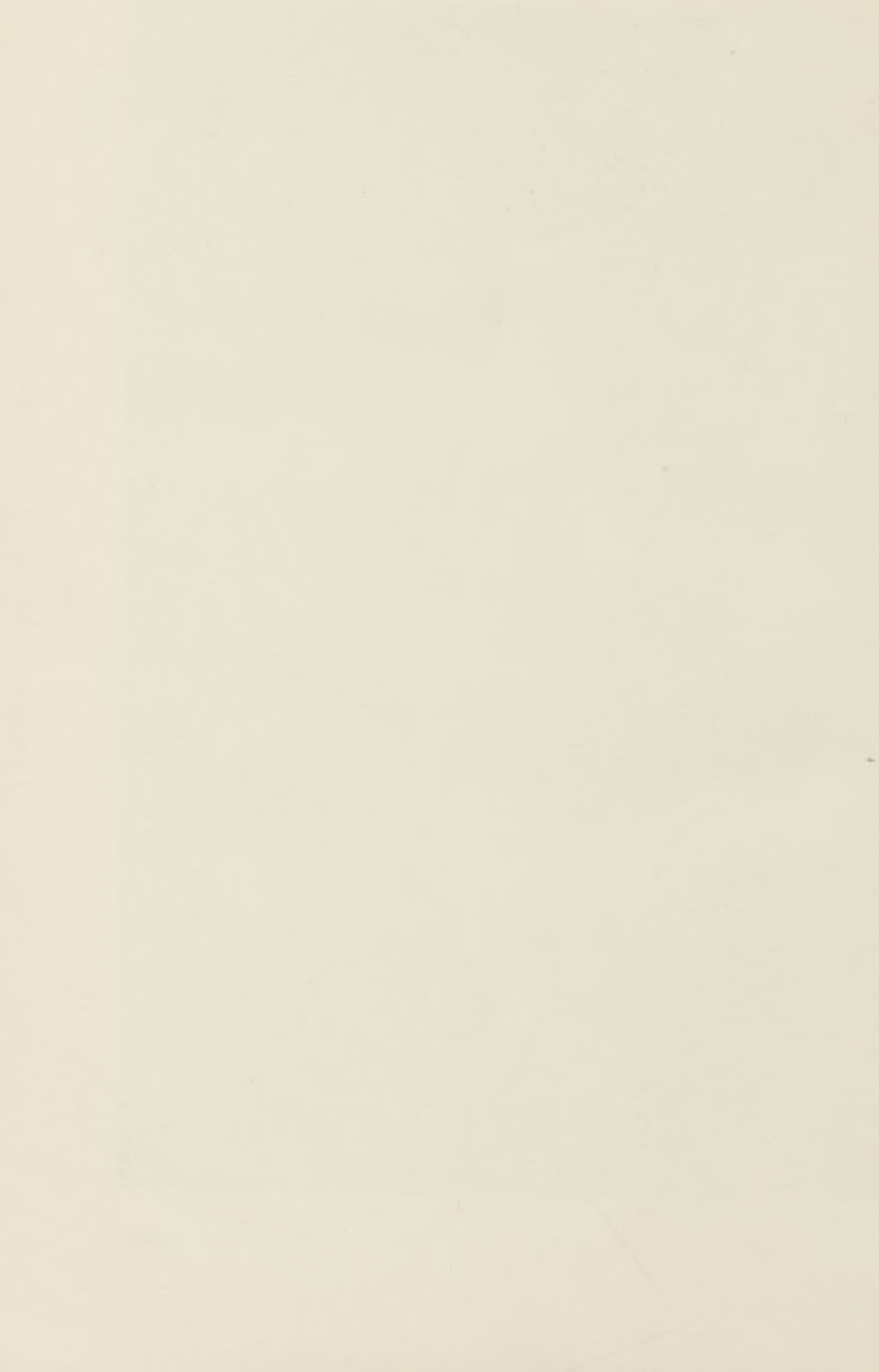
---

[1]) Zum ersten Male 1866 durch Tuckett und Brown mit Ch. Almer und F. Andermatten erstiegen. Vergl. Erschl. der Ostalpen II, S. 161.

Naturaufnahme von Dr. F. Benesch.

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Vedretta de la Mare vom Rifugio Cevedale.



Zeitraubender war der gleichfalls einige 80 *m* betragende Abstieg zum nächsten Sattel, dem Col della Mare, da der steilere Südosthang des Monte Rosole vereist war und längeres Stufenschlagen erforderte, außerdem zahlreiche Spalten zu vorsichtigem Gehen zwangen. Von dem Col della Mare, 3449 *m*, gilt dasselbe, was oben vom Passo Rosole gesagt wurde; er wird unter den möglichen Übergängen vom Val Furva nach Pejo mitgezählt, aber nie benutzt und nur bei Besteigungen des Pallon della Mare vom Rifugio del Cevedale über die Vedretta la Mare, oder von S. Caterina über die Vedretta Rosole betreten.

Etwas beschwerlich und uninteressant gestaltete sich die nun folgende Wanderung über weite Firnmulden und sanfte Hänge zum Pallon della Mare, 3705 *m*, dessen gewaltige Masse sich tafelbergartig aufbaut. Zuletzt über einen mäßig steilen Firngrat aufsteigend, standen wir 7 Uhr 20 Min. auf dem Gipfel dieses höchsten Bergs der Südlichen Ortleralpen. Die Aussicht ist der vom Cevedale ebenbürtig und ähnlich; teilweise neu und ungemein fesselnd ist der Blick auf den riesigen Fornogletscher und den ihn umstehenden Gipfelkranz, der näher gerückt ist und freier daliegt als vom Cevedale aus, wo der Pallon della Mare das Gesichtsfeld im Süden zum Teil begrenzt. Seinen Namen erhielt der Berg von Payer, der ihn zuerst am 10. September 1867 mit den Führern J. Pinggera und A. Chiesa erstiegen hat. Payer ging von Pejo aus, verfolgte nach einem Biwak im Val Venezia die Moräne der Vedretta rossa, dann diesen Gletscher selbst und stieg zu dem Firnrücken empor, der von dem nördlichen Vorgipfel des Pallon della Mare (P. 3588 der Alpenvereinskarte) nach Nordosten zieht und Vedretta rossa und Vedretta la Mare scheidet, worauf er über diesen Kamm zum Gipfel vordrang. Den Abstieg nahm Payer mit seinen beiden Begleitern über die abschüssigen westlichen Firnhalden und die fast 1000 *m* hohen Wände des Bergsockels, die in Absätzen zum Val Rosole abfallen und wegen ihrer Steingefährlichkeit heute mit Recht gemieden werden. Auch die Anstiegsroute Payers wird nicht mehr benutzt, der Berg vielmehr ausschließlich auf dem angegebenen Wege oder von Süden, von dem Passo della Vedretta rossa aus, bestiegen.

Für den Abstieg vom Gipfel zu diesem Paß gab es zwei Möglichkeiten: den größtenteils felsigen Südostgrat des Bergs oder den westlich davon befindlichen Firnhang. Da die Härte des Schnees ein Abfahren verbot und wir bereits Schneewanderung zur Genüge gekostet hatten, zogen wir den Felsgrat vor. Der Grat, der auf der Alpenvereinskarte nicht scharf genug hervortritt, ist ziemlich steil und seine Felsen etwas brüchig; doch ist die Kletterei ohne jede Schwierigkeit und erfordert nur kurze Zeit. Schon 25 Minuten nach der Ankunft auf dem Gipfel hatten wir die 300 *m* Höhendifferenz überwunden und lagerten uns auf dem Passo della Vedretta rossa, 3405 *m*, zu längerer Rast (7 Uhr 45 Min. bis 8 Uhr 30 Min.).

Die Umgebung unseres Ruheplätzchens war von eigenartigem Reiz. Schnee und Eis ringsum, nur an wenig Stellen von Fels unterbrochen, der sich von den leuchtenden Flächen dunkel abhob. Nirgends eine menschliche Behausung; nur vereinzelte grüne Flecken in weiter Entfernung aus der Tiefe heraufgrüßend, brachten einen milderen Zug in das etwas einförmige, aber großartige Bild. Selten habe ich das Gefühl völliger Einsamkeit und Weltentrücktheit stärker empfunden als in diesem stillen Winkel. Denn abgesehen von den wenig zahlreichen Besteigungen des Pallon della Mare von S. Caterina und Pejo wird der Passo della Vedretta rossa sehr selten besucht. Zum ersten Male überschritten wurde er 1865 von Tuckett, Freshfield und zwei anderen englischen Herren mit den Schweizer Führern Biener und Ch. Michael und damals Passo del Forno getauft;[1]) seinen jetzigen Namen erhielt er von Payer. Der Zugang von S. Caterina bezw. dem Albergo del Forno über die Weidehänge

[1]) Vergl. Erschl. der Ostalpen II, S. 163, A. J. II, 146.

nördlich der Zunge des Fornogletschers an der Malga del Forno vorbei, weiterhin über steile Felsen zu dem nordöstlichen Seitenarm, schließlich durch die nordöstliche Firnmulde des Gletschers, ist beschwerlich und kompliziert; einfacher, aber auch langwierig ist die Annäherung von Osten her über die Vedretta rossa.

Während der Rast erörterten wir die Fortsetzung unserer Tour. Ich wies darauf hin, daß wir schon ein bedeutendes Stück des Wegs in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit zurückgelegt hätten und daß die Verhältnisse außergewöhnlich günstig seien, erinnerte daran, daß der Schnee auf Graten erfahrungsmäßig viel länger fest bleibe als in Mulden und ihre Begehung wegen des frischen Luftzugs angenehmer und weniger erschlaffend sei, betonte nochmals, daß die Möglichkeit durch die zweimalige Ausführung ganz außer Frage gestellt worden, und erging mich in kühnen Prophezeiungen über die Leichtigkeit und voraussichtlich geringe Zeitdauer der weiteren Wanderung, woran ich zum Teil selbst nicht ganz glaubte. Mochte nun meine Beredsamkeit von sieghafter Wirkung sein oder andere Umstände, vielleicht das reichliche Frühstück und Philomela Reinstadlers trefflicher Wein, von dem er während unserer Rast gekostet hatte, Lois günstig beeinflussen: genug, er gab seinen Widerstand auf und erklärte sich mit meinem Plane einverstanden. Um ihm auch meinerseits entgegenzukommen, sagte ich, ich wolle auf den Monte Vioz, dessen breiter, direkt vor uns aufsteigender Firnbuckel die Besteigung als wenig reizvoll erscheinen ließ, verzichten unter der Bedingung, daß die anderen Gipfel des Kamms dann sämtlich überschritten würden. Nach dieser Verabredung brachen wir, nunmehr und weiterhin im besten Einvernehmen, um 8 Uhr 30 Min. auf.

Die Querung der Westhänge des Monte Vioz war an einigen Stellen wegen Vereisung und Zerklüftung nicht ganz angenehm; jedenfalls wäre die Überschreitung des Bergs nicht schwieriger gewesen und hätte nur drei Viertelstunden mehr gekostet, wie aus einem Vergleich der Zeitangaben von Christomannos und Genossen hervorgeht. Nach Umgehung des Bergs bogen wir von der bisher südlichen Richtung links (nach Osten) ab und stiegen auf dem sanft geneigten Hang zum Col Vioz, 3337 *m*, auf, von dem ebenso wie von dem Monte Vioz noch später die Rede sein wird.

Südwestlich des Passes steigt der Vorgipfel der Punta Taviela (P. 3538 *m* der Alpenvereinskarte) jäh und unvermittelt 200 *m* empor. Zum Aufstieg hat man die Wahl zwischen dem steilen, felsdurchsetzten Firnhang zur Rechten und der felsigen, im Hochsommer jedenfalls aperen Westflanke des Kamms. Deren Felsen schauen brüchig und nicht sonderlich vertrauenerweckend aus; doch glaube ich, daß sie bei einiger Vorsicht ganz gut gangbar sind und daß die geplante Weganlage der Sektion Halle kaum auf Schwierigkeiten stoßen wird. In Anbetracht der günstigen Schneeverhältnisse wählten wir den Firnhang, der sich zunächst ganz gut anließ. Weiter oben aber wurde die Steilheit beträchtlich und Lois war genötigt, Stufen in den harten Firn zu schlagen. Da ihm das nicht zusagte, wandte er sich den Felsen zu, die aus dem Schnee hervorragten und sich wider Erwarten als zuverlässig erwiesen. Abwechselnd über diese Felsen und über zwischen ihnen liegende steile Firnhalden ging es empor zu dem Vorgipfel, von dem ein hübscher Grat in aller Bequemlichkeit zu dem Hauptgipfel der Punta Taviela, 3621 *m*, führte (10 Uhr). Im »Hochtouristen« sind für den Anstieg vom Col Vioz zum Gipfel drei Viertelstunden angegeben; man wird aber gut tun, durchschnittlich mit mehr zu rechnen. Uns kostete er genau eine Stunde, obgleich wir so schnell wie möglich gingen; Christomannos und seine Begleiter haben sogar, allerdings unter wesentlich schlechteren Verhältnissen, bei ihrer ersten Begehung des Kamms die doppelte Zeit gebraucht. Wesentlich leichter ist die Besteigung der Punta Taviela von Pejo über den Südostgrat, über den Payer ein Jahr nach der Erstersteigung des Bergs durch Tuckett und Brown am 14. September 1867 den Gipfel erreichte.

Wer die Punta von S. Caterina aus besuchen will, wählt trotz der etwas größeren

Entfernung besser den Weg über den Col Vioz anstatt des bisweilen gemachten Anstiegs über die steilen Westhänge des Gipfelgrats. Payer rühmt mit Recht die Aussicht des Bergs, dessen damaliger, schon von ihm höchst unpassend befundener Name Monte Saline seitdem durch die jetzige, für den Beherrscher des Val Taviela zutreffendere Bezeichnung ersetzt worden ist. Wundervoll ist der Blick ins Val Pejo mit seinen beiden Talästen. Von den zahlreichen sichtbaren Berggruppen lenkte besonders die Brenta meine Augen auf sich. Ihre teils bizarr, teils großgestalteten Türme und Felshörner, denen der Gegensatz zwischen dem blendenden Weiß der Eis- und Firnauflagerungen und dem bräunlichroten Ton der Dolomitfelsen zu besonderem Schmuck gereicht, waren mir noch von keinem der Ortlerberge so wirkungsvoll erschienen wie von diesem weit nach Südosten vorgeschobenen Standpunkt. Die Brentagruppe bildete auch während der weiteren Wanderung neben der mächtigen Nordwand der Presanella das herrlichste Schaustück.

Als schöner Firngrat setzt sich der Hauptkamm von der Punta Taviela zuerst in südwestlicher, dann in genau südlicher Richtung fort. Durch unbedeutende Einsenkungen voneinander und von den Nachbarn im Norden und Süden getrennt, ragen aus ihm vier Erhebungen, P. 3581, 3554, 3526 und 3513 *m*, auf. Die beiden mittleren heißen auf der italienischen Karte Punte di Pejo, der südliche wurde bisher meistens als Rocca S. Caterina bezeichnet, Payer nannte den P. 3526 Pizzo Taviela, während er seinen nördlichen und südlichen Nachbar unbenannt ließ. Auf der Alpenvereinskarte waren früher die beiden nördlichen Punkte namenlos. In der neuen Ausgabe ist der Name Punta di Pejo zu der Kote 3581 gesetzt, die Bezeichnung Rocca S. Caterina steht zwischen P. 3526 und 3513. Ersteres ist nicht zu billigen, da P. 3581 *m* noch der Punta Taviela zuzurechnen und der P. 3554 trotz seiner geringen Höhe wichtiger ist, weil der Kamm sich hier entschieden nach Süden wendet und einen Querriegel nach Nordwesten entsendet. Auch Payers Name für den P. 3526 ist unhaltbar geworden, seitdem sich für seinen Monte Saline die Bezeichnung Punta Taviela durchgesetzt hat. Am zweckmäßigsten erscheint es daher, P. 3581 namenlos zu lassen, für den P. 3554 den Namen Punta di Pejo anzunehmen, P. 3526 als Haupt- und P. 3513 als Vorgipfel der Rocca S. Caterina anzusetzen.

Das eben skizzierte Kammstück schien mir der schönste Teil des ganzen Wegs. Der schmale Grat erfordert gerade genug Aufmerksamkeit, um die Begehung anregend zu gestalten, ohne doch den Gedanken an wirkliche Gefahr aufkommen zu lassen und das Auge allzusehr von der Betrachtung der schönen Aussichtsbilder zur Rechten und Linken, hier in die Verästelungen des Val Pejo, dort auf den großartigen Fornogletscher, abzulenken. Nur einmal verließ Pinggera trotz meines Protestes den Grat, um ein nach Osten ausbiegendes Stück desselben abzuschneiden; wir kamen aber alsbald auf ungünstiges Terrain und schlechten Schnee und kehrten schleunigst zum Grat zurück.

Um 10 Uhr 45 Min. erreichten wir so die Rocca S. Caterina, den einzigen ausgeprägten Felsgipfel der Gruppe, wo unser auch die einzige nennenswerte Schwierigkeit der Tour wartete. Der Gipfel der Rocca fällt abgesehen von dem Wege, auf dem wir ihn betraten, nach allen Seiten in schroffen Felswänden ab. Um auf den Südgrat, der den Vorgipfel trägt und die Fortsetzung unseres Wegs bildete, zu gelangen, bedurfte es der Überwindung einer etwa 10 *m* hohen Steilstufe, deren oberer Teil aus einer nahezu senkrechten Platte besteht. Es ist die Stelle, von der Payer schreibt:[1]) »Der Pizzo Tavielo (darunter ist, wie oben gezeigt, die heutige Rocca S. Caterina zu verstehen) besteht aus einem kleinen, klippenähnlichen Felshorn, welches den hohen Schneegrat südwestlich desselben um 51 Fuß (16 *m*, richtig 13 *m*) überragt.

[1]) Petermann, Geogr. Mttlgn., Erg.-Heft 27, 22.

Das Horn war von hier unersteiglich.« In der Tat machte Payer keinen Versuch, dem Gipfel beizukommen, und dieser wurde erst 1891 von Christomannos und Gefährten bei ihrer schon mehrfach erwähnten Tour betreten.

Den Aufstieg auf diesem Wege erzwangen Christomannos, v. Krafft und Friedmann zum ersten Male 1893 bei der Gratwanderung vom Tresero zum Cevedale. Um die Stelle zu umgehen, stiegen E. Hahn und seine Führer Gumpold und Copagnoni bei einer Gratwanderung vom Tresero bis zum Monte Vioz[1]) am 28. Juli 1894 vom Col Cadini in die Felsen der Südostwand des Bergs ein und erkletterten beschwerlich diese steile Wand. Nach dem von dieser Partie gebrauchten Zeitaufwand von 1 St. 10 Min. scheint ihre Variante keineswegs empfehlenswert. Denn die Stelle ist durchaus nicht so schlimm, wie sie aussieht und zunächst auch meinem Führer erschien, der willkommenen Anlaß nahm, beim ersten Anblick des Abbruchs von neuem über meine Narrheit, immer auf dem Grat bleiben zu wollen, loszuwettern. Ein Riß, der die Platte durchzieht, gewährt völlig ausreichende Griffe, so daß das Abseilmanöver, an das ich zuerst gedacht, überflüssig wurde. Unschwierig und schnell ging es nun zu dem südlichen Vorgipfel der Rocca, der trotz seiner geringeren Höhe in dem Gesamtbau der Gruppe eine wichtigere Rolle spielt als der Hauptgipfel, weil der Gebirgskamm sich hier nach Westen wendet und ein felsiger Quergrat von ziemlicher Bedeutung nach Ostsüdost ausgeht, der das Val Taviela vom Val Cadini trennt.

Ganz bequem ist auch der weitere Abstieg zum Col Cadini, 3406 *m*, der nach dem Prinzip, daß jede Einsenkung zwischen zwei Gipfeln einen Paß bildet, als ein Übergang zwischen Val Furva und Val di Pejo anzusehen wäre, aber als solcher eher noch weniger als seine nördlichen Konkurrenten Passo Rosole und Col della Mare in Betracht kommt. Wenigstens für zweibeinige Geschöpfe; denn daß Vierfüßler den Paß gelegentlich benützen, lehrte mich an jenem Tage der Augenschein. Beim Aufstieg vom Col über den hübschen Ostgrat der Punta Cadini gewahrten wir große, runde Eindrücke im Schnee, die unverkennbar von einem mächtigen Tiere herrührten, und in denen Lois sofort Bärenspuren erkannte. Offenbar hatte sich die Bestie geirrt und den Col Cadini mit dem ihm von Rechts wegen zukommenden Col degli Orsi verwechselt. Mir war im ersten Augenblick nicht ganz wohl bei dem Gedanken an ein Zusammentreffen mit dem Tiere, und ich erwog im Geiste die Chancen, die wir bei kräftiger Benutzung unserer Eispickel in einem eventuellen Kampfe haben würden. Pinggera aber beruhigte mich, indem er behauptete, daß die dortigen Bären niemals ungereizt Menschen angingen und froh wären, wenn man sie in Ruhe ließe. Die Probe auf die Richtigkeit dieser Behauptung blieb erspart, da Meister Petz sich unserem Anblick entzog.

Unangefochten langten wir 11 Uhr 45 Min. auf der Punta Cadini, 3521 *m*, an, genau 1 Stunde später, als wir die Rocca S. Caterina verlassen hatten. Die Fortsetzung unseres Wegs war hier zum ersten Male deutlich zu übersehen. Zu unseren Füßen lag die tiefe Scharte des Col degli Orsi, von der sich der in seiner ganzen Länge sichtbare Grat über den Monte Giumella zur Punta San Matteo erhob, um dann wenig gegliedert in nordwestlicher Richtung über Cima Dosegú und Punta Pedranzini zum Piz Tresero hinüberzuziehen. Der Weg vom Col degli Orsi zur Punta San Matteo konnte uns nicht viel mehr als 1½ Stunden kosten, da Christomannos und Genossen in umgekehrter Richtung nur 39 Minuten gebraucht hatten; die Wegstrecke Punta San Matteo—Tresero taxierte Pinggera, der sie mehrfach begangen, allerdings nicht ganz ausreichend, auf 1½ Stunden; rechneten wir für den Abstieg nach S. Caterina noch 2½ Stunden, so ergab das im ganzen ca. 6 Wegstunden. Wir konnten also das Gelingen unserer Tour mit Sicherheit voraussetzen

[1]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1895, S. 222.

und brauchten mit Rasten nicht mehr zu kargen. So ließen wir uns denn höchst vergnügt und behaglich auf dem schönen Gipfel zu längerer Mittagsruhe nieder. Außer den von uns im Auf- und Abstieg betretenen Wegen vom Col Cadini und Col degli Orsi kommt als zweifellos mögliche und dem Augenschein nach unschwierige Zugangsroute noch der Südgrat des Bergs in Betracht, die Scheidewand zwischen Val Cadini und Val degli Orsi. Hoch oben auf diesem Grat ist, wie schon oben erwähnt, von der Sektion Halle ein Hüttenbau geplant, der dem schönen und dankbaren Berge gewiß zahlreiche Besucher zuführen wird. Wir freilich beschäftigten uns auf dem Gipfel mehr als mit der schönen Aussicht mit Essen, Trinken, Rauchen und Ausmalen der Genüsse, die unser in S. Caterina warteten, wobei Clementis trefflicher Asti spumanti, den Herr und Führer in gleich guter Erinnerung hatten, nicht die letzte Rolle spielte. So war, ehe wir's uns versahen, die Stunde des Aufbruchs, 12 Uhr 45 Min., gekommen.

Leicht und schnell brachte uns der schneidige, aber bei den ausgezeichneten Schneeverhältnissen gut gangbare Westgrat hinab zum Col degli Orsi, 3304 *m*, der tiefsten Einsenkung zwischen Cevedale und Tresero, neben dem Col Vioz der einzigen, die wirklich als Übergang bezeichnet werden kann und benützt wird. Der Weg von Pejo nach S. Caterina über den Col degli Orsi und seine hervorragenden Schönheiten sind von E. T. Compton in der »Zeitschrift« von 1898, S. 273 ff., in Wort und Bild so trefflich illustriert, daß es sich erübrigt, hier ein Wort darüber zu sagen.

Der Aufstieg vom Col degli Orsi zum Monte Giumella, 3599 *m*, war mit die leichteste, aber beschwerlichste Partie des ganzen Wegs. Die breiten Firnhänge des Bergs, den Strahlen der Mittagssonne unmittelbar ausgesetzt, waren erweicht; lange Strecken sanken wir bis zur Wade, vorübergehend zum Knie ein. Aber unserer gehobenen Stimmung vermochte das keinen Eintrag zu tun. Trotz der Schweißtropfen, die unserer Stirn entquollen, und der sich allmählich bemerkbar machenden Müdigkeit arbeiteten wir uns unverdrossen, und ohne das Tempo wesentlich zu verlangsamen, empor, indem bald der eine, bald der andere die Arbeit des Schneestampfens auf sich nahm. Zudem konnten wir mit Sicherheit darauf rechnen, daß das Ungemach nicht von langer Dauer sein und die Verschmälerung des Hangs uns weiter oben bessere Verhältnisse bringen würde. So war es auch; schon der Gipfelgrat des Monte Giumella, den wir eine Stunde nach dem Verlassen der Punta Cadini betraten, war wieder gut gangbar.

Trotz seiner ansehnlichen Höhe und hervorragend schönen Aussicht, die er mit den sämtlichen Hauptgipfeln der Südlichen Ortleralpen gemein hat, wird der Monte Giumella nur sehr selten und fast ausschließlich in Verbindung mit seinen Nachbarn, besonders der Punta San Matteo, bestiegen. Es ist auch durchaus verständlich, daß er von diesem mächtigen und unstreitig anziehenderen Rivalen in den Schatten gestellt wird. Namentlich von Norden, vom Confinale oder den Cime del Forno aus gesehen, kann er sich neben der 100 *m* höheren und näheren Punta San Matteo nicht behaupten. Ganz anders und wahrhaft großartig ist das Bild, das der Berg von Süden, insbesondere vom Talboden der Val Piana aus bietet. Die Punta San Matteo ist hier nicht sichtbar; der Monte Giumella oder richtiger sein südlicher Vorgipfel tritt beherrschend hervor. Nur dem seltenen Besuch dieses wundervollen Tals ist es zuzuschreiben, daß die Südwand des Bergs noch keinen Liebhaber gefunden hat. Als ich mit Dr. von Hepperger vergangenen Sommer dort war, bedauerte ich lebhaft, aus Mangel an Zeit keinen Angriff auf diese jungfräulichen Wände machen zu können. Möglich ist ihre Durchkletterung jedenfalls und, soweit ich es ohne Glas beurteilen konnte, trotz ihrer Steilheit nicht einmal hervorragend schwierig; nur einen etwas brüchigen Eindruck machen die Felsen. Jedenfalls wäre hier noch eine neue Tour von ganz anderer Bedeutung auszuführen, als die Mehrzahl der heutigen Tags aufgestellten und gelösten alpinen »Probleme« sie besitzt.

Ein angenehmer Spaziergang brachte uns in einer guten halben Stunde vom Monte Giumella zur Punta San Matteo, 3692 *m* (an 2 Uhr 15 Min.). Der Berg ist neben dem Piz Tresero der formenschönste der Gruppe; scheint er von Norden gesehen hinter seinem Rivalen etwas zurückzustehen, so überragt er ihn von Süden und Südwesten ebensosehr wie an Höhe an Kühnheit des Baues und eindrucksvoller Wirkung und erscheint als der König der südlichen Hälfte unseres Gebiets. Seit der Errichtung der Capanna al Passo di Gavia erreicht man die Punta San Matteo am bequemsten auf dem Wege der Erstbesteiger Tuckett, Freshfield und Genossen über die Zunge und das obere Firnbecken der Vedretta Dosegú, von dem sich sowohl der Südwest- als der Nordwestgrat des Bergs ohne sonderliche Mühe ersteigen läßt (ca. drei Stunden). Besonders empfiehlt sich dieser Anstieg wegen seiner Kürze für diejenigen, die mit der Besteigung der Punta San Matteo die des Tresero verbinden wollen. Denn der andere Zugang von Santa Caterina, bezw. der Osteria Buzzi, über den Fornogletscher, ist länger und mühsamer, mag man nun direkt vom Gletscher zum Ostgrat der Punta San Matteo ansteigen oder dem Gipfel auf dem Umwege über den Col degli Orsi und den Monte Giumella zustreben. Noch länger sind die Zugänge von Pejo, von denen weiter unten bei dem Monte Mantello gehandelt werden wird. Ihren heutigen Namen erhielt die Punta erst durch Payer, der am Tage des heiligen Matthäus im Jahre 1867 die zweite Besteigung ausführte. Trotz seiner Sonderbarkeit hat sich der Name durchgesetzt und die früheren Bezeichnungen Pizzo oder Palle della Mare, die allerdings nicht sehr gut gewählt waren, völlig verdrängt.

Alle Besucher der Punta San Matteo, die nicht wie Payer im Nebel, sondern bei klarem Wetter auf ihrem Gipfel gestanden, sind des Lobes der herrlichen Aussicht voll, die diese erhabene Warte bietet. An uns bestätigte sich indessen das »toujours perdrix«; durch zu anhaltende Genüsse wird wie der aufnahmefähigste Magen auch das empfänglichste Gemüt übersättigt; jedenfalls benutzten wir den halbstündigen Aufenthalt, den wir nahmen, mehr zum Ausruhen als zur Bewunderung der Aussicht, so daß ich von Einzelheiten nichts mehr zu sagen weiß. Um 2 Uhr 45 Min. packten wir zusammen, stiegen vorsichtig den obersten, sehr steilen Gipfelgrat nach Westen hinab, fuhren bei abnehmender Steilheit in flottem Tempo den sich verbreiternden Hang hinunter und betraten die lange Firnmauer, die die Punta mit dem Tresero verbindet. Die ersten Schritte auf der neuen Bahn waren etwas heikel und verlangten ein genaues Einhalten des »juste milieu« zwischen der Wächte zur Rechten und dem steilen Hang zur Linken. Auch weiterhin war zunächst noch peinliche Vorsicht vonnöten, da der Grat nach Norden stark überwächtet war. Das lehrt der Unfall Payers und Johann Pinggeras, die hier mit der Wächte abstürzten, aber trotz des gewaltigen Falls von angeblich 800 Fuß sonderbarer Weise ohne ernstliche Verletzung davonkamen. Alois Pinggera machte es umgekehrt wie sein älterer Bruder, der auf Payers Mahnen, der Wächte nicht zu viel zu vertrauen, erwiderte: »Besser zu weit rechts als links; denn fallen wir die Felsen hinab, so zerschellen wir wie Glasflaschen;« er hielt sich dem trügerischen Gebilde zur Rechten fern und schlug lieber ein paar Stufen in den steilen linksseitigen Hang. So kamen wir ungefährdet über die gefährliche Wegstrecke hinüber, die übrigens nicht von langer Dauer ist. Bald bildete die zunehmende Müdigkeit unserer Beine das einzige Hindernis zu schnellerem Vorwärtskommen.

Ohne Freude betrachteten wir die Erhebungen der Cima Dosegú, 3558 *m*, und Punta Pedranzini, 3596 *m*, die den Anblick des sonst etwas einförmigen Kamms wirkungsvoll beleben, aber durch das mehrfache Auf und Ab die Wanderung für müde Beine erschweren. Doch besaß ich noch Willensstärke genug, um Pinggeras Vorschlag einer Umgehung dieser untergeordneten Gipfel auf der Südseite abzuweisen. Auf der Cima Dosegú, in deren Felsen wir eine Flasche mit

Karten fanden, trug ich die Daten unserer Tour ein. Dann noch die unschwierige Überschreitung der Punta Pedranzini, ein, wie wir mit Befriedigung feststellten, letzter kurzer Anstieg, und um 4 Uhr 30 Min., 1 3/4 Stunden nach dem Abmarsch von der Punta San Matteo, betrat unser Fuß die stolze Pyramide des Piz Tresero, 3602 *m*. Froh, das Ziel erreicht zu haben, schüttelten wir uns die Hände und ließen uns noch einmal zu kurzer Rast in den ersten Felsen unterhalb der Spitze nieder. Noch einmal musterte mein Blick, während Pinggera den Resten unseres Proviants den Garaus machte, das weite Halbrund, das wir durchwandert hatten, weilte mit Bewunderung auf den zahllosen herrlichen Berggestalten in Nord und Süd, Ost und West, die trotz der späten Stunde ein seltenes Wetterglück uns völlig unverhüllt schauen ließ, und von denen es jetzt Abschied zu nehmen galt. Gewissenhaft wurde der Rest unseres Weins, der mit Bedacht hierfür gespart worden, geteilt, die jetzt sehr leichten Rucksäcke umgehängt, und abwärts ging's (4 Uhr 50 Min.) auf breiter Trasse, die jede Überlegung über den einzuschlagenden Weg unnötig machte. Übermütig wie Kinder liefen wir die südlichen Firnhänge der Gipfelpyramide hinunter zum oberen Firnbecken der Vedretta Dosegú, überquerten den bröckeligen, niedrigen Felsgrat, der diesen Gletscher von der Vedretta di Tresero trennt, und verfolgten deren Eisfeld, hie und da durch Spalten zu einigen Ausbiegungen genötigt, in südwestlicher Richtung. Am Ende des Treserogletschers lösten wir uns von dem Seil, das uns 13 1/2 Stunden verbunden hatte. Recht unangenehm empfanden meine Beine den weiteren halbstündigen Abstieg über brüchige Felsen und steinige, steile Grashalden, und auch dem rumpeligen Gaviapaß-Weg vermochten sie keinen Geschmack mehr abzugewinnen. Aber alle Mühsal war bald vergessen, als 7 Uhr 15 Min. das Stabilimento Clementi erreicht war ùnd 5 Minuten später die Gläser, gefüllt mit schäumendem Asti, zusammenklangen und geleert wurden auf das Gelingen unserer großen und schönen Wanderung.

Der Nähe von S. Caterina, dessen vielbewundertes Schaustück er bildet, verdankt es der Tresero, daß er von allen Gipfeln des Südkamms den zahlreichsten Besuch erhält. Dem entspricht es, daß zahlreiche Routen mit mannigfachen Varianten ausfindig gemacht worden sind und mehr oder weniger besucht werden. Am häufigsten wohl diejenige, die von uns im Abstieg eingeschlagen und oben kurz skizziert worden ist. Je nachdem bei ihr der Südwestgrat mehr oder weniger eingehalten wird, ergeben sich mehrere Varianten, auf deren Wiedergabe im einzelnen ich hier verzichten muß und kann, da im »Hochtouristen« Auskunft darüber zu finden ist. Schwächere Gänger, die die Tour lieber auf zwei Tage verteilen, benützen neuerdings als Ausgangspunkt nicht selten die Capanna al Passo di Gavia und steigen von da über den westlichen Arm des Dosegúgletschers die Südflanke zum Gipfel empor oder steuern dem Südwestgrat zu und erreichen so die vorhin angegebene Route. Weit seltener werden die Aufstiege von der Osteria Buzzi ausgeführt. Zweifellos erfordern sie ein größeres Maß von Übung, Trittsicherheit und Gletscherkenntnis, sind aber sehr interessant und empfehlenswert. Besonders gilt das vom Wege über die Cima San Giacomo, den Compton in dem schon mehrfach zitierten Artikel der »Zeitschrift« von 1898 beschrieben hat. Die Cima S. Giacomo, 3238 *m*, wird als leichter und lohnender Aussichtsberg gerühmt, und kann auch, obwohl sie zum Stock des Tresero gehört und im Grunde genommen nur eine stärkere Ausladung des Nordostgrats dieses Bergs ist, auf eine gewisse Selbständigkeit Anspruch erheben. Jedenfalls eher als der sogenannte Sasso di Chiarena, 3129 *m*, ein nach Norden hervortretender Vorsprung im felsigen Fußgestell des Tresero, beziehungsweise ein Absatz des unten felsigen, oben überfirnten Nordwestgrats des Bergs. Auch dieser Grat ist schon als Aufstieg zum Tresero benutzt worden, gilt aber, und wohl mit Recht, als schwierig.

Die eben beschriebene Wanderung des 5. September 1900 hatte mich auf zwölf Gipfel des Hauptkamms der Südlichen Ortleralpen geführt und mich einen sehr belehrenden Einblick in den Bau dieses gewaltigen Gebirgszugs tun lassen. Meine Kenntnis des Gebiets konnte aber nicht als ausreichend angesehen werden, weil ein Hauptgipfel, der Monte Vioz, nicht berührt und die Fortsetzung des Hauptkamms südwestlich der Punta San Matteo mir unbekannt geblieben war. Um diese Lücken auszufüllen, beschloß ich im Sommer des Jahres 1906 nach Pejo zu gehen und verabredete mit Dr. Peter von Hepperger, der sich in freundschaftlicher Weise zur Unterstützung meiner Pläne bereit erklärte, ein Zusammentreffen für den 20. August. Am Morgen des folgenden Tags spazierten wir zur Specola, der waldumkränzten Aussichtswarte des südlichen Talhangs, wo der ganze Kamm vom Monte Vioz südwestlich vor unseren Augen lag, studierten ihn eingehend unter Heranziehung der Karte und der Literatur und hielten Rat. Das Ergebnis unserer Erwägungen war der Entschluß, systematisch vorzugehen und zuerst dem Monte Vioz, 3644 *m*, unseren Besuch abzustatten.

Um den Gipfel bei guter Zeit erreichen zu können und die Möglichkeit einer Ausdehnung der Tour offen zu halten, schien es geraten, dem Beispiel des Erstbesteigers J. Payer zu folgen und ein Biwak auf dem Piano di Laret zu beziehen. Dazu bedurfte es eines Trägers, der sich denn auch in der Person von »Signor Beppi« fand. Die Statur unseres neugewonnenen Freundes schien zur Fortschaffung größerer Lasten nicht geeignet; wir sahen daher von allem entbehrlichen Biwakskomfort, wie der Mitnahme von Kochgeschirr und dergleichen ab und begnügten uns mit zwei von unserem Gastwirt entliehenen Decken, denen Beppi aus eigenem Entschluß eine dritte, für ihn selbst bestimmte, hinzufügte.

Der Aufstieg zum Piano di Laret ist trotz oder vielmehr wegen der zahlreichen Pfade, die den südlichen Talhang durchziehen, durchaus nicht leicht zu finden; eine Beschreibung der Route dürfte daher führerlosen Touristen willkommen sein. Vom Bade verfolgt man zunächst den markierten Weg zum Rifugio Cevedale bis zur Kirche von Dorf Pejo und biegt an dieser links ab. Bei der Wegteilung am Ende des Dorfs schlägt man entweder den steilen und steinigen Karrenweg zur Rechten ein oder, was etwas bequemer ist, man bleibt auf dem linken, fast horizontal verlaufenden Feldweg bis zum letzten Gehöft, wo ein Fußpfad durch Wiesen rechts abzweigt, der sich oben wieder mit dem erwähnten Karrenwege vereinigt. Nun immer am Saume des schütteren Walds entlang, gelangt man zum Rande einer lieblichen, waldumkränzten, grünen Matte zwischen Val Taviela und Val Vioz. Hier wendet sich der Karrenweg nach rechts und führt in etwas stärkerer Steigung an den unteren Saum der steilen Grashänge, die vom Piano di Laret herabziehen. Beppis ausgesprochenes Ruhebedürfnis nötigte uns hier bei einer starken Quelle zu einer viertelstündigen Rast, währenddem er beträchtliche Quantitäten acqua fresca e acquavite zu sich nahm, um für den weiteren Anstieg die nötigen Kräfte zu gewinnen.

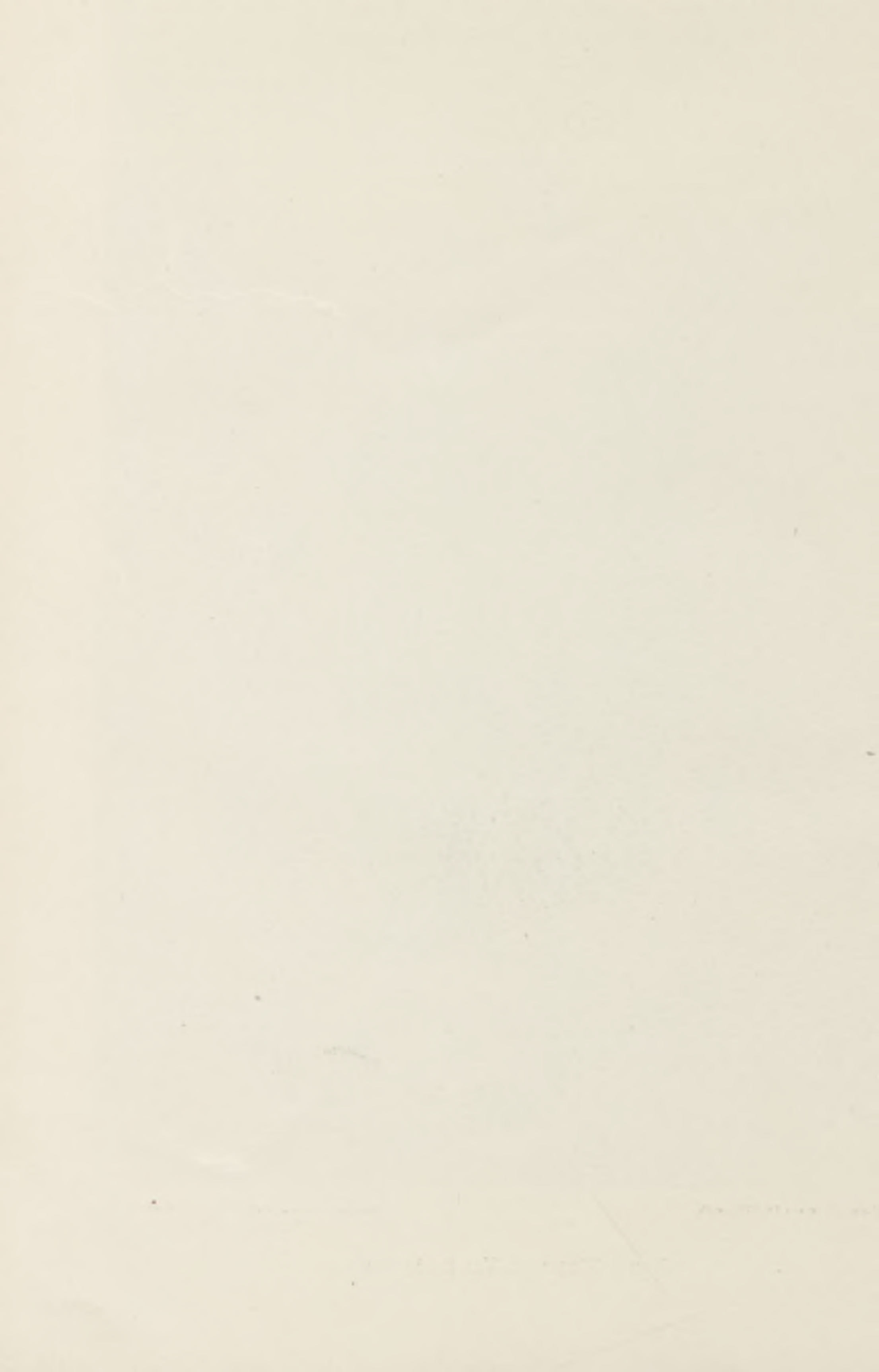
Dann ging's im Zickzack die steilen Grashalden hinauf, immer am östlichen Ufer des Bachs, eines verläßlicheren Führers als Beppi, der entweder zu viel oder zu wenig Herzstärkung zu sich genommen hatte, jedenfalls immer weiter zurückblieb und schließlich unseren Augen entschwand. Auf den Bergwiesen waren viele Leute beschäftigt, die einen mit Mähen, die anderen mit dem Heimschaffen des Grases. Es geschieht das vermittels der im Gebirge vielfach gebräuchlichen Halbwagen, einer Kombination von Wagen und Schlitten, die mit Rindern bespannt waren, und bildete bei der Steilheit des Geländes eine für Tiere wie Lenker nicht leichte Aufgabe.

Oberhalb des steilen Hangs liegt das Piano di Laret, eine mehrfach gestufte, grasbewachsene, im oberen Teile sehr quellenreiche Terrasse, vom Abfluß der Vedretta Saline durchströmt. Am Rande der unteren, ca. 2274 *m* hohen Terrasse war-



Naturaufnahme von Dr. F. Benesch. Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Monte Vioz vom Val de la Mare.



teten wir auf Beppi und bewunderten derweil die prachtvollen, von der Abendsonne beleuchteten Brentaberge und die bis tief herunter mit Neuschnee bedeckte Presanella. Endlich, als ich schon zu fürchten begann, daß Beppi unter der Last der Decken und des Proviants zusammengebrochen sein könne, tauchte unseres Begleiters verwegener Kalabreser auf, und wir konnten den Weitermarsch antreten.

Anfänglich hatten wir beabsichtigt weiter oben, im Val Vioz, zu nächtigen; aber die trostlose Steinwüste dieses engen Kessels sah so wenig verlockend aus, daß wir diesen Plan aufgaben und beschlossen, auf dem Piano di Laret, das Beppi übrigens als Pian Vioz bezeichnete, zu bleiben. Um tunlichst vor dem kalten Nordwinde geschützt zu sein, gingen wir bis zum nördlichen Ende der Terrasse und fanden hier nach einigem Suchen ein geeignetes Plätzchen, wo ein großer Fels Deckung gegen den Wind, üppiger Graswuchs ein weiches Lager versprach und ein klarer Quell die nötige Flüssigkeit für unsere frugale Abendmahlzeit bot. Nachdem wir mit den Pickeln die verwitterten und knorrigen Baumgerippe, die v. Hepperger und ich mitgeschleppt, gespalten und ein kleines Feuer entzündet hatten, bezogen wir, wie der übliche Ausdruck lautet, das Biwak, d. h. wir breiteten unsere Decken über das Gras, legten uns darauf und begannen zu schmausen. Beppi würzte uns das Mahl durch Erzählungen aus seinem früheren, in der Tat nicht uninteressanten Leben. Bevor er den Führerberuf ergriffen, war er Fabro in Bergwerken gewesen und als solcher weit herumgekommen, unter anderem nach Tunis und Algier. An den Mohammedanern, die er dort kennen gelernt, hatte er im Grunde nur eins auszusetzen, das ihm ganz unbegreifliche und verabscheuungswürdige Verschmähen des Weingenusses. Es war ersichtlich, daß die Abwesenheit des Freudenspenders Bacchus am heutigen Abend seine Stimmung in etwas trübte und für den eigenartigen Reiz unserer Lage unempfänglich machte. Wenigstens beteiligte er sich nicht an dem Austausch dieser Empfindungen zwischen meinem Freunde und mir, sondern entschädigte sich während unserer Aussprache über dieses Thema für das Fehlen des Weins durch kräftige Züge aus seiner mit stärkerem Stoffe gefüllten Flasche. Als sein Vorrat an dieser Flüssigkeit und sein Erzählungsstoff ausging, hüllte er sich in seine Decke, und bald verkündete ein melodisches Schnarchen, daß Morpheus ihn in seine Arme genommen.

Mir ging es längere Zeit nicht so gut; der Untergrund, auf dem ich lag, war etwas feucht und wirkte unangenehm abkühlend. Erst nachdem ich das Billrotbattist-Mäntelchen angezogen, stellte sich eine behaglichere Temperatur und damit der erwünschte Schlaf ein, aus dem ich nur von Zeit zu Zeit erwachte, wenn v. Hepperger, dem Morpheus am wenigsten hold schien, ein neues Holzscheit ins Feuer legte. Erst als der Holzvorrat verbraucht, das Feuer erloschen war und die Morgenkühle sich unangenehm geltend machte, wollte es mit dem Schlafen nicht mehr recht gehen; doch fesselte uns das Gesetz der Trägheit noch bis nach 4 Uhr an unser Lager. Dann standen wir auf, aßen ein paar Bissen, tranken einen Becher Wasser und rüsteten uns zum Aufbruch.

Um 4 Uhr 40 Min. wandte sich Beppi talwärts, v. Hepperger und ich bogen in die enge, trümmererfüllte Felsengasse des Val Vioz ein. Dürftige Steigspuren, denen wir anfangs zu folgen uns bestrebten, hörten bald auf; so gut wie möglich bahnten wir uns bald an dem südwestlichen, bald an dem nordöstlichen Ufer des Bachs einen Weg durch das Blockwerk, mit dem der Boden des engen Tals besät ist. Es ging bequemer, wie ich nach den Schilderungen von Payer[1]) und Phillapitsch[2]) vermutet hatte; »regelrechte Klettereien über haushohe Blöcke«, von denen letzterer

[1]) Petermann, Ergänzungsheft 27, S. 15.

[2]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1905, S. 14.

berichtet, brauchten wir nicht vorzunehmen und braucht niemand vorzunehmen, der sie nicht eigens aussucht. Die Passage war nicht von langer Dauer; bald weitete sich die Schlucht zu einem Kessel, und wir standen vor der hohen Stirnmoräne der Vedretta Saline. Wir erstiegen sie nicht ganz, sondern wandten uns in ihrem oberen Drittel nach rechts einem kleinem Seitental zu, das von dem Südostgrat des Monte Vioz herabzieht. Mühsam und beschwerlich war das Emporsteigen über die groben Blöcke, die hier in regellosem Durcheinander und losem Zusammenhang lagerten; trotz aller Umsicht ließ es sich nicht vermeiden, das labile Gleichgewicht dieser Trümmer beim Klettern zu verrücken, und ganze Hänge gerieten dann gleichzeitig ins Rutschen. Um uns nicht zu gefährden, stiegen wir deshalb parallel nebeneinander in weitem Zwischenraum aufwärts.

Weiter oben wurde das Gelände etwas besser; die tastende Hand erfaßte öfter anstehenden Fels und konnte den gleitenden Fuß stützen. Schließlich gelangten wir in einer seichten Rinne bequem auf den Südostgrat ungefähr an der Stelle, wo er sich aus dem Gipfelkörper des Bergs auslöst. Der markante Felszahn, der dem unteren Teil des Grats entragt, der Dente di Vioz, 2900 *m*, lag bereits weit zurück und tief unter uns, hatte infolgedessen von der Kühnheit seines Aussehens viel eingebüßt; der unmittelbar südlich von uns aufragende, mit uns ungefähr gleich hohe Gratkopf mußte P. 3224 sein, der nordwestlich von unserem Standpunkt emporziehende felsige Hang demnach zu dem südöstlichen Vorgipfel P. 3518 hinaufführen. Nachdem wir uns darüber verständigt, beschlossen wir uns für die vorausgegangene Schinderei schon jetzt (7 Uhr 10 Min.) durch eine ausgiebige Rast zu belohnen und setzten erst nach drei Viertelstunden die Wanderung fort. Die neuere Ausgabe der Alpenvereinskarte gibt das Gelände hier ungenau, weil als überfirnt, wieder. In Wirklichkeit fehlt, wenigstens im Hochsommer, die Schneebedeckung völlig. Auch der in Payers Karte der Südlichen Ortleralpen [1]) gezeichnete Grat ist im unteren Teile des Hangs nicht vorhanden. Ohne merkliche Scheidung dacht er sich hier rechts zum Val Zampil, links zum Val Vioz ab: erst weiter oben bildet der Schnittpunkt der beiden Flanken eine Art Gratkante. Am besten ist noch die Terraindarstellung der ersten Ausgabe der Alpenvereinskarte.

Wir hielten uns zuerst auf der Abdachung zum Val Zampil, die trotz einiger plattiger Stellen bei der anfangs mäßigen Neigung gut gangbar war. Die zunehmende Steilheit veranlaßte uns weiter oben, uns der Gratkante zuzuwenden, wo ein paar leichte, aber ganz hübsche Kletterstellen etwas Abwechslung in die bisherige Monotonie des Aufstiegs brachten. In einer starken Stunde war P. 3518 erreicht, ca. 20 Minuten später über einen leichten Schneegrat der Hauptgipfel, die höchste Erhebung einer breiten Schneekuppe, 3644 *m*. Vor Payers Besteigung am 4. September 1867 galt der Monte Vioz für den höchsten Berg der bis dahin fast unbekannten Südlichen Ortleralpen. Diesen Ruhm hat er seitdem seinem Nachbar, dem Pallon della Mare, abtreten müssen; geblieben aber ist ihm der Ruf eines ungewöhnlich schönen und dankbaren Aussichtsbergs. Daß das begründet ist, empfanden Freund Hepperger und ich lebhaft und übereinstimmend an dem klaren Morgen, der uns das großartige Panorama in seiner ganzen Herrlichkeit und Ausdehnung zu bewundern gestattete. Bernina, Engadiner, Nördliche Ortleralpen, Ötztaler, Zillertaler, Venediger, Dolomiten, Brenta, Adamella und Presanella schlossen sich zu einem gewaltigen Rund zusammen und bildeten den Rahmen eines Bilds, dessen schier unerschöpfliche Fülle von Einzelschönheiten kein Auge vollständig zu erfassen und keine Feder wiederzugeben vermöchte.

Der von uns eingeschlagene Weg weicht von der üblichen durch Payer mit

---

[1]) A. a. O. S. 30.

Pinggera und Chiesa ausfindig gemachten Route nicht unwesentlich ab. Payer, der wie wir auf dem Piano di Laret biwakiert und dann zunächst das Val Vioz durchschritten hatte, benutzte weiterhin eine Zeitlang die linke (nordöstliche) Seitenmoräne der Vedretta Saline, arbeitete sich von ihr über Schutt und Geröll zur Vedretta di Vioz hinauf, überschritt dieses mäßig geneigte und wenig zerklüftete Eisfeld und gelangte über einen steilen Firnhang und einen Felsstreifen auf den westlichen Vorgipfel, von dem er den Übergang zum Hauptgipfel längs des Kamms in einer Viertelstunde bewerkstelligte.

Obwohl wir sehr gemächlich gingen, betrug unsere Gehzeit knapp vier Stunden, während für den gewöhnlichen Anstieg vom Piano di Laret 4³/4 Stunden gerechnet werden. Unsere Route, die dem Vernehmen nach kurz vorher auch von einigen Mitgliedern der Sektion Halle begangen worden war, ist also zweifellos kürzer. Da Gletscher auf ihr nicht betreten werden, kann sie namentlich etwaigen Alleingängern empfohlen werden. Sonderlich interessant ist sie allerdings nicht, das gilt aber wohl auch von dem Payerschen Wege.

Von S. Caterina wird der Vioz entweder über den Passo della Vedretta rossa[1]) oder den Col Vioz bestiegen. Ganz leicht, aber etwas einförmig ist der Weg von dem ersten der genannten Pässe über den Nordwestgrat, interessanter, aber schwieriger der vom Col Vioz. Zu ihm wollten wir hinab, um auch die Punta Taviela zu besteigen. — Die Beschreibung der Route im »Hochtouristen« ist äußerst lakonisch gehalten: »Vom Col Vioz umgeht man einen Schneekopf (3471 *m*) links und erreicht dann den Gipfel unschwer über den Kamm.« Viel Belehrung vermochten wir daraus nicht zu schöpfen; als zweifellos aber durfte erscheinen, daß wir zunächst zu dem westlichen Vorgipfel, P. 3534, hinüberzugehen hatten. Das war denn auch schnell und leicht getan.

Von hier boten sich drei Möglichkeiten des Weiterkommens: 1. der über P. 3471 zum Col Vioz streichende Hauptkamm, 2. die Felsen des nordwestlich vorgelagerten Strebepfeilers, 3. der steile Firnhang der Mulde zwischen dieser und P. 3471. Ich wäre dafür gewesen, es mit der letztgenannten Route zu versuchen, die auch Christomannos und Genossen bei ihren zwei Überschreitungen des Bergs eingehalten zu haben scheinen. Mein Freund fürchtete, daß der Hang, den wir nicht ganz übersehen konnten, in seinen unteren Partien vereist sei und uns zu längerem Stufenschlagen zwingen könnte. Das Ergebnis unserer Beratung war, daß wir alle drei erwähnten Wege verwarfen und uns rückwärts der Mulde zuwandten, die zwischen dem felsigen Strebepfeiler und dem nördlichen Hauptkamm des Vioz eingebettet ist. Das war ein Fehler. Die Neigung der Hänge zwar war sehr gering und ermöglichte schnelles Absteigen; aber große Spalten und Gletscherbrüche drängten uns immer mehr nördlich in der Richtung des Passo della Vedretta rossa und zwangen uns zu einem weiten Umwege. Als wir endlich auf dem spaltenlosen oberen Firnbecken des Fornogletschers angelangt waren und uns nach links wenden konnten, war der Schnee erweicht, und eine mühselige Schneewaterei begann. So gebrauchten wir statt der erwarteten und üblichen halben Stunde anderthalb bis zum Col Vioz, 3337 *m*, und langten hier etwas mißmutig und ermüdet an. Von einer Besteigung der Punta Taviela wurde Abstand genommen, was mich um so weniger Überwindung kostete, als mir der Berg bekannt war, und es wurde der direkte Abstieg vom Col nach Pejo beschlossen. Nach einer langen Mittagsrast verließen wir 12 Uhr 25 Min. den Col Vioz und stiegen über den steilen, geröllbedeckten Osthang des Passes auf die Vedretta Saline hinab, die in ihrer ganzen Länge mühelos überschritten wurde. An der Endmoräne stießen wir auf unsere Spuren

[1]) Siehe S. 241.

vom Morgen; um 2 Uhr waren wir wieder bei unserem Biwakplatze auf dem Piano di Laret und gelangten von da in 1½ Stunden nach Pejo.

Das Kammstück von der Punta San Matteo bis zum Corno dei tre Signori

Von dem südwestlichen Drittel des Hauptkamms der Südlichen Ortleralpen gilt noch heute, was Tuckett und Payer ihrer Zeit von dem ganzen Gebiet sagen konnten, daß es eine terra incognita sei. Payer wurde durch Mangel an Zeit verhindert, seine Erforschung der Ortlergruppe, wie beabsichtigt, auf diese Gegend auszudehnen; in der »Erschließung der Ostalpen«, deren zweiter Band 1894 erschien, wird seiner mit keinem Worte gedacht. In den »Mitteilungen d. D. u. Ö. Alpenvereins« vom Jahre 1895 veröffentlichte O. Schumann aus Leipzig eine kurze Notiz, deren wesentliche Angaben im »Hochtouristen« Aufnahme gefunden haben, über eine Gratwanderung, die er mit Professor Gstirner und dem Führer Veneri aus Cogolo von der Punta San Matteo über den Monte Mantello, Cima Villacorna und die südwestlich folgenden Gipfel des Grats bis P. 3219 der Alpenvereinskarte ausgeführt hat und bei welcher der Grat und die Spitzen südwestlich des Monte Mantello zum ersten Male betreten wurden. Das ist alles, was sich in der deutschen Literatur findet. Hirten und Jäger, wie Matteo Groaz aus Cogolo, durchstreifen nicht selten die Kare und Hänge der einsamen Hochtäler Val Piana, Val Umbrina und Val Bormino, die von Süden her bis in das Herz des Hochgebirgs hinaufziehen, und mögen zuweilen auch eine oder die andere der leicht ersteiglichen Spitzen des Hauptkamms und der südlichen Querkämme betreten; touristischer Besuch ist äußerst selten und wendet sich fast ausschließlich dem südwestlichen Eckpfeiler des Kamms, dem stolzen Corno dei tre Signori zu. Das ist verständlich und natürlich bei der großen Zahl verlockenderer Ziele, die sich in nächster Nähe dem unternehmungslustigen Bergsteiger bieten, und daran wird sich auch nicht viel ändern, wenn die Südlichen Ortleralpen dereinst zahlreicheren Besuch erhalten werden, und es ist auch gut so, daß in den weiten Alpenländern immer noch Gebiete übrig bleiben, die dank ihrer bescheidenen Schönheiten und dem Mangel an sensationellen Problemen vom Massenbesuch verschont bleiben und sich dafür den Zauber keuscher Unberührtheit dauernd erhalten. Wer aber dafür empfänglich ist, wird es nicht bereuen, wenn er, statt »lohnenderen Projekten« nachzugehen, auch einmal diese stillen Täler durchwandert und diese anspruchslosen Höhen überschreitet.

Sie bildeten unser Ziel, als wir, Dr. v. Hepperger und ich, am Nachmittag nach der oben geschilderten Besteigung des Monte Vioz von Pejo das Val del Monte aufwärts wanderten. Wir waren schwer bepackt, außer mit der bergsteigerischen Ausrüstung mit Proviant für mehrere Tage, da wir längere Zeit von Pejo fernzubleiben gedachten, und etwas verdrießlich, daß ein fein ausgedachter Plan zur Schonung unserer Rücken zunichte geworden war. Signor Beppi, so hatten wir ausgeklügelt, sollte uns zunächst bis zur Malga Paludei begleiten, am anderen Morgen unsere überflüssigen Sachen über den Sforcellinapaß zur Capanna al Passo di Gavia tragen und dort unser warten. Aber Beppi war am 23. August nicht aufzutreiben. Nach Montozzo sei er gegangen, hieß es am Morgen, und er werde bestimmt bis Mittag zurück sein. Aber es wurde Nachmittag, ohne daß Beppi sich zeigte; wahrscheinlich saß er in einer Schenke und gab seiner Abneigung gegen das Nichtweintrinken der Mohammedaner tätlichen Ausdruck. Matteo Groaz aus Cogolo, der zufällig nach Pejo gekommen, war für den Trägerdienst nicht zu gewinnen, wir mußten es schon als eine große Gefälligkeit ansehen, daß er versprach, uns am andern Morgen den Schlüssel zur Capanna nach der Malga Paludei zu bringen.

Der Weg und besonders die Umgebung der Fontanella Celentino, des schon erwähnten Sauerbrunnens, war belebt von zahlreichen Soldaten, Pionieren und Jägern, die wohl nicht allein der Bau der Klause dorthin geführt hatte. Wir blieben auf dem Talwege bis zum Beginn der breiten, ebenen Fläche, an deren oberem Ende Val Bormino und Val Montoz sich vereinigen, und bogen hier rechts ab. Der anfangs breite Pfad verästelte sich nach kurzer Zeit; wir hatten nicht das Glück, den richtigen Steig zu finden, und waren bald weglos, so daß uns nichts übrig blieb, als durch den Bergwald gerade emporzusteigen, um den Höhenweg von der Malga Giumella zu treffen. Das gelang denn auch, und um 6 Uhr 50 Min., zwei Stunden seit unserem Aufbruch von Pejo, hielten wir unseren Einzug in die Malga Paludei.

Die nächste Umgebung und ebenso das Innere der Malga rechtfertigen diesen Namen (»der sumpfigen«) durchaus. Trotz ihrer ansehnlichen Größe steht sie ähnlichen Behausungen in den deutschen Alpenländern wie an Reinlichkeit so an Bequemlichkeit erheblich nach. Auch unser Empfang seitens der Sennen war nicht allzu freundlich. Anfänglich nahmen sie von uns überhaupt keine Notiz; trotzdem Hepperger sein schönstes Italienisch hervorholte und ich meinen Zigarrenvorrat verlockend vor den Augen unserer Gastfreunde ausbreitete und verschwenderisch austeilte, dauerte es lange, bis wir überhaupt nur die Zusicherung erhielten, daß wir bleiben dürften.

Schließlich stellte sich infolge der Unmasse von Liebenswürdigkeit, die wir entwickelten, doch ein leidliches Verhältnis her, wir bekamen sogar etwas Milch und einen ehemals mit Stroh bedeckten Holzkasten für die Nacht eingeräumt. Unsere Lagerstätte mochte zur Not für zwei kleine und schmächtige junge Burschen ausreichen, den Dimensionen, mit denen die Natur meinen Gefährten und mich begabte, entsprachen ihre Ausmessungen in keiner Weise. Zudem teilten wir das »Ruhelager« mit zahlreichen Insaßen, die dank ihrer Kleinheit ernstlichen Nachstellungen leicht entgehen, aber trotz derselben sich sehr fühlbar zu machen verstehen. Hepperger war ihren Angriffen besonders ausgesetzt und bekundete das durch unzweideutige Bewegungen und leise gemurmelte Verwünschungen; aber es kamen auch auf mich genug, um, verbunden mit den übrigen Annehmlichkeiten des Lagers, den Allbezwinger Schlaf mir fernzuhalten. Vergebens suchte ich Trost in der Erinnerung an ähnliche oder noch üblere Situationen; hartnäckig wanderten meine Gedanken immer wieder zurück zu der gemütlichen Malga des Eumaios, und ich beneidete den göttlichen Dulder Odysseus um das treffliche Lager, das ihm der Sauhirt am warmen Feuer aus Schaf- und Ziegenfellen und seinem Wintermantel bereitet hatte, während er selbst im Eberstall nächtigte. Wie anders unsere Gastfreunde, die das bessere Teil, einen Holzverschlag in der Malga mit regelrechten Bettgestellen, uns verheimlicht, und uns nur den Schlafkasten der Hüterbuben preisgegeben hatten.

Eine angenehme Unterbrechung dieser und ähnlicher Gedankengänge brachte die Ankunft von Matteo Groaz, der gegen 1 Uhr in voller Jagdausrüstung die Malga betrat, kräftig zu Nacht speiste und sich dann auf der schmalen Hüttenbank ausstreckte.

Um 3½ Uhr ertönte das erlösende Schlagen meines Taschenweckers, und eine halbe Stunde später wanderten wir, anfänglich auf Viehsteigen, dann pfadlos über Rasen das Val Piana aufwärts. Bis zum Beginn des oberen Talbodens gab uns Matteo das Geleit; als der Morgen graute, nahm er Abschied und ging ostwärts dem Rücken zu, der das Val Piana vom Val Ganosa trennt. Den ganzen Tag lauschten wir auf den Knall seiner Büchse, hörten aber nichts und konnten daraus entnehmen, daß es ihm nicht gelungen, ein elend Grattier zu erlegen. Wir durchschritten noch eine Zeitlang das nahezu ebene Hochtal und stiegen weiter den unten noch rasigen, oben schutt- und geröllbedeckten Hang zwischen den beiden kleinen Gletschern des Val Piana, der Vedretta Val piana und Vedretta Villacorna, ziemlich mühselig aufwärts. Unsere Absicht war, möglichst hoch oben das Firnfeld der Vedretta Val Piana und von ihm aus

den Sattel zwischen Punta San Matteo und Monte Mantello zu gewinnen. Wir müssen uns aber schon sehr bald in dem unübersichtlichen Gelände zu weit nach links, auf die Vedretta Villacorna hin, gehalten haben.

Nach einer dreiviertelstündigen Rast am Rande eines kleinen, auf der Alpenvereinskarte nicht verzeichneten Tümpels arbeiteten wir uns auf eine Moräne hinauf, überquerten ein kleines, flaches Eisfeld, erstiegen einen mäßig steilen Firnhang und standen 8 Uhr 45 Min. in einer Scharte des Kamms, die wir für den Sattel zwischen Punta San Matteo und Monte Mantello hielten, die in Wirklichkeit aber die Einsenkung westlich vom Mantello, P. 3408 war. Erst allmählich während des Aufstiegs über den Schneekamm östlich unserer Scharte dämmerte uns beim Anblick des Tresero und seines Südostgrats die Erkenntnis, daß wir fehlgegangen waren; aber das war nun nicht mehr zu ändern, und wir mußten uns wohl oder übel damit abfinden, daß unser Schicksal war, den Monte Mantello an diesem Tage zweimal zu besuchen. Mit seinen 3536 *m* ist er der höchste Berg des südwestlichen Kammstücks, gerade so hoch wie der Hohe Angelus und nur 12 *m* niedriger als der Adamello; aber sonderlich imponierend ist seine Gestalt nicht, da sich sein Gipfel nur unbedeutend und in sanften Linien über die beiden nächsten Gratscharten (3408, bezw. 3505 *m*) erhebt. Der Anstieg von Südwesten war leicht und bequem; recht hübsch der Gang über den scharfen Schneegrat zur Scharte zwischen Monte Mantello und Punta San Matteo. Um 9 Uhr 35 Min. erreichten wir diese, die Überschreitung des Monte Mantello hatte sonach nur 40 Minuten gekostet, ein Zeitverlust, der sich verschmerzen ließ. Über Schutt und Blockwerk ging es nun den völlig ausgeaperten Südwestgrat der Punta San Matteo hinan. Allmählich wurde die Neigung größer, die Kante ausgeprägter, der Fels fester, so daß zu unserer Freude auch die Hände hie und da Beschäftigung fanden; an zwei ziemlich hoch oben befindlichen Steilstufen der Gratkante gab es sogar regelrechte, in einem Falle nicht einmal ganz leichte Kletterei, die uns schnell emporbrachte, so daß wir um 10 Uhr 20 Min. auf dem Gipfel der Punta San Matteo standen. Direkter ist dieses Ziel von der Malga Paludei über die Vedretta Val Piana und von ihr entweder über den von uns benutzten Südwestgrat der Punta oder den zum Giumella streichenden Kamm zu erreichen. Viel Zeit wird aber damit nicht gespart, da im »Hochtouristen« für diese Tour fünf Stunden angesetzt sind, dem gegenüber unsere Gehzeit nur ein Plus von 20 Minuten ergibt. Der kleine Umweg über den Monte Mantello empfiehlt sich demnach sehr wohl für Bergsteiger, die von Pejo (oder auch vom Gaviapaß) die Punta San Matteo besteigen und nach Pejo zurückkehren wollen. Der Rückweg wird dann am lohnendsten und bequemsten über den Monte Giumella und den Col degli Orsi genommen. Ich zweifle nicht, daß diese Kombination auch den Verwöhnten in hohem Maße befriedigen wird. Für uns hatte die Mantelloroute den Nachteil, daß wir den nordöstlichen Teil des Kamms, den ich kennen lernen wollte, zweimal begehen mußten.

Nach viertelstündigem Aufenthalt verließen wir den Gipfel der Punta San Matteo, umgingen diesmal die Steilstufen des Grats in der Westflanke, überschritten den Mantello ein zweites Mal und hielten in der Scharte, wo wir den Kamm erreicht und unsere Rucksäcke zurückgelassen hatten, Mittagsrast von 11 Uhr 35 Min. bis 1 Uhr 15 Min., die v. Hepperger großenteils dazu benutzte, den auf der Malga Paludei versäumten Schlaf wieder einzubringen.

Von der Scharte, die nach Analogie von Col degli Orsi, Col Cadini, Col Vioz passend mit Col Piana oder Col di Val Piana zu bezeichnen wäre, führt ein mäßig geneigter, aber schmaler Firngrat zu drei Erhebungen, deren höchste P. 3446 ist. O. Schumann hat diesen auf der Alpenvereinskarte namenlosen Gipfel, den er zuerst bestiegen, Cima Villacorna getauft. Dieser Name begegnet uns meines

Wissens schon bei Payer, allerdings ohne jede nähere Angabe des Bergs, dem er gebühre, und es spricht nichts dagegen, ihn für P. 3446 festzulegen. Zwischen den höchsten Gipfelzacken der Cima Villacorna und P. 3396 löst sich ein sehr markanter, südwärts streichender Quergrat aus, die Scheidewand zwischen Val Piana und Val Umbrina; der Hauptkamm, an Höhe ständig abnehmend und mehr und mehr in einen faden Blockgrat übergehend, säumt in weiten Bögen die südlichen Firnbuchten der Vedretta Dosegú und trennt sie von den südlichen Hochtälern Val Umbria und Val Bormino.

Wir folgten dem Kamm bis P. 3219, der mit einem großen Steinmann geschmückt ist und eine ausgezeichnete Übersicht über das einsame und öde Val Umbrina bietet. Da er außerdem die letzte Graterhebung mit ausgesprochenem Gipfelcharakter ist, schlage ich vor, den Namen Pizzo di Val Umbrina, der sich in Payers mehrfach erwähnter Arbeit über die Südlichen Ortleralpen (S. 3) findet und augenscheinlich auf ihn gemünzt ist, für den P. 3219 festzulegen. Es ist möglich und anzunehmen, daß der Pizzo di Val Umbrina den ersten touristischen Besuch durch O. Schumann und Prof. Gstirner empfangen hat; betreten ist er ganz sicher schon vorher worden, da er wie der ganze Kamm bis zur Cima Villacorna vom Val Umbrina aus über Geröll und Blockwerk ohne alle Schwierigkeit, wenn auch etwas mühsam, erreichbar ist.

Ursprünglich war es meine Absicht gewesen, den Kamm weiter bis zur Punta Sforcellina, 3087 *m*, dem Punkt der endgültigen Umbiegung nach Süden, zu begehen und von da zur Capanna auf dem Gaviapaß abzusteigen. Aber mein Gefährte verhehlte nicht, und ich konnte ihm das nicht verdenken, daß er einer Durchführung dieses Plans nicht sonderlich geneigt sei. Der Kamm behält den einförmigen Charakter als Blockgrat in der ganzen folgenden Strecke bei; die Gratköpfe — Spitzen kann man die dürftigen Erhebungen, auch die Punta Sforcellina, nicht nennen — ragen nur ganz wenig über die Hochfirne der Vedretta Dosegú empor; für den Ruhm, »die erste vollständige Begehung des Grats von der Punta San Matteo bis zur Punta Sforcellina ausgeführt zu haben,«[1]) waren wir beide nicht recht empfänglich. Bergsteigerische Genüsse waren demnach von der Fortsetzung der Tour nicht mehr zu erwarten, und ihr Zweck durfte als erreicht gelten. Diese Erwägungen bestimmten uns zu dem Entschluß, nach halbstündigem Aufenthalt auf unserem Gipfel möglichst direkt über den Dosegúgletscher zum Gaviapaß zu gehen. Den Abstieg zum Gletscher vollzogen wir auf dem trümmerbedeckten Nordwesthang ohne Mühe, benutzten weiterhin den aperen Gletscher, gewannen die linke Seitenmoräne und gelangten über Pian Bormino um 5 Uhr zur Schutzhütte der Sektion Brescia.

Das geräumige Haus war bei unserer Ankunft ganz leer; wir benutzten diese Gunst des Schicksals, uns die besten Lagerstätten und Decken und die begehrenswertesten Konserven zu sichern, kochten und schwelgten nach Herzenslust. Erst als wir unser Mahl schon genossen hatten, erschien ein weiterer Gast, ein geistlicher Herr, der von Santa Caterina heraufkam. Er konnte, da er keinen Schlüssel besaß, von Glück sagen, daß er uns antraf und Einlaß fand, denn es dämmerte bereits und ein Biwak wäre bei seiner nur in einem Regenschirm bestehenden Ausrüstung sicherlich nicht sehr angenehm gewesen, ebensowenig der Weitermarsch in der Dunkelheit. Leider hatte es mit dem Erscheinen des Priesters, eines bescheidenen Mannes, mit dem wir uns aufs beste vertrugen und unterhielten, nicht das Bewenden; gegen 8 Uhr klopfte es zum zweiten Male und zwar viel energischer und lauter an die verriegelte Tür, und drei italienische Schneehuhnjäger mit einer großen Rüde stürzten

[1]) Schumann und Gstirner haben den Kamm ebenfalls bei P. 3219 verlassen, die südöstliche Ausbuchtung der Vedretta Dosegú gequert, weiter den Grat zweimal, zuletzt in dem Sforcellinapaß, überschritten und sind über den Gaviapaß noch bis S. Apollonia gelangt.

herein. Unsere mühsam hergestellte Ordnung war bald zerstört, unser Wasser und der hergerichtete Holzvorrat im Nu verbraucht, da die Jünger St. Huberti gleichzeitig im Ofen und im Kamin zu kochen und braten für nötig befanden, und ein betäubendes Geschrei begleitete jede kleinste Hantierung. Wir räumten schleunigst das Feld und zogen uns bereits um 8½ Uhr in unser Gemach zurück.

Den Morgen des 25. August benutzten wir zu einem Ausflug auf den Monte Gavia, wovon ich in anderem Zusammenhang zu erzählen haben werde; der 26. August war für eine Besteigung des Corno dei tre Signori, 3329 *m*, bestimmt. Leider entsprach das Wetter in der Frühe des Tags nicht den Bedingungen, die die Unternehmung auch einer bescheidenen und kurzen Bergfahrt zu stellen nötigt; ein heftiger Westwind trieb dunkle Nebel- und Wolkenmassen vor sich her, die eine alsbaldige Entladung befürchten ließen. Eine Besserung abzuwarten, war nicht angängig, da der genießbare Hüttenproviant verzehrt und der Holzvorrat verbraucht war; auch drängte mein Gefährte, dessen Bergstiefel bei dem Biwak auf dem Piano di Laret dem Feuer zu nahe gekommen waren und sich aufzulösen begannen, zur Heimkehr nach Pejo. Wir beschlossen daher, zur Punta Sforcellina zu gehen, von wo bei etwaiger Aufheiterung der Corno dei tre Signori ja auch noch zu besteigen war, und dort endgültigen Entscheid zu treffen. Der kleine Sforcellinagletscher war durch das schöne Wetter der letzten acht Tage stark verändert, jede Spur von Schnee verschwunden und die Wanderung über ihn nicht mehr so bequem wie bei meiner ersten Begehung. Unterhalb der Felsen des Passes mußten sogar ein paar Stufen in das blanke Eis des Hangs geschlagen werden.

Schon während des Aufstiegs hatte es zu tröpfeln begonnen; hier oben umbrauste ein heftiger Sturmwind den zerrissenen Grat, und ein Gemisch von Schnee und Hagel ging nieder. Unter diesen Umständen wäre der Aufstieg zum Corno alles eher als ein Vergnügen gewesen, und obwohl es uns nicht leicht ankam, so nahe dem Berge auf die Besteigung zu verzichten, entschlossen wir uns doch, auf dem direkten Weg durch das Val Bormino nach Pejo zurückzukehren. So ist mir zu meinem Leidwesen der schöne Gipfel zum zweiten Male entgangen und ich kann aus eigener Anschauung nicht von ihm berichten. Die gewöhnliche Anstiegsroute zum Corno führt vom Gaviapaß über Weiden, Schutt und einen kleinen Gletscher zum Südgrat, auf dem sich der Gipfel unschwer erreichen läßt (2 St.). Für schwieriger gilt der Weg vom Sforcellinapaß über die Nordostflanke und den Nordgrat (1¼ St.). Unbegangen ist bisher der lange Südostgrat des Bergs. Vom oberen Val Bormino ist er über sanft geneigte Rasen- und Schutthänge leicht zu erreichen und augenscheinlich ohne Schwierigkeit bis zur Spitze zu verfolgen. Dieser Aufstieg empfiehlt sich für solche, die von Pejo nach S. Caterina gehen und die etwas einförmige Sforcellinapaßroute schmackhafter gestalten wollen.

Der Confinalekamm

Der im Monte Confinale, 3370 *m*, seine größte Höhe erreichende und nach ihm benannte Gebirgskamm ist nördlich durch das Val Zebru, westlich und südlich durch das Val Furva, östlich durch dessen Fortsetzung, das Val Cedeh, scharf von den übrigen Ortleralpen geschieden. Nur im Nordosten stellt ein Gebirgsrücken die Verbindung mit dem Suldenfernerkamm her; doch bildet auch hier der Passo del Zebru, 3025 *m*, eine genügende Grenze. In breiten und sanftgeneigten, unten waldigen, oben weide- und trümmerbedeckten Hängen baut er sich aus dem unteren Val Zebru und Val Furva sehr allmählich auf; rauher sind die nördlichen und südlichen Flanken des Zugs. Eine Reihe von Querkämmen strahlen hier ziemlich regelmäßig nach Norden, mehrfach geknickt und gebogen nach Süden aus und



Naturaufnahme von Ad. Frank. Bruckmann aut. et impr.

Punta San Matteo von der Cima S. Giacomo.



bewirken die Bildung einiger Seitentäler des Val Zebru und Val Furva, die aber wenig ausgebildet sind.

Der Hauptkamm streicht genau west-östlich und trägt außer dem westlich gelegenen Hauptgipfel noch die Cima della Manzina, 3312 *m*, und die drei Cime del Forno, 3242 *m*, 3230 *m* und 3244 *m*. Da die Schartung des Kamms sehr gering ist, stellt er sich namentlich von Osten gesehen, als eine zusammenhängende Mauer dar. Recht ansehnlich ist die Vergletscherung namentlich der Nordseite, wo drei ausgesprochene Gletscher, die Vedretta del Forà, Vedretta Montagna Vecchia und Vedretta dei Castelli, ihre Zungen weit hinabsenken, die letzte fast bis zum obersten Talboden des Val Zebru. Die Eisfelder der Südseite sind unbedeutender und endigen schon in beträchtlicher Höhe.

Ihre einzigartige, zugleich isolierte und zentrale Lage inmitten des riesigen Bogens, den die Ortleralpen vom Dosso Reit bis zum Pizzo Tresero beschreiben, macht die Spitzen des Confinalezugs zu Aussichtsbergen, die kaum ihresgleichen haben. Die Gipfel des Trafoier Gebiets, Trafoier Eiswand und Thurwieserspitze sind für den Beschauer fast gleich nahe gerückt wie die Suldener Bergriesen Zebru und Königsspitze und die Gipfel des südlichen Hauptkamms vom Cevedale bis zum Tresero. Was der Confinale und seine Nachbarn in dieser Hinsicht zu bieten vermögen, bezeugen besser als Worte die bekannten photographischen Wiedergaben Vittorio Sellas und das Panorama, das Meister Compton von einem Punkt südlich der östlichen Cima del Forno gezeichnet und in der »Zeitschrift« von 1898 veröffentlicht hat.

Abgesehen von dieser nicht zu übertreffenden Aussicht vermögen diese zahmen und leicht erreichbaren Höhen nichts zu geben. Persönlich freilich habe ich mich davon nur überzeugt, indem ich die üblichen und möglichen Anstiegsrouten vom Tale und den benachbarten Gipfeln des südlichen Hauptkamms musterte, und ich habe dem Monte Confinale gegenüber deshalb kein ganz reines Gewissen. Die Verpflichtung, ihn zu besuchen, habe ich verschiedentlich, besonders stark bei meinem letzten Aufenthalt in Santa Caterina vergangenen Sommer gefühlt, aber beim Anblick der Rasen- und Schutthänge, die gleichmäßig und einförmig vom Tal zu dem Gipfelkamm emporziehen, empfand ich diese Verpflichtung als drückend und lästig und war gar nicht unglücklich, als schlechtes Wetter und Neuschnee die geplante Besteigung vereitelte.

Mit mehr Recht kann ich wohl darauf verzichten, hier die üblichen Anstiegsrouten zu skizzieren. Wer sie kennen zu lernen wünscht, findet alles Nötige im »Hochtouristen«, und wer den nicht besitzt, wird auch nicht in Verlegenheit kommen, wenn er eines der kleinen Rinnsale, die von dem Berge herunterkommen, etwa den Bach des Val del Pasquale, zum Leiter nimmt und unverdrossen emporsteigt. Am schönsten und lohnendsten aber und dabei auch wohl noch am wenigsten mühsam wird die Tour gestalten, wer vom Albergo del Forno auf dem guten Pfade zum Passo del Zebru emporsteigt, dann den ganzen Kamm über die Cime del Forno und die Cima della Manzina bis zum Monte Confinale überschreitet und nach Santa Caterina absteigt. Es scheint, daß diese Kammwanderung, die eine Fülle der großartigsten Aussichtsbilder erschließen muß, noch nicht ausgeführt ist, obwohl der Augenschein lehrt, daß sie keine Schwierigkeiten bieten kann, und die Unterlassung erklärt sich wohl daraus, daß selten Bergsteiger zu längerem Aufenthalt nach dem Val Furva kommen und diejenigen, die nur kürzere Zeit dort weilen, begreiflicherweise die in der Nähe winkenden größeren und lohnenderen Ziele und Aufgaben bevorzugen.

Das Bergland im Südwesten des Val Furva und Val di Gavia-Val Messo

Der auf der ersten Seite dieser Arbeit umschriebene südwestliche Teil der Ortlergruppe gliedert sich, soweit er hochtouristisch und damit für uns in Betracht

kommt, in drei deutlich geschiedene Abschnitte, von denen der nördlichste im Monte Vallaccetta, der mittlere im Monte Sobretta, der südliche in der Punta di Pietra rossa kulminiert. Die Linie Val di Sobretta, Bocca di Profa und Valle delle Presure trennt den Stock des Monte Vallaccetta vom Massiv des Monte Sobretta; schärfer noch ist dieses durch die Furche des Valle dell' Alpe, den gleichnamigen Paß und das Valle di Rezzo von seinem südlichen Nachbarn geschieden. Charakteristisch für die beiden ersten Abschnitte ist das Vorhandensein einer beherrschenden zentralen Massenerhebung, hier des Monte Vallaccetta, dort des Monte Sobretta, von denen nur relativ unbedeutende Kämme ausgehen. Dagegen herrscht im Süden Kettenbildung vor. Besonders scharf und energisch ausgeprägt ist der Kamm, der von dem Winkel zwischen Valle dell' Alpe und Val di Gavia ausgeht, das letztere Tal und seine südliche Fortsetzung begleitet, sich mehrfach verästelt und, bald Mittelgebirgscharakter annehmend, als Scheiderücken zwischen Addatal, Val di Corteno und Val Camonica endet. Während die beiden südlichen Teile mit ihrem Kulminationspunkte zu benennen sind, scheint es richtiger, den südlichen, das Val Gavia und Val Mazza begleitenden Gebirgszug als Gaviaberge oder -Kette zu bezeichnen.

Der Monte Vallaccetta, 3147 *m*, früher auch Monte Gobetta genannt, erhebt sich beherrschend über dem Talkessel von Bormio und gewährt eine wundervolle Rundsicht über das schöne Addatal, die Ortlerberge, die Grosina-Alpen und die Berninagruppe. Der gewöhnliche Aufstieg von Bormio über den Nordhang ist ganz leicht und von jedermann ausführbar, wenn auch wegen des großen vertikalen Höhenunterschieds von rund 1900 *m* etwas streng. Wer einen anderen Rückweg haben will, kann über die steilen Osthänge zum oberen Val di Sobretta absteigen und erreicht hier den Steig, der von San Gottardo an den südlichen Talhängen des Val Furva hinaufführt.

Nach Südwesten geht vom Monte Vallaccetta ein Kamm aus, der sich bei P. 3007 gabelt und bald darauf zum Addatal, beziehungsweise dessen Seitental, dem Valle delle Presure abbricht. Hochtouristisch wichtiger ist der Monte Sobretta, 3296 *m*. Da dieser Berg für einen ausgezeichneten Übersichtspunkt über die südwestliche Ortlergruppe gilt, nahm ich ihn bei meinem letzten Aufenthalt in S. Caterina in mein Programm auf, und als wider alles Erwarten der Morgen des 18. August klares Wetter brachte, entschloß ich mich trotz der späten Stunde rasch zur Ausführung der Tour. Um 8 Uhr 45 Min. verließ ich das Hotel di Milano, von den freundlichen Wirtinnen mit einer gewaltigen Menge von Proviant, der für eine mehrtägige Bergfahrt gereicht hätte, ausgerüstet und mit vielen guten Ratschlägen und Ermahnungen zur Vorsicht bei dem gefährlichen Unternehmen versehen. Eine gute Stunde lang verfolgte ich den Gaviapaß-Weg; oberhalb des Ponte delle Vacche, wo der Weg auf das rechte Ufer des Bachs übertritt, bog ich rechts ab. Auf der Karte des Alpenvereins ist hier ein Pfad ins Val delle Alpe gezeichnet, der aber stellenweise mehr in der Vorstellung des Kartenzeichners als in Wirklichkeit vorhanden ist; wenigstens verlor ich bald die in dem dichten Rasen kaum bemerkbaren Spuren. Erst weiter oben, wo der Pseudosteig sich mit dem direkt von S. Caterina hinaufkommenden Pfade vereinigt, kann wieder von einem Wege gesprochen werden. In sehr geringer Steigung geht es auf diesem am Nordufer des Bachs weiter; allmählich wird der Blick auf die Gaviakette frei, die aber keinen sonderlichen Eindruck macht. Bei der scharfen Biegung des vom Monte Sobretta kommenden Rinnsals übersetzt der Weg den Bach und führt über die rasige Hochfläche des Passo delle Alpe ins Valle di Rezzo.

Ich verließ ihn hier und stieg die rasigen Abhänge in nordwestlicher Richtung empor. Mit einem alten Schäfer, der auf der Hochfläche unzählige Schafe und einige Rinder hütete, knüpfte ich eine Unterhaltung an, konnte zwar bei meiner mangelhaften Kenntnis des Italienischen überhaupt und des von ihm gesprochenen Idioms

im besonderen mich nur unvollkommen mit ihm verständigen, merkte aber, daß ihm die meisten auf der Karte angegebenen Namen nicht geläufig waren. In gemächlicher Steigung über die begrünten Hänge gelangte ich in eine weite Mulde, die im Norden und Süden von felsigen Kämmen, hier den Sassi neri, dort der Costa Sobretta, umrandet ist, und deren Hintergrund ein flacher und wenig geneigter, auf der Alpenvereinskarte unbenannter Gletscher ausfüllt.

Nach einstündiger Mittagspause am unteren Ende des Gletschers betrat ich das unschuldige Eisfeld und stieg über dasselbe in südwestlicher Richtung aufwärts. Die einzige Schwierigkeit bestand darin, festzustellen, welcher Punkt des Kamms, der das Firnfeld nach Nordwesten umsäunt, der höchste Gipfel war. Den zahlreichen, aber ungefährlichen Spalten des Gletschers nach rechts (im Sinne des Aufstiegs) ausweichend, kam ich an den Fuß des Gipfelkamms, der von der höchsten Spitze nach Süden zum P. 3254 streicht, und stieg über einen ziemlich steilen Schneehang zu der Firnkuppe empor, die ich für die höchste Erhebung des Kamms angesehen hatte. Mit Unrecht; denn der allerdings nur ganz unwesentlich höhere, steinmanngeschmückte Felsgipfel stand nun rechts (östlich) von dem erreichten Standpunkt. Indessen war das Versehen nicht eben groß; ein kurzer Spaziergang über den Grat brachte mich in wenigen Minuten hinüber zur höchsten Spitze, 3296 *m* (2 Uhr 10 Min.). Die erhoffte Übersicht war mir nicht in dem Maße beschert, wie der schöne Morgen hatte erwarten lassen; einen Teil der näheren und ferneren Umgebung bargen Nebel und Wolken. Besonders verdrießlich war es mir, daß Nebel fast ständig den Monte Vallaccetta einhüllte, und sich deshalb nicht beurteilen ließ, ob und wie ein Übergang zu diesem vom Monte Sobretta ohne allzu großen Höhenverlust zu machen sei, was ich halb und halb geplant hatte. Soviel ich sehen konnte, war die Sache ziemlich problematisch und bei der späten Stunde jedenfalls nicht mehr durchführbar. Da auch das Wetter immer zweifelhafter wurde, beschloß ich direkt nach S. Caterina zurückzukehren, und zwar, um auch diese Route kennen zu lernen, über die Osthänge des Bergs.

Im »Hochtouristen« heißt es von diesem Wege kurz und bündig: »an der Westseite des Sclanerabachs über Grashänge und Schutt südwestlich empor zu dem den Monte Sobretta umgebenden Eisfeld und über dieses zur Spitze«. Nun ist aber der direkte Abstieg vom Gipfel nach Nordosten auf den Gletscher nicht leicht und dieser an der Stelle ziemlich steil Vorteilhafter ist es jedenfalls, wie ich es tat, zunächst den Ostgrat des Bergs bis zum nächsten Schneesattel zu verfolgen und erst, nachdem die Neigung des Hangs geringer geworden ist, nach Norden in der Flanke abzusteigen. Nur muß man sich dann entweder ziemlich nach links oder vielleicht noch besser ganz nach rechts halten, um den Steilabfall zum Val Sclanera zu umgehen. Ich ließ mich durch die Gelegenheit zu einer hübschen Glissade, die mich schnell ein tüchtiges Stück hinunterbrachte, verleiten, über das Schneefeld in gerader Richtung nach Nordosten abzufahren und stand dann ziemlich verdutzt oberhalb steiler, gelber Felsabbrüche, über die es beim besten Willen nicht weiter ging. Ziemlich mühselig querte ich auf abschüssigem, geröllbedecktem Hange nach links in nordwestlicher Richtung, bis ich durch eine Runse und steile Rasenhänge ins obere Val Sclanera absteigen konnte. Den Verlockungen des weichen Rasenpfühls in buchstäblichem Sinne erliegend, verträumte ich hier ein Stündchen und trotzte verschiedenen Graupelschauern, die glücklicherweise immer nur von kurzer Dauer waren. Erst 4 Uhr 45 Min. machte ich mich wieder auf den Weg, verfolgte eine Zeitlang den Viehsteig auf dem linken Bachufer, querte dann die Schlucht und gelangte zur Plagheraalpe, von wo mich ein steiniger Weg um 5 Uhr 45 Min. nach S. Caterina brachte.

Wenn ich nun zu dem dritten Abschnitt des hier zu behandelnden Berglands, zu der Kette der Gaviaberge übergehe, so empfinde ich noch einmal besonders stark

die Schwierigkeit der Aufgabe, die mir der Herausgeber der »Zeitschrift« gestellt hat, und die Unzulänglichkeit meiner Kraft und meiner Kenntnis. Trotzdem kann ich es nicht über mich gewinnen, von diesem Gebiet einfach zu schweigen, wie das in der »Erschließung der Ostalpen« infolge des vollständigen Versagens der Literatur geschehen mußte, und will wenigstens von dem Anlauf erzählen, den ich nahm, um mir einen Überblick in diese wenig gekannten, touristisch noch kaum erforschten und erschlossenen Berge zu verschaffen. Vielleicht, daß dadurch ein anderer sich bewogen fühlt, anzuknüpfen, wo ich aufhören mußte.

Daß der erwähnte, von Freund Hepperger und mir unternommene Versuch so wenig Erfolg hatte und beim ersten ernstlichen Hindernis aufgegeben wurde, hat seinen Grund in unserer Schwelgerei auf der Capanna al Passo di Gavia, die unser Capua zu werden augenscheinlich vom Schicksal bestimmt war. Der riesigen Lachskonserve, die wir als Entree zu uns nahmen, wären unsere Mägen vielleicht noch gewachsen gewesen, die Verdauung der »Gaviasuppe«, die v. Hepperger aus Schinken, Tomaten und »Kuttelfleck« zusammengekocht, als würdiges Seitenstück zu Payers berühmter »Eisensuppe«, ging über unsere Kraft; wenigstens war die Folge ihres Genusses eine Energielosigkeit, die sich schon in der späten Zeit unseres Aufbruchs, 6 Uhr 35 Min., bemerklich machte und sich rapid steigerte. Besonders ich war völlig apathisch und überließ die Bestimmung der Route ganz meinem Gefährten. Er seinerseits richtete sich genau nach der Beschreibung im »Hochtouristen«, die nur den einen Fehler hat, daß sie nicht auf den Gipfel führt, wenigstens nicht auf den höchsten.

Der Monte Gavia hat, wie man schon vom oberen Gaviatale aus sieht, zwei Gipfel, von denen der eine, nördliche, im Hauptzuge der Kette, der andere in dem südöstlich heraustretenden Seitenkamm steht. Mir schien dieser höher; v. Hepperger aber leugnete das und behauptete, es sei eine Täuschung, dadurch hervorgerufen, daß der Nordgipfel mehr zurückliege. Dieser qualifiziere sich schon durch das Vorhandensein des Steinmanns als der Hauptgipfel, und nur auf ihn passe auch die Wegbeschreibung im »Hochtouristen«. Die beiden letzten Argumente waren nicht wegzudisputieren; ich nahm an, daß wie mein körperliches Vermögen auch meine Sinne und meine Beurteilungsfähigkeit durch den Genuß der »Gaviasuppe« beeinträchtigt worden sei, und beugte mich der höheren Einsicht meines Gefährten. Über sanft ansteigende Rasenhänge schritt dieser empor zu dem Kar an der Nordostabdachung des Bergs, genau wie der »Hochtourist« es vorschreibt; ich schleppte mich in weitem Abstand hinterher. Um dem scheußlichen Geröll in der Flanke des Bergs auszuweichen, wandten wir uns vom Kar aus dem Nordgrate zu, auf dessen Höhe sich ein hübscher Blick ins Valle delle Alpe und hinüber zum Monte Sobretta öffnete. Auf dem Grate waren die Verhältnisse etwas besser; wir erreichten den östlichen Vorgipfel, P. 3115, und von da mittels eines bequemen Spaziergangs über den Rand eines kleinen Eisfelds und den Hauptkamm den Nordgipfel (8 Uhr 45 Min.).

Die Aussicht war nicht ganz rein; den ganzen Süden und Westen verhüllten dunkle Wolken, die mit verdächtiger Eile näher kamen. Doch war es wenigstens zu Anfang klar genug, um alle Ortlerberge erkennen zu lassen. Höchst stattlich präsentierte sich im Osten, nur durch die Hochfläche des Gaviapasses von unserem Standpunkt getrennt, der kleine aber kecke Corno dei tre Signori, ganz wundervoll links von ihm das kühne Horn der Punta San Matteo, neben der der Tresero gedrückt erschien. Sehr schön hob sich ab vom Horizonte als gleichmäßige Pyramide der Monte Cevedale, links von ihm die Königsspitze als lange schwarze Wand, weiterhin jenseits der Confinalegruppe Thurwieserspitze, Trafoier Eiswand und der ganze Trafoier Kamm. Weniger befriedigen konnte, was unser Auge in nächster Nähe erblickte. Die Spitze, auf der wir standen, trug zwei mächtige Steinmänner und dokumentierte dadurch, daß sie Anspruch darauf mache, ein Gipfel zu sein;

zweifellos ist sie es auch, die gewöhnlich als Monte Gavia bestiegen wird.[1]) Aber das ist eine Fiktion. In nächster Nähe, südöstlich von unserem Standpunkt, erhebt sich ein markanter Felsturm, der ganz wesentlich, nach unserer Schätzung etwa 50 *m*, höher ist. Ein kurzer, zweimal geschartеter Grat führt hinüber; am Ende des Grats erhebt sich der Turm in steilen und brüchigen Wänden. Schon der Grat ist augenscheinlich nicht leicht, zweifellos schwierig der Aufstieg von ihm zum Gipfel über die steilen und offenbar brüchigen Felsen der Wand; doch scheint ein Kamin in der linken Flanke die Möglichkeit zu gewährleisten.

Wir verhehlten uns wohl beide nicht, daß es unsere Pflicht sei, hinüberzugehen und wenigstens einen Versuch zu machen, und hätte einer von uns den Vorschlag gemacht, wäre der andere gewiß beigetreten; aber Apathie und Unentschlossenheit verhinderten jeden, das erlösende Wort zu sprechen.

Wir musterten dann den langen, aber gut gangbaren Felsgrat, der von unserem Gipfel in weiten Windungen über mehrere untergeordnete Gipfel, darunter die Cima Savoretta, 3094 *m*, hinüberzieht zur Punta di Pietra rossa, 3278 *m*, nach der österreichischen Generalstabskarte[2]) dem höchsten Gipfel der Kette. Die steilwandige, mehrfach gezackte Mauer dieses Bergs macht einen bedeutenden Eindruck und würde uns unter anderen Umständen unwiderstehlich angezogen und alle Bedenken wegen der Länge der Tour und der Ungewißheit über den Rückweg niedergezwungen haben; bei meinem derzeitigen Zustande wäre es eine Torheit gewesen, den Vorschlag zu machen, und auch Freund Hepperger tat nichts dergleichen. Das schnelle Heraufziehen der Wolkenbänke in West und Süd ermöglichte uns glücklicherweise, unseren Mangel an Tatkraft vor uns selbst und vor einander mit der Unsicherheit des Wetters zu beschönigen und unseren Abzug zu decken, der auf dem Wege des Aufstiegs vollzogen wurde.

So muß ich denn meine Arbeit schließen mit der Aufstellung eines oder, wenn man will, zweier »Probleme« in der an solchen Reizen arm gescholtenen Gruppe der Südlichen Ortleralpen. Über beide noch ein paar Worte. Der höchste Gipfel des Monte Gavia, der vorerwähnte Turm, ist auf anderem Weg augenscheinlich ganz leicht zu erreichen, nämlich von der Scharte zwischen dem östlichen Vorgipfel, P. 3146 der Alpenvereinskarte, und der höchsten Erhebung, wohin man von dem kleinen Eisfeld der Nordostflanke ohne Schwierigkeit gelangt. Die Gratwanderung vom Monte Gavia zur Punta di Pietra rossa ist lang, aber unschwierig und sicherlich lohnend. Sollte von der Punta kein direkter Abstieg ins Valle di Rezzo oder zum Val Mazza möglich sein, so braucht man nur bis zu der nördlich gelegenen Scharte, dem Passo di Pietra rossa zurückzugehen, um auf bequeme Weise in eines der beiden Täler zu kommen.

Daß es im weiten Gebiet der Südlichen Ortleralpen außer diesen beiden noch viele andere neue Touren und Combinationen zu machen gibt, daß es im Vergleich zu dem nördlichen Teil der Gruppe noch sehr wenig touristisch erforscht und erschlossen ist, wird jeder, der meine Arbeit liest, mit Leichtigkeit erkennen, und ich bin überzeugt und hoffe, daß sie schon bald zahlreiche Ergänzungen und Erweiterungen erhalten wird.

---

[1]) Der Führer Compagnoni, der mittags zur Capanna kam und von uns befragt wurde, bestätigte das.

[2]) Die Alpenvereinskarte der Ortleralpen bricht unmittelbar nördlich der Punta di Pietra rossa bei dem gleichnamigen Passe zwischen Valle di Rezzo und Val Manza ab.

Die Julischen Alpen

Westlicher Teil (Raibler Berge)*

Von

Adolf Gstirner

(Schluß des Artikels aus der »Zeitschrift« 1906)

B. Montaschkette.

Scala oder Passo Scialins. Über die »Staffeln« führt ein Fußpfad von der Fischbachalm, beziehungsweise von der Wischberg Hütte zur Malga Cregnedul di sopra und der Nevea;[1]) von der Findenegg Hütte ist die Entfernung etwa drei Stunden, von der Fischbachalm ist der Weg naturgemäß steiler und entsprechend weiter. Dieser Übergang wurde auch von Fremden viel begangen; schon der alte Führer Thomas Oman aus Raibl führte in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts seine Touristen hier hinüber.[2]) Man nannte die Scharte damals oft die »Kleine Cregnedulscharte« zum Unterschiede von der »Großen«, mit welchem Namen man die Bärenlahnscharte bezeichnete.

Der Monte Cregnedul, 2308 *m*, trägt ein Triangulierungszeichen; seine Besteigung ist eine ganz leichte. Auch er wurde schon seit langem von Fremden besucht; nach dem Führerbuche des Oman schon im Jahre 1876.

Spizze Plagnis, 2404 *m*. Diese von Gemsjägern öfter betretene Spitze ist von Touristen lange Zeit nicht beachtet worden. Am 15. August 1895 bestieg ich sie mit Oswaldo Pesamosca. Wir kamen damals vom Foronon, schritten auf dem Rücken zwischen diesem und dem Modeon bis zum Fuße des letzten, stiegen aber nicht zu dessen Gipfel empor, sondern umgingen ihn auf einem guten Bande an seiner West- und Südseite. Unser Band führte uns dann weiter durch eine kleine Scharte auf die Ostseite über dem Val Cregnedul bis in die Nähe der Fortje del Val. Vor dieser stiegen wir etwa 200 *m* tief hinab und setzten unseren Weg bald wieder hoch über dem Val Cregnedul auf einem breiten Bande unter der Cima delle Portate fort bis zum Fuße der Spizze Plagnis (2 St. 20 Min. vom Foronon aus). Durch eine begraste Schlucht stiegen wir dann in einer halben Stunde zur Spitze derselben empor. Von dieser kann man auf dem Grate leicht (nur eine Stelle, wo ein Gratzacken nach

---

*) Im Sommer 1907 erschien eine neue Karte des Gebiets: »Julische Alpen, westlicher Teil. Montasch-, Kanin-, Wischberg- und Manhart-Gruppe, herausgegeben vom K. und K. Militärgeographischen Institute in Wien, 1 : 50 000.« Diese Karte beruht auf den neuesten Aufnahmen und gebraucht auch die Namen, die in meinen Aufsätzen angewendet werden. Sie ist weitaus das Beste, was in dieser Beziehung bisher für unsere Gegend geboten wurde, ich habe daher auch alle Höhenzahlen nach ihr verbessert und bedauere nur, daß ich diese schöne Karte nicht schon früher habe benützen können.

[1]) S. Hochtourist III, S. 286. — [2]) Führerbuch des Th. Oman.

Norden zu umgehen ist, ist etwas exponiert) zum Cregnedul und zu den »Staffeln« gelangen. Auch kann man von der Spitze direkt über die steile Nordwand zur Bärenlahn absteigen. Dr. Kugy, Dr. Bolaffio und A. Krammer haben gelegentlich ihrer Besteigungen der Cima Portate die Spizze Plagnis überschritten.

Cima delle Portate, 2426 *m*. Die westlichere, etwas niedrigere Spitze ist von Gemsenjägern von der Fortje del Val aus schon vor geraumer Zeit erstiegen worden. Die östliche, höhere, galt als unersteiglich und war bis 1900 sicher unbetreten. Sie sieht auch schwer genug aus. Die höchsten Erhebungen sind zwei ungemein steile Pyramiden, die aus riesigen, rechteckigen, in regelmäßigen Lagen übereinander angeordneten Quadern aufgetürmt zu sein scheinen. Zu Ostern 1900 teilte ich Herrn Dr. Kugy meine Ansichten mit, und bereits am 11. Juli jenes Jahrs hat dann dieser eifrige Hochtourist die Spitzen erstiegen. Er machte damals mit den Führern A. Oizinger und J. Komac eine Gratwanderung vom Cregnedul bis zum Foronon. Wiederholt wurde die Besteigung dann von A. Krammer und Dr. Bolaffio mit den nämlichen Führern am 10. September 1900.[1]) Diese Gesellschaft brach um 5 Uhr 15 Min. früh von der Wischberg Hütte auf, erreichte um 6 Uhr 20 Min. den Cregnedul, drang auf dem zuerst leichten, dann immer schwerer werdenden Grate nach Westen vor und näherte sich so der imponierend aufstrebenden höheren Spitze der Cima delle Portate. Deren Gipfelpyramide ist von unten bis oben von einem breiten Kamin durchzogen, durch den allein die Besteigung möglich ist. Ein tiefer Kammeinschnitt trennte aber die Partie noch von dem Kamin. Die Herren mußten daher auf der Südseite absteigen, und zwar zuerst über ein gutes Band, dann durch eine kleine, steile Schlucht, die mit einem glatten Kamin endigte. So kamen sie auf den Grund des Einschnitts; jenseits ging es wieder aufwärts durch einen großen Kamin über schwierige Felsen und Steilstufen, die durch eingeklemmte Steine gebildet waren; um 7 Uhr 55 Min. war die Spitze erreicht. Der Übergang von dieser zur kleineren Westspitze war das Schwerste und Eindrucksvollste der ganzen Tour. Über schmale Bänder und durch überhängende Kamine kam die Gesellschaft in einen tieferen Einschnitt im Grate unmittelbar vor der zweiten Spitze. Die jenseitige Wand dieses Einschnitts durchzieht ein enger Kamin, der selbst noch auf wenige Schritte Entfernung unersteiglich aussieht. Hier ließ man Jože gut versichert voraussteigen, um ihm so die Erklimmung eines überhängenden Blocks zu erleichtern, welcher etwa in der Mitte des Kamins eingeklemmt war. Dies wurde nur durch einen guten Griff auf der linken Seite ermöglicht. Jože half dann den andern mit dem Seile hinauf; aber unter Krammer brach der Griff aus, so daß selbst der ausgezeichnete Kletterer Oizinger, der der letzte war, nur mit Hilfe des Seils diese Stelle überwinden konnte. So kam man wieder auf den Grat, übersetzte einen schwierigen Spalt mit einem kühnen Sprung und erreichte nach kurzer aber steiler Kletterei auf der Nordseite die zweite Spitze (1 Stunde 3 Min. nachdem man die erste Spitze verlassen hatte). Von dieser stieg die Gesellschaft nach Süden ab. Sie passierte ein auffallendes Loch und, nachdem sie in die Nähe der Fortje del Val gelangt war, kletterte sie direkt hinunter zum obersten Geröll im Cregnedultale, während Dr. Kugy über steile Felsen und Kamine zur Fortje abgestiegen war und von dieser aus seinen Weg zum Modeon und Foronon fortgesetzt hatte. Um 11½ Uhr erreichte die Partie Krammer das Ricovero Nevea.

Fortje del Val, 2357 *m*. Diese tiefe Einsenkung soll nach der Erzählung des Oswald Pesamosca einmal von einem Gemsjäger überschritten worden und sehr schwierig sein. Touristen haben sich noch nicht um sie gekümmert. Ihre Forcierung hätte auch kein anderes als sportliches Interesse.

---

[1]) Alpi Giulie V, 1900, S. 57, ergänzt durch briefliche Mitteilungen des Herrn Krammer.

Col Modeon, 2537 *m*, und Foronon, 2523 *m*. Beide Berge sind ganz leicht, daher auch von Einheimischen seit jeher bestiegen worden. 1881 besuchte sie G. v. Brazzà[1]) und nach ihm verschiedene andere. Vom Ricovero Nevea besteigt man diese Gipfel über die Almen Barboz und Larice und durch das Val Buinz; nach der Angabe des »Guida« (S. 265) erfordert dies vier Stunden; auch ich brauchte von der Nevea Hütte auf den Modeon ungefähr das nämliche. Den Foronon habe ich nur einmal besucht, und zwar von Parte di mezzo aus über die Fontana delle Sieris in 3¹/4 Stunden. Wir gingen von der Quelle nach Osten, bis sich ein Tal öffnete; dann schritten wir über Weideboden bis zum westlichen Ende der Gipfelmauer; stiegen hier durch eine Schlucht etwa 20 *m* gerade empor, dann etwa 30 *m* nach rechts, dann wieder aufwärts, bis wir eine zum westlicheren Gipfel führende Geröllschlucht erreichten. Zum östlicheren, etwas höheren Gipfel führt ein etwa zehn Minuten langer, teilweise schmaler Grat.

Daß Dr. Kugy den ganzen Kamm vom Cregnedul bis zum Foronon überschritten hat, worauf er nach Parte di mezzo abstieg, wurde schon erwähnt.[2]) N. Cobol sagt in seiner Zusammenstellung der Touren in der Montaschgruppe,[3]) daß Dr. Kugy diesen Berg von Norden, also aus der Seisera bestiegen habe und daß ich dorthin abgestiegen sei; beides ist unrichtig. Dr. Kugy machte allerdings im Juli 1905 einen Versuch und kam auch ziemlich hoch. Auch das noch fehlende Stück hielt er für möglich, aber für so gefährlich, daß er als besonnener Mann lieber wieder umkehrte. Ich habe es gar nie versucht, dort abzusteigen.[4])

Forca de lis Sieris. Diese schöne Scharte war seit langem bei den Einheimischen nicht ganz unbekannt; der verstorbene Führer Piussi z. B. will in ihr tief zur Seisera abgestiegen sein. Der erste Tourist, der sie betrat, war aber sicher Dr. Kugy, welcher am 15. Juli 1901 mit J. Komac und Osw. Pesamosca von der Spranje aus durch eine steile aber nicht schwere Schlucht zu ihr emporstieg. Später verließ die Gesellschaft diese Schlucht und kletterte nach links über die Felsen geradeaus zur Scharte. Von da aus erreichte man leicht die Spitze des Monte Gambon und setzte dann die Gratwanderung weiter fort zur Cima di Terra Rossa. Von dieser stiegen sie steil hinab zur Forca del Palone, kletterten jenseits wieder empor und querten auf den weithin sichtbaren Bändern unter der Cima Verde hinüber bis zu dem gewöhnlichen Montaschwege. Über diesen stiegen sie dann zur Nevea ab.[5]) Seither hat Dr. Kugy diese Scharte noch mehrmals überschritten, sonst aber wurde sie, soviel mir bekannt ist, von keinem Touristen betreten.

Cima Gambon, 2401 *m*. Eine Besteigung dieses Bergs wurde soeben erwähnt. Viel schwieriger, ja geradezu abenteuerlich gestaltete sich eine Besteigung von Norden, welche Dr. Kugy und Dr. Bolaffio am 1. Juni 1902 mit J. Komac und A. Oizinger unternahmen. Durch die Spranje aufsteigend, benützten sie zuerst den Weg zur Forca de lis Sieris bis zu der Stelle, wo man sich aus der Schneeschlucht in die Felsen nach links zu wenden hat. Von hier stiegen sie nach rechts durch das Schneecouloir aufwärts auf einen kleinen Schneesattel. Von diesem querten sie über sehr steilen Schnee bei großer Lawinen- und Steingefahr in eine zweite große, sehr steile Schlucht, in welche in ihrem unteren Ende ein großes, schwarzes Felsloch eingerissen ist. Dieses umgingen sie nach links über sehr steile und steingefährliche Felsen und kamen

[1]) Nach Cronaca II, Seite 113, viermal. — [2]) Siehe S. 263. — [3]) Alpi Giulie 1906, S. 73. — [4]) Dieser Fehler des Herrn Cobol ist freilich ein geringer, denn über diese Tour existiert keine Literatur. Meine Darstellung wird überhaupt in vielen Punkten von der meiner Vorgänger abweichen. Dies jedesmal anzumerken, oder gar zu polemisieren, erscheint mir überflüssig. Ich habe die deutsche und italienische Literatur benützt, soweit sie mir zugänglich war, und hoffe, daß mir nichts Wichtiges entgangen ist. Ich konnte auch viel ungedrucktes Material verarbeiten, Mitteilungen von Findenegg, Kugy, den alten Führern usw. Ein »unerstiegener Berg« ist für mich nur ein solcher, den wirklich noch niemand, also auch kein Einheimischer, betreten hat. — [5]) In Alto XII, S. 67, und Alpi Giulie VI 1901, S. 58.

oberhalb des Lochs wieder in die Schlucht zurück. Durch diese wurde emporgeklettert bis zu einer großen Mulde, die von senkrechten Wänden umgeben ist. Ein Versuch, rechts hinauszuklettern, führte nur zu einem Nebengrate; endlich kam man nach sehr schwerer Kletterei nach links durch steile Kamine auf den Hauptgrat zwischen der Cima Gambon und der Huda palica-Scharte, und zwar näher der ersteren, welche von hier aus hätte leicht erreicht werden können. Von Wolfsbach waren die Herren um 2 Uhr abmarschiert, die Höhe erreichten sie um 1 Uhr 15 Min.; den Abstieg nahmen sie direkt nach Parte di mezzo und zur Hütte, welche sie um 5 Uhr 15 Min. erreichten.[1])

Huda palica-Scharte (Forca della Terra Rossa). Die Wildschützen aus dem Raccolanatale kennen diese Scharte schon seit langem, sie kennen überhaupt jeden Schlupf, der auf die österreichische, an Gemsen reichere Seite hinüberführt. Aber auch den Wolfsbachern ist die Scharte nicht unbekannt geblieben; der Vater des Führers Oizinger erzählte mir selbst im Jahre 1895, daß er die Scharte schon vor etwa 20 Jahren mit noch einem Hirten durchstiegen habe. Als Findenegg 1877 das erste Mal nach Wolfsbach kam, trug sich ihm Kandutsch an,[2]) ihn auf die Balitza zu führen. In Wolfsbach heißen aber gerade diese Orte Balitzenspitzen.[3]) Auf der nämlichen Seite seines Berichts spricht Findenegg auch von der »Bärenlahnscharte, irrtümlich auch Cregnedulscharte oder Mosesscharte genannt, da erstere rechts, letztere links davon liegt; beide Scharten liegen jedoch höher und sind viel schwieriger, die Cregnedulscharte fast gar nicht gangbar.« Es ist klar, daß hier unter der Cregnedulscharte rechts von der Bärenlahnscharte nur die Huda palica-Scharte verstanden sein kann, denn diese ist die einzige, von der man damals wußte. Als erster Tourist hat Dr. Kugy diesen Übergang im August 1887 gemacht. Er wurde von dem oben genannten Kandutsch bis an den Fuß der Scharte geführt,[4]) hat aber damals darüber nichts veröffentlicht. Daher konnte es auch kommen, daß Max v. Leitgeb, der am 10. August 1889 den Weg Kugys wiederholte, glaubte, etwas Neues vollbracht zu haben. Der Führer Jakob Pinter aus Raibl, der selbständig auf den Gedanken zu dieser Tour gekommen war, sowie sein Herr glaubten damals merkwürdigerweise das Problem eines direkten Anstiegs auf den Montasch von Norden gelöst zu haben. Der Weg machte großen Eindruck auf sie: »Auf noch nie begangenen und allgemein für unnehmbar geltendem Wege auf den Bramkofel, gefährliche Tour durch Steinsturz«, lautet die Eintragung im Führerbuche des Pinter, und ähnlich ist der Weg auch in den »Mitteilungen« 1889, S. 223, geschildert. Auf der Scharte angelangt, errichteten sie »auf der zunächst aufragenden Spitze des Montaggio ein kleines Steinmandl«. Gemeint ist wahrscheinlich die Cima della Terra Rossa, obwohl ich mich nicht erinnere, dort ein Steinmandl bemerkt zu haben.[5])

Von der Seisera Hütte geht man in die Spranje zur sogenannten Jägerhütte, weiter dann etwa noch eine Viertelstunde auf dem gewöhnlichen Wege zur Bärenlahnscharte. Dort, wo man beim gewöhnlichen Wege über eine Felsrippe ansteigt, biegt man nach Süden ab, so daß man einen tiefen Graben zur Linken hat. Man kommt dann auf grünen Weideboden, wo die vom Gambongrate herabziehende große Schlucht beginnt. Zuerst geht man nun am östlichen Rande der Schlucht, weiter oben steigt man in sie hinein und es geht sodann über unangenehmen Schutt steil aufwärts; zuletzt meist über Schnee und noch höher bei der roten Seitenwand über sehr verwitterten Fels; alles ist morsch und steingefährlich. In den Grat schneidet keine eigentliche Paßeinsenkung ein.[6]) Ich brauchte von Wolfs-

[1]) In Alto XIII, S. 34: »Diese Tour war wohl nur möglich, weil im Frühsommer der Schnee soweit hinaufreichte.« »Wir waren in sehr großer Lawinengefahr«, fügt Dr. Kugy in einem Briefe an mich hinzu. — [2]) Zeitschr. 1879, S. 368. — [3]) Zeitschr. 1905, S. 361. — [4]) Ö. A.-Z. 1893, Nr. 365 u. 366, S. 7, u. Mitt. 1889, S. 238. — [5]) Am 20. Aug. 1895. — [6]) Zeitschr. 1905, S. 361.

bach bis zur Höhe bei langsamem Gehen 6 1/2 Stunden. Auf der Südseite geht es über leichte Felsen und Rasenterrassen hinunter gegen die Forca del Palone zum Weideboden der Montaschalmen.

Cima della Terra Rossa, 2419 *m*. Dieser Gipfel ist wohl nie der Gegenstand einer eigenen Unternehmung gewesen; seiner gelegentlichen Besteigungen wurde oben gedacht. Der ganze Zug zwischen Forca de lis Sieris und Forca del Palone ist auf der Südseite überall leicht zugänglich.

Forca del Palone, 2267 *m*. Auf der Südseite ist diese tief eingeschnittene Scharte leicht zu erreichen, nach Norden dagegen bricht sie in senkrechten Wänden ab. Am 21. Juni 1903 machte Dr. Kugy einen Versuch, die Scharte von der Spranje aus gegen die Nevea zu überschreiten. Die Partie kam ziemlich hoch, bis etwa 50 bis 80 *m* unter der Scharte, dann aber hinderten die senkrechten Wände jedes weitere Vordringen.[1])

Modeon del Montasio nennt Dr. Kugy nach dem Vorgange der Einheimischen das Gratstück zwischen der Forca del Palone und der Cima Verde. Ich habe den Namen in der »Zeitschrift« 1905, S. 362, nicht genannt, weil er damals noch keine touristische Bedeutung hatte. Die höchste Spitze dieses Gratstücks hat Dr. Kugy als erster Tourist am 1. April 1907 bestiegen und diese Tour in der »Ö. A.-Z.« 1907 beschrieben, ebenso auch in »Alpi Giulie« XII, S. 77. Dr. Kugy schätzt die Höhe der Spitze auf etwa 2600 *m*.

Cima Verde, 2654 *m*. Auch diese Spitze, die über die Südseite wegen des steilen Rasens zwar nicht leicht, aber doch auch nicht hervorragend schwer zu erreichen ist, dürften von jeher italienische Gemsjäger erstiegen haben; es ist wenigstens auffallend, daß die ersten Fremden, die den Montasch besteigen wollten, in Begleitung eines einheimischen Führers und jedenfalls durch ihn veranlaßt, auf diesen niedrigeren Gipfel kamen. Es waren dies Giov. Hocke und Ceria aus Udine mit dem jugendlichen Giov. Pesamosca am 29. Juli 1877; sie brauchten vier Stunden von dem Einstiege in die Felsen.[2]) Später ist dieser Berg wohl selten das Ziel eigener Bestrebungen gewesen, sondern gewöhnlich nur in Verbindung mit dem Spranjeanstieg auf den Montasch.[3]) Ich will ihn daher auch im Zusammenhang damit besprechen.

Montasch,[4]) 2752 *m*. Im Gegensatze zu andern Bergen, bei denen es sich nachweisen läßt oder doch mit großer Wahrscheinlichkeit vermutet werden kann, daß sie seit langem von Einheimischen bestiegen worden sind, glaube ich, daß der höchste Gipfel des Montasch bis zum Jahre 1877 wirklich von keines Menschen Fuß betreten worden ist. G. Jäger sagt zwar in seinem »Touristen-Führer im Kanaltale«, S. 62, daß der Montasch schon im Jahre 1870 von Herrn Kajetan Schnablegger, damals Bergverwalter in Raibl, erstiegen worden sei. Von Findenegg selbst hörte ich aber, daß dies unrichtig sei. Auch habe ich bei meinem jahrelangen Aufenthalt in Villach und in der Raibler Gegend, obwohl ich so ziemlich mit allen Leuten verkehrte, die von den Bergen etwas wußten, nie etwas gehört, was jene Ansicht Jägers bestätigen würde.

Für mich ist es also sicher, daß der Montasch erst 1877 betreten wurde. Zwei Alpinisten bemühten sich zu gleicher Zeit um ihn, es waren Hermann Findenegg

---

[1]) Alpi Giulie VIII, S. 99. — [2]) Cronaca I, S. 68 u. 74; vielleicht war Herr Schnablegger schon 1870 oben, siehe nächsten Absatz auf dieser Seite. — [3]) Dr. Bolaffio, Dr. Kugy und Krammer am 29. Juni 1901 = Alpi Giulie VI, S. 49. — [4]) Schon G. Marinelli — dem man doch wohl in Italien glauben wird — sagt, daß der friaulische Name Montâs lautet (dies ist also die echte einheimische Form) und davon sei abgeleitet Montasio. (Cron. I, S. 70: i friulani Jôf o Jouf di Montâs o anche di Moltâs; italianizzato in Montasio). Die Deutschen haben dieses Montâs immer als Montasch gehört; so schreiben nicht nur, wie ich in der Zeitschr. 1905 nachgewiesen, seit Jahrhunderten schon die alten Urkunden, sondern auch Jäger (Touristenführer im Kanaltale, S. 62), Hecht (Zeitschr. 1883, S. 478), Baron May (Ö. T.-Z. 1893, S. 6) u. Findenegg (Zeitschr. 1879). Es hat also die Schreibung Montasch sicherlich eben so viel Berechtigung als Montasio.

aus Villach und G. Hocke aus Udine. Findenegg kam am 17. August 1877 abends zur Nevea, nachdem ihn ein Besuch in Wolfsbach darüber belehrt hatte, daß auf der Nordseite wohl nichts zu machen sei. Am nächsten Morgen brach er erst um 7½ Uhr mit Ant. Brussoferro auf. Die beiden gingen über Parte di mezzo zur Fortje dei Disteis; dann überschritten sie die Schlucht, welche sich zum Rio Montasio hinabzieht, an ihrem Ursprunge und wendeten sich nach links. Ihr weiterer Weg ist aus den Beschreibungen Findeneggs nicht genau zu entnehmen. Er hat zweimal über seine Tour berichtet, in unserer »Zeitschrift« 1879, S. 368 fgd., und in Cronaca II, S. 59. In der »Zeitschrift« wird die obige Beschreibung fortgesetzt: »Wir standen ober dem wilden Tobel, der von der Bramscharte[1]) zum Dognatal sich abteuft, fort ging es auf nur schmalen Stellen (= Bändern), bis wir über dem Dognagraben standen.« Nun wußte der Führer nicht mehr weiter; doch Findenegg erschien der Weg klar, »es galt einer Rinne zu folgen, die sich scheinbar bis zum Grat fortsetzte ...« »Man kann den Aufstieg vom Stellenausgang bis zum Grat nicht gerade als sehr schwer bezeichnen, immerhin gehören starke Nerven dazu, z. B. im ersten großen Kamin, wo das Auge unwillkürlich zwischen den Beinen hindurch das bei 1500 *m* (es sind wahrscheinlich, wie auch an anderen Stellen des Berichts, »Fuß« gemeint) tiefer liegende Dognatal trifft.« Nach mehrstündiger Kletterarbeit kamen sie zum Grat und über denselben in einer Viertelstunde zur Spitze. Sie hatten acht Stunden von der Nevea gebraucht, aber mit dem Wegsuchen sicher zwei Stunden verloren. Im nächsten Jahre betrachtete Findenegg vom Monte Cimone aus seinen Weg, von dem er sagte: »Der voriges Jahr gemachte Weg auf jene Spitze lag klar vor mir, es schien von hier aus unmöglich, dort herumsteigen zu können.« Im Jahre 1896 stand ich mit Findenegg auf dem Monte Zabus; wir betrachteten die Westseite des Montasch und da sagte er mir, er könne seine Anstiegsroute nicht mehr herausfinden, sondern nur das wisse er, daß sie in der Nähe eines großen Turms war.

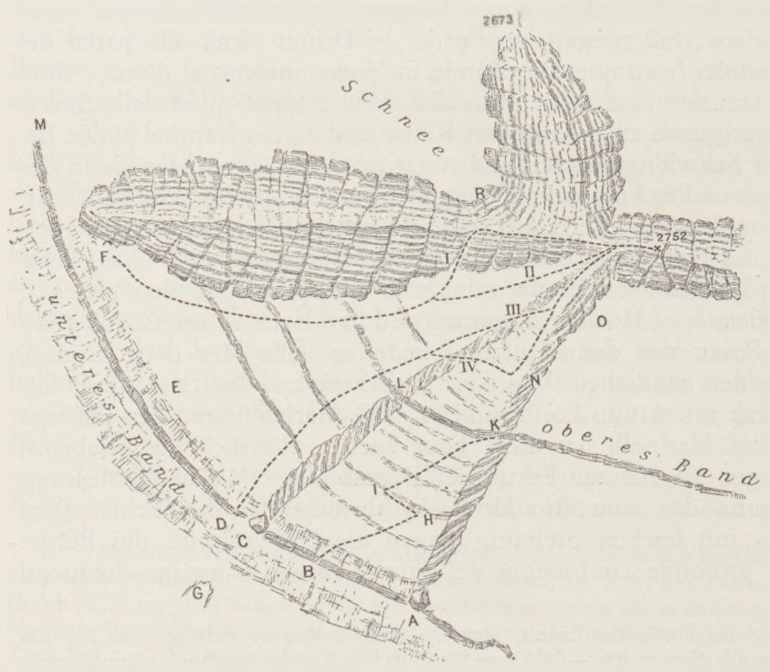
In der italienischen Beschreibung seines Montaschanstiegs drückt sich Findenegg folgendermaßen aus: Sie stiegen zur Fortje dei Disteis »indi alle pareti del Jôf fino ad un dosso scistoso, e su questo, salendo un poco, intorno al monte; di la attraverso una scoscesa scanalatura e un camino alla cresta e sopra questa alla cima«. (Er unterscheidet also hier genau zwischen einer Rinne und einem Kamine.) Die Besteigung war mit großer Schwierigkeit verbunden, 2½ Stunden brauchten sie in der Rinne und dem Kamine, weil der Führer den Weg nicht wußte und es sehr heiß war.

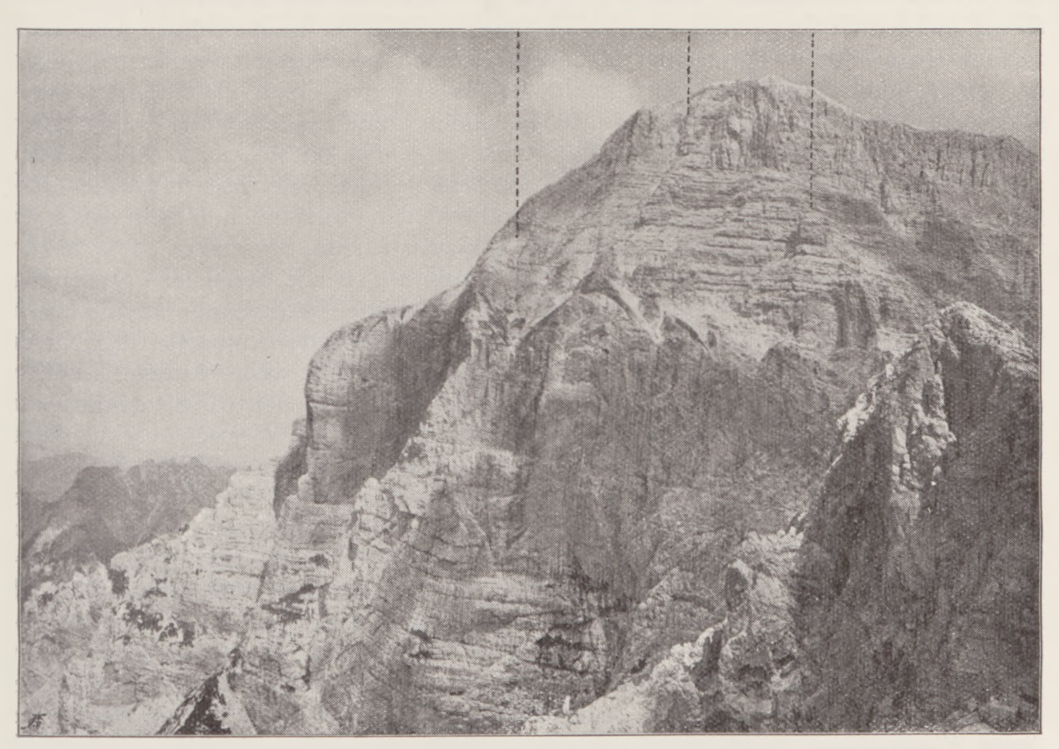
Dieser Weg Findeneggs vom 18. August wurde wiederholt am 31. August 1877 von G. Hocke[2]) mit A. Caselotti von Udine und den Führern A. und Guis. Pesamosca; am 29. Juni 1878 wieder von Hocke mit Dr. L. Campiutti und den gleichen Führern. Die vierte Partie waren Hocke, Cantarutti und cav. Kechler am 12. Juli 1880 mit den Führern Carlo Pesamosca detto Lof und Federico della Mea detto Cont.[3]) Am 31. Juli 1880 machte den nämlichen Weg Giac. di Brazzà und am 12. August desselben Jahrs wieder Brazzà mit Attilio Pecile und Prof. G. Marinelli und den Führern Lof und Rico Cont. Prof. Marinelli hat diese Tour auch ausführlich beschrieben.[4]) Von der Alm Pecol gingen sie bis zur Fortje dei Disteis (nach Marinellis Messung 2250 *m*) und zum Beginne der zum Rio Montasio abstürzenden Schlucht. Dort wendeten sie sich links mit leichter Steigung gegen die Südwestseite des Bergs: »Si passano due o tre profonde contorsioni del monte, dove si notano frequenti

[1]) So nennt Findenegg die Fortje dei Disteis, statt Dognatal müßte es richtiger Tal des Rio Montasio heißen. — [2]) Cronaca I, S. 6 u. 68. — [3]) Diese Tour ist von Kechler beschrieben im Giornale di Udine Nr. 170—172 del 1880; leider war mir dieses nicht zugänglich. Das Bollet. del Club-A. I. 1880, S. 505, gibt nur einen kurzen Auszug. Wie mir der alte Führer Fr. Marcon am 12. Aug. 1902 sagte, soll man nicht den Findeneggweg gegangen sein, was mir aber wenig wahrscheinlich ist. — [4]) Cronaca I, S. 67—86.

grotte« ohne jede Gefahr. Dann kamen sie auf die »cengie« und erreichten, manchmal von der einen auf die andere steigend, die Basis des Couloirs, 2507 *m.* Aber dasselbe verdient nicht den Namen eines eigentlichen Couloirs, sondern es ist eine ungeheure Falte (una specia di enorme ruga), deren wunderlich ausgezackte Ränder nicht parallel zueinander laufen, sondern sich bald nähern, bald entfernen, bald krumm sind und dann wieder gerade. Auch ihre Bodenfläche ist nicht wie in einem gewöhnlichen Couloir, sondern besteht aus kolossalen »Mühlsteinen« (macigni), die fest, einer über dem andern, eingefügt sind, so daß man nur schwer und gefährlich hinaufkommt, man sieht zwischen den Füßen durch auf die Untensteigenden und man muß nach Schornsteinfegerart klettern. Die Kletterei wurde aber ohne Seil vollführt. Das Couloir führte sie auf den Grat westlich von dem Gipfel, den sie von da in zehn Minuten erreichten; 2 St. 18 Min. hatten sie von dem Einstiege in die Felsen gebraucht, durch das Couloir allein eine Stunde. Im Abstiege brauchten sie bis zum unteren Ende des Couloirs 1½ Stunden, bis zum Ausstiege aus den Felsen noch 1 St. 10 Min. Man sieht, diese Beschreibung ergänzt diejenige Findeneggs in manchen Punkten, es ist offenbar der nämliche Weg eingeschlagen worden.

Auf Marinelli machten die Schwierigkeiten einen größeren Eindruck, er ist der bessere Stilist, aber schlechtere Kletterer; indes kann auch für ihn der Weg nicht allzu schwierig gewesen sein, denn er kletterte ohne Seil. Später geriet dieser Weg Findeneggs in Vergessenheit, bis ich mich im Jahre 1895 wieder um diese Route kümmerte, und zwar gelegentlich einer Besteigung des Montasch von Dogna aus. Ich glaubte damals in den Spuren Findeneggs gewandelt zu sein, aber die alten Führer G. Piussi und Franc. Marcon verneinten dies und behaupteten, daß der Weg Findeneggs weiter östlich von dem meinen gewesen sei. Piussi bezeichnete mir ihn auch näher, aber wir kamen nie dazu, die Route zu begehen. Da aber manche Stellen in der Literatur, die noch zu behandeln sein werden, für Piussis Meinung sprechen, so machte ich diese auch zu der meinen und fügte sie dem »Hochtourist«, 3. Aufl., III. B., S. 270, ein, indem ich zwei Wege als über die Südwestseite des Bergs führend annahm. Dies ist aber ganz falsch, und da ich selbst nicht mehr imstande war, die Untersuchung an Ort und Stelle zu Ende zu führen, so hat dies auf meine Bitte Dr. Kugy getan. Seine vielfachen Bemühungen sind am 6. und 9. September 1906 endlich von vollem Erfolge begleitet gewesen und ihm gebührt das Verdienst, auch diese Sache vollkommen ins reine gebracht zu haben. Um die ganze Frage verstehen zu können, müssen wir den Gipfelaufbau des Montasch westlich von der höchsten Spitze genauer betrachten. Die obige Skizze soll ihn darstellen. Zuerst fallen uns zwei große





Montaschgipfel vom Monte Zabus.

Bänder auf, das untere *A—M* ist die schon geschilderte[1]) »Große Cengia«, die sich um die ganze West- und teilweise auch um die Nordseite herumzieht. Sie verläuft von dem auffallenden Turme *A* angefangen beinahe ganz horizontal. Gute 100 *m* höher befindet sich ein zweites auffallendes Band, das aber etwa von den Verdi nur bis zu der Westflanke des Bergs führt. Vom Montaschgipfel zieht ein Grat gegen Westen zuerst sanfter, dann steiler abfallend, bis zu dem großen Bande. Von diesem Westgrate lösen sich nahe beim Hauptgipfel los der Nordgrat, der zur Spitze, 2673 *m*, führt, und der Südwestgrat. Dieser bricht breit, aber sehr steil zu dem großen Bande ab; an seinem Fuße befindet sich der Turm *A*. Unterhalb des großen Bandes ist der senkrechte Abfall zum Tale des Rio Montasio. So entstehen zwei große Kare, das zwischen dem Nord- und Westgrate ist geräumiger und das ganze Jahr mit Schnee erfüllt, den man von Dogna aus sehr gut sieht. Das Kar zwischen West- und Südwestgrat ist eigentlich nur eine breite Schlucht, die ich die Westschlucht nenne.[2]) In deren Grunde befinden sich wieder zwei sekundäre Rinnen, die sich weiter oben gabeln. Dadurch entstehen vier Wege (*I—IV*). Der Weg *I* ist der ausgeprägteste und natürlichste von allen. Er führt auf den Westgrat und über diesen mittels einer leichten Kletterei in etwa einer Viertelstunde auf den Gipfel. Der Weg *II* führt, immer östlich, direkt auf den Gipfel, den man vom Rinnenausgang ohne Kletterei über Schutt in etwa fünf Minuten erreicht. Der Weg *III* führt durch eine sehr enge und steile, mit Schnee, im Spätsommer meist mit Eis erfüllte Rinne. Dies ist die weitaus schwerste Route; sie führt auf den Südwestgrat. Der Weg *IV* benützt keine Rinne,

---

[1]) Zeitschr. 1905, S. 368. — [2]) Sie ist auf dem obigen Bilde »Montaschgipfel vom Monte Zabus« sehr gut zu erkennen, der Westgrat bildet da die Kante des Bergs.

sondern nur einen seichten Felsenriß, durch den man auf den Südwestgrat und über diesen auf den Gipfel gelangen kann. Im unteren Teile der Hauptschlucht kann man an mehreren Stellen von einer der sekundären Rinnen zur andern traversieren. Gegen das große Band zu ist die Westschlucht gleichsam durch einen Plattengürtel abgeschlossen (bei *E*), der zwei Eingänge freiläßt, einen breiten, leichten bei *F* und einen schmalen, kaminartigen bei *D*; dieselben sind etwa eine Viertelstunde voneinander entfernt. In der Nähe von *F* befindet sich auch eine Grotte, welche schon Hocke [1]) aufgefunden und benützt hat. Dr. Kugy hat dieselbe wieder aufgefunden und eine Inschrift Hockes in ihr entdeckt. Sowohl Dr. Kugy wie auch ich (im September 1895) haben wiederholt den Eingang bei *F* benützt; wir konnten aber die Stelle, die Findenegg als so charakteristisch angibt, »beim ersten großen Kamine, wo das Auge unwillkürlich zwischen den Beinen hindurch das bei 1500 *m* tiefer liegende Dognatal trifft«, nicht finden. Daher suchte ich auch den Findeneggweg lange Zeit weiter östlich. Endlich erreichte Dr. Kugy am 8. September 1906 den Kamin bei *D*, den wir bis dahin nicht beachtet hatten, da wir einen bequemeren Eingang in die Westschlucht wußten. Dieser Kamin befindet sich unmittelbar hinter einem auffallenden Felskopfe (*C*) bei *D*, nach der Messung Kugys von dem Turme *A* nicht ganz 300 *m* entfernt. Durch diese glückliche Entdeckung wurden alle Schwierigkeiten hinweggeräumt, die bisher der Erklärung von Findeneggs Weg entgegenstanden; der Weg ist jetzt ganz klar. Findenegg kam von der Forca dei Disteis zum Turme *A*, ging dann über das große Band zum Kamine *D* (hier ist sein »Stellenausgang«, denn da wird das Band breiter), durchkletterte diesen, ebenso auch die Westschlucht und gelangte durch die Rinne *I* auf den Westgrat und über diesen auf den Gipfel. Ihm folgten dann Hocke und die andern obengenannten Italiener. Auch bei den Gemsjägern des Raccolanatals ist dieser Weg jetzt zur »solida strada« geworden, er ist eben (mit Ausnahme des Kamins *D*) der leichteste Anstieg auf dieser Seite. Es will auch der Gemsjäger Osw. Pesamosca hier noch rote Zeichen, die von den ersten Ersteigern herrührten, gesehen haben.

Die Rinnen *II* und *III* werden später zu besprechen sein. Durch den Riß *IV* stieg Dr. Kugy am 8. September 1906 mit Osw. Pesamosca und Oizinger auf den Südwestgrat (bei *N*) und über diesen zum Gipfel.[2]) Er schildert diesen Weg als nicht besonders schwer, aber als sehr steingefährlich.

Ungefähr ein Jahr nach Findeneggs erster Besteigung des Montasch hat eine weitere Besteigung dieses Bergs stattgefunden (am 1. August 1878), die bisher zu wenig beachtet und wohl auch nicht verstanden wurde. Dr. O. Chiari aus Wien und Prof. Dürr aus Klagenfurt bestiegen den Montasch unter der Führung des Osw. Piussi von der Oberen Cregnedulalm aus. In dem Berichte, den Dr. Chiari an Findenegg sandte,[3]) spricht er zuerst von den Bändern, die den Berg umziehen. »Unter diesen Bändern fällt besonders ein großes auf, welches beiläufig in der Mitte der Höhe der Felswände den Berg im Westen der Einsattlung (= Verdischarte) bis auf seine steil abfallende westliche Kante durchzieht. Dort bricht das Band ab und man muß vielleicht 8 *m* tief über sehr steile Wände auf ein anderes Band absteigen, um auf der nördlichen Bergseite wieder nach Osten vorzudringen. Dieses große Band endet im Osten bei einem dreieckigen Geröllfeld unter der Verdischarte. Der ober dem Bande gelegene Teil des Bergs sei vielleicht noch 500 *m* hoch (sonst wird in diesem Berichte nach »Fuß« gerechnet und dies gilt wohl auch für die Ziffer 500) und zeigt mehr ununterbrochene Wand und auf der Nordseite eine von der höchsten Spitze herabziehende ziemlich breite, aber sehr steile Felsschlucht, die, wenn auch sehr mühsam, so doch nicht gefährlich zu erklettern ist.«

Von der Alm Cregnedul di sopra über Larice gingen nun Dr. Chiari und Genossen

---

[1]) Cron. I, S. 68. — [2]) Diese Angaben, sowie das oben Ausgeführte sind Privatmitteilungen. — [3]) Zeitschr. 1879, S. 371—373, Anm.

nach Westen auf dem Weideboden bis ungefähr an den Fuß des Monte Verde. Von hier stiegen sie in einer Stunde empor zu dem »dreieckigen Geröllfelde unter der Verdischarte«. Über letzteres und längs des Hauptgrats auf den Gipfel zu kommen (also auf dem jetzt gewöhnlichen Weg) erklärte Piussi für zu schwer, daher umkreiste man den Berg auf dem oben geschilderten großen Bande, kam in einer Stunde zu der Schlucht auf der Nordseite und in einer weiteren auf den Gipfel selbst. Den Rückweg nahm man auf dem nämlichen Wege bis zu dem dreieckigen Geröllfelde, dann auf dem jetzt gewöhnlichen Wege bis zum Ausstiege aus den Felsen, der schon damals durch die Tour Hockes bekannt war.

Es ist dies ein Weg, der mit dem Findeneggs mit Ausnahme des letzten Stücks in keinem Punkte zusammenfällt. Ich hatte mir denselben theoretisch schon seit langem rekonstruiert, doch den praktischen Beweis für die Richtigkeit meiner Annahmen hat auch hier wieder erst Dr. Kugy erbracht. Das erste Stück, die Traverse über die Bänder unter dem Vert Montasio bis zum Geröllfelde unter der Verdischarte hatte er schon früher ausgeführt, das nächste Stück bis zur »großen Schlucht auf der Nordseite« — die Himmelsrichtungen sind falsch bezeichnet, gemeint ist das obere der früher beschriebenen Bänder und die Westschlucht — aber hat Dr. Kugy am 9. September 1906 erkundet. Er stieg damals vom unteren großen Bande von *B* aus[1]) durch eine Felsrunse mit zwei Kaminen steil nach *H* empor, von *H* nach *J* führt eine bequeme Traverse über ein breites Schuttband, etwa 20 *m* lang. Von *J* kletterten Dr. Kugy und seine zwei Führer durch eine noch steilere Runse nach *K* und dort erreichten sie das obere Band. Gerade bei *K* ist die Stelle, die auch Chiari hervorhebt; das Band bricht ab und setzt sich 8 *m* tiefer fort. Auch Dr. Kugy nennt diese Stelle sehr schwer. Von hier aus konnte er beobachten, daß das Band, wenn auch manchmal recht schmal und eng, bis *L* und somit in die Westschlucht führt. Seinen Rückweg nahm er von *K* bis zum Geröllfeld unter der Verdischarte. Es ist somit auch über die Route Chiari-Dürr jeder Zweifel geschwunden: über das obere Band kamen diese Herren in die Westschlucht und durch diese auf den Gipfel.

Jedenfalls ist dieser Weg in seinem ganzen Verlaufe nie mehr gemacht und auch derjenige Findeneggs bald verlassen worden, es machte ihnen ein neuer Weg wirksame Konkurrenz, den die Italiener »la nuova strada« (strada del Brazzà) nennen. Brazzà wiederholte im Jahre 1881 den Anstieg Hockes auf den Vert Montasio und erkannte, daß vom Verdipasse, den man damals auch oft Passo di Balizza nannte, ein Anstieg auf den Montasch leicht möglich sei, wenn der Weg verbessert würde. Auf seine Anregung ließ dies auch die Società Alpina Friulana im Jahre 1882 durch die Führer Fr. Marcon und G. Barrazutti ausführen. Wenige Tage nach der Vollendung dieser Verbesserungen bestiegen Ronchi und der General Ezio nob. De Vecchi (am 5. August 1882) den Berg auf diesem neuen Wege und wieder einige Tage später bekam der Montasch auch den ersten Damenbesuch durch ein Fräulein Camilla Kechler.[2]) Im Jahre 1883 bestiegen ihn auch wieder Deutsche, Dr. Kugy[3]) und Dr. v. Hecht.[4]) Im nächsten Jahre ließ die S. A. Fr. in einer Höhe von 1919 *m* eine Felsenhöhle als Unterkunftshütte herrichten und nannte dieselbe »Ricovero Quintilio Sella«. Dieselbe mußte aber nach einigen Jahren wegen zu großer Feuchtigkeit wieder aufgelassen werden. Von all den vielen späteren Partien, die den gebahnten Weg, der seitdem der gewöhnliche geworden ist, benützten, hebe ich nur eine hervor, und zwar diejenige, welche 1890 G. Hocke mit vier Kindern, von denen das jüngste zwölf Jahre alt war, ausführte; diese Gesellschaft vollendete die Tour in überraschend kurzer Zeit.

Gegenwärtig übernachtet man meist in der Nevea Hütte, geht dann beim Brunnen vorbei durch Wald zur Malga Parte di mezzo (1¼ Stunden) und von dort über die Gras-

[1]) Siehe die Zeichnung S. 268, *B* ist 160 *m* vom Turm *A* entfernt. — [2]) Cronaca II, S. 63—70. — [3]) Ö. A.-Z. 1893, Nr. 366. — [4]) Zeitschr. 1884, S. 478.

hänge bis zu der Stelle, wo sich der Grat zum Monte Cimone vom Montasch ablöst; es ist dies die Fortje dei Disteis. Ein großer Felsblock am Rande der zum Rio Montasio abfallenden Schlucht bezeichnet den gewöhnlichen Frühstücksplatz (13/4 Stunden). Von diesem geht man, sich in gleicher Höhe haltend, nach Osten über eine Geröllriese, die bis in den Herbst hinein mit Schnee bedeckt ist, in wenigen Minuten hinüber zum Einstieg in die Felsen, der durch ein paar rote Marken bezeichnet ist. Hier beginnt auch die Weganlage der S. A. Fr. Dieselbe ist gut kenntlich und man steigt auf ihr über Geröll und leichte Felsen bis zu dem großen Schuttdreieck unter dem Verdipasse empor. Dieses wird nach aufwärts gequert und man betritt die eigentlichen »Verdi«, nämlich steilen Rasen, der die gefährlichste Strecke der ganzen Tour bildet, welche aber jetzt durch eingeschlagene Stufen verbessert ist. Nach wenigen



Montasch von Süden

------ Anstiegsroute Findeneggs 1877 -·-·-·-· Anstiegsroute von Dr. Chiari u. Dürr 1878 ...... Anstiegsroute von Brazzà 1881.

Minuten kommt man auf den Grat und blickt jenseits hinunter in die Seisera über eine 1000 *m* hohe Wand. Sogleich wendet man sich links, indem man einen Gratzacken auf der Seiseraseite auf schmalem, aber gutem Bande umgeht. Das folgende Gratstück ist ein zuerst breiterer, dann sehr schmaler Felsrücken. Man geht auf einer Leiste, die in der Südseite ausgemeißelt ist, und legt die rechte Hand über den Felsrücken. Dann steigt man auf acht bis zehn Stufen empor, umgeht einen Gratturm auf der Nordseite, kommt durch einen schmalen Spalt wieder auf die Südseite und quert auf in den Felsen eingemeißelten Tritten (auch Eisenstifte zum Anhalten sind da) hinüber zu einer aus roh zusammengelegten Steinen gebildeten Brücke über einen Grateinschnitt. Jenseits derselben ist noch eine etwas plattige Stelle zu passieren, dann sind aber alle Schwierigkeiten zu Ende. Meist kann man auf dem nun immer breiten Grate aufrecht gehen bis zur Spitze (drei Viertelstunden, im ganzen von der Nevea aus fünf Stunden). Die Aussicht ist eine weitumfassende; in der Nähe wirkt



Naturaufnahme von Franz Albrecht. Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Montasch von Pleziche (Dognatalseite).



besonders effektvoll der grauenvolle Blick in die Tiefe und der prächtige Gegensatz der grünen Tallandschaften zu der starren Felsenwildnis ringsherum.

Dies ist also jetzt der gewöhnliche Weg. Aber es gibt noch einen dritten Anstieg von der Südseite, denjenigen über die Napis. Schon vor etwa 25 Jahren soll derselbe von einheimischen Gemsenjägern begangen worden sein. Damals, Anfang der achtziger Jahre, scheint überhaupt eine ganz ungewöhnliche Rührigkeit unter den Einheimischen geherrscht zu haben. Kannten sie früher nur die unteren Partien des Bergs, so suchten sie nun selbständige Wege zum Gipfel. Auch bei dem Wege über die Napis geht man zuerst auf der Route Findeneggs bis in die Nähe des großen Turms am Anfang der Cengia, steigt aber etwas vor diesem, dort wo kleinere grüne Flecken sind, zuerst über Felsen und Bänder bis zu einem Vorsprunge, einer Art Kanzel, und dann durch einen Kamin steil, aber nicht sehr schwer empor zur Spitze, die man durch eine Schlucht (es sind mehrere derselben gangbar) östlich vom höchsten Punkte erreicht. Auch von dem dreieckigen Geröllfelde unter der Verdischarte kann man über die obere Cengia zu diesem Anstiege kommen. Osw. Piussi hat ihn im Jahre 1878 jedenfalls nicht gekannt, sonst wäre er mit Dr. Chiari und Dürr gewiß diesen Weg gegangen, statt weiter den Berg zu umkreisen. Dr. Bolaffio und Dr. Kugy mit J. Komac haben als erste Touristen am 26. August 1899 auch diesen Anstieg gemacht;[1]) im unteren Teile gingen sie allerdings etwas östlicher, als oben beschrieben.

Schöner wie alle diese Anstiege von Süden, nach meinem Geschmacke überhaupt der schönste Anstieg auf den Montasch, ist derjenige von Dogna, also von der Westseite. Diesen versuchte zuerst G. Brazzà im Jahre 1881; er kam aber wegen Sturm und Steinschlag nur bis zum sogenannten Belvedere. Im nächsten Jahre hatte er mehr Glück. Am 4. September gelangten er, sein Bruder Pio und die Brüder Attilio und Domenico Pecile, von den Führern A. Siega und Fr. Marcon, sowie von dem Gemsenjäger Pittino begleitet,[2]) durch das Tal des Rio Montasio und die Clapadorie auf die Große Cengia, aber, aufgehalten durch alle die Schwierigkeiten einer ersten Besteigung, erst spät abends. Sie gingen daher nicht durch die Brazzà bereits bekannte Westschlucht zur Spitze, sondern über das große Band zum Turm und stiegen von dort nach Parte di mezzo ab, wo sie um 9½ Uhr anlangten.

Dom. Pecile, der die Tour beschrieb, glaubte hierbei auch einen neuen Weg auf den Montasch gefunden zu haben. Die Gesellschaft gelangte auf der großen Cengia bis zum Kare zwischen dem Nord- und Westgrat (S. 268). Es war schon zu spät und man mußte sich daher begnügen, »di constatare che da questo punto si può arrivare alla cima per il canale che sovrasta al nevaio ed anche per un secondo che discende un po' ad oriente del nevaio stesso, i quali due canali erano stati osservati fino dall' anno scorso dal conte di Brazzà nelle sue frequenti gite«. Es ist hier allerdings nur gesagt, daß diese »due canali« zwar beobachtet, nicht aber auch durchstiegen worden sind. Aber in der Karte des Brazzà ist dieser Weg durch das Nordwestkar rot eingezeichnet, ebenso wie auch der Weg durch die Westschlucht und es wird ausdrücklich gesagt, die rote Einzeichnung bedeute: »Via tenuta nelle ascensioni.« Ich habe dieser Angabe lange Glauben geschenkt, und dies war eine der Ursachen, weshalb ich in den bösen Fehler hinsichtlich des Findeneggwegs verfiel (S. 270). Aber diese Einzeichnung ist, wie auch Dr. Kugy meint, ganz phantastisch und die Anmerkung also unrichtig. Wann hätte auch Brazzà diesen Weg gemacht? Die Partie Dom. Pecile wurde am 4. September 1882 ausgeführt und im nächsten Frühjahre ging Brazzà nach Afrika. Dr. Kugy kennt, wie er mir mitteilt, die zwei »canali« genau, den einen hält er für unpassierbar, den anderen für sehr schwer und gefährlich,

---

[1]) Alpi Giulie IV, S. 75. — [2]) Cronaca II, S. 51—58.

zudem führen beide nicht direkt zum Gipfel. In der Zeit Brazzàs wurden sie sicher nicht durchklettert.

Am 6. September 1882 wiederholte Cesare Mantica diese Tour mit Fr. Marcon und G. Barazzutti. Er gelangte glücklich in kürzerer Zeit auf das große Band und daher auch auf die Spitze, aber auf einem Wege, der mir nicht ganz klar ist. Anstatt durch die Westschlucht aufzusteigen, so erzählt Pecile, wurde er durch Nebel verwirrt und »piegò a destra, per ragguingere il versante meridionale, però, prima di passare su questo versante prese a scalare di fronte il crestone che mena alla vetta rotto due volte da salti profondi e di qualche difficoltà impiegando in quest' opera una ora e 3/4«. Auf dieser »cresta« fand er eine Höhle im Durchmesser von 2 *m*. Gemeint ist jedenfalls die Grotte bei F (s. d. Zeichnung S. 268). Mantica hat seinen Weg mit roten Zeichen markiert, die aber jetzt schon längst weggewaschen sind. Wahrscheinlich fand Mantica bei *F* den Eingang in die Westschlucht und gelangte durch diese zum Gipfel.

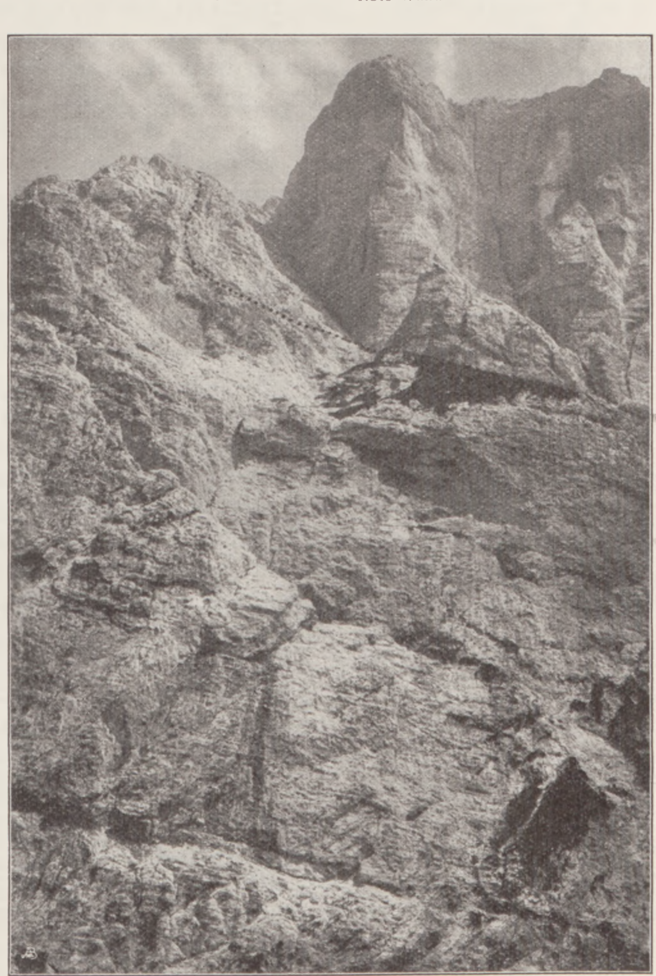
Als Dritter vollführte den Dogna-Anstieg ein Tenente Salla mit Fr. Marcon; aber auch dieser kam nicht auf die Spitze, denn ein Unwetter zwang ihn über das große Band zur Nevea abzusteigen. Am 19. Juli 1884 versuchte Ronchi mit A. Siega eine Wiederholung dieses Wegs. Beide wollten beim Belvedere biwakieren, es trat aber Regen ein, der sie zwang, schon vorher in einer Höhle Zuflucht zu suchen. Die Schrecknisse der darauffolgenden Gewitternacht hat Ronchi sehr lebendig geschildert;[1]) ganz erschöpft mußten die beiden am nächsten Tage wieder in das Dognatal zurückkehren.

Am 5. September 1895 stieg ich mit Siega und Oizinger auf diesem Wege empor. Wir kamen in der Westschlucht bis unmittelbar unter den Gipfelgrat. Dort sandte ich Oizinger vor, um den Weg zu erkunden. Siega beredete ihn aber in slovenischer Sprache, mir zu sagen, es ginge nicht weiter. Es war damals schon spät am Nachmittage (wir hatten in Implanz genächtigt), Oizinger war noch am Anfange seiner Führerlaufbahn und noch nie auf dem Gipfel gewesen und beide Führer fürchteten für den Abstieg. So kehrten wir wieder durch die Westschlucht zurück, gingen über das große Band auf die Südseite und weiter hinunter. In der Abenddämmerung betraten wir den Weideboden, um 9 Uhr 45 Min. nachts waren wir in der Nevea. Meine Erfahrungen teilte ich dann Dr. Kugy mit. Dieser vermied unseren Fehler in Bezug auf den Ort der Übernachtung, er biwakierte am 14. Juli 1897 mit A. Krammer und A. und J. Komac im innersten Tale des Rio Montasio und kam durch die Westschlucht schon um 12 Uhr 50 Min. auf die Spitze.[2]) Auch G. Feruglio, M. Danieli und E. d'Orlando mit dem Führer Fr. Marcon gelangten am 30. August 1903 zur Spitze, wenn auch erst um 5 Uhr nachmittags.[3]) Den letzten mir bekannten Aufstieg auf dieser Seite vollführten Dr. Bolaffio und Dr. Kugy am 27. September 1903.[4])

Nach den bisherigen Erfahrungen übernachtet man also, wenn man nicht ein Biwak im Tale des Rio Montasio vorzieht, was noch besser ist, bei den Stalli von Rive di Clade. Am nächsten Morgen steigt man zuerst durch Wald empor zum Eingang des Val Rotta, dringt dann im Haupttale selbst gegen Süden vor, zuerst höchst unangenehm durch dichtes Krummholz, dann über Rasen und Schutt immer hoch über der tiefeingeschnittenen Klamm des Rio Montasio, und zwar an dessen östlichem Ufer ansteigend. Man passiert einen kleinen Talkessel, der das Ende einer von den Wänden des Montasch herabkommenden Schlucht ist, kommt später zum »pass chiatif« (ein Gang, wo man »mäuschenstill geht«),[5]) nämlich zu einer etwa 15 *m* langen Platte mit schmalen Tritten. Damit hat man auch das Krummholz erreicht, das man von Implanz aus als das letzte auf der Ostseite des Bachs sieht (etwa 2 1/2 bis drei Stunden von Rive di Clade). Nun wendet man sich links aufwärts gegen

[1]) Cronaca IV, S. 35—49. — [2]) A. Krammer in Alpi Giulie II, 1897, S. 68—70, und In Alto 1897, S. 73. — [3]) In Alto 1903, S. 59. — [4]) Alpi Giulie 1903, S. 117. — [5]) Cronaca, S. 53.

die Felsen der Clappadorie. Man muß sich immer mehr nach links halten und in nordöstlicher Richtung ansteigen, bis man über leichtere Felsen und durch Krummholz unter eine rote Wand gelangt, die schon von Implanz aus als die größte und auffallendste erscheint (etwa 1½ Stunden). Nun hat man die entscheidende Stelle gerade vor sich, eine etwa 200 *m* hohe, graue Wand, die sich beim Näherkommen in ihrem unteren Teile in eine Reihe von Wandeln, mit Bändern dazwischen, auflöst. Die erwähnte rote Wand bildet mit ihr einen rechten Winkel. Zuerst steigt man in diesem Winkel empor, geht dann etwas links und klettert aufwärts, wo es eben am leichtesten möglich ist. Etwa 30 *m* unter dem oberen Ende der Wand ist ein breites Band, das sich nach links hin zu einem Plateau erweitert; Brazzà nannte dasselbe Belvedere. Die Schlußwand überwindet man zuerst durch ein kleines Couloir, in dem ein Stein steckt; über diesem befindet sich ein schmales Band. Dieses verfolgt man etwa 10 *m* nach rechts, wo man leichtere Stellen findet. Höher gekommen, sieht man jenseits in eine riesige Schlucht hinab (wieder 1½ Stunden). Nun wendet man sich gerade nach Süden zu dem ansteigenden Grat, über eine stark geneigte, nicht schwere Wand, zuletzt durch ein gut gangbares Couloir, dann über Schutt zum Schnee zwischen dem Turm 2673 *m* und dem Hauptgipfel (etwa 1 Stunde). Hier hat man das große Band erreicht, das im Anfange sehr breit ist; auf demselben geht man bis zur großen Westschlucht und erreicht durch diese und über den Westgrat den Gipfel (1½ Stunden).



Dognaweg auf den Montasch.

Aber in mancher Beziehung noch wichtiger als diese Anstiege von Süden und Westen sind die Nordanstiege. Man erreicht dieselben in kürzerer Zeit von der Bahn und braucht die österreichische Reichsgrenze nicht zu überschreiten. Schon Findenegg dachte daran, den Berg von der Nordseite aus anzugreifen. Am 25. September 1881 betrachtete er die Nordwände des Montasch von Somdogna[1]) aus und hielt

[1]) Cronaca II, S. 60.

einen Anstieg nicht für unmöglich. Als ich im Jahre 1896 mit ihm auf dem Köpfach stand, bezeichnete er mir sogar genau die Stellen als die wahrscheinlich möglichen, an denen später auch wirklich Aufstiege gefunden wurden. Von der Jahresversammlung der Sektion Villach am 29. Januar 1887 wurden sogar 50 Gulden zu dem Zwecke bestimmt, die Wolfsbacher zu Versuchen anzueifern.

Aber wichtiger war, daß sich im August 1887 auch Dr. Kugy für diesen Plan zu interessieren begann. Seit jener Zeit weilte A. Komac oft tagelang in der Seisera, um teils allein, meist aber mit Dr. Kugy vereint einen Anstieg zu suchen. Dr. Kugy selbst hat diese Versuche in seiner frischen, lebendigen Weise beschrieben.[1]) Endlich am 13. November 1892 gelang ihnen das große Werk. Im Vereine mit J. Komac als zweitem Führer erreichten sie aus der Spranje über die Cima Verdi die Spitze des Montasch.[2]) Wir nennen diesen Weg den Spranje-Anstieg. Am 9. Juli 1893 wiederholte Dr. Kugy die Tour mit Andr. Komac. Er marschierte um 6 Uhr morgens von Wolfsbach ab und erreichte um 5 Uhr nachmittags die Spitze. Im Juni 1901 vollführte Dr. Kugy ein drittes Mal diese Tour und zwar mit Dr. Bolaffio und Krammer;[3]) wegen eines drohenden Gewitters stieg man aber damals vom Vert Montasio zur Nevea ab. Am 25. August 1894 bestieg ich den Montasch auf diesem Wege mit A. Komac und J. Zudr aus der Trenta; am 3. September 1894 folgte Bois du Chesne mit A. Komac und A. Kožbar.[4]) Alle diese Partien machten die Tour von Norden nach Süden. Mister Wood dagegen mit M. Barbaria von Cortina und Jože Komac ging von der Nevea aus, bestieg den Montasch auf dem gewöhnlichen Wege und stieg dann über den Vert Montasch in die Spranje ab.[5]) Dies war am 18. September 1895; in dem großen Kamine seilte sich Jože, der als letzter ging, ab. Die erste Dame war Fräulein Christine Roth, welche mit den Herren Dr. Beck und Dr. Weiler und den Führern A. Oizinger und Jože Komac am 14. September 1902 den Anstieg von der Seisera Hütte aus machte. Schon um 2 Uhr 15 Min. nachmittags erreichte die Gesellschaft die Cima dei Verdi, um 7 Uhr abends die Nevea.[6]) Die ersten führerlosen Touristen waren die Herren Cepich, Cozzi und Zanutti aus Triest,[7]) welche den Berg am 27. September 1903 in der gleichen Richtung überschritten.

Die Teilnehmer der erstgenannten Partien hielten es für nötig, in der Spranje oder noch höher oben zu biwakieren; jetzt, wo in der Seisera die bequeme Hütte steht, ist es ratsamer, in dieser zu übernachten. In drei Viertelstunden erreicht man von ihr die Jägerhütte am Eingange der Spranje, von dieser geht man zuerst durch die Spranje, dann westlich durch die Cianerca, wenn auch steil, so doch noch über Gras, auf den Rücken na Brdu, der die Spranje von der Seisera trennt, und dann längs des Rückens aufwärts bis zu den Felsen (etwa drei Stunden von der Jägerhütte). Diese sind steil und einige Stellen nicht leicht. Nach einer guten halben Stunde Kletterns kommt man auf ein breites Band, wendet sich hier links und erreicht, über ein schmäleres Band absteigend, den Eingang zum großen Kamine, der das schwerste Stück der ganzen Tour ist. Man klettert zuerst nicht in der Sohle des Kamins, sondern benützt einen schmalen Gang in der linken Seite; über diesen kommt man zu einem großen, eingeklemmten Block, über welchen man sich hinwegstemmen muß. Nun gabelt sich der Kamin und man verfolgt den linken Arm. Dieser hat drei Steilstufen, deren unterste die leichteste ist. Früher drohte hier ein loser Block, der aber von der Partie Bois du Chesne hinabgeschleudert wurde. Der zweite Absatz ist etwa 4 *m* hoch und der schwerste, er ist senkrecht und glatt. Man hat ihn bis jetzt nur dadurch überwunden, daß man den Vorankletternden mit Hilfe einer Stange darüber hinaufschob. Am Ende dieser Stange ließ man nämlich eine Astgabel stehen und

[1]) Ö. A.-Z. 1893, Nr. 365 u. 366. — [2]) l. c. u. Mitt. 1892, S. 263. — [3]) Alpi Giulie VI, 49. — [4]) Ö. A.-Z. 1897, Nr. 471. — [5]) Alpine Journal 1898, No. 141 u. In Alto IX, S. 51. — [6]) Führerbuch des Oizinger u. Hüttenbuch der Nevea. — [7]) Alpi Giulie 1903, S. 117 u. 128.

in diese hakte man das Seil ein, das der Erste um den Leib gebunden hatte. Der dritte Absatz, so wie der zweite, durch einen eingeklemmten Block gebildet, ist überhängend. Er hat wohl Griffe, dieselben sind aber weit auseinander, so daß auch hier mit dem Steigbaume nachgeholfen wird. In etwa einer Stunde sind alle drei Absätze überwunden. Von da an wird der Kamin immer leichter und die Steilheit geringer, so daß man zuletzt über leichte Felsen die Cima dei Verdi betritt (1½ Stunden). Von dieser gelangt man über steilen Rasen nicht schwierig zum Verdipasse hinab und steigt dann auf dem gewöhnlichen Wege zur Montaschspitze (noch eine Stunde, also im ganzen acht Stunden; der Anstieg ist aber auch schon in sechs ausgeführt worden). Es ist dies ein sehr schwerer Anstieg und ich glaube nicht, daß der große Kamin je von einem Kletterer allein ohne Hilfe wird überwunden werden. Aber die großen Schwierigkeiten stellt eben nur dieser Kamin entgegen, daher stimme ich vollkommen mit Dr. Kugy überein, der meint,[1]) daß der Anstieg mit geringer Nachhilfe bedeutend erleichtert werden könnte. Dies würde dann einer der großartigsten Felsenwege in den Alpen sein und gewiß dazu beitragen, die Aufmerksamkeit der Hochtouristen auf diese Berge zu lenken.

Ein weiterer Nordanstieg wurde gerade am entgegengesetzten Ende des Montaschmassivs gefunden, etwa an der österreichisch-italienischen Grenze. Derselbe hat eine etwas längere Geschichte. Am 6. Oktober 1895 erzählte mir Piussi das erste Mal etwas davon. Vor etwa 20 Jahren schon sei der alte Louf mit mehreren Gefährten über die Große Cengia auf die Nordseite gegangen und auf dieser weit hinunter gestiegen, ohne aber den Boden der Karnica zu erreichen. Auch Findenegg hatte schon seinerzeit ein derartiges Gerücht vernommen. Etwa sechs Jahre vorher (also 1889) wollte nun Piussi ganz hinabgestiegen sein, um eine geschossene Gemse zu holen, seine Gefährten hätten ihn an den schweren Stellen mit Seilen hinuntergelassen und auch beim Heraufklettern wieder unterstützt. Auch zwei Jahre später (1897) erzählte mir Ant. Pellegrini, der Padrone einer der Montaschalmen, damals ein alter Mann, daß er vor langen Jahren einmal von der Großen Cengia und der Nordwestschulter des Montasch hinuntergestiegen sei zum westlichen der beiden kleinen Gletscher auf der Nordseite. Das letzte Stück sei besonders steil und brüchig gewesen, der Schnee hätte weit hinaufgereicht. Die Erzählung Piussis war ein wenig unklar und nicht ohne Widersprüche. Daher stieg ich zu Pfingsten 1896 mit Piussi und Oizinger bis zu der Stelle empor, die er als den Ausstieg aus den Felsen bezeichnete. Wir stiegen dann noch etwas hinauf; Oizinger gelangte am höchsten und erklärte, daß auch das Terrain ober ihm noch gangbar sei. Die Besteigung aber verschoben wir wegen der drohenden Lawinengefahr auf eine spätere Zeit. Auch Dr. Kugy hatte von Piussi, sogar früher als ich, von diesem Wege gehört, freilich in etwas anderer Weise; aber weder er noch Andrey Komac hatten je daran geglaubt. Am 17. Juli kam Dr. Kugy auf die Nevea und gewann nun die Überzeugung, daß doch etwas Wahres an der Erzählung des Piussi sein müsse. Er ging daher von Parte di mezzo über das große Band zur Nordwestschulter und gelangte auch auf dem von Piussi bezeichneten Wege glücklich in die Seisera. Außer den beiden Trentanern A. Komac und Kverch hatte er auch noch Osw. Pesamosca bei sich, der an den untersten schweren Stellen die anderen abseilte und über den Berg wieder zurückkehrte.[2]) Ich habe diese Partie noch am Abende dieses Tags mit Andr. Komac besprochen; unter dem frischen Eindrucke der Schwierigkeiten meinte er, daß man ohne künstliche Hilfsmittel nicht hinaufkönne. Am 14. August 1896 führte mich Osw. Pesamosca (Oizinger war wegen dringender Heuarbeit verhindert mitzukommen) hinauf. Um die Mittagszeit kamen wir auf die Nordwestschulter und auf das große Band, und da das Schwere gemacht,

[1]) Zeitschr. 1893, S. 290. — [2]) Dr. Kugy hat diesen Abstieg in fesselnder Weise beschrieben in der Ö. A.-Z. 1897, S. 25—30.

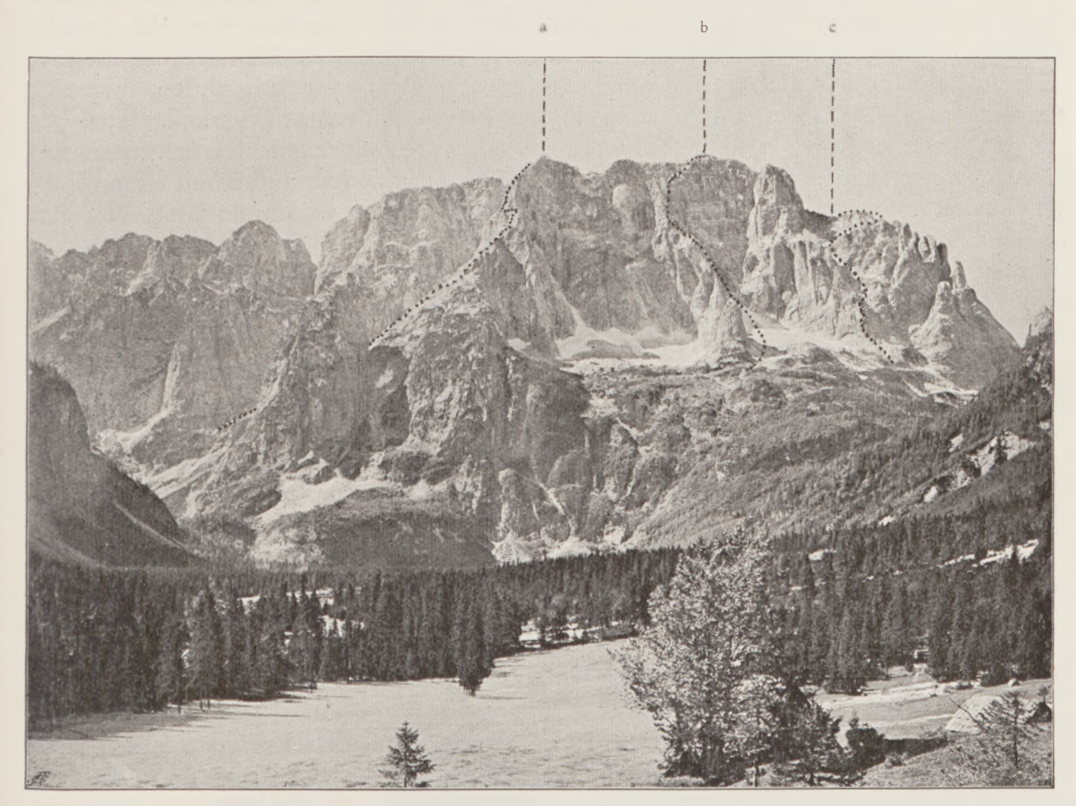
der weitere Weg durch die Westschlucht bekannt war, so zogen wir es vor, stundenlang im hellen Sonnenscheine zu sitzen und zu schauen — es war so schön dort oben. Erst spät am Nachmittage gingen wir nach Parte di mezzo hinunter. Am 26. Juni 1899 wiederholten Hans Wödl und Oizinger unseren Weg. Von der Cengia stiegen sie durch die Westschlucht auch auf den Gipfel[1]) und zwar durch die Rinne *III*; es war damals noch alles voll Schnee und Eis und daher auch außerordentlich schwierig. Am 7. September 1899 machte Viktor Ritter von Pozzi ebenfalls den Seiseraanstieg und gelangte durch die Westschlucht, und zwar durch die Rinne *II*, (siehe die Skizze auf S. 268) zum Gipfel. Ebenfalls am 7. September kamen auch N. Cozzi und T. Cepich führerlos den gleichen Weg hinauf bis zum großen Bande. Von dort versuchten sie einen direkten Anstieg von der Nordseite; als dieser mißlang, biwakierten sie oben und stiegen am nächsten Tag über das große Band zur Nevea ab. Weiters machten diesen Anstieg noch, wir nennen ihn den Seisera-Anstieg: Karl Bernhard am 30. Juni 1900, Dr. Bolaffio 1. Juli 1900, Dr. Hepperger, Dr. Lorenz und Dr. Wessely am nämlichen Tage, aber führerlos und zwar von der Nevea zur Seisera, Dr. Kleinmayer 14. Juli 1901, O. Huth 1902, Dr. Kugy Juli 1903 usw. Führer war immer, von der angegebenen Ausnahme abgesehen, A. Oizinger.

Von der Seisera Hütte geht man in etwa 2½ Stunden in die Karnica und bis zu den Felsen, mit denen das von der Schulter sich herabziehende Tal abbricht.[2]) Die Ostseite dieses Tals oder vielmehr dieser riesigen Schlucht endet mit einer vorspringenden Kanzel. Im unteren Teile derselben bemerkt man schon von der Seisera Hütte aus einen feinen Riß, der einen niedrigeren Vorsprung von der eigentlichen Kanzel zu trennen scheint; links von ihm ist eine glatte, rötliche Wand, rechts von dem Vorsprunge der senkrechte Abbruch des Tals, über den Wasser herabträufelt. Zu diesem Risse, der sich in der Nähe als ein steiler, enger und oben geschlossener Kamin entpuppt, muß man sich über die nicht leichten Felsen von rechts nach links hinaufarbeiten. Durch den Kamin geht es dann besser; es ist nur schwer, aus ihm über seine ganz glatte linke Seite herauszukommen. Man erreicht dadurch eine tiefe, enge Scharte zwischen der Kanzel und dem Vorsprung. Ein kurzes Stück kann man beinahe eben durch deren Kehle gehen, dann führt ein leichter Schuttkamin hinab zum Talabbruche, wo das Wasser hinabtropft. Auch durch Umkreisung des Vorsprungs auf seiner Nord- und Westseite soll man diesem Schuttkamine kommen. Etwa in der Mitte der engen Scharte führt aus ihr auf der östlichen Seite ein etwa 6 *m* hoher, schwach eingekerbter Kamin auf einen Absatz in der Kanzel. Dies ist die schwerste Stelle der ganzen Tour: man hat nur wenige und schlechte Griffe. Von hier gelangt man leicht in das Tal hinein (etwa zwei Stunden) und durch dieses aufwärts bis zu einer Schneemulde am Fuße des Turms 2673 *m* (1¼ Stunden). Durch das Tal ist der Weg nicht schwer (es sind nur ein paar steile Platten zu überwinden), aber er ist steingefährlich. Von der Schneemulde geht man rechts über steilen und lockeren Rasen unmittelbar über riesigen Abgründen hinauf zur Nordwestschulter (eine halbe Stunde). Von dieser müßte man, wenn der Aufstieg ein wirklicher Nordweg bleiben sollte, durch eine große rote Rinne zur Scharte zwischen dem Turme, 2673 *m*, und dem Montaschgipfel hinaufklettern, und von hier auf den letzteren steigen. Diesen Weg haben sowohl Cozzi und Cepich, wie auch Dr. Kugy versucht. Aber diese Rinne ist furchtbar steingefährlich und kann wegen eines großen Abbruchs in ihr, von dem sich auch immer Steine ablösen, nicht durchklettert werden.[3]) Man muß daher auf dem großen Bande hinübergehen zur Westschlucht und durch diese auf den Gipfel steigen (1¾ Stunden, also im ganzen etwa acht Stunden).

---

[1]) Führerbuch des Oizinger. — [2]) Zeitschr. 1905, S. 368. — [3]) Mitteilung des Dr. Kugy.

Der Seiseraweg auf den Montasch ist leichter als der Spranje-Anstieg, dafür ist er steingefährlich. Beide Wege führen nicht geradewegs, sondern erst auf Umwegen zur Spitze. Einen Weg gefunden zu haben, der von unten hinauf direkt zum Gipfel führt und daher den Namen eines Nordanstiegs auch nach der strengsten Auffassung mit Recht verdient, ist Dr. Kugy erst im Jahre 1902 gelungen. Wenn man vom Köpfach aus die Nordabstürze des Montasch mit dem Fernrohre betrachtet, so findet man, von den schon besprochenen Wegen abgesehen, nur eine Stelle, wo ein Versuch gewagt werden kann, und das ist über den riesigen Felssporn, der gleich einer Bastion aus der Wand zwischen den beiden kleinen Gletscherchen etwas



Montasch aus der Seisera
a = Spranje-Anstieg b = Direkter Anstieg c = Seisera-Anstieg.

vorspringt.[1]) Aber man sieht zugleich auch, daß man über die Nordseite dieser Bastion nicht hinauf kann. Ebensowenig kann man auch von dem Seisera-Anstieg her über die Große Cengia zu ihr gelangen, denn diese bricht vor der Bastion unüberschreitbar ab. Man erkennt das von weitem und Dr. Kugy hat es zudem auch noch durch einen Versuch festgestellt. Es bleibt also nur noch übrig, daß man versuchte, von einem der beiden Gletscherchen auf den Felssporn hinaufzugelangen. Zuerst (1900) versuchte es Dr. Kugy von dem östlichen kleinen Eisfeld. Ober diesem befindet sich ungefähr im ersten Drittel der Wandhöhe eine kreisrunde, meist mit Schnee erfüllte Mulde. Zu dieser wollte er gelangen und dann nach rechts zur Felsbastion hinüberklettern. Er kam aber nur bis knapp unter die Mulde, dann

[1]) Zeitschr. 1905, S. 368.

wurde die Kletterei so schwer und gefährlich, daß er und seine Führer wieder den Rückzug antreten mußten.[1]) Am 24. August 1902 versuchten er und Dr. Bolaffio es wieder mit A. Oizinger und J. Komac, diesmals vom westlichen Gletscher aus, und zwar mit Erfolg.[2]) Um 4 Uhr morgens marschierten sie von der Seisera Hütte ab, stiegen um 7 Uhr in die Felsen ein und erreichten die Spitze um 3¼ Uhr nachmittags. Diese Tour ist erst einmal wiederholt worden und zwar führerlos von Cepich und Zanutti am 14. August 1904.[3]) Es ist jedenfalls die schwerste Tour in den Julischen Alpen und eine der größten und schwersten Klettertouren in den Alpen überhaupt; 900 *m* der Kletterei spielen sich in der beinahe senkrechten Wand ab!

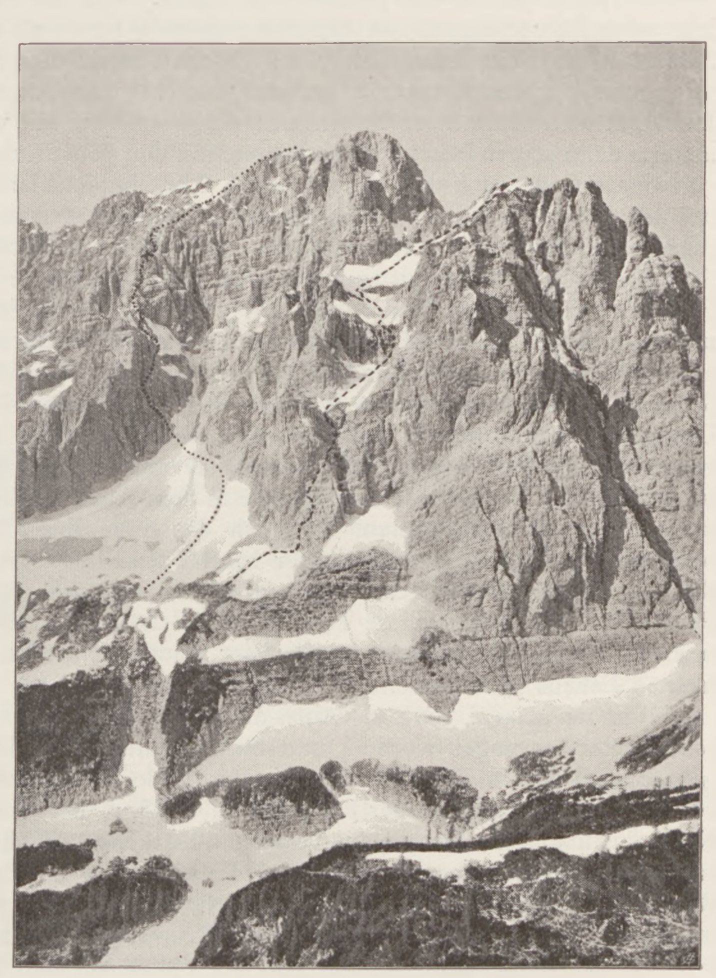
Beide Partien stiegen über das westliche Gletscherchen aufwärts bis zum großen Bergschrund, stiegen in denselben hinein und erkletterten aus ihm die Felsen. Cepich und Zanutti hatten hier mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, sie mußten in eine Eiswand für Hände und Füße Stufen schlagen; es gelang ihnen auch nur schwer, vom Eise weg den Einstieg in die Felsen zu erzwingen. Eine steil geneigte Platte, etwa 20 *m* hoch, führte dann empor zu einer kleinen Schutterrasse; man kletterte längs eines schiefen Spalts, der feste Griffe hat. Oberhalb dieser Terrasse leitet ein ganzes System von Bändern und Kaminen — immer links von den steilen Schneefeldern, welche gegen die Schlucht zu abstürzen, die sich vom Gletscher aufwärts zieht, — empor zu einem Absatze in dem Felssporne. Man kann nämlich den ganzen Felssporn in drei Abschnitte einteilen. Der unterste springt weiter gegen Norden vor und ist durch einen weniger geneigten Grat, auf dem man deutlich zwei Felszähne unterscheidet, mit dem nächsten Stücke verbunden; dieses zweite Stück ist das steilste, es tritt zwar noch immer aus der Wand hervor (ähnlich einem großen Felsenpfeiler), aber weniger als das untere Stück. Der oberste Teil endlich ist weniger steil und eigentlich nicht mehr als ein vorspringender Strebepfeiler zu bezeichnen, sondern vielmehr als ein Teil der Wand selbst, die sich zum Montaschgrate westlich vom Gipfel hinanzieht.

Auf dem ebeneren Verbindungsgrat zwischen dem ersten und zweiten Stücke angelangt, kletterten Cepich und Zanutti über den Grat mit den zwei Felszähnen selbst, wo sie sehr brüchiges Gestein fanden; Dr. Kugy verfolgte unter den Zähnen ein Band auf der Westseite, bis sich dasselbe in Platten verlor, und stieg dann zum Grate empor. Am Ende des Verbindungsgrats erhebt sich der Felspfeiler beinahe senkrecht. Sehr schwer ging es an ihm aufwärts bis zur schwersten Stelle des ganzen Wegs, in etwa zwei Drittel Höhe von diesem Felsenpfeiler, dem »Passo Oizinger«, wie die Italiener diesen Punkt nennen, weil es hier selbst dem Oizinger beinahe schlecht ergangen wäre. Es handelt sich um die Erkletterung eines vier Meter hohen steilen und grifflosen Kamins, der von einer kleinen, schuttbedeckten Terrasse zu einem Bande hinaufführt. Rechts davon schneidet ein zweiter Kamin ein, der noch schwerer ist; nach links verschmälert sich die Terrasse und wird zu einem Bande, das von einem dritten Kamine durchschnitten wird. Durch den mittleren Kamin emporzuklettern, gelang Cepich und Zanutti erst nach drei Versuchen; sie hatten dabei einen Mauerhaken in eine Spalte des Kamins eingeschlagen, an diesem das Seil befestigt und sich so versichert. Auf dem Bande angelangt, folgte die Partie Kugy nicht der Richtung des Felspfeilers, sondern sie wandte sich wenige Schritte nach rechts, bog dann um eine scharfe Felsenecke nach links und erreichte über relativ leichteres Terrain in zwei Stunden die Spitze. Cepich und Zanutti aber gingen geradeaus in der Richtung des Felspfeilers weiter. Auf dieser Route

[1]) Mitteilungen des Dr. Kugy u. In Alto XI, S. 74, Alpi-Giulie, S. 56, u. X, S. 3. — [2]) Alpi Giulie 1905, S. 55, In Alto 1902, S. 70. — [3]) In Alto 1904, S. 42, Alpi Giulie 1905, S. 2—9, danach, wie auch nach Mitteilungen Dr. Kugys ist im folgenden der Weg geschildert.

sind die Schwierigkeiten ungleich größer, daher erreichten die beiden kühnen Führerlosen auch erst nach sechsstündiger, höchst gefährlicher, aufregender Kletterei um 8 Uhr abends die Spitze, 15¹/4 Stunden, nachdem sie die Seisera Hütte verlassen hatten. Sie mußten daher auf dem Gipfel übernachten und stiegen erst am nächsten Morgen zur Nevea ab.

Es sind also bis jetzt, wenn wir das bisher Gesagte zusammenfassen, sieben Wege auf den Montasch gefunden worden: Drei von Süden, nämlich der gewöhnliche, hergerichtete Weg über die Verdischarte, der über die Napis und drittens der Findenegg-Weg. Dann ein Weg von Westen, der Dogna-anstieg und durch die Westschlucht zum Gipfel; zu diesem kann man auch von Süden her kommen über die große »Cengia« (= Findenegg) oder über das obere Band (= Dürr und Chiari), und von Norden über den Seisera-Anstieg. Endlich gibt es noch drei Wege von Norden: den Spranjeanstieg, den direkten Anstieg und den Seiseraweg über die Westschulter, das große Band und die Westschlucht zum Gipfel.



Seisera-Anstiege auf den Montasch
------ Seisera-Anstieg .... Direkter Anstieg + = Passo Oizinger.

Einen weiteren Weg glaubte Dr. Kugy eröffnen zu können, indem er versuchte, vom Karnicenturm auf die Westseite zum Dogna-Anstieg hinüber zu gelangen.[1] Ende August 1903 stiegen er und Dr. Bolaffio mit Oizinger und J. Komac auf den Sattel zwischen Karnicenturm und Montasch, von wo sie dann links in die Wände kletterten. So kamen sie steil aber leicht bis unter den ersten großen Turm des Nordwestgrats, wandten sich auf Bändern nach rechts, querten die gewaltige Schlucht des Val Rotta, dann noch eine kleinere, immer auf stellenweise ganz schmalen Bändern und vollführten damit eine herrliche, sehr luftige Wanderung, die Dr. Kugy zum Schönsten zählt, das er je an diesem Berge gemacht hat. Nur eine dritte Schlucht konnten sie nicht überqueren, da diese überall glatte Wände aufwies. Wäre ihnen auch das noch ge-

[1]) Alpi Giulie 1903, S. 116, und private Mitteilung.

lungen, so wären sie gerade zum Einstiege in die graue Wand unterhalb des Belvederes am Dognaweg gekommen.

Auch im Winter ist der Montasch schon bestiegen worden und zwar von Dr. Kugy mit A. Oizinger und Gius. Pesamosca am 6. Februar 1905.[1]) Viermal hatte schon Dr. Kugy vorher im Winter Versuche gemacht, auf die Spitze zu kommen und zwar auf dem gewöhnlichen Wege, er war aber immer zurückgeschlagen worden. Die »Verdi« selbst waren das gefährlichste Stück. Um sie zu vermeiden, kletterten er und seine Führer einmal von dem Schuttdreieck unterhalb der Verdi über sehr steilen Schnee hinauf zur Brücke im Grat, krochen unter dieser durch auf die Nordseite und gelangten über eine riesige Schneewächte (im Sommer ist dort absolut kein Halt) auf den Grat, aber Sturm und Kälte trieben sie wieder zurück. Dr. Kugy änderte dann seinen Plan: er übernachtete mit den genannten Führern auf der Pecolalm, von der sie am nächsten Morgen um 3 Uhr abmarschierten. Um 7 Uhr waren sie bei der Fortje dei Disteis, dann kletterten sie hinauf zum großen Bande und überschritten dieses bis zur Westschlucht. Aus dieser konnten sie aber nicht wie im Sommer nach links heraus auf den Grat steigen (= Rinne *I*, s. S. 268), weil hier die Felsen zu sehr vereist waren, sondern sie verfolgten die Schlucht nach Osten weiter und stiegen hier durch das außerordentlich steile Schlußcouloir (= Rinne *II*) stufenschlagend zur Spitze empor (12¼ Uhr). Auf dem Gipfel genoß man blendenden Sonnenschein und angenehme Wärme. Um 1 Uhr traten sie wieder den Rückweg an. Um ganz sicher zu gehen, bedienten sie sich all ihrer Seile, die zusammen eine Länge von 130 *m* hatten. Nach 3 Uhr kamen sie auf dem nämlichen Weg wieder zurück zu dem großen Turme und zwar gerade in dem Augenblicke, als zwei große Lawinen von den Verdi herabstürzten, die auch das Ende ihres Wegs gefährdeten. Daher warteten Dr. Kugy und seine Führer beim Turme bis gegen Sonnenuntergang. Um 6¼ Uhr hatten sie endlich die Felsen hinter sich und trafen um 8½ Uhr wieder in Pecol ein. »Es gehört diese Tour zu dem Schönsten, was ich je gemacht habe. Es war ein Tag reinsten Glücks und auf der Spitze meinte ich den schönsten Bergtraum meines Lebens zu träumen«, schrieb mir Dr. Kugy.

Jôf di Miez, 1974 *m*. Auch dieser Berg ist von einheimischen Gemsenjägern schon öfters erstiegen worden, und zwar benützen dieselben zwei Wege. Der eine geht durch das Tal des Rio Saline. Das Ende dieses Tals bilden zwei Schluchten, von denen die eine von der Forca bassa, 2048 *m*, herabkommt, die andere aus der Nähe des höchsten Punktes des Scortisoni-Rückens. Aus dieser letzteren Schlucht — sie heißt Livinal lungo — führt vom Fuße des Jôf di Miez ein Band in nördlicher Richtung schief aufwärts; im unteren Teile ist dasselbe an mehreren Stellen schmal, im oberen aber wird es breit und mit Krummholz bewachsen. Über dieses Band kommt man etwas nordwestlich von der Spitze auf den Grat und über diesen auf den Gipfel selbst. Der andere Weg führt auf der Westseite des Rio Montasio von den Casere di Saline durch Wald längs der Ostflanke des Jovet empor. Man übersetzt die Schlucht zwischen ihm und dem Jôf di Miez und steigt dann auf der Ostseite des letzteren selbst auf Bändern und durch Krummholz recht anstrengend schräg aufwärts zur Spitze. Als die ersten Touristen bestiegen den Berg am 19. September 1898 Dr. Kugy und A. Krammer mit J. Komac und G. Capellari durch das Tal des Rio Saline.[2]) Durch das Tal des Rio Montasio stiegen Prof. Jagoditsch und ich mit A. Oizinger und Natale di Sotto bis nahe unter dem Gipfel empor, weil mein Gefährte von dort aus den Dogna-Anstieg auf den Montasch photographisch aufnahm.

Monte Zabus, 2244 *m*. Um seiner selbst willen wird dieser Berg wohl nur selten bestiegen werden; man besucht ihn nur in Verbindung mit dem Abstieg über

[1]) Alpi Giulie 1905, S. 35. — [2]) Alpi Giulie 1898, S. 65.

ihn in das Tal des Rio Saline und nach Dogna. Den einheimischen Gemsenjägern ist dieser herrliche Übergang schon seit langem bekannt. Als Brazzà und Pecile am 4. September 1882 den Dogna-Anstieg auf den Montasch vollführten, wurde ihnen schon von diesem Übergang erzählt; trotzdem blieb er von den Touristen noch 16 Jahre lang unbeachtet. Am 18. August 1898 verließen ich und G. Piussi um 5 Uhr 45 Min. das Ricovero Nevea, stiegen über Pecol die Grashalden hinauf zur Fortje bassa und dann über die schön gestufte und gebänderte Südseite auf den Monte Zabus, dessen Spitze wir nach 3¹/4 Stunden erreicht hatten. Eine halbe Stunde gingen wir dann längs des Grats bis zur östlichen Erhebung des Rückens gerade oberhalb der Fortje Vandul. Hier steigt man zuerst gerade hinunter über grüne Flecken und wendet sich dann gegen Ost, bis man in dieser Richtung nicht mehr weiter kann. Sodann geht es wieder hinunter durch einen felsigen Riß, aus dem man bei einem auffallenden Steine herausklettert. Man wendet sich nun auf Rasenboden nördlich zu Krummholz und einer Schlucht, hier wieder östlich, bis man am Rande des Salinetals steht, und zwar hoch über dem Grunde desselben, zu dem steile Felsplatten hinabführen. Man klettert aber nicht über diese hinab, sondern geht nördlich, längs des Talrands bei einer Quelle vorbei durch Krummholz bis zu einer ungangbaren Schlucht. Etwas vor dieser muß man den Abstieg über die Wände suchen, denn er ist im Krummholz versteckt. Es führt nämlich nur ein Gemspfad auf schmalen Bändern in mehrfachen Drehungen und Windungen hinunter. Etwa eine halbe Stunde vom Ausstiege entfernt (und zwar vor der Vereinigung mit Livinal lungo) erreicht man den Weg, der auf der Ostseite des Bachs durch das Salinetal hinausführt. Wenn man den Weg umgekehrt macht, nämlich von dem Salinetal aus auf den Monte Zabus, so ist der Einstieg in die Wände vom Tale aus durch zwei hoch oben am Talrande alleinstehende Lärchen kenntlich, zu welchen die schmalen Bänder hinaufführen. Den Übergang in dieser Richtung vollführte Dr. Kugy mit Piussi am 25. September 1898.[1])

Monte Cimone, 2380 *m*. Auf der Südseite dieses Bergs gehen Schafe bis zum Gipfel, er ist also seit jeher auch von Hirten betreten worden. Der erste touristische Besucher dürfte Findenegg gewesen sein;[2]) seitdem ist der Berg öfters seiner schönen Aussicht wegen besucht worden. Man kann ihn sowohl von Nevea als auch von Saletto aus erreichen. Von Nevea geht man nach Pecol (1¹/2 Stunden) und dann auf Viehsteigen wenig ansteigend unter dem Abhange des Zabus hin (man hüte sich, zu hoch zu kommen!) bis zur Fortje Vandul (2 Stunden); dann ersteigt man den Vorberg in der Richtung von Norden nach Süden (eine Viertelstunde), umkreist jenseits die Grasmulde der Viena bis etwa zum P. 2080 und geht dann bequem über den Rücken bis zum Gipfel (1 Stunde, zusammen 4³/4 Stunden). Dieser Weg ist schöner und angenehmer als der von Saletto.[3]) Von letzterem Orte ausgehend, übersetzt man die Raccolana auf einem Holzstege mitten im Orte, geht dann direkt aufwärts, später nach rechts über den Rio Pliz, dann an den Hütten von Pala dei larici und Plagna vorbei (man läßt beide rechts liegen) in die Viena und von da auf den Gipfel (zusammen etwa fünf Stunden; ein ziemlich anstrengender und dabei langweiliger Weg).

Auf dem Ciuc di Vallisetta, 2186 *m*, bin ich nie gewesen und ich habe auch nichts Besonderes über diesen Berg erfahren, daher kann ich nur auf den »Guida«, (S. 277) verweisen. Als erster Tourist bestieg Brazzà am 9. November 1881[4]) den Berg von Potoc aus. Er stieg von dort steil empor zum P. 1493 der italienischen Spezialkarte weiter oben ging er mehr eben nach Ost in das Tal zwischen Cimon und Ciuc und bestieg von hier aus die Spitze. Der verstorbene Führer Piussi sagte mir, daß man in das erwähnteTal auch von der Nevea her kommen könne, und zwar längs

[1]) Alpi Giulie III, S. 65. — [2]) Zeitschr. 1879, S. 373. — [3]) Beschrieben im Guida S. 276 und von Dr. Luzzato in Alpi Giulie 1901, S. 54. — [4]) Cronaca II, S. 7 und 113, s. auch seine Karte

der Südwände des Cimone; auch führe von ihm eine »Portate« (ein Paß) in das Dognatal. Dieser Berg, sowie auch der Ciastellat, 1893 *m*, und der Jovet, 1814 *m*, wären wohl noch der Erforschung wert.

II. Kaningruppe

A. Östlich vom Prevalasattel

Der Seekopf, 2122 *m*, ist von Hirten und Jägern seit jeher betreten worden. Als erster Fremder, wenigstens so viel ich weiß, bestieg ihn der Botaniker Dr. Sendtner, der zweimal auf dem Gipfel weilte, nämlich am 2. August 1842 und am 17. Juni 1843. Beide Male überschritt er ihn vom Mošenca- in das Seebachtal. Der heutigen Touristenwelt wurde dieser Berg aber erst bekannt durch Frau Mathilde Moth, welche ihre »erste touristische Besteigung des Seekopfs« in der »Ö. T.-Z.« 1881, S. 40, schilderte. Mit dem Führer Rud. Baumgartner ging sie in einer Stunde von Raibl bis zum Südende des Raiblersees. Von hier aus stieg die Partie durch den Gamswurzgraben empor bis zum Ende desselben, wo eine »Felswand von 80—100 *m* Höhe[1]) den Weg scheinbar versperrte. Diese Felswand ist der einzige schwer zu überwindende Punkt, doch hat dieselbe hinreichende Unebenheiten, um daran hinaufzuklettern. Zuletzt geht es durch eine Felsspalte, welche kaum 1 *m* breit ist, zur Höhe der Wand, wo dann das Schlimmste überstanden ist« (1½ Stunden). Nachdem diese Stelle überwunden, stieg man über Krummholz und Felsen steil zur Spitze empor (3¼ Stunden, also im ganzen 5¾ Stunden). Schon Dr. V. Hecht[2]) wußte, daß man diese Kletterstelle vermeiden kann, wenn man nicht durch den Gamswurzgraben geht, sondern etwa eine Viertelstunde hinter dem See gerade emporsteigt. Jetzt geht man gewöhnlich durch das Seebachtal bis in die Nähe des Weißenbachgrießes (1 St. 10 Min. von Raibl), dort über den meist trockenen Bach, dann durch Wald aufwärts auf kaum erkennbaren Steigen und über dürftigen Weideboden und kleine Wandeln zu einer Einschartung westlich vom Gipfel (2¾ Stunden), endlich über den breiten Rücken auf diesen (eine halbe Stunde, im ganzen 4½ Stunden). Aus dem Mošencagraben geht man vom Tamer aus auf einem hergerichteten Almsteig bei der östlichen Schlichtel vorbei auf den breiten Kamm und über diesen auf den Gipfel. Vom Kamme aus können auch beide Schlichteln ohne besondere Schwierigkeiten erstiegen werden.

Der Seekopf selbst soll einmal von dem 1896 im Alter von 80 Jahren verstorbenen Bauern Jos. Bacher vom Hochriegel aus (zwischen Gamswurzgraben und Grüngraben) über die Felsen direkt zur Spitze erstiegen worden sein. Eine schöne Leistung, die meines Wissens von Touristen noch nicht wiederholt worden ist.

Confinspitzen, 2666 *m* und 2338 *m*. Diese Gipfel sind von der Nordostseite leicht zu besteigen, Gras und leichte Wandeln führen bis auf die Spitze. Von der höheren Cergnala sind sie durch eine tiefe, jedenfalls sehr schwer überschreitbare Einschartung getrennt. Die höhere der beiden Confinspitzen trägt ein Triangulierungszeichen; sie wird besonders gerne von Gemsenjägern besucht. Ob sie Dr. Sendtner bestiegen hat, geht aus seinen Briefen an Tommasini wegen der Unklarheit, die hier in der Namengebung herrscht, nicht genügend klar hervor, sicher ist, daß A. Krammer sie führerlos 1896 bestieg, und daß später andere nachfolgten.[3]) Man kann zur Einstiegsstelle an ihrem Fuße leicht von Raibl, Nevea, durch das Mošencatal oder auch von Flitsch über die Alm Goricica (in 5½ Stunden) gelangen.

Cergnala, 2335 *m*. Dieser lange Rücken ist, wie schon erwähnt, durch zwei Einschnitte in drei Teile geteilt, der östlichste ist der höchste. Von Süden gelangt

[1]) In Wirklichkeit ist dieselbe nicht halb so hoch. — [2]) Zeitschr. 1883, S. 485. — [3]) Z. B. Dr. Kugy, Dr. Luzzato, Alpi Giulie VII, S. 54.

man leicht auf denselben, dort gehen Schafe bis zur Spitze hinauf. Aber auch von der Koinska polica, 2282 *m*, kann man ausgehen. Man überschreitet dann den ganzen Grat, teilweise auf der Schneide selbst, zum Teile auch auf Bändern unterhalb derselben, immer ohne große Schwierigkeiten; nur der letzte Einschnitt ist nicht ganz leicht zu überschreiten. Diesen Weg hat jedenfalls Dr. Sendtner, wie aus seinen Briefen hervorgeht, am 7. August 1841 genommen. Auf der Spitze steht ein Triangulierungszeichen; Piussi, mit dem ich am 10. September 1897 dort war, erzählte mir, daß er 1892 den Grafen Coronini auf den Berg geführt habe.[1])

Die Loupa, 2410 *m*, ist weitaus der schönste Berg in diesem östlichen Teile der Kaningruppe. Man kann den Gipfel sowohl von Osten her, von der Koinska polica, wie auch aus dem Sattel zwischen ihr und dem Golouc ersteigen. Dieser Sattel ist von Norden her über Schutt leicht zu erreichen. Dann geht man im allgemeinen auf der Südseite über schmale Bänder, Gras und Fels, zuletzt über den grasigen Grat zur Spitze (etwa eine Stunde von der Scharte). Der erste touristische Besucher war Dr. Sendtner am 13. Juli 1842 (vielleicht auch schon am 7. August 1841), wenigstens weiß ich seine Worte »Prevala, Gipfel derselben« nicht anders zu deuten. Außerdem ist der Berg auch noch gelegentlich der Triangulierung betreten worden, weiters von A. Krammer 1896 führerlos[2]) und von mir mit Piussi am 10. September 1897.

Der Vratni Vrh, 2038 *m*, wurde schon von Stur bestiegen[3]) und auch sonst von Fremden ein paarmal besucht. Am besten besteigt man ihn von der Karnicaalm über ein ungeheures Trümmerfeld. Der Anstieg ist zwar beschwerlich, aber ohne jede Schwierigkeit.

Rombon, 2208 *m*. Auch auf diesem Berge dürfte Dr. Sendtner der erste Fremde gewesen sein (26. Juli 1841), wenn man von der Besteigung anläßlich der Triangulierung[4]) absieht. Nach ihm wurde der ganz leichte Berg nicht nur von Männern der Wissenschaft, sondern auch von Touristen verhältnismäßig häufig besucht. Jetzt ist der Weg von Flitsch bis zum Gipfel sogar markiert. Man geht von Flitsch über Ušje zur Goricica-Alm, dann nordöstlich, so daß die Cukla etwas links bleibt. Zur Verfügung steht nur ein recht schlechter Schafsteig, auf dem die Steine durch den Schafmist glatt sind. Man steigt immer nordöstlich aufwärts bis zu einem Tale, welches vom Rombon gegen Ost zieht, und gelangt durch dieses, zuerst über eine Steinwüste, später über eine schöne Weide zur Spitze (von Flitsch 5—5½ Stunden). Ich habe am 13. August 1898 mit Andr. Mrakitsch in einer Felsnische, die von zwei großen Steinen gebildet wird (sie ist in der Nähe der Cukla, nicht weit von dem markierten Wege; wir brauchten bis zu ihr von Flitsch 3½ Stunden) biwakiert, hoch über der Talebene von Flitsch, dessen Lichter in der Nacht zu uns heraufglänzten. Wir hatten Krummholz und Schnee, um Wasser zu gewinnen, in der Nähe, so daß wir ein schönes Biwak genossen. Von der Spitze kann man auch auf der Westseite absteigen und zwar über Rasen und leichte Felsen; auf der Nordseite dagegen stürzen senkrechte Felsen zum Mošencatale ab.

Der Prevalasattel, 2063 *m*, dient als der gewöhnliche Übergang von Flitsch zur Nevea, oder in Verbindung mit dem Übergang über die Sella Grubia nach Resia; er wird auch von Schmugglern viel begangen. Schon Czörnig[5]) begegnete solchen. Von der Nevea aus verfolgt man den gewöhnlichen Weg zum Ricovero Canin, aber nur bis zu der Nordostecke des Bela Peč, wo sich der Blick in die große Mulde am Nordfuße des Prestreljenik erschließt. Eine rote Markierung bezeichnet den Punkt, wo man von dem Wege zum Ricovero nach links in die Mulde abzweigen

[1]) Auch mit den »Krniske Vrsice«, in den Mitt. 1905, S. 287, ist dieser Berg gemeint; von einer ersten Ersteigung kann natürlich nicht die Rede sein! — [2]) Alpi Guilie 1904, S. 13. — [3]) Jahrb. d. geol. Reichsanst. Wien 1858, S. 328 u. 341. — [4]) Siehe Zeitschr. 1906, S. 375. — [5]) Zeitschr. D. A.-V. II, S. 154.

muß. Aus dieser steigt man dann über Schnee (im Spätsommer oft auch Geröll) zum Passe selbst empor (drei Stunden). Jenseits desselben steigt man über Schnee und Schutt in das Tal der Karnica hinab und kommt bald auf einen ziemlich gut kennbaren Steig, der aber herzlich schlecht ist, schlechter noch als viele andere in der Kaningruppe und das will viel sagen. Dieser »Weg« führt in zwei Stunden von der Sattelhöhe zur dürftigen Schafalm in der Karnica und in weiteren 1½ Stunden nach Flitsch, (also im ganzen 6½ Stunden, in umgekehrter Richtung braucht man mehr als sieben Stunden).[1])

B. Westlich vom Prevalasattel

Prestreljenik, 2503 *m*. Über die leichte Ostseite dieses Bergs gehen die Schafe bis zum Gipfel, es ist daher selbstverständlich, daß er auch von Hirten seit jeher betreten wurde. Da er lange Zeit für die höchste Erhebung der ganzen Kaningruppe gehalten wurde, so läßt sich hier auch für frühere Zeit ein Besuch durch Touristen nachweisen als bei dem Kanin. Sendtner hat den Berg jedenfalls bestiegen (1841—1843), an welchem Tage die Besteigung stattfand, läßt sich allerdings aus dem nachgelassenen Briefwechsel nicht genau ersehen. Auch ist Valentin Stanig vor dem Jahre 1844 auf dem Gipfel gewesen.[2]) 1861 bestieg ihn Churchil[3]) und 1870 Czörnig.[4])

Gewöhnlich geht man vom Prestreljeniksattel aus und erreicht in drei Viertelstunden über Rasen und kleine, leichte Wandeln die Spitze, auf der sich ein Triangulierungszeichen befindet. Den oben genannten Sattel erreicht man von der Görzer Kanin Hütte auf einem markierten, verbesserten Wege in 1½ Stunden[5]); vom Prevalasattel, wenn man von der Nevea Hütte ausgeht, in einer halben Stunde. Geht man aber von Flitsch aus, so benützt man den Weg zum Prevalasattel durch die Karnica, biegt aber etwa eine halbe Stunde vor dem Sattel scharf links ab und erreicht den Prestreljeniksattel dann gleichfalls in einer halben Stunde. Im ganzen gebraucht man also von der Nevea bis zum Gipfel 4½ Stunden, von Flitsch 6 Stunden.[6]) Die meisten Besucher des Prestreljenik gehen von der Ostseite über die breiten Schutthänge am Fuße der Südwände westlich hinüber bis zum »Loch« des Prestreljenik, nach dem er ja seinen Namen hat[7]), und zu dem man auf dieser Seite ganz leicht gelangen kann. Schwerer ist dies von der Nordseite her. Nur wenn der Schnee im Frühsommer weit hinaufreicht, ist dieser Anstieg leichter, sonst sind sehr schwere, glatte Felsen zu überwinden. Trotzdem sind Gemsenjäger schon mehrfach von der Nordseite bis zum Loch aufgestiegen und durch dieses, wie durch einen natürlichen Tunnel, auf die Südseite gekommen. Denselben Weg beging auch Herr Edm. Lucerna am 13. Juni 1897 führerlos.[8]) Er übernachtete in der Nevea Hütte, ging dann bis in die große Mulde am Nordfuße des Prestreljenik und stieg von dieser direkt hinauf zum Loche in der Westwand des Bergs. Lucerna konnte immer über, wenn auch steilen Schnee gehen, nur ein paar Schritte hatte er über brüchiges Gestein zu machen. Er versuchte dann zuerst in der Südwestwand emporzuklettern, kehrte aber bald wieder zum Loche zurück, querte auf Bändern die ganze Südwand und stieg dann empor zur Spitze.

Vom Nordende des Lochs wurde auch schon über die Nordwand der Aufstieg zur höchsten Spitze ausgeführt, und zwar, so viel ich weiß, zuerst von dem Bergführer J. Makritsch jun. aus Flitsch im Jahre 1895. Derselbe ging vom Loche auf einem Bande etwas nach Osten und kletterte dann über glatte, ungemein schwierige Felsen

---

[1]) S. Pigatti in Alpi Guilie III, S. 51. — [2]) Zeitschr. 1906, S. 375. — [3]) Die Dolomitberge, übersetzt v. Zwanziger, I., S. 22. — [4]) Zeitschr. d. D. A.-V. II, S. 154. — [5]) Contuma in Alpi Giulie 1904, S. 116. — [6]) Hecht, Zeitschr. 1883, S. 485. In In Alto I, S. 25, schildert Marinelli eine Besteigung in Gesellschaft seiner 12—15jährigen Kinder, dann Alpi Giulie III, S. 51 usw. — [7]) Zeitschr. 1905, S. 373. — [8]) Ö. A.-Z. 1900, S. 173 fdg.

zur Spitze empor. Den gleichen Weg verfolgten auch die Herren Dr. Feldner und Dr. Waizer führerlos am 6. Juli 1902. Sie überschritten damals den Kamm zwischen Kanin und Prestreljenik, kamen etwa um die Mittagszeit von Süden her zum Großen Loche und stiegen durch dieses auf die Nordseite hinüber. »Nun schwierige Traverse durch die Nordwand auf schmalen, exponierten Bändern, mehrere Felsrinnen überquerend, bis zu einer großen, vom Gipfel herabziehenden Felsrippe. Über diese dann steil gerade zum Gipfel empor. Exponiert und schwierig.«[1]) Nach halbstündiger Pause stiegen sie um 2 Uhr 30 Min. über den gewöhnlichen Weg auf der Ostseite ab und waren schon um 4 Uhr wieder in der Nevea Hütte.

Kl. Prestreljenik und Vršice. Diese Gipfel wurden wenigstens zum Teil bei den Kammwanderungen vom Kanin bis zum Prestreljenik überschritten. Mir sind zwei solcher Kammwanderungen bekannt. Die erste vollführten, wie schon erwähnt, die Herren Dr. Feldner und Waizer am 6. Juli 1902. Sie marschierten an diesem Tage um 2 Uhr 15 Min. von der Nevea ab, erreichten um 7 Uhr 15 Min. den Gipfel des Kanin auf einem teilweise neuen Wege und kletterten nach einer einstündigen Rast über den Grat hinüber zum Srednji Vršic, den sie nach etwa zwei Stunden erreichten. Dann verfolgten sie den Grat noch weiter bis zur Vršicescharte. Der Abstieg in diese war sehr schwierig und erforderte Abseilen. Der Grat wurde teilweise noch weiter verfolgt; an den ungangbaren Stellen umging man ihn auf der Südseite und verließ ihn endlich ganz, um zu einem tiefgelegenen Schneefeld abzusteigen. Von diesem aus erreichten die Beiden die Schlucht, welche von Süden aus zum Großen Loche des Prestreljenik emporführt, worauf sie, wie schon erzählt, diesen Berg selbst erstiegen. So ziemlich den nämlichen Weg vom Kanin aus, aber nur bis zum Prestreljenik, begingen die Herren Rob. Frankl und W. Schmidt am 1. August 1902 mit dem Führer Franc. Marcon.[2]) Näheres über diese Tour ist mir leider nicht bekannt geworden. Den Kl. Prestreljenik, den man kaum einen selbständigen Berg nennen kann, bestiegen Herr Schiller aus Villach und ich am 3. September 1897 mit Mrakitsch jun. (wir kamen vom »Loche« her) über die Südseite, die an mehreren Stellen zu durchklettern ist.

Die Vršicescharte bespreche ich in dem folgenden Abschnitt.

Srednji Vršic, 2536 *m*. Von der Südseite ist dieser Gipfel an mehreren Stellen zu ersteigen; er ist wohl auch schon immer von Gemsenjägern erstiegen worden. Am besten ist es, man geht an sein Westende, dort wo sich der Schnee am höchsten hinaufzieht (man steigt in der Nähe auch auf den Grat zum Kanin), wendet sich da rechts aufwärts über ein Band bis in die Nähe des Ostendes des Bergs und von da zum Gipfel. Die ersten Touristen kamen von Süden auf den Gipfel. Sie waren von der Nevea ausgegangen und hatten die Vršicescharte überschritten. Es war eine zahlreiche Gesellschaft, welche am 20. September 1873 diese Tour ausführte: Gustav Jäger, A. Silberhuber, K. Wurmb, C. Krahl und Th. Schorich mit den Führern Exl und Oman von Raibl, Brussaferro von Nevea und zwei Trägern.[3]) Die Teilnehmer waren allerdings ausgegangen, den Kanin zu besteigen, nach ihrem eigenen Geständnisse aber erreichten sie nur einen Vorgipfel, den Kleinen Kanin; trotzdem reihte man diese Tour unter die Kaninbesteigungen ein. Professor Marinelli hat zwar energisch dagegen Protest erhoben, aber auch er spricht nur von einer »Altra cima«, die damals erreicht wurde, ohne diese genauer zu bestimmen. Und doch kann man, wie ich glaube, mit genügender Sicherheit den Berichten das Richtige entnehmen. Es sind zwei solche veröffentlicht worden: einer von K. Wurmb,[4]) der andere von G. Jäger selbst.[5]) Wenn man beide vergleicht, ergibt sich folgendes: Um 5½ Uhr

[1]) Mitteilung der beiden Herren. — [2]) Erzählung des Führers. — [3]) Führerbuch des Oman und Rabl, »Entwickelung d. Hochtouristik«, S. 147. — [4]) Aus den Raibler Bergen, Monte Kanin, Jahrb. d. Steirisch. Geb.-Vereins 1876, S. 76 fgd. — [5]) Jahrb. d. Ö. T.-C. V., S. 69.

verließ die Gesellschaft die Nevea, um 6$^{1}/_{2}$ Uhr war sie bei der Fontana Bareit, um 7 Uhr 15 Min. beim Ostfuße des »Bela Peč«. Das Gestein wurde immer wilder und auch einzelne Schneeflecken waren zu passieren; endlich gelangte man um 9 Uhr 30 Min. südöstlich oberhalb des Bela Peč zum untersten Rande eines großen Schneefelds, das im Süden begrenzt wird von den unersteiglichen Mauern des Prestreljenik, »dessen Wasser seine Nordvorlagen zu einer ungeheueren Mulde ausgeschaufelt haben«. Man durchquerte das Schneefeld in schräger Richtung gegen Südosten, wo es immer steiler ward. Eine dreieckige Schneezunge, die einen nach beiden Seiten abfallenden Rücken bildet, zieht sich hinan zu einer wild zerrissenen Felsschlucht, welche in mehreren Terrassen zu einer tiefen Einsattlung in dem vor den Bergsteigern liegenden Bergzug führt. Über 400 Stufen wurden in den Schnee geschlagen, und 1$^{1}/_{2}$ Stunden gebraucht, um ihn zu überwinden. Dann erkletterte man teils mit, teils ohne Seil den untersten, steilen Absatz der Schlucht und das lockere Gestein derselben in einer halben Stunde und stand um 11$^{1}/_{2}$ Uhr auf der Höhe der Einschartung »im Tore«, wie Jäger sie nennt. Hier hielt die Gesellschaft Rast. Dann stieg man etwas abwärts nach Südwesten, weiter über Schutthalden und grobes Geröll nach Westen, bis man unter einer tiefeingeschnittenen Scharte im Hauptkamme, der also jetzt rechts von der Gesellschaft war, stand. Von dieser Scharte trennte sie eine Wand von 70—75° Neigung und wohl 600′ (= 190 *m*) hoch. Sie erkletterten dieselbe mit Hilfe von einzelnen Grasbüscheln auf oft nur halbzollbreiten Felsleisten; »in drei Viertelstunden hatten wir die Scharte erklommen und stiegen dann in westlicher Richtung bei abnehmender Steilheit über scharfkantiges Gestein dem Gipfel zu, den Brussoferro als Gipfel des Canin bezeichnete (1 Uhr mittags), wir hatten daher von Nevea 7$^{1}/_{2}$ Stunden gebraucht und nur eine halbe Stunde Rast gemacht. Hier aber zeigte es sich, daß wir durch eine noch höhere Kuppe und zwei tiefe Scharten von der südwestlich stehenden höchsten Spitze des Canin getrennt waren«. Da nun die Bezwingung desselben jedenfalls noch eine Stunde Zeit und neuerliche Kletterpartien erfordert hätte, wurde Rat gehalten, ob man »auf der Spitze des Kleinen Canin, ca. 8200′, bleiben oder auch noch die Spitze des Canin, 8476′, besteigen sollte«. Die Majorität war für das erste, daher blieben alle auf dem ziemlich wirtlichen Plateau des Kleinen Kanin, wie sie ihre Spitze nennen. Sie hatten die Überzeugung gewonnen, daß kein Führer den Kaningipfel kannte, noch ihn je betreten hatte. So weit die Erzählung Jägers, mit der Wurmbs Schilderung so ziemlich übereinstimmt.

Untersuchen wir zuerst, welches die Einschartung ist, durch welche Jäger und Genossen von der Nordseite zum Hochplateau des Kanin hinaufstiegen, so daß sie auf die Südseite der Nordumrahmung kamen. Jedermann, der die Gegend kennt und die Beschreibung Jägers genau liest, wird zugeben, daß die Gesellschaft nur durch die Vršicescharte gegangen sein kann. Ich habe, um die Sache ins Reine zu bringen, mit Piussi und Oizinger am 26. August 1902 den Weg Jägers so weit als möglich wiederholt und seitdem halte ich es für über jeden Zweifel erhaben, daß das »Tor« Jägers und die Vršicescharte identisch sind. Seine Angabe, daß man zwischen Prestreljenik und Standera hindurchgegangen sei, beruht auf einem Irrtum im Kartenlesen.

Jetzt erst können wir auch daran gehen, festzustellen, welchen Gipfel Jäger und Genossen erreichten. Rechnen wir ein wenig. Um 11$^{1}/_{2}$ Uhr war die Gesellschaft beim Tore, um 1 Uhr auf der Spitze. Eine halbe Stunde hatte sie gerastet, drei Viertelstunden brauchte sie, um die Wand zu ersteigen, die sie zu einer Gratscharte brachte, von der man erst zur Spitze anstieg. Es bleibt also für den Gang vom Tore bis zum Einstieg in die Wand und für die Kletterei auf dem Grat bis zur Spitze nur eine Viertelstunde, also jedenfalls, wenn wir diese Angaben auch nicht auf die Minute genau nehmen dürfen, sehr wenig. Es kann also nur der Srednji Vršic erreicht worden sein.

Von dort aus sah man sich (man schätzte die Entfernung auf eine Stunde) durch eine höhere Kuppe und zwei tiefe Scharten von der südwestlich stehenden Spitze des Kanin getrennt. Diese Angabe ist ein Beweis dafür, daß nicht etwa die Nordspitze des Kanin erreicht worden ist, was sich auch sonst mit der Beschreibung nicht vereinen läßt. Man braucht von der Vršicescharte über die Hochfläche bis zu einem der gewöhnlichen Südanstiege und über diesen zur Nordspitze des Kanin zwei Stunden. Nach meiner Meinung hielt die Gesellschaft die Südspitze des Kanin für die höhere (auch Findenegg passierte, wie wir hören werden, diese Verwechslung) und unter der »höheren Kuppe« ist die Nordspitze zu verstehen.

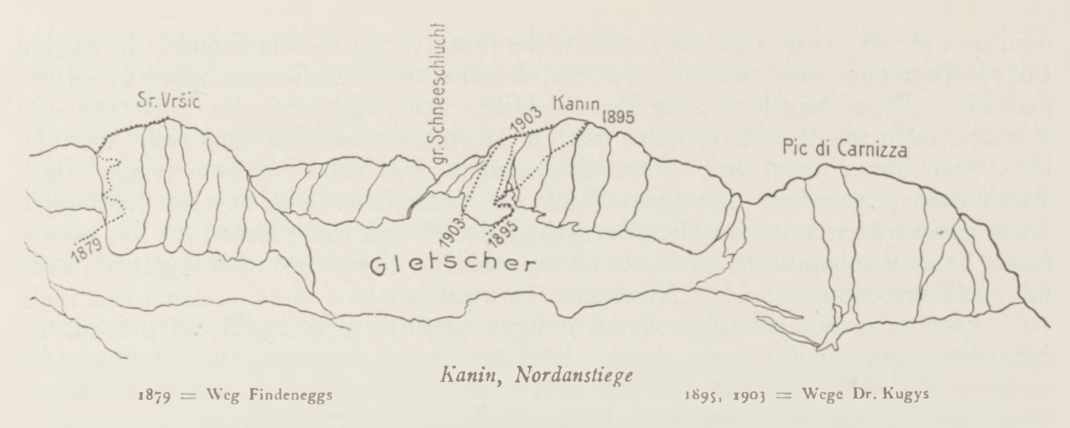
Fassen wir nun alle diese Betrachtungen zusammen, so ergibt sich mit Sicherheit, daß Jäger und Genossen durch die Vršicescharte gegangen sind, und mit der größten Wahrscheinlichkeit, daß sie den Srednji Vršic erstiegen; möglich wäre es auch, daß sie nur einen östlichen Vorgipfel desselben erreicht haben.

Dies folgere ich aus dem Bericht Jägers. In Wurmbs Darstellung findet sich allerdings noch ein merkwürdiger Zusatz. Er beschreibt die Tour ähnlich wie Jäger bis zur Erreichung des »Kl. Canin«, dann aber fährt er fort: »Doch die vorgeschrittene Stunde heißt uns aufbrechen. Auf allen Vieren, mit Händen und Füßen uns anklammernd, steigen wir abwärts gegen die Scharte, dann wieder aufwärts auf eine Erhebung, noch einmal abwärts und endlich stehen wir unter dem Kulminationspunkte dieser hochinteressanten Gruppe. Um die Wette geht es nun, den Gipfel zu erreichen. Um 1 Uhr mittags stehen wir auf diesem 2700 *m* hohen, bemoosten Haupte.« Darnach wäre also das, was Jäger oben nur als möglich angibt, wirklich geschehen, der Gipfel des Kanin wäre tatsächlich erreicht worden. Aber dieser Zusatz beruht nicht auf Wirklichkeit. Es widersprechen ihm erstens die bestimmte Erzählung Jägers und zweitens die bei Jäger und Wurmb übereinstimmenden Zeitangaben. Nach Wurmb ist die Gesellschaft um 4 Uhr in Nevea aufgewacht, die Abmarschzeit ist nicht angeführt. Jäger gibt an 5½ Uhr, was mit dem Aufwachen um 4 Uhr stimmen würde. Nach 7½ Stunden erreichte man, wie beide sagen, den »Kl. Canin« (nach Jäger um 1 Uhr, nach Wurmbs Darstellung könnte es etwas früher gewesen sein). Der Grat vom Vršic bis zum Kanin ist schon mehrfach durchklettert worden, aber auch die hurtigsten Kletterer, wie Dr. Feldner und Dr. Waizer, brauchten ungefähr zwei Stunden. Und da soll eine so zahlreiche Gesellschaft, wie jene Wurmbs, schon um 1 Uhr auf dem wirklichen Kanin gewesen sein? Es würden also dann, da man um 4 Uhr aufwachte, für Zurüstung, Frühstück und Gratkletterei nur 1½ Stunden zur Verfügung gestanden haben. Das ist unmöglich, und daraus geht hervor, daß der Gipfel des Kanin nicht erreicht worden sein kann. Dem oben erwähnten Zusatz in Wurmbs Bericht kann also wohl keine Bedeutung beigemessen werden.

Wir werden also nach wie vor annehmen können, daß Jäger und seine Genossen nur den Srednji Vršic erreicht haben. Von ihm kehrten sie auf dem nämlichen Wege wieder zu seinem Südfuße auf dem Hochplateau zurück und gingen auf einem Wege, der ungefähr dem heute üblichen gleicht, über die Gozdicalm nach Plužna und Flitsch, wo sie erst spät in der Nacht ankamen.

In einer ganz ähnlichen Weise bestiegen auch Dr. Fickeis und Krischker den Gipfel des Vršic, um von da über den Grat zum Kanin zu gelangen. Mit dem Führer Pinter aus Raibl übernachteten sie im Ricovero Brazzà. Von dort brachen sie am nächsten Morgen (am 4. August 1889) um 4 Uhr früh zum Ricovero Canin auf und stiegen von diesem über den Gletscher und Schnee hinüber zur Vršicescharte, deren Höhe sie um 8 Uhr erreichten (das ist vom Ricovero Canin aus etwa 2½ Stunden; auch ich brauchte ungefähr ebensoviel). Von der Flitscher Seite kletterten sie bald wieder auf den Grat und erreichten um 10 Uhr die Spitze des Vršic.

Auch von Norden her wurde dieser Gipfel schon erreicht. Hier sind Touristen



Kanin, Nordanstiege

1879 = Weg Findeneggs 1895, 1903 = Wege Dr. Kugys

die Pfadfinder gewesen. Der erste war Hermann Findenegg. Nach einem Biwak in der Nähe des Bela Peč kam er am frühen Morgen des 30. August 1879 mit dem Führer Filafer aus Raibl mit der Absicht, den Kanin selbst zu besteigen, auf den Kaningletscher.[1]) Von Norden aus gesehen erscheint der Vršic bedeutender als der Kanin und so hielt auch Findenegg den ersten für den Hauptgipfel und beschloß daher, diesen zu ersteigen. Auf einem sehr schmalen Schneebande überschritt er die Randkluft und zwar an der Stelle, wo eine steile Schlucht von einer Einschartung im Grate unmittelbar östlich von dem Gipfel sich herabzieht. (Siehe die obenstehende Skizze.) Immer etwas westlich von dieser Schlucht, nicht in ihr selbst, kletterten sie, mehrfach auf den Bändern hin und her wechselnd, über steile Felsen empor. Erst ging es gut, dann aber sehr schlecht; es war eine der schlimmsten Klettereien, die Findenegg bis dahin gemacht hatte. Erst nach mehrstündiger Arbeit erreichten sie die Spitze. Von dort sahen sie, daß der südwestlich von ihnen stehende Kanin noch etwa 50 *m* höher sei, und sie machten sich dorthin auf. Da der Führer den Grat selbst für ungangbar erklärte, so hielten sie sich südlich etwas unterhalb desselben und hatten dort viele Mühe, durchzukommen, wenn es ihnen auch zuletzt gelang, den Nordgipfel des Kanin zu erreichen.

Diese Tour wurde am 14. August 1888 wiederholt. Eine zahlreiche Gesellschaft hatte sich am Vortage in der Nevea vereinigt, um den Kanin zu besteigen. Auch den Führer Siega aus Resia hatte man dorthin bestellt. Dieser war am 13. August von Coritis aufgebrochen und über den Kanin gegangen, da er aber sah, daß der gewöhnliche Abstieg von diesem durch die Schneeschlucht auf den Gletscher hinab nicht gangbar sei, so war er über den Grat zum Vršic geklettert und über dessen Nordseite zum Gletscher abgestiegen. Diesen Abstieg wiederholten Dr. G. Attensamer und F. Keydel mit Oizinger am 4. Juli 1905.[2]) Auf dem nämlichen Wege führte Siega am 14. August die ganze Gesellschaft hinauf, es waren die Herren Seppenhofer, Ronchi und noch vier Touristen, dann vier Führer und ein Träger.[3]) Aus den vorliegenden Beschreibungen läßt sich deren Route nicht mit vollständiger Genauigkeit ersehen. Man brauchte mehrere Stunden, um die Nordwand des Vršic zu überwinden; diese machte einen großen Eindruck auf die Gesellschaft, aber noch schlimmer erschien allen der Verbindungsgrat zum Kanin; erst nach sieben Stunden, vom Ricovero an gerechnet, wurde der Kanin erreicht.

Auch noch später hat man bei Kaninbesteigungen öfter den Umweg über die Vršicescharte genommen, den Vršicgipfel selbst aber nicht mehr bestiegen.

---

[1]) Zeitschr. 1879, S. 377. Ich vervollständige die dort gegebene Darstellung teils nach dem, was mir Findenegg selbst erzählte, teils nach seinen brieflichen Mitteilungen an Dr. Kugy für das Ostalpenwerk, die mir Dr. Kugy freundlichst zur Verfügung stellte. — [2]) Ö. A.-Z. 1906, S. 30. — [3]) Atti e Memorie 1887—92, S. 163—168, Cronaca VII/VIII, S. 115—121.

Kanin: Nordgipfel, 2592 *m*, Südgipfel, 2572 *m*. Vom Resiatale aus gehen Schafe bis auf die Südspitze, sie ist daher von Hirten seit jeher betreten worden. Die Verbindung zwischen dieser und der Nordspitze ist keine schwierige, diese ist daher auch wahrscheinlich von Einheimischen seit langem besucht worden. Beides wurde mir auch von A. Siega, dem Manne, der die ersten Fremden von dieser Seite auf die Spitze geführt hat, bestätigt. Von der Südseite, der Flitscherseite, führen unschwierige Wege auf beide Spitzen. Auch hinsichtlich dieser erzählen die Einheimischen, daß Gemsenjäger sie seit jeher bestiegen haben.

Im Jahre 1841 dürfte ihnen auch der erste Fremde, Dr. Sendtner, und zwar von Flitsch aus, einen Besuch abgestattet haben. Schon von Zaga aus wollte er den Kanin besteigen, wie ihm Tommasini aufgetragen hatte. In einem Briefe vom 29. Juli dieses Jahrs meldete er, daß er an diesem Tage nachmittags zum Kanin aufbrechen werde, auch verrechnete er zwei Führer für zwei Tage (=1$^{1}/_{3}$ fl. beide zusammen). Diese Tatsachen, sowie auch der Umstand, daß er später nie mehr auf diesen Berg zurückkommt, machen es mehr als wahrscheinlich, daß er ihn Ende Juli 1841 bestiegen habe, wenn auch die vollendete Tatsache von keinem der erhaltenen Briefe (der nächste ist vom 7. August jenes Jahrs, an welchem Tage er die Cergnala usw. besuchte) gemeldet wird.

In der Folgezeit blieb dieser Weg, also der von Flitsch aus, der gewöhnliche, wenn er auch selten gemacht wurde. Erst 1873 hören wir von einem Versuche, den Gipfel auch von der Nordseite zu erreichen, nämlich durch die Expedition Jägers, die aber, wie schon geschildert wurde, nur den Vršic bestieg. Der ganze Verlauf dieser Unternehmung ist zugleich ein Beweis dafür, daß auch den Einheimischen der Nordanstieg gänzlich unbekannt war. Es ist das auch nicht unerklärlich, denn hier sind Schneefelder und Gletscher den Bergen vorgelagert und diese werden von den Gemsenjägern nicht so gerne betreten als die Felsen. Aber gerade der mißglückte Versuch Jägers wurde die Ursache, daß schon im nächsten Jahre der richtige Weg gefunden wurde. Am 4. Juni 1874 führte nämlich Andr. Wenzel vulgo Exl aus Raibl, der auch schon bei der Tour Jägers der Hauptführer gewesen war, Herrn Professor Höfer und Gefährten durch die Schneeschlucht vom Gletscher auf die höchste Spitze des Kanin, der also damals das erste Mal von Norden aus bestiegen wurde. Einer der Teilnehmer, K. v. R., wahrscheinlich Oberleutnant Karl v. Ruthner, schilderte diese Besteigung in der »Grazer Tagespost« vom 11. Juni 1874.[1]) »Exl war erst einmal auf dem Berg gewesen. Gleichwohl glaubte er uns eine kürzere Dauer der Besteigung versprechen zu dürfen, als sie andere Touristen zu verzeichnen hatten. Während nämlich diese durch Umgehung gleich zu Beginn die Südseite zu gewinnen trachteten, hoffte Exl durch eine Scharte unmittelbar neben dem Gipfel demselben beizukommen.« Dorthin stiegen sie auch vom Gletscher durch die Schneeschlucht, deren »Neigung 40—50% betrug«, hinauf. »Die Führer waren mit Schaufeln zum Stufenmachen versehen. — Nachdem wir die Scharte erreicht hatten, wandten wir uns rechts und verfolgten den schmalen Grat, in dessen höchster Erhebung auch der ganze Caninstock kulminiert.« Man sieht, es ist der noch jetzt benützte Nordweg durch die Schneeschlucht so deutlich geschildert, daß kein Zweifel möglich ist. Auch Jäger,[2]) der über diese Tour kurz berichtet, freilich aber das Datum falsch angibt, erklärt ausdrücklich, daß dies ein ganz anderer Weg sei als der, den seine Gesellschaft im vorhergegangenen Jahre eingeschlagen.

In Raibl aber wußte man schon wenige Jahre später von diesem Nordanstieg nichts mehr. Daher konnte es kommen, daß auch Findenegg, der mit dem Raibler

[1]) Ich bin all den Herren, die mir bei der Aufspürung dieser Notizen halfen, besonders Herrn Hofrat Höfer, damals Professor in Klagenfurt, und Herrn Schriftleiter Gitschtaler zu vielem Danke verpflichtet. — [2]) Tourist VI, S. 246.

Filafer am 30. August 1879, wie schon auf Seite 290 erzählt wurde, gelegentlich seiner Tour den Vršic für den höheren Gipfel hielt, zuerst diesen erstieg, dann aber doch über den Grat auch zum Nordgipfel des Kanin hinübergelangte. Ein zweites Mal kam Findenegg am 15. Juli 1880 zum Nordfuß des Kanin; ein Hirte von der Nevea hatte ihn bis zum Gletscher begleitet, dann aber ging er allein über den Gletscher und stieg durch die Schneeschlucht, die damals ohne Schwierigkeit zu durchschreiten war, auf den Grat und den Nordgipfel. Findenegg war also der erste, der den Kanin über den Vršic bestieg und der zweite, der den Gipfel durch die Schneeschlucht erreichte.[1]) Nach all diesen Vorgängern erst kam G. v. Brazzà am 25. August 1880;[2]) er brachte bei seiner Besteigung auch ein paar rote Marken an, durch die Dr. V. Hecht am 4. August 1882 bei seinem Abstiege geleitet wurde. Von den späteren Touren sind erwähnenswert die von Mantica und Pecile[3]) am 7. September 1882 und von Dr. Gaßner und Baron May Ende August 1884; beide Male machte die große Randkluft am Fuße der Schneeschlucht erhebliche Schwierigkeiten. Bei der zweiten Partie übersetzte sie Dr. Gaßner mit einem waghalsigen Sprunge und half dann den andern mit dem Seile hinüber; beim Rückwege mußte man sich mit Hilfe eines eingerammten Bergstocks abseilen.

Es zeigte sich nun, daß in Übereinstimmung mit dem Zurückgehen des Gletschers überhaupt auch der Bergschrund sich jedes Jahr früher öffnete und dieser Weg nur im Frühsommer praktikabel war.[4]) Die Sektion Villach deponierte daher im Jahre 1885 nächst der Randkluft eine 5 *m* lange Leiter, die aber bald zertrümmert wurde. Daher war auch die Partie Ronchi und Seppenhofer, wie schon S. 290 erzählt, zu dem Umwege über den Vršic genötigt. Da aber der Aufstieg auf diesen von der Nordseite her ein sehr schwieriger ist, so versuchten es Fickeis und Krischker mit dem Führer Pinter aus Raibl mit dem Umwege über die Vršicescharte (S. 289), aber auch sie glaubten noch den Vršic ersteigen und von diesem längs des Grats zum Kanin vordringen zu müssen,[5]) was ihnen auch nach mancherlei Irrungen gelang. Durch diese Herren belehrt, führte Pinter seine nächsten Partien besser; von der Vršicescharte ging man eben am Südfuße der Wände hin etwa eine Stunde lang nach Westen, stieg von dort leicht auf den Grat und gelangte so zum gewöhnlichen Wege, der durch die Schneeschlucht emporführt.[6]) Andere Partien machten einen noch größeren Umweg, indem sie von der Nevea auf den Prevalasattel gingen, über das Prestreljenikjoch auf die Südseite und dann nach Westen bis zu einem der Südanstiege auf den Kanin gelangten. So hatte es im Abstiege am 23. Juli 1877 schon Prof. Marinelli mit einer großen Gesellschaft gemacht; im Aufstiege wählten diesen Weg Eißler,[7]) Pretto[8]) u. a. Es ist dies aber ein weiter Umweg. Ja als ich im Jahre 1890 das erste Mal in diese Gruppe kam, führte mich Franc. Marcon von der Nevea sogar über die Sella Grubia auf die Westseite, von dort auf den Kanin und über den Prevalasattel wieder zurück nach der Nevea, und zwar nur, weil der Bergschrund offen war.

Im Jahre 1890 wurde endlich eine Abhilfe geschaffen. Die Führer Fr. Marcon und Ign. Piussi fanden nämlich östlich von der Schneeschlucht einen Weg über die Felsen. Derselbe geht im wesentlichen über zwei lange Bänder bis auf den Grat; über diesen steigt man nach Westen und auf dem alten Weg auf den Gipfel. Am 24. August 1890 wurde dieser »neue Felsenweg,« wie er seitdem genannt wurde,

---

[1]) Auch Erschl. d. Ostalpen III, S. 600, Anm. 3. — [2]) Dieses Datum geben an Brazzas Studi alpini und Marinelli Cronaca II, S. 8. In Cronaca III, S. 243 nennt Marinelli das Jahr 1881, im Guida, S. 238, schreibt er zwar L'estate del 1881, aber er setzt in der nächsten Zeile fort: Due anni dopo il 7, sett. 1882! Pecile Cronaca II, S. 71, bezeichnet den Sommer 1881 als die Zeit dieser Tour Brazzàs — [3]) Cronaca II. S. 71—73. — [4]) Auch Lucerna in Ö. A.-Z. 1900, S. 185. — [5]) Mitt. 1889, S. 209. — [6]) Aichinger, Mitteil. 1890, S. 254. — [7]) Ö. A.-Z. 1883, S. 189. — [8]) In Alto I, S. 77.

von A. Ferucci[1]) begangen; im nächsten Jahre ließ die S A. Fr. hier eine ordentliche Steiganlage machen und seitdem ist dieser Weg der meist begangene geworden.[2])

Wer also heutzutage von der Nevea aus den Kanin besteigen will, geht zuerst südlich zur Fontana Bareit (etwa eine Stunde), wo man das letzte Wasser findet. Dann führt der Steig weiter zur Nordostecke des Bela Peč (wieder 1 1/4 Stunden) und längs der Nordseite desselben bis zu dem breiten Rücken (eine halbe Stunde), welcher den Vršic mit dem Bela Peč verbindet. Hier steht das Ricovero Canin. Bis dorthin führt ein gut hergerichteter und markierter Fußpfad in 2 1/2—3 Stunden. Von dem Ricovero geht man entweder etwas aufsteigend gleich südlich in der Richtung gegen den Vršic und dann westlich hin zum Kaningletscher (am Anfange dieses Wegs findet man dürftige Steigspuren, die aber bald aufhören). Häufiger aber steigt man von der Hütte auf dem Fußpfade, der zur Sella Grubia führt, in das Foran di Mus ab, verfolgt diesen Weg noch etwa eine halbe Stunde weiter, wendet sich dann aber links und steigt über die riesige Stirnmoräne des Gletschers zu diesem empor (etwa 1 1/4 Stunden von der Hütte) und durchschreitet den Gletscher aufwärts nach Süden zu der schon von weitem sichtbaren dreieckigen Schneeschlucht, welche scheinbar die ganze Wand durchsetzt. An derem Fuße befindet sich der Bergschrund. Ist dieser leicht zu überschreiten, was in den letzten Jahren meist nur bis zur zweiten Hälfte Juli der Fall war, so kann man durch die Schlucht über den steilen Schnee, Stufen schlagend oder tretend, je nach dem Zustande desselben, auf den Grat gelangen; hier wendet man sich rechts aufwärts (durchweg angelegter Steig) und erreicht in weniger als einer halben Stunde (vom Grate an) die Nordspitze. Der Weg von hier zur Südspitze ist ein ganz leichter und erfordert etwa eine Viertelstunde.

Ist aber der Bergschrund offen, so wendet man sich unmittelbar von diesem östlich zum Felsenweg, der auch schon aus größerer Entfernung sichtbar ist. In den letzten Jahren, wo der Gletscher immer mehr abgeschmolzen ist, mußte man im Spätsommer, um zu dem Felsenweg zu gelangen, öfter ein kurzes Stück in den Felsen klettern oder Stufen in den steilen Schnee schlagen. Der Weg selbst bietet wohl keine technische Schwierigkeit, aber das Dahinschreiten auf den schmalen Bändern, die den größten Teil des Wegs ausmachen, ist auch nicht jedermanns Sache und erfordert Schwindelfreiheit. Nach der Überschreitung des zweiten Bandes steigt man im zweiten Couloir östlich von der Schneeschlucht empor zum Grate. Es sind Tritte eingemeißelt und Eisenstäbe zum Anhalten in die Felsen eingelassen; trotzdem möchte ich diesen Weg nicht als einen Weg für das große Bergsteigerpublikum erklären. Auch auf dem Grate ist der Weg verbessert, er weicht schweren Stellen südseitig aus, man kommt oberhalb der Schneeschlucht durch und gelangt nach etwa drei Viertelstunden (vom Grate an) auf die Nordspitze (also vom Ricovero aus in 3—3 1/2 Stunden).

Die Nordwand des Kanin selbst ist schon an mehreren Stellen durchklettert worden. Den ersten Versuch machte auch hier wieder Findenegg. Am 22. August 1883 kam er führerlos und allein über den Gletscher zum Bergschrund, der damals weit offen war, daher versuchte er einen Anstieg rechts davon, nahezu direkt gegen den Gipfel zu, wo ein steiles Couloir und zahlreiche Bänder in den Felsen mehr Erfolg versprachen. Er gelangte auch ziemlich hoch, einfallende Nebel trieben ihn aber wieder zu eiligem Rückzuge. Besser erging es Dr. Kugy, welcher Anfang September 1895 mit Andr. Komac an der nämlichen Stelle die Nordwand des Kanin in Angriff nahm.[3]) Diese beiden wandten sich rechts von der großen Schneeschlucht einem leicht sichtbaren kurzen Couloir zu. Den unterhalb befindlichen Bergschrund überwanden sie, indem sie kurz entschlossen in denselben hineinstiegen und jenseits an

[1]) In Alto I, S. 132. — [2]) Burghart in In Alto 1904, S. 43. — [3]) Alpi Giulie II, S. 43, und Privatmitteilung. Siehe die Skizze S. 290

einer fast ganz senkrechten Wand, die aber gute Griffe hat, emporkletterten. Dies war die schwierigste Stelle. Dann querten sie das schmale Couloir von links nach rechts und gelangten zwar steil aber unschwierig (nur eine Stelle war etwas schlimmer) in einer halben Stunde, vom Gletscher aus gerechnet, zur Spitze. Ich gebe Herrn Dr. Kugy ganz recht, wenn er meint, hier hätten die Italiener den Weg herrichten lassen sollen, denn er ist unbedingt der kürzeste, wenn er auch sehr steil ist. Freilich ist der Weg unter Umständen steingefährlich.

Einen zweiten Weg durch die Nordwand des Kanin fanden die Herren Dr. Feldner und Dr. Waizer am 6. Juli 1902,[1]) sie verbanden damit eine Überschreitung des Kamms zwischen Kanin und Prestreljenik und erstiegen den Prestreljenik durch das Loch auf der Nordseite. Es ist dies jedenfalls die größte und bedeutungsvollste Tour, die jemals im Kaningebiete gemacht worden ist. Um 2 Uhr 15 Min. früh brachen beide Herren von der Nevea Hütte auf und gelangten in vier Stunden über den Gletscher zur Nordwand des Kanin; hier wandten sie sich einem gerade vom Gipfel herabziehenden Risse zu (er ist westlich von der Stelle, wo Dr. Kugy in die Felsen einstieg), der fast senkrecht war, aber doch gute Griffe darbot, und durch diesen kletterten sie empor zu einer Felsmulde. Von da kamen sie leicht zum Gipfel; in einer Stunde nach dem Einstiege in die Felsen hatten sie ihn erreicht. Nach einer Stunde Rast kletterten sie über den Grat hinüber zum Vršic und Prestreljenik, erstiegen diesen[2]) und beendeten in Raibl um sieben Uhr abends ihren Gewaltmarsch.

Am 15. Juli 1903 beging Dr. Kugy noch zwei neue Wege vom Gletscher über die Nordwand auf den Kanin und zwar zwischen der großen Schneeschlucht und dem von ihm im Jahre 1895 aufgefundenen kürzesten Wege.[3])

Auch im Winter wurde der Kanin von dieser Seite her schon bestiegen, und zwar durch die große Schneeschlucht. Am 12. Januar 1902 erreichten Dr. Kugy und Dr. Bolaffio mit J. Komac und Filafer nach 3½ stündigem Marsche von Raibl aus die Nevea, die sie um 7 Uhr morgens wieder verließen; um 10 Uhr waren sie beim Ricovero Canin, von hier bis zur großen Schneeschlucht war der Schnee schlecht, durch die Schlucht aber gut; der Grat war schneefrei, aber vereist. Um 1¼ Uhr nachmittags war der Gipfel erreicht, um 10 Uhr abends waren die kühnen Wanderer wieder in Raibl.[4]) Ein Versuch von Ferruglio und F. di Brazzà am 15. Februar 1902 blieb erfolglos, da der Schnee zu weich war.[5])

Es sind also bis jetzt auf den Kanin von der Nordseite sieben Wege gefunden worden: der über den Vršic, der Felsensteig, der Anstieg durch die große Schneeschlucht und die vier Anstiege westlich derselben. Außerdem gibt es noch von Nordosten den Weg über den Pic Carnizza, welchen ich bei Schilderung des letzteren besprechen werde.

Wenden wir uns nun der Westseite des Kanin zu, die dem Resiatal zugekehrt ist. Daß von dieser Seite der Kanin am leichtesten zu besteigen und seit jeher von Einheimischen betreten wurde, haben wir schon gehört. Im Jahre 1874, also im nämlichen Jahre wie zur Nordseite, kamen auch hierher Touristen. Deren erster war G. Hocke aus Udine, der am 7. September j. J. mit dem Führer A. Siega die höchste Spitze bestieg.[6]) Hocke hat seinen Anstieg in den nächsten Jahren zwei mal wiederholt, das zweite Mal am 3. August 1876 führerlos.[7]) Die ersten Damen waren drei Fräulein Grassini in Begleitung von Cantarutti und Professor Marinelli (am 23. Juli 1877.[8]) Später folgten noch andere.[9])

---

[1]) Privatmitteilung. — [2]) Siehe S. 287. — [3]) Alpi Giulie 1903, S. 99. — [4]) Alpi Giulie 1902, S. 23. — [5]) In Alto 1903, S. 26. — [6]) So wenigstens sagte mir Siega selbst, Marinelli bestreitet es. Boll. d. Club A. I. 1875, S. 175. — [7]) Guida S. 237, dort sind auch weitere Besteigungen angegeben. — [8]) Marinelli »Le prime Alpiniste sulla Vetta del M. Canino«, Udine 1878. — [9]) Z. B. Friedrich, Dr. Steinwender und Dr. Gaßner, Ö. A.-Z. 1888.

Wer heute von dieser Seite aus den Kanin besteigen will, wird von Prato di Resia (von der Bahnstation Resiutta sind bis dorthin 8 *km* guter Landstraße) über Stolvizza in etwa 3½ Stunden nach Coritis (641 *m*) gehen, wo man jetzt zwar nur sehr einfach, aber ganz gut nächtigen kann. Der Weg durch das breite, heiße Tal ist freilich ein schattenloser und ermüdender. Auf der Malga Canin zu übernachten, würde ich niemanden raten, denn einem solchen Lager ist selbst ein Biwak vorzuziehen. Von Coritis geht man dann längs des Resiabachs aufwärts, läßt diesen immer rechts, überschreitet den kleinen Tudovbach und kommt dann zu den Heuhütten und Ställen von Berdo di sopra, die auf einer großen Wiese liegen (1½ Stunden). Etwas bevor man dieselben erreicht hat, wendet man sich scharf links nach Norden, übersetzt die Runsen des mali Dov und Dov und gelangt auf einem guten Kuhsteige nicht sonderlich steil zur Malga Canin (2¼ Stunden von Coritis). Hier wendet man sich aufwärts über den Rücken, an dessen Fuße die Malga steht. Man kann auch über den andern, d. h. den nördlicheren Rücken gehen, und zwar so weit aufwärts, als die Weide reicht. Dann muß man aber auf schmalen Bändern über den Wandabstürzen in die große Mulde zwischen den beiden Rücken hineintraversieren und durch diese schräg nach rechts aufwärts streben. Der südlichere Rücken wird, je weiter man ihn verfolgt, immer steiler, die Wegspuren verlieren sich bald, zuletzt endet er als schmaler Grat, der mit mehreren Türmen gekrönt ist (etwa 1¾ Stunden von der Malga). Hier geht man ein paar Schritte abwärts und quert auf Bändern unter einem glatten, wasserüberronnenen, auffallenden Felskopfe in die große Mulde zwischen den beiden Rücken hinein. In dieser steigt man zuerst nach links aufwärts über grüne Flecken in der Richtung gegen die großen Platten unter dem Hauptgipfel (ca. 40 Min.); dann wendet man sich wieder nach rechts über Steine und Rasen (20 Min.) bis zum Grate, der von dem südlicheren Vorgipfel herabkommt und die Fortsetzung des Rückens, an dem die Alm liegt, bildet. Über diesen steigt man in sehr lockerem Geröll längs einer Felsmauer, die rechts bleibt, aufwärts und erreicht dadurch den Südgipfel des Kanin, 2572 *m*, selbst (20 Min., im ganzen also von Coritis etwa 5—5½ Stunden). — Von der Südspitze führt ein Grat in einer Viertelstunde hinüber zur etwas höheren Nordspitze, 2592 *m*.

Die Aufstiege über die Südseite des Kanin, also von der großen Hochfläche aus, sind etwas schwerer als der Resia-Aufstieg, aber immer noch so leicht, daß man annehmen muß, daß Jäger und Hirten sie immer benutzt haben. Auch der erste touristische Besuch, den der Kanin überhaupt empfangen haben dürfte (Dr. Sendtner siehe S. 291), hat sich jedenfalls hier vollzogen. Flitsch ist für diese Seite der natürliche Ausgangspunkt. Auch in der Folgezeit wurde dieser Weg nicht vergessen, Hofrat Höfer kannte ihn schon 1874 sehr gut und noch vor dieser Zeit hat ihn Offizial Esterl aus Raibl begangen. Von Flitsch begab sich auch Euringer mit dem Führer Josef Mrakitsch am 6. September 1879[1]) zur Karnicaalm und erreichte am nächsten Tage über den Prestreljeniksattel und die Kaninhochfläche die südöstliche Flanke des Bergs. Sie kamen in ziemlich leichter Kletterei nach sechsstündiger Wanderung auf die Spitze. Hecht dagegen[2]) ging von Flitsch in 2 Stunden 20 Min. zur Alm Gozdic. Am nächsten Tage, am 4. August 1882, erreichte er in 1½ Stunden die Hochfläche, in weiteren 1½ Stunden den Fuß des Gipfels. Nach wiederholten Irrungen, denn auch der Führer, den er von Flitsch mitgenommen hatte, war niemals oben gewesen, erreichten sie endlich nach Überwindung nicht leichter Felsstufen die Nordspitze und über den Grat ohne jede Schwierigkeit die Südspitze. Den Abstieg nahmen sie dann über die Nordseite.

Seit der Erbauung der Görzer Hütte übernachtet man gewöhnlich in dieser.

---

[1]) Tourist XIX = 1887 »Berg- und Talfahrten in den Julischen Alpen«. — [2]) Zeitschr. 1883, S. 482.

Der Weg zu ihr führt von Flitsch über Pluźna, die Gozdicalm und links neben der Wand »na Turnih« aufwärts zum Rande der Hochfläche, wo die Hütte steht; Gehzeit etwa 4 Stunden. Der Weg ist markiert und den letzten Teil bildet eine von der Sektion Görz errichtete Steiganlage. H. Wödl hat diesen Zugang beschrieben.[1]) Auch von der Hütte zum Kanin ist der Weg markiert und verbessert. Man geht zuerst westlich gegen die Laska Planja zu, wendet sich dann durch die ungeheueren Karrenfelder nördlich und erreicht in etwa 2—2½ Stunden den Fuß der vom Vršic zum Kanin sich hinziehenden Felskette. Dieselbe ist wohl an zahlreichen Punkten ersteiglich; bis jetzt wurden drei Stellen benützt. Man geht am besten ziemlich weit östlich, dort wo sich Schutt und Schnee am weitesten hinaufziehen, zu einer Einsenkung im Grate zwischen Kanin und Vršic. Dort hat man nur ein ganz kurzes Stück in der Südwand zu durchklettern. Die Kletterei ist leicht, nur eine Stelle bei einem großen Steine erfordert Vorsicht. Man erreicht den Grat östlich von der Stelle, wo der Felsenweg von Norden her auf denselben mündet. Von dort bis zur Spitze ist es nicht ganz eine Stunde.[2]) Von der Hütte bis zur Spitze braucht man auf jedem dieser Wege etwa vier Stunden.

Der zweite Weg führt etwas weiter westlich empor; er ist markiert und verbessert,[3]) benützt meistens Bänder und hat nur eine schlimmere Stelle (den Übergang über eine kleine Schlucht). Den Grat erreicht man auch auf diesem Wege östlich von der großen Schneeschlucht, die von Norden heraufführt. Im Vergleiche zum ersten Wege ist ein längeres Stück der Wand zu durchklettern, man hat aber ein kürzeres Stück auf dem Grat bis zur Nordspitze.[4])

Der dritte Weg endlich führt nicht zuerst auf die Nordspitze, wie die beiden andern, sondern auf die Südspitze. Man wendet sich auf der Hochfläche zum Grate zwischen Laška Planja und Kanin, also westlich, erreicht aber den Grat nicht an der tiefsten Stelle, sondern weiter gegen den Kanin zu. Der Weg führt, mit Ausnahme einer kleinen Kletterstelle am Anfange, immer über steilen Rasen und Schutt. Dieser Anstieg ist wahrscheinlich der älteste aller Kaninwege. Schon Marinelli hat ihn (aber im Abstiege) 1877 und 1879 gemacht und im »Guida« S. 240 beschrieben. Auch Wödl und Brunner haben ihn (am 3. August 1895) eingeschlagen. Er ist besonders als Abstieg zu empfehlen. Von der Südspitze verfolgt man den Grat gegen die Laška Planja zu abwärts an einem auffallenden Steine vorbei bis zu grünen Flecken, wendet sich dann nach links steil abwärts über Rasen, kleine Wandeln und Schutt, zuerst in der Richtung gegen den Vršic, dann wieder über breite Bänder gegen Südwest und gelangt zuletzt mittels leichter Kletterei auf die Hochfläche.

Natürlich kann man auch von Zaga, nicht bloß von Flitsch auf die innere Hochfläche kommen und von dieser den Kanin über die Südseite ersteigen, wie dies Jr. Karis und seine Genossen am 15. August 1896 getan haben.[5]) Karis erreichte in drei Stunden von Zaga die Almhütten von Ban, von diesen in 7½ Stunden den Kanin.

Pic di Carnizza, 2434 *m.* Der erste, der auf die Spitze dieses Bergs gelangte, dürfte A. Siega, der Führer Brazzàs, im Jahre 1881 gewesen sein. Er stieg von der Spitze des Kanin auf den Pic hinunter, um dort eine Stange aufzustellen, die Brazzà zu seinen Messungen brauchte.[6]) Dr. Kugy erstieg den Berg mit J. Komac am 14. Juli 1899 und nach ihm A. Krammer am 6. August j. Js. mit dem nämlichen Führer. Beide Partien verbanden damit auch eine Besteigung des Kanin über den Nordwestgrat, also auf einem neuen Wege.[7]) Von der Kanin Hütte gingen sie bis zur Nordwestecke des Pic Carnizza. Vor dieser ziehen sich zwei Schluchten vom

---

[1]) Ö. A.-Z. 1896, S. 210 flg. — [2]) Cozzi in In Alto VI, S. 54. — [3]) Neue Verbesserungen hat die S. Küstenland im Jahre 1905 ausführen lassen, ich weiß aber nicht, ob an diesem oder an dem vorher geschilderten Wege. — [4]) In Alto V, S. 88, Marinelli »Ancora tre giorni ecc«. — [5]) In Alto 1897, S. 32. — [6]) Mitteilung des Siega. — [7]) Alpi Giulie IV, S. 65.

Grate des Pic herab. Beide Partien stiegen über steilen Schneeschluchten zur westlicheren von diesen empor und dann nach rechts in dieselbe hinein. Im Frühsommer, wenn der Schnee sich noch hoch hinaufzieht, ist der Einstieg leichter, im Spätsommer erscheint der untere Teil der Schlucht als eine glatte, rötliche Wand, die schwer zu überwinden ist. Durch diese Schlucht kommt man auf den Westgrat und über diesen in wenigen Minuten auf den Gipfel des Pic. Hierauf steigt man etwas ab zu der Einsenkung zwischen ihm und dem Kanin und verfolgt den Grat weiter bis zum Kaningipfel; der Grat ist leicht, eine schwierigere Stelle umgeht man auf der Resiaseite.

Sella Grubia, 2034 *m*. Unter dem Titel »Una ascesa al Canino nel secolo passato« hat Ostermann[1]) eine das Resiatal behandelnde Schrift herausgegeben, aus der hervorgeht, daß dieser Übergang schon seit langer Zeit bekannt und benützt ist. Von dem Ricovero Canin führt ein durch Stangen markierter Fußweg zuerst in das Foran di Mus hinab und dann wieder langsam aufwärts zum Passe, den man in 1¹/4 Stunden erreicht.[2]) Tief unterhalb desselben, im Tale des Rio Ronc, liegt die Malga Grubia, man benötigt etwa 1¹/4 Stunden bis zu ihr. Wer dann von der Alpe talauswärts will, geht auf einem zuerst ebenen Wege über Colc und Sartnaravan nach Stolvizza (etwa 2¹/2 Stunden). Wer aber nach Coritis will, muß vor den Almhütten in das Bachbett hinabsteigen und in demselben weglos weitergehen, denn der in der italienischen Spezialkarte eingezeichnete Fußpfad ist gegenwärtig vom Wasser weggerissen. Nach einiger Zeit sieht man links einen kleinen Steig in die Höhe ziehen, der ebenfalls vielfach vom Wasser beschädigt ist, auf diesem wandert man bergauf und bergab nach Coritis in 2¹/4 Stunden (im ganzen vom Passe in 3¹/2 Stunden).

Monte Sarte, 2324 *m*. Auf der Südseite dieses Bergs weiden die Schafe bis zum Gipfel hinauf; auch der Ostgrat desselben ist ganz leicht, nur eine Stelle ist etwas exponiert. Der Berg ist daher seit jeher betreten worden. Am 2. Juli 1879 besuchten ihn Marinelli und Kechler und seither ist er verhältnismäßig oft bestiegen worden. Vom Ricovero Canin geht man zunächst zur Sella Grubia, dann weiter bis zum Passo della Pietra rossa (im ganzen etwa 2 Stunden) und schließlich über den Grat auf den Gipfel (noch etwa drei Viertelstunden). Den Weg vom Resiatale aus hat Marinelli im »Guida«, S. 241, beschrieben. Quer durch die Südabhänge des Monte Sarte zieht sich ein Saumweg hin, der zum Ricovero militare »Regina Margherita« führt. Es ist dies eine Kaserne für italienische »Alpini«, die aber nur zur Zeit der Manöver benützt wird; ein Nebenraum ist auch für Touristen geöffnet. Man kann auch aus dem Raccolanatale, etwa von Ponte delle Lastre aus, zu derselben gelangen, der Weg ist aber recht schlecht.[3])

Passo Peraciaz, 855 *m*. Wer von Chiusaforte in das Resiatal will, oder umgekehrt, benutzt besser diesen Paß als den Umweg über Resiutta. Der Weg ist im »Guida«, S. 244, beschrieben, man braucht in beiden Richtungen 2¹/4 Stunden.

Die Laška Planja, 2449 *m*, ist von der Resia-Seite aus ohne Schwierigkeit, von der inneren Hochfläche aus leicht zu besteigen. Von beiden Seiten weiden Schafe bis zur Spitze, der Berg ist daher auch von Einheimischen seit jeher bestiegen worden. Marinelli erzählt im »Guida«, S. 237, daß Baron Karl Czörnig im Jahre 1873 angeblich den Kanin bestiegen habe; da aber die Höhe der erreichten Spitze nach einer Aneroidmessung nur 2433 *m* betrug, so hält es Marinelli für unrichtig, daß der Kanin erreicht wurde. Ich stimme ihm in dieser Beziehung vollkommen bei, begreife aber nicht, warum er die Höhe von 2433 *m* nicht, was ja so naheliegend ist, auf die Laška Planja bezieht. Näheres über diese Partie ist mir leider nicht bekannt, jedenfalls hat sie von der Flitscher Seite stattgefunden. Von der Resianer Seite bestiegen die

---

[1]) In Alto II, S. 34 fgd. — [2]) Von diesem führt auch ein sehr schlechter Ziegenpfad in etwa 3 Stunden durch die Wände des Pic Carnizza zur Malga Canin hinüber. — [3]) Alpi Giulie 1889, S. 31.

Laška Planja Prof. Marinelli, L. di Brazzà, G. Oliva und Rasconi am 24. Juli 1874.[1]) Die Gesellschaft wollte den Kanin besteigen, kam aber durch ein Mißverständnis auf diese niedrigere Spitze. Marinelli sagte nämlich dem Führer A. Siega, er solle sie dort führen, wo es leichter sei — und da führte sie Siega statt auf den Kanin, auf die Laška, worüber Marinelli nachträglich sehr erbost war.[2]) Es ist dies ein recht typischer Fall für jene ersten Zeiten des Alpinismus: die Einheimischen unterschieden eben die Gipfel nicht genau, das taten fast immer erst die »Fremden«.

Für die Besteigung von der Resia-Seite ist Coritis der Ausgangspunkt. Man geht am besten zuerst nach Berdo di sopra und dann auf dem Wege zur Kaninalm bis zum mali Dov. Dort steigt man in der Nähe einer Quelle durch eine steile Rasenschlucht zur Schafalm hinauf, von der die Spitze ihren Namen hat, und über den Almboden, später über Schutt, der hin und wieder von leichten Felsen unterbrochen ist, zur Spitze (von Coritis etwa 5 Stunden).

Einen anderen Weg, der übrigens auch schon den Einheimischen bekannt war, machte ich mit Andr. Mrakitsch am 15. August 1898. Um 9 Uhr 30 Min. vorm. verließen wir die Südspitze des Kanin. Wir gingen südwärts über den Grat; teilweise auf ihm, teilweise aber auch zu beiden Seiten des Grats kletterten wir auf schmalen Bändern hinüber zum Črni Vogel, dort ging es über Fels zwar steil, aber leicht aufwärts. Dadurch erreichten wir wieder bequeme Schutterrassen auf der Resiaseite, welche uns zu dem breiten Passe zwischen der Laška und dem Črni Vogel führten (etwa 11 Uhr). Die Spitze des letzteren, 2386 *m*, ist von da aus leicht zu erreichen; auch kann man von hier über Schutt ganz leicht auf die Flitscher Seite absteigen. Hier stiegen jedenfalls die Herren Čermak, V. Dvorsky und Dr. V. Ružicka auf, welche am 18. August 1903 eine der in diesen Bergen so beliebten »ersten Besteigungen« vollführten.[3]) Wir aber wanderten entweder auf den Schutterrassen auf der Resia-Seite oder über den langen Rücken der Laška bis zum Gipfel derselben (12 Uhr). Von hier kann man bequem bis zum Sattel zwischen Laška und Kamen fortwandern oder auch auf die Hochfläche hinabsteigen; wir wählten das letzte und erreichten in 13/4 Stunden die Görzer Kanin Hütte.

Kamen, 2336 *m*, Velika Baba, 2161 *m*, Mala Baba, 1995 *m*. Diese drei Berge sind von der Hochfläche aus leicht ersteiglich. Der Kamen hat auf seinem langen Rücken eine Reihe von Felszähnen, die bei den Eingebornen als unüberschreitbar gelten. Von Touristen sind diese Gipfel meines Wissens erst einmal besucht worden, nämlich von Dr. Kugy, welcher am 16. Juli 1898 mit J. Komac und J. Kverch eine ausgedehnte Gratwanderung vollführte. Er wanderte von der Mala zur Velika Baba,[4]) dann immer auf dem Grate über den Kamen und die Laška Planja zum Kanin. Ich habe, wie oben erzählt, nur einen Teil dieser Tour gemacht; auch später und in umgekehrter Richtung. Herr Prof. Olinto Marinelli (der Sohn des Prof. G. Marinelli), Präsident der S. A. Fr., hielt bei dem »Congresso« dieser Gesellschaft in Resia eine Rede, in der er sagte:[5]) »Così a me non consta che alcuno abbia raggiunto lo Slebe . . grande e piccola Baba«. Ich hoffe, daß er damit nicht etwa die oben erzählte Tour Dr. Kugys anzweifeln wollte (von der mir auch der Führer J. Komac erzählt hat), eher glaube ich, daß er von ihr nichts wußte, was ich ihm nicht übel nehme.

Wichtiger als diese Berge scheinen mir die Pässe in dem Zuge Kanin—Mala Baba zu sein. Es sind dies:

1. Der Laška planja-Paß zwischen dieser Spitze und dem Kamen. In der Einsenkung zwischen beiden Bergen steht ein weithin sichtbarer, aufrechter Stein,

[1]) Bolletino d. C. A. I. 1875, S. 117—127. — [2]) Erzählung des Siega selbst. — [3]) Mitteil. 1905, S. 287: »Črni Vogel, 2430 *m*, Erste Ersteigung von Osten.« Die Höhenkote ist wahrscheinlich nach dem Guida, S. 236. — [4]) Alpi Giulie III, 1898, S. 59. — [5]) In Alto 1905, S. 46.

gleichsam eine natürliche Markierung des Übergangs. Der Zugang ist auf beiden Seiten ganz leicht und der Paß wird von Einheimischen viel benützt. Den Touristen war er bis in die jüngste Zeit unbekannt. Ich ging über ihn am 2. August 1903 mit A. Siega und A. Oizinger von der Görzer Kanin Hütte nach Resia. Um 4 Uhr brachen wir von der ersten auf, gingen etwa eine Stunde auf dem markierten Kaninwege, dann mehr nach Westen und erreichten, den großen Dolinen nach Möglichkeit ausweichend, um 5 Uhr 30 Min. den Fuß des Kamen. Über Rasen und Schutt schritten wir zum Passe hinauf (oben an 6 Uhr 20 Min.). Jenseits steigt man etwa 50 *m* in einen Schneekessel hinab; dann geht man rechts auf den breiten Schutthalden unter der Laška bis zum mali Dov, in das man steil, aber über leichte Felsen absteigt. Man durchquert dasselbe und kommt über ein gutes Band auf die Schafweide Laška planja. Zu dieser kann man auch gelangen, wenn man die breite Einsenkung zwischen Črni Vogel und Laška überschreitet und dann von dieser zur Schafweide absteigt. Im weiteren Verlaufe benutzt man den gewöhnlichen Aufstiegsweg zur Laška als Abstieg, indem man über die ganze Schafalm hinabgeht und sich dann solange südwärts hält, bis man die Hütten von Berdo di sopra sieht. Von hier geht man durch steile Rasenschluchten wieder zum mali Dov und auf dem Wege von der Kaninalm nach Berdo di sopra, von wo aus man dann leicht Coritis erreicht (von der Paßhöhe etwa 3¼ Stunden).

2. Passo Infrababba grande, 2025 *m*, und piccola, 1905 *m*. Beide Pässe, welche nur durch die Velika Baba, 2161 *m*, voneinander getrennt sind, werden öfters von Einheimischen überschritten. Will man von Resia auf die Kanin-Hochfläche oder umgekehrt, so ist der höhere Paß vorzuziehen, weil er direkt dorthin führt; der niedrigere Paß leitet nur auf die Südabhänge. Von Coritis auf die Höhe des »Passo Grande« brauchte ich 3½ Stunden. Auf der Ostseite steigt man wieder etwa 30 *m* in ein großes Kar ab. Dort trifft man auf einen Schafsteig, der von Süden durch die breite Einsenkung zwischen Velika Baba und Veliki Skedenj heraufkommt. Diesen Schafsteig verfolgt man immer nordwärts bis unter die Laška planja, wo man den markierten Weg von der Görzer Hütte zum Kanin trifft. Vom Passe bis zur Hütte benötigt man 3½—4 Stunden. Der Weg von dem niedrigeren Passe nach Zaga ist recht schlecht und auch schwer zu finden. Man geht besser über U planjeh und Na Pustemgozde. Den niedrigeren Paß benützte schon Marinelli 1874 zur Rückkehr von der Laška planja nach Resia.

Über die Sella Carnizza, 1109 *m*, führt der bequemste Übergang von Prato di Resia nach Zaga im Isonzotale. Er erfordert etwa 8½ Stunden.[1])

C. Die Berge der Hochfläche

Veliki, 2117 *m*, Mali Skedenj, 1958 *m*, von Ban oder Baban. Beide Gipfel sind, wenigstens soviel ich hörte, immer von Einheimischen bestiegen worden. In dem Verzeichnisse der neuen Touren in den »Mitteilungen« 1905, S. 287, wird über sie folgendes bemerkt: »Mali Vanjška Skedeni, 1952 *m*. Erste Ersteigung über den Südostgrat, neuer Abstieg durch die Nordwand von Cermack, V. Dvorsky und Dr. V. Ružižka-Prag mit dem Führer J. Mrakič am 17. August 1903« und »Veliki Vanjska Skedeny, 2000 *m*. Erste touristische Ersteigung durch J. Cermak und V. Dvorsky mit demselben Führer am 21. August 1903«. Ich weiß darüber nichts zu sagen, denn ich kenne diese Berge nicht näher.

Kojnc, 2287 *m*. Dieser lange Rücken hat zwei Erhebungen, welche man als Gipfel ansprechen kann. Der östliche ist ein Grasplateau; zu diesem stieg zwei Sommer nacheinander ein etwas einsiedlerisch veranlagtes Schaf empor, das am Ende

[1]) In Alto 1905, S. 64, und Guida, S. 233. Auch Gumprecht, »Vom Alpenschnee zum blauen Meer«, Leipzig 1892, schildert einen ähnlichen Weg.

der Weidezeit wieder heruntergeholt werden mußte. Von der Westseite führt nämlich eine Schutthalde ganz bequem hinauf, auch an mehreren anderen Stellen ist diese Seite, wenn auch schwerer, zu durchsteigen. Von Süden aus hat dieser Bergzug allerdings ein imponierenderes Aussehen. Hier stiegen auch die Herren Wödl und Brunner am 2. August 1895[1]) hinauf. Den ersten Absatz im Südostgrate erstiegen dieselben rechtsherum kletternd und von diesem gelangten sie durch einen exponierten und ziemlich hohen Kamin auf den zweiten. Über eine schmale Scharte und nach einer kurzen Kletterei in der Südwestflanke des Hauptgrats kamen sie auf den breiten Rücken und die beiden Gipfel. Über die Nordwestecke des langen Rückens stiegen sie durch einen großen Kamin wieder ab. Es wurde also damals der ganze Grat überschritten. Trotzdem findet sich in den »Mitteilungen« 1905, S. 287, unter den neuen Touren: »Konj, ca. 2300 *m*. Erste Ersteigung der zwei südlichen Gipfel durch Cermak, Dvorsky, Ružička mit dem Führer J. Makrič am 20. August 1903.« Ich weiß das nicht zu erklären, es sei denn, daß mit Konj der besprochene Berg gemeint ist und daß der genannte Führer identisch ist mit dem Josef Makrič (es gibt auch einen Johann), mit dem auch Herr Schiller und ich am 2. September 1879 diesen Berg, und zwar die nördlichere Erhebung, bestiegen; wir hatten kein Interesse daran zum Grasplateau hinüberzugehen, sondern wir stiegen über die leichte Stelle auf der Westseite ab. Dieser Führer konnte leicht, — da er die Ö. A.-Z. sicher nicht kennt und auch der Steinmann Wödls 1903 schon zerstört gewesen sein konnte — seinen Herren die südlichere Erhebung und die Grattürme als unerstiegen bezeichnen.

Die drei trotzigen Türme des Standerazugs haben bis jetzt bei Touristen noch keine Beachtung gefunden. Von Einheimischen wurden sie schon öfters erstiegen. Man ging entweder auf den östlichen Gipfel, und zwar direkt über schmale und steile Rasenbänder auf der Südostseite, oder von der Südseite auf den mittleren und von diesem zum östlichen Gipfel hinüber.

Stador Vršic, 2339 *m*. Der lange Stadorzug, von welchem der Vršic den höchsten Punkt bildet (eine andere Erhebung weiter östlich hat nach der alten Original-Aufnahme 2337 *m*), ist an mehreren Stellen leicht zu ersteigen. Am bequemsten erreicht man ihn von dem Prestreljeniksattel, von dem aus man in etwa einer halben Stunde über den sehr zerrissenen, aber nicht schweren Grat zum P. 2339 *m* gelangt. Auch die wenigen Touristen, die bis jetzt diesen Berg bestiegen haben, benützten diesen Weg: Giac. Rizzi am 16. September 1886[2]) und Anton Krammer im Juni 1898.[3])

Alle anderen Berge der Kaningruppe (darunter auch der Bela Pec, auf den vom Ricovero Canin ein von der S. A. Fr. angelegter Steig führt) bieten keinen Anlaß zu weiteren Bemerkungen in alpiner Beziehung.

Meine Arbeit über die Raibler Berge ist hiermit zu Ende. Zwölf Jahre hindurch habe ich alljährlich viele Tage in diesen Bergen verbracht. Mögen sie in ihrer rauhen Pracht trotz so mancher Unbequemlichkeit auch anderen so herrlich erscheinen, wie sie mir noch jetzt in der Erinnerung leben!

---

[1]) Ö. A.-Z. 1895, S. 213. — [2]) Cronaca V/VI, S. 99 flgd. — [3]) Alpi Giulie III, S. 51.

Zur Erschließung der Karnischen Voralpen

Dem Andenken Dr. VIKTOR WOLFS von GLANVELL gewidmet

von

Karl Domenigg und Dr. G. Freiherr von Saar

(Fortsetzung zum Jahrgang 1906)

Die Gruppe des Castellato

(K. D.) Selbst in dem an wildschaurigen Bergformen so reichen Zuge der Monfalconi steht die Castellatogruppe durch den kecken Aufbau ihrer Gipfelgestalten und den abschreckenden Charakter ihrer Scharten in der vordersten Reihe. Dem an ihrem Nordfuß durch das Valle Cadin emporstrebenden Wanderer weist sie ihre stolzesten Turmbauten und luftigsten Grate, dem von den Hängen des Cimolianatals, etwa vom Col dell' Agnei, zu ihren Scheiteln blickenden Beobachter hingegen gewährt sie Einblick in die trotzigen, plattenumgürteten Abstürze der Südwände, während der von den sanften Höhen der Alpe Vedorchia gegen Osten Schauende ihren Zackenwall über dem Rücken des Colle Alto als vieltürmige Hochwacht begrüßt. An Kühnheit und Formenreichtum den benachbarten Zug der Cadinspitzen übertreffend, erreicht sie ihre Kulmination in dem burgartig über den Schuttströmen der Täler aufragenden Monte Castellato, dessen Höhe mit 2429 *m* richtig sein dürfte. Mit den Cime Cadin erscheint sie durch die oft bis in die heißesten Sommertage mit Firnlagern bedeckte Forcella del Neve verbunden. Dieser zunächst erhebt sich der westliche Eckpfeiler der Gruppe, welchen wir Cima Talagona zu benennen vorschlagen. Die Kammlinie senkt sich ihr zunächst im Osten zur beispiellos wilden, ganz schmalen und tief eingerissenen Scharte Forcella Stretta hinab. Aus ihr türmt sich südöstlich ein Felsmassiv empor, für das wir den Namen Cima di San Lorenzo in Vorschlag gebracht haben. Diese präsentiert sich als ein längerer, von Nordwesten nach Südosten streichender Kamm, der auf der Tavoletta dort zu suchen ist, wo auf der von P. 2429 nach Westen ziehenden punktierten Linie das erste † ins Auge fällt. Von der Cima San Lorenzo durch eine hochgelegene Einschartung, die Forcella di San Lorenzo getrennt, schießt aus dem Grat ein turmartig schlanker, auf der Ostseite gegen die Forcella Cadorin in unbezwingbaren Überhängen abstürzender Felskoloß zur Höhe, den wir Torre di San Lorenzo getauft haben. Die Tavoletta, die für diesen Teil der Karnischen Voralpen grobe Irrtümer zeigt, hat dem Turm fälschlich die Côte des Castellato gegeben. K. Berger bezeichnet ihn in seiner Schilderung der mit Ing. Hechenbleikner unternommenen Clautaner Touren als »bauchigen Turm«. Sein stolzer Nachbar im Osten ist der wuchtige, düstere Castellato selbst, der in dunklen Wänden zur Forcella le corde absetzt, die ihre Trümmerfluten in das obere Valle Cadin streichen läßt. Dem Castellato zunächst, doch der Form nach grundverschieden, erhebt sich der Campanile Toro, wohl der verwegenste Monolith der Gruppe, mit weit überhängender Gipfelschneide. Man hat ihn nicht mit Unrecht den »Winklerturm« des Valle Cadin

genannt. Die an seinem Nordostfuße eingerissene Forcella Cadin (Falkenscharte Erich Königs) scheidet die Gruppe des Castellato vom mächtigen Torostocke.

Die Cima Talagona

(Zweite Ersteigung, erste Ersteigung über die Nordostwand)

Wie eine Bombe war ich am 1. August 1903 spät abends in das Zeltlager der »Gilde« in Pra di Toro geplatzt, das ich in einsamer Wanderung durch das träumerische Valle Talagona von Domegge aus erreichte. Man hatte mein Kommen erst in einigen Tagen erwartet und um so größer war das Hallo, als ich schwer bepackt in die Lichtung hinaustrat, in der unsere beiden weißen Zelte standen. Stolz flatterte von der Spitze des Damenzelts die rote Gildenfahne. Der Anblick, der sich mir in diesem weltvergessenen Hochwinkel bot, war kein alltäglicher. Meine Freunde Viktor Wolf v. Glanvell und Günther v. Saar waren zunächst nur mit ihren Köpfen sichtbar. Da sie die integrierendsten Bestandteile ihrer Kletterhosen am Vormittag an den rauhen Felsen des Campanile Toro hängen gelassen hatten, genossen sie als alpine Sansculotten die milde Abendluft diskret in ihren Schlafsäcken vor dem Herrenzelte ruhend, während sich Frau Mary Wolf v. Glanvell und Fräulein Titty Angerer beim grellen Schein des unter einer majestätischen Fichte flammenden Lagerfeuers mit Nadel und Zwirn liebevoll besorgt zeigten, die Beinkleider der Beiden wieder bergfähig zu gestalten. Freund Felix König aber, der Jünger der Jurisprudenz, war tiefsinnig bemüht, vom Rücken eines armen Widerkäuers herunter ein Harmonika-Konzert zum besten zu geben, durch welches das gesamte Weidetier von Pra di Toro in wilder Flucht in das nahe Gehölz verscheucht worden war. Vorher hatte der moderne Bucentaur seinen Reitochsen mit Markierungsfarbe phantastisch angestrichen, ihm Gehörn und Stirn blau-rot beklext und seinem Äußern durch Aufmalung eines Monocles über dem linken Auge etwas Schneidiges verliehen. Nachdem der Gilden-Patriarch Viktor dem neuen Ankömmling eine Vorlesung über die Zeltordnung gehalten und wir, malerisch um das Feuer gelagert, dem alpinen Menu alle Ehre angetan, krochen wir in die Schlafsäcke und träumten, während draußen die ganze, märchenhafte Pracht einer Mondnacht in traumseliger Ruhe ausgebreitet lag, von kecken Klettersiegen und touristischen Lorbeeren in den einsamen Bergen der Karnischen Voralpen.

Erst um 8 Uhr 40 Min. verließen wir am andern Morgen Pra di Toro, 1313 *m*. Viktor blieb bei den Damen zurück, um die Einrichtung der Zelte zu ergänzen und Träger mit Proviant aus Domegge zu erwarten. Die Witterung war seit den Frühstunden launenhaft und sollte den ganzen Tag so bleiben. Wald und Krummholz, das hier in seltener Üppigkeit wuchert, engen die schwach ausgeprägte und selten begangene Steigspur ein, die jäh emporklimmt und in mancherlei Windungen in das obere Valle Cadin leitet. Die Herren Coletti in Pieve, die in diesem Gebiete manchmal des edlen Weidwerks pflegen, hatten uns auf die Ähnlichkeit der Bergumrandung dieses Hochtals mit den Formen des Südtiroler Rosengartens aufmerksam gemacht. Und in der Tat gemahnen die schlanken Zinnen des Castellatokamms, die stolz gefügten Cadini und das ungezügelte Heer der Türme von Vedorchia stark an die gespenstigen Felsenriffe der Bergwelt Laurins. Über firnartig zusammengeschmolzenen Schnee, der die weiten Schuttfelder deckt, wanderten wir gegen die Nordostwand der Cima Talagona, die in halber Höhe ihrer ganzen Breite nach von einer eigenartigen, etwa 50 *m* hohen Steilstufe durchzogen wird. In ihr mußte der Schlüssel zur Ersteigung des Gipfels von dieser Seite zu suchen sein. Über loses Geschiebe ging es in der Geröllschlucht empor, die aus der Scharte zwischen unserem Gipfel und der Cima di San Lorenzo niederstreicht. In nicht allzurascher Gangart durchschritten wir sie, bis uns eine rechts abzweigende, schrofige Rinne in

ein Schartel und damit in die Nordostwand selbst brachte, die in ihren unteren Teilen allseits gangbar erscheint. Die früher erwähnte, auffallende Wandstufe wird rechts von einem aus dem Bergkörper hervortretenden, gelben Pfeiler über eine plattige Wand überwunden. Auf einem von den Gipfelfelsen überdachten Bande unter den Wänden des östlichen Zackens der Cima hielten wir von 11 Uhr 30 Min. bis 12 Uhr Rast. Der gelbe Pfeiler lag bereits zu unseren Füßen und aus dem Grunde schimmerten die Schneefelder des Valle Cadin. Aus der Richtung unseres Zeltlagers hörten wir helles Gejauchze. Dem Bande nach rechts folgend, kamen wir in die Schlucht zwischen beiden Gipfelzacken und in dieser bis knapp unter die Gratscharte. Von hier ging's auf die luftige Kammschneide, die jedoch bald verlassen ward, um, in der Ostflanke an steilen Schrofen querend, einen tiefen Kamin zu erreichen, durch den der Westzacken in interessanter Kletterei bezwungen wurde. 12 Uhr 30 Min.

Unter den Gipfeln des Valle Cadin gebührt — was die Aussicht betrifft — der Cima Talagona die Palme. Die Bergschau ist von unglaublicher Wildheit, von entzückendem Reiz hingegen der Blick in die herrlich grünen Täler von Talagona und Meluss. Nach kurzem Verweilen ging es bis zur Steilschlucht zurück, aus dieser hinauf bis zur Scharte zwischen den beiden Zacken und in die Südwestwand der östlichen Spitze, dann in recht komplizierter Kletterei durch Rinnen und Kamine (ein Block), zuletzt sehr schwierig auf den bizarr geformten höheren Zacken, 2386 *m*, 1 Uhr 30 Min. Eine halbstündige Gipfelrast war der Rekognoszierung der Castellatogruppe und der Vergrößerung des von unseren Vorgängern erbauten Steinmanns gewidmet. Auf ihrer Route stiegen wir hierauf nach Südosten ab und überwanden eine 15 *m* hohe Wandstufe unter der Gipfelkrone an ihrer nördlichen Kante. Über Schutt eilten wir in südöstlicher Richtung hinab zur nächsten Scharte und links (nördlich) durch eine von Wandeln und Kaminen unterbrochene Geröllschlucht zu unserem Rastplatz vom Vormittag; 2 Uhr 30 Min. Hier verließ uns König, der sein Tagewerk für vollendet erklärte und gen Pra di Toro trabte, dieweil wir den scheidenden Tag auf den Felsenstirnen der mächtig lockenden Häupter der Nachbarberge verbringen wollten.

* * *

Der westliche Gipfelzacken der Cima Talagona wurde am 23. August 1902 durch den Montavoner Führer Josef Both als Erster erklommen.

Den östlichen, höheren Gipfelzacken betrat als erster Dr. Fritz Kögel aus Düsseldorf mit demselben Führer am gleichen Tage. Sie stiegen von der Casera Meluzzo von Süden her zur Alpe Cadorin und von hier zur Scharte zwischen dem Castellatostock und den Talagonaspitzen (Stretta) und folgten nun dem unschwierigen, breiten Rücken des Südostgrats bis zur 15 *m* hohen Steilwand unter dem Gipfel (einzige schwierige Stelle. Zwei Stunden ab Casera Cadorin). Unsere Vorgänger waren bei der Besteigung der Cima Talagona der Ansicht, sich auf der Östlichen Cadinspitze zu befinden. Seither ist diese Verwechslung beider Gipfel in die alpine Literatur übergegangen; sie ist auch noch im »Hochtouristen« enthalten.

Both stieg damals allein zur Forcella del Neve ab und vollführte dann noch den Kammübergang zur Östlichen Cadinspitze.

Cima di San Lorenzo (Erste Ersteigung und Überschreitung von Südwesten nach Osten) — **Torre di San Lorenzo** (Dritte Ersteigung)

(K. D.) »Aller guten Dinge drei!« meinte Günther, als wir nach der Überschreitung der Cima Talagona gegen 4 Uhr nachmittags wieder beim Einstieg angelangt waren. Dabei wies er mit hochgehobenem Pickel zu den Felszacken jener edelgeformten

Spitze, die, von dem soeben erzwungenen Gipfel durch die Forcella Stretta getrennt, eine der schönsten Gipfelbauten des Castellatozugs bildet.

Wilde Nebel umtanzen in diesem Augenblicke ihre Stirne und strecken ihr Steingerüste ins Unendliche. Noch ist sie namenlos. Keines Menschen Fuß hat sie betreten und kein Steinmann verkündet dort oben den Triumph der Touristik über den starren Fels. Wird es uns gelingen, von ihrem jungfräulichen Scheitel den Siegesruf in die Ferne zu schmettern? — Bange Zweifel schleichen sich in unsere Brust, da wir das abweisende Geklippe erspähen, wenn das Gewölk für Sekunden von den Wänden zurückgeworfen wird. Doch die vorgerückte Stunde gestattet kein Zaudern und Überlegen, wollen wir uns nicht der Gefahr einer Nächtigung unter freiem Himmel aussetzen, wozu wir, durch verschiedene kühle Biwaks gewitzigt, gar keine Lust haben. So wenden wir uns einer Schuttrinne zu, die gegen die Scharte zu führen scheint und in ihrem oberen Teil ganz schmal wird. Nach Bewältigung eines 3 *m* hohen, von Schmelzwasser überrieselten, dabei elend brüchigen Überhangs betreten wir die Stretta. Eine Szenerie von solch wildschöner und diabolischer Verwegenheit hatten wir nie zuvor geschaut. Vor uns öffnet sich eine 30—40 *m* lange, wenige Meter breite, von roten Mauern baldachinartig überwölbte Gasse, in der Lawinenreste, in tollem Chaos durcheinander geworfen, eine phantastische Brücke bilden, aus deren klaffenden Spalten dichte Nebel qualmen und wogen. Bergdohlen kreischen um die ungewohnten Eindringlinge und schaurig hallen unsere Jauchzer in dieser Einöde wieder.

In der Randkluft zwischen Fels und Schnee turnen wir akrobatenmäßig zur Schartenhöhe empor, die wir über eine niedere Wandstufe erreichen. Es war 4 Uhr 30 Min. Ein Versuch, »den Stier bei den Hörnern zu packen« und die Gipfelwand der Cima im direkten Anstiege von der Stretta aus zu erobern, mißlang, so daß wir gezwungen waren, in dem inzwischen undurchdringlich gewordenen Nebel auf gut Glück, die Südwand ein kurzes Stück auf breiten Bändern in östlicher Richtung im Abstieg querend, unseren Weg zu einer düsteren Steilschlucht zu nehmen. Auf einem Bande klommen wir dann jäh nach links zu einer roten Höhle, dann rechts hinaus in einen tiefen Kamin, dessen Durchkletterung uns an den Schmittkamin an der Fünffingerspitze erinnerte. Unter einem eingeklemmten Riesenblock windet man sich horizontal hinaus, spreizt dann über ihn in das Innere des Risses, dessen oberstes, vollkommen glattes Stück stemmend überwunden wird. Wir waren mit den Wolken um die Wette geklettert und hatten ein Tempo eingehalten, das uns sonst in schwierigem Terrain fremd ist. Nun ging's links zu einer dachziegelartig geschichteten Riesenplatte und, ihren eisenfesten Griffen vertrauend, über dieselbe hinweg, dann in eine breite Schlucht und nach Osten über Bänder und zuletzt auf dem Grate zum höchsten Punkt. 5 Uhr 30 Min. Es war im ganzen eine der pikantesten, eigenartigsten Klettereien in den hiesigen Bergen. Wir jauchzten hinunter ins Bodenlose, tauften den Gipfel Cima di San Lorenzo, warfen einige große Steine über unsere Karte und verschwanden nach einigen Minuten jenseits im Nebel, um ohne nennenswerte Schwierigkeiten in kurzer Zeit über Schrofen, Rasen und Schutt in die hoch hinaufreichende Forcella di San Lorenzo niederzusteigen. 5 Uhr 40 Min.

Nach diesem Erfolge wollten wir auch noch den eben aus den Nebeln tretenden Torre di San Lorenzo »mitnehmen« und befanden uns alsbald mitten in den Steilabstürzen seiner Westseite, von Wolken umflattert und von scharfen Windstößen begrüßt. Auch die Bezwingung dieses Turms bildet ein Stück heikler Kletterarbeit in stark ausgesetztem Gefels. Von der Scharte geht es zunächst rechts hinauf, weiter durch einen kurzen senkrechten Riß und über eine plattige Wand, und dann in langen Klimmzügen schräg nach links zu einem markanten Felskopf. Auf diesem hockend, bemerkten wir bald über uns eine gelbe Höhle, der wir zustrebten, um dann an ihr vorüber in einen flachen Kamin zu gelangen, der den Durchstieg zu gerölligen Schrofen und

C. Toro
Forc. Cadin Forc. le Corde Castellato Forc. Cadorin



Nach der Natur gezeichnet von E. T. Compton. *Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.*

Monte Castellato und Campanile Toro.



zu einer Art Kanzel vermittelt. Durch einen schwierigen Kamin nach links absteigend, betraten wir schuttbedeckte Felsabsätze, die uns über die unglaublich brüchige Gipfelschneide zum schmalen Gipfel des Torre brachten. 6 Uhr 30 Min. Auch hier oben umwogen uns fahlgraues Gewölk, undurchdringliche Nebelschleier, auf- und niederwogender Wolkenreigen. Mißmutig beugen wir uns zu dem dürftigen Steinmännchen nieder, dem wir die Karte Hechenbleikners entnehmen. Da rauscht für einen Moment der trübe Vorhang auseinander. Ein Endchen Abendschein leuchtet durch, das wie ein goldener Strom über die grauen Wogenkämme bis zum ungeheuerlich aufstrebenden Castellato fließt, schon im nächsten Augenblick das geblendete Auge wieder im Dunkel lassend. So kurz diese Aufheiterung war, hatte sie genügt, um uns die Fortsetzung des Grats auf ein gutes Stück gangbar zu zeigen und den Abstieg zur Forcella Cadorin als nicht ausgeschlossen erscheinen zu lassen. Ja wenn der tollsteile, unten überhängende Abbruch nicht gewesen wäre, über dem wir nach kurzem Gange auf der wilden Schneide standen! Betroffen blickten wir einander an, dann krabbelten wir, ohne ein Wort zu verlieren, zum zweitenmal über unseren Gipfel hinweg und kehrten auf der Anstiegsroute in die Forcella di San Lorenzo zurück. 7 Uhr 15 Min. Leicht ging es schließlich hinab in das Valle Cadin. Oberhalb Pra di Toro traten wir aus der Region des Nebels.

Die alten Riesentannen, die unser Zeltlager umstehen, ragen wie Silbersäulen im Dämmerdunkel der friedlichen Berglandschaft. Einzelne Sterne leuchten auf und blaß steht über dem Crodon der Mond am Firmament. Schemen gleich ziehen milchige Schleier über die Wiesen herüber; kleine Irrlichter flammen aus dem Moose auf, huschen über den Boden und durchschwirren wie tausend leuchtende Käfer den duftigen Grund. Und da wir eine Stunde später vor unseren Zelten ruhen und dem hellen Gesange der Grillen lauschen, der aus dem Hochwald herübertönt, gießt der Mond sein magisches Licht voll und ganz über den Plan und verleiht unserer Seele Beruhigung und Frieden. — —

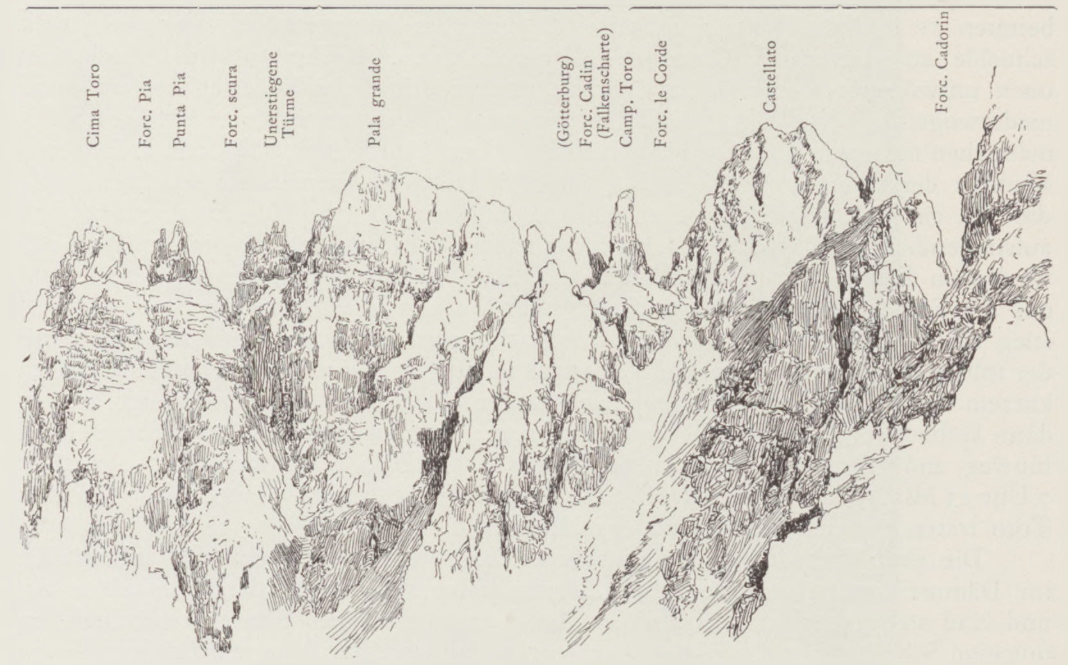
* * *

Battista de Santa, der Pastore der Casera di Valmenone, zugleich der bergkundigste Mann der Clautaner Alpen, erzählte uns gelegentlich eines Besuchs seiner Hütte unter dem Passo di Lavinale, daß italienische Touristen Ende der achtziger Jahre der Cima di San Lorenzo an den Leib rücken wollten, in der Gegend der Forcella Stretta jedoch von einem Unwetter zurückgeschlagen wurden. Von weiteren Ersteigungsversuchen ist nichts bekannt.

Der Torre di San Lorenzo wurde zum ersten Male von Italienern erklommen (Feruglio und Petz?), die einen Steinmann auf der Spitze erbauten. Dieses Zeichen fand auch J. Hechenbleikner am 21. Juli 1903 noch vor, als er den kecken Zacken ohne Begleitung besuchte. Beide Partien dürften von der Scharte San Lorenzo aus den Gipfel betreten haben. Ein Anstieg von der Forcella Cadorin erscheint wohl ausgeschlossen.

Campanile Toro (zweite Ersteigung), und Monte Castellato (2429 *m* Tav., vierte Ersteigung)

(K. D.) Die schönen Tage ungebundenen Lagerlebens in Pra di Toro neigten sich ihrem Ende zu. Mehr als eine Woche waren wir die Beherrscher dieser Bergherrlichkeit gewesen, hatten untertags die Hochkare und Zackentürme der Monfalconi und Cridola unsicher gemacht und blickten abends, wenn unser Herdfeuer flammte und die Sterne heraufgezogen kamen, glücklich und wunschlos hinaus in die Weitung des Piavetals und über die Wipfel hinweg zum Firndiadem des Antelao und zu den Bastionen der Marmaroli. So war im Fluge der 7. August herangekommen, der unsere Cam-



Die Berge der Toro- und Castellatogruppe (vom Südturm des Colle alto gesehen).

pagne in diesem Tale beschließen sollte. Für den nächsten Tag war ja schon das Korps unserer Trägerinnen aus Domegge in das Zeltlager beordert. Wir mußten uns also sputen, wollten wir noch dem einen oder dem andern aus dem Gipfelkranze den Nagelschuh auf das Haupt setzen. Die Cima à Sigaro, der wir tags zuvor das sorgsam gehütete Jungfernkränzel von der trutzigen Stirne gerissen, lag uns noch schwer in den Beinen, so daß es in den Zelten heute ziemlich spät lebendig wurde und wir das Lager erst um 8 Uhr 15 Min. verließen. Über die waldigen Vorberge, aus deren grünem Putz ab und zu eine kahle Zinne des Monfalconizugs hervorstach, wölbte sich der blaue Äther wie eine aus Duft und Glanz gewobene Glocke. Als wir aber im gemächlichen Bergsteigerschritt durch die Zerbengasse gegen das obere Valle Cadin emporschlenderten, zitterte und flimmerte die Luft bereits vor Hitze und nur selten streifte ein sanfter Hauch von den Scharten hernieder, schwer vom süßen, betäubenden Geruch der Prünelle und der Bergarnika. Ein flottes Marschlied, das König plötzlich seiner Mundharmonika entlockte, erzeugte mit einem Schlag eine beschleunigte Steigart, die trotz aller Brems-Versuche Viktors nicht früher eingestellt wurde, als bis hoch oben in der Mulde zunächst den Schneeflecken das letzte Wasser erreicht wurde. Hier warf sich alles zur Erde, schlürfte in langen Zügen den kristallhellen Labetrunk und füllte die Flaschen für die Stunde bösen Durstes in den Klippen des Campanile Toro.

Denn dieser stand heute auf unserem Programm. Lange genug hatte er wie höhnend auf uns herabgeblickt: ein steinernes »Noli me tangere!« Und als die Gilde eines schönen Tags seinen Steilpanzer anrannte, um sich in seine Flanken zu verbeißen, da schüttelte er die Stürmer verächtlich ab und bereitete ihnen so die erste und einzige Niederlage in den Karnischen Vorbergen. Heute galt es also, diese Schmach zu tilgen und die Scharte auszuwetzen. Vorläufig freilich schien sich der herrische Kumpan dort oben neuerlich auf einen ungastlichen Empfang vorzubereiten. Er hatte seine überhängende Gipfelmütze in graue Nebel gehüllt, die nichts Gutes für den heutigen

Tag versprachen. So waren wir ihm kampfbereit hart an den Leib gerückt und standen um 10 Uhr 50 Minuten über den steilen Geröllfeldern, die sich aus der Forcella le corde in das Valle Cadin niedersenken. Den Fehler vom ersten August gutmachend, stiegen wir diesmal tiefer unter der Scharte ein, wo eine plattige, schmale und überwölbte Felsleiste in der Richtung nach links in die Wand hinausführt. Wo dieselbe zum breiten Schuttbande wird, klimmen wir durch einen kurzen, weiten Kamin in eine engere und weniger geneigte Schlucht. Aus ihr erblicken wir zum Greifen nahe jenseits der Scharte die Blockkamine der Castellatowand. Von einem Schuttfleck wenden wir uns wieder nach links zu einem schräg nach rechts ziehenden kurzen Couloir und kommen so zum nördlichen Ende einer mächtigen Schutterrasse in halber Höhe des Campanile. Hoch über uns bäumt sich seine Gipfelwand auf, abschreckend, wild und jäh. Den breiten Gürtel nach Südost verfolgend, blicken wir in den schaurigen Absturz, mit dem unser Berg gegen den Castellato abbricht. Da öffnet sich über uns im Gemäuer ein tiefer Spalt, der den ganzen Wandaufbau durchreißt und von rechts nach links in die Scharte zwischen den beiden Zacken der Felsenkrone unseres Turms zieht; er weist uns die Bahn zur freien Höhe. Wie auf einer Leiter klimmen wir, dieweil kecke Wolkenknäuel über unseren Häuptern zerstäuben, in diesem Risse hinauf. Ein Quergang bringt uns nach links in einen Kamin, der rechts oben in ein schmales Band übergeht, das zu Schrofen leitet, über die man im Bogen nach links zum Grat und zu der überaus luftigen, turmsteilen Kulmination gelangt. Da uns der Gipfel zu schmal schien, um vier Personen Platz zu bieten, hatten wir uns in dem Schartel getrennt. Viktor und Felix kletterten dem südöstlichen, niedrigeren Gipfelzacken zu, Günther und ich wählten den höheren. Die anderen waren noch »bei der Arbeit«, als wir bereits auf dem nordwestlichen Gipfel bei dem kleinen Steinmanne saßen, den Berger und Hechenbleikner zum Zeichen ihrer ersten Ersteigung erbaut haben. Es war 12 Uhr 50 Min.

Es wird wenige Plätzchen geben, die von der Natur so schwindelerregend geschaffen wurden, wie die Schneide des Campanile Toro. Wir erschraken förmlich, als wir unsere Genossen hart über dem ungeheuerlichen Absturz auf dem weit vorklaffenden First zur Nachbarspitze balancieren sahen. Dazu die treibenden Nebelfahnen, die alles ins Unendliche verzerrten und nur ab und zu den Blick in den Talgrund offen liessen, wo unsere weißen Zelte im Grünen stehen. Mitten auf der Schneide wechselten wir mit unseren Freunden und turnten über einen kleinen, ebenen Absatz und einen mannshohen, senkrechten Abbruch knapp rechts zu der Nordkante des Nachbarzackens auf diesen hinauf. 1 Uhr 32 Min. Ruf und Gegenruf klangen von Spitze zu Spitze, über denen der Nebel so dick lagerte, daß wir uns nicht früher zu Gesicht bekamen, als bis wir in der Scharte zusammenstießen. Vereint wurde dann der Abstieg angetreten, und um 2 Uhr 48 Min. saßen wir am sicheren Band am Fuße der Felsen, befriedigt und stolz, da wir dem widerspenstigen Gesellen trotzalledem die »Schneid abgekauft« hatten.

Die Freunde verließen mich hier, um nach Pra di Toro zu wandern. Mich aber zieht es hinauf zu den finsteren Zinnen des Castellato. Unter einem Felsdache geborgen, lasse ich einen Regenschauer an mir vorüberziehen, den die kohlschwarzen Wolken da droben ins Kar herniedergesendet; dumpf grollt der Donner aus dem Val meluzzo und fernes Wetterleuchten kündet, daß in den Pramaggiore-Bergen die Elemente toben. Ich denke an Umkehr. Doch nur einen Augenblick, denn im nächsten schon gibt ein Windstoß die Riesenflanke meines Bergs frei, verscheucht die trüben Wolkenschwaden aus meinem Kar und fegt von Spitze zu Spitze, bis die ganze Runde des Valle Cadin wieder blank vor mir steht. Und während die Donner im Osten verrollen und ein bunter Regenbogen die Türme des Colle alto umspannt, haste ich über den endlosen Schutt zur Scharte empor, die den Campanile vom Castellato scheidet.

Meine Gefährten haben mir nicht gerade Erbauliches von dem heiklen Quergange erzählt, der den Einstieg in die schwarze Kaminreihe des Bergs vermittelt. Sie sollten recht haben! Wieder hatte ich eine jener bösen Traversen vor mir, mit denen die Clautaner Gipfel sich gegen kecke Angriffsversuche zu wehren suchen. Wenn auch nicht so schlimm wie die Traverse an dem Torre Cridola, an der Cima à Sigaro oder am Campanile di Val Montanaia, erfordert die Bewältigung dieser schmalen Leiste doch kaltes Blut und eine gute Portion Schwindelfreiheit. Denn jäh schießen unter den Füßen die Wände zu den Trümmerfeldern des Valle Cadin. Des Rucksacks ledig, nur das Seil um den Leib geschlungen, schwinge ich mich aus der Scharte auf einen Vorbau, quere dann etwa 10 *m* längs der abdrängenden Wand nach rechts und klimme geradeaus empor über steile, gut geschichtete Stufen zu einem Querband, das nach links in den Riesenkamin des Castellato führt.

Pfui Teufel, sieht der aus! Von dem cyklopischen Block, der in seiner oberen Öffnung eingekeilt ist, schießt ein dicker Schwall lehmigen Wassers in den Schluf und durchnäßt mich armen Erdenwurm im Nu erbarmungslos. Daß die Überkletterung des auch im trockenen Zustande recht schwierigen Risses kein leichtes Stück Arbeit war, brauche ich nicht erst zu sagen. Aus dem unsauberen Kamin ging's in eine kurze Schotterschlucht, die sich nach links dreht; vor ihrem Ende nach rechts hinaus in die Fortsetzung des Riesenspalts und in diesem zwischen den schlüpfrigen Wänden in mühsamer Stemm- und Spreizarbeit hinter verklemmten, moosigen Blöcken hinaus auf ein in das Geschröf zur Rechten führendes Band. Und nun gab's ein tolles Jagen und Hasten zur Höhe, denn wieder schoben sich unbarmherzige Nebel von allen Seiten heran und verhüllten mir den Auslug zum Gipfel.

Gepriesen sei der Erfinder des Markierungsstreifens! Mehrere Dutzend legte ich an diesem Nachmittag auf die nassen Felsen, und nur ihnen hatte ich später in dem verwickelten Terrain einen glatten Abstieg zu verdanken. Ohne bedeutende Hindernisse kletterte ich nun nach links durch eine lange, schrofige Rinne zu steilen Stufen und dann über Schichtbänder und Klippen, schließlich auf Schutt im Zickzack auf das breite Haupt des Castellato (5 Uhr 15 Min.). Elektrische Spannung, die in den Lüften lag und sich in der dem Bergsteiger bekannten unheimlichen Weise äußerte, ließ mich dem höchsten Punkt sofort nach Abgabe meiner Karte Lebewohl sagen. Im Abstieg fand ich die Fragmente einer Kürbisflasche, wie sie die cadorinischen Hirten und Gemsjäger zu tragen pflegen. Santa erzählte uns später, daß er sie bei der ersten Ersteigung der Spitze beschädigt und weggeworfen hatte. Durchnäßt wie eine Wassermaus entrann ich dem unheimlichen Kamin und der Traversata, zog in der Forcella le corde (5 Uhr 55 Min.) eilends meine Bergschuhe an, warf den Rucksack über den Rücken, um dann, wie von Furien gejagt, dem nun mit aller Macht losbrechenden Hochgewitter zu entfliehen.

Erst tief unten in der Waldregion zügelte ich meinen Lauf und um 7 Uhr 40 Min. trat ich, die Nässe von meinen Kleidern schüttelnd, aus dem tropfenden Forst in die Lichtung von Pra di Toro hinaus. Die Gilde erwartete mich in feierlich gehobener Stimmung und Freund Viktor kam mir aus dem Zelte gravitätisch mit einem offenen Regenschirm eine Schwimmhose schwingend entgegen. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. So endete im Zeichen allseitiger, homerischer Heiterkeit meine abenteuerliche Bergfahrt auf den Castellato.

* * *

Der Castellato ist neben der Cridola, dem Duranno und der Cima dei Preti der populärste Gipfel der Karnischen Voralpen und wird als Berg der Sage in manchem cadorinischen Liede besungen. Gemsjäger sollen seine Spitze schon frühzeitig erstiegen haben. Doch dürfte sich dies wie bei so manchem andern Berge nicht bewahrheiten. Gewiß

ist es, daß die erste Besteigung des Castellato am 20. September 1902 von G. Feruglio und S. Petz mit G. B. de Santa ausgeführt wurde. Die Besteiger kamen aus dem Val Montanaia über die Casera Cadorin und stiegen durch die westliche der beiden vom Castellato herabziehenden Schluchten gegen das Massiv und durch den sich verengenden Steilriß vollends in die Forcella le Corde; von hier an der Nordseite traversierend durch ein bequemes Couloir auf die Westseite (?) in eine Scharte und von dort teilweise sehr schwierig durch einen Riß, später durch einen Kamin und schließlich sehr exponiert über die freie Wand auf die Spitze. Sie benötigten für diese Tour sechs Stunden.

Der von dieser Partie auf dem Castellato errichtete Steinmann war vermutlich durch Wind und Wetter vernichtet worden, denn als K. Berger und Jos. Hechenbleikner am 22. Juli 1903 den Gipfel von der Forcella le Corde auf dem vorstehend geschilderten Wege erklommen, fanden sie keine Spur menschlicher Anwesenheit, so daß die beiden Herren, in Unkenntnis der Besteigung durch die Italiener, vermeinten, eine Erstlingstour ausgeführt zu haben. Der Name »Geierspitze«, der von ihnen für den Gipfel vorgeschlagen wurde, wird sich wohl niemals einbürgern.

Als dritte sind Dr. Viktor Wolf von Glanvell, Titty Angerer, Dr. G. Freiherr von Saar und Felix König am 1. August auf dem Castellato gestanden. Auch von ihnen war der Anstieg über die Forcella le Corde und die Wand eingeschlagen worden.

Die erste Ersteigung des Castellato von Westen führten Dr. Günther Freiherr von Saar, Frl. Hannchen Capellmann und Dr. Felix König am 29. August 1906 aus; sie eröffneten damit die bequemste Route auf diesen prächtigen Gipfel. Vom Zeltlager in Pra di Toro aus gelangte die Gesellschaft in die Forcella Cadorin, von welcher aus durch eine steile Rinne zu einem Schartel, und über einen kurzen, plattigen Kamm zu einer zweiten Rinne emporgeklettert wurde, von deren Ende man rechtshin wieder zu einem Schartel stieg. Über ein Plattenband stieg man nach links hinauf zu einem Vorkopf, dann rechts zwischen zwei Zacken hindurch und jenseits etwa 25 *m* hinab in die Scharte, die den Vorbau mit dem Gipfelmassiv verbindet. Jenseits ging man über Schutt an die Wand und an deren Fuß nach rechts zu einer Ecke, weiter links durch einen gut gestuften Kamin empor zu einem Schartel, jenseits ein paar Meter hinab und nun über schuttbedeckte Schrofen zum höchsten Punkt des Castellato. Der Anstieg erforderte zwei Stunden von der Cadorin-Scharte.

Auch die abschreckende Nordwand des Castellato wurde im Vorjahre zum ersten Male durchklettert und zwar am 20. Juli durch Bernhard Trier mit dem Führer und Bewirtschafter der Vajolett Hütte G. B. Piaz. Nach einer Privatmitteilung Triers bietet die Begehung des Nordanstiegs ganz wesentliche Schwierigkeiten: Unterhalb der Forcella le Corde 11 Uhr 50 Min. Einstieg in die Felsen. Glatter, 30 *m* hoher, schwerer Riß, dann besser gestufter Fels, schräg rechts empor zu einem Loch, durch einen Riß auf einen Vorkopf, nach Passierung eines Schuttbands und einer 4 *m* hohen Platte zu einem Schuttplatz. Es gilt nun rechts die zwischen den beiden Gipfelerhebungen des Castellato emporführende Rinne zu erreichen. Rechts etwa 3 *m* senkrecht aufwärts, um die Ecke, auf schmalem Bande exponierter, sehr schwieriger Quergang bis zu einer freistehenden Platte. Hier Abseilen in die Hauptrinne. Äußerst schwierig über glatt gefegte Felsen etwa 30 *m* aufwärts in den kaminartigen Riß, der den Gipfel spaltet. Schwierig hinter eingeklemmten, wasserüberronnenen Blöcken durch ein Loch zur Kulmination (2 Uhr 45 Min.). Trier und Piaz querten im Abstiege zum westlichen Vorkopf und traversierten längs der Nordwand auf die Anstiegsroute zurück, die sie bei dem nördlichen Vorkopf wieder erreichten.

* * *

So unglaublich es erscheinen mag, auch die Nordostwand des Campanile Toro wurde schon bezwungen. Diese außergewöhnliche Kletterleistung gelang am 21. September 1906 ebenfalls dem vorerwähnten Fassaner Führer Piaz, der auf dieser Route Herrn B. Trier zur Spitze des Campanile geleitete. Die beiden stiegen um 10 Uhr 40 Min. von der Forcella Cadin in das Massiv ein, etwa einen Meter links von der Scharte. Sehr schwierig nach rechts über eine 25 *m* hohe Wand zum Beginn des Risses, der die Nordwand von links unten nach rechts oben durchzieht (hier 11 Uhr 55 Min.). Jetzt ganz außerordentlich schwierig durch den etwa 50 *m* hohen Riß, der sich oben zu einem überdachten Bande erweitert, bis man zur Scharte zwischen den beiden Gipfelzacken gelangt. B. Trier schildert in einem Privatbrief die Nordwand des Campanile Toro als die bei weitem schwierigste Kletterei, die er je unternommen. Gipfel 3 Uhr 45 Min. Da die zwei Bergsteiger über die Westroute zurückkehrten, vollführten sie auch die erste Überschreitung des Campanile zur Forcella le Corde. Im Juli 1907 wurde die Tour von den Herren Nieberl und Klammer führerlos wiederholt. Diese Herren bewerten die Schwierigkeiten des schiefen Risses etwas weniger hoch. (Privatmitteilung.)

Die Torokette

(G. v. S.) Wir verstehen darunter jenes von Südwest nach Nordost streichende Kammstück, welches von der Forcella Cadin bis zur Cima Toro, diese inbegriffen, reicht. Es umfaßt den P. 2424 Tav., die Forcella scura, den Doppelturm der Punta Pia, die Forcella Pia und die Cima Toro.[1]) Es handelt sich im wesentlichen um zwei größere Massive; das des P. 2424 und das der Cima Toro.

P. 2424 *m* Tav.: **Pala grande**

(G. v. S.) Dieses Massiv stellt die südliche Hälfte der Kette dar; es ist ein breiter, langgestreckter Rücken, der am südwestlichen und am nordöstlichen Ende von je einer Gruppe kleiner Ecktürme flankiert wird. Der höchste der südlichen Zacken wurde am 11. Juli 1897 von Erich König zum erstenmal von der Forcella Cadin (»Falkenscharte«) aus erstiegen (»Götterburg«). In Bezug auf die Topographie irrte sich Herr König, da er nicht die Cima Toro oder den Hauptgipfel des P. 2424 betrat, sondern nur eben den höchsten der südlichen Ecktürme. Die Bezeichnungen »Falkenscharte« und »Götterburg« schlage ich vor, trotz ihrer poetischen Form zu eliminieren und zwar aus denselben Gründen, aus denen wir seinerzeit uns gegen eine »A. A. K. Spitze« und eine »Geierspitze« ausgesprochen haben; ich verweise diesbezüglich auf Doméniggs Ausführungen in unserem vorjährigen Berichte.[2]) Den zweiten Besuch erhielt der Zacken am 26. August 1902 durch Dr. Fritz Kögel mit Führer Both. K. Berger und J. Hechenbleikner dürften bei ihrer Erstersteigung der Pala grande in Anbetracht seiner Unselbstständigkeit achtlos an ihm vorübergelaufen sein. Da er bei der Besteigung dieses schönen Bergs sozusagen am Wege liegt, so möge eine kurze Schilderung des Anstiegs von der Forcella Cadin, die auch wir am 26. August 1906 als dritte Partie ausführten, hier Platz finden.

Bei zweifelhaftem Wetter waren wir zu fünft von Pra di Toro erst um 1/29 Uhr aufgebrochen und hatten nach zweistündigem, ermüdendem Anstieg über den nachgiebigen Schutt der langen Geröllhalde die Höhe der Forcella Cadin (2150 *m* Aner.) erreicht.

Knapp unter der Scharte wandten wir uns links gegen die Felsen und stiegen in einem System brüchiger Rinnen in immer unangenehmer werdender Kletterei empor. Doménigg hatte sich klugerweise schon gleich unten nach rechts gewandt und war

[1]) Der Campanile Toro gehört noch der Castellatogruppe an.

[2]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1906, XXXVII, S. 384.

auf eigene Faust eine kaminartige Rinne emporgestiegen, die oben am unteren Rande einer steilen Schutterrasse ausläuft. Gemächlich stieg er diese hinan, während wir die Terrasse erst höher oben durch einige unangenehme Quergänge in südlicher Richtung erreichten. Oben einsetzende Wände drängen nach rechts, wo wir Carlettos unzweideutige Spuren fanden; er selbst war über eine niedere Wandstufe und einen tiefen, leichten Kamin vorangeeilt und erwartete uns schadenfroh auf dem Gipfel des höchsten Zackens, den ein kleiner Steinmann mit Königs und Kögels Karten ziert (eine Stunde). Von dem beabsichtigten und auf der gebänderten Nordflanke gewiß (in etwa einer Stunde) leicht auszuführenden Übergang zur Pala grande hielt uns ein heranziehendes Ungewitter ab, vor dem wir nach wenigen Minuten Aufenthalt schleunigst Reißaus nahmen. Auf Doménigs Route (im wesentlichen wohl identisch mit der E. Königs) eilten wir wieder hinab zur Forcella Cadin und ließen dort, notdürftig gedeckt, einen kurzen Regenschauer an uns vorüberziehen. Dann wandten wir uns, da es noch früh am Nachmittag war, dem Valle Cadin und anderen Zielen zu.

Wer kein Freund langer Schuttreterei und ekliger Kletterei in brüchigem Gestein ist, mache die Tour lieber in umgekehrter Richtung mit Überschreitung der Pala grande von Nordost nach Südwest (von der Forcella scura zur Forcella Cadin), wie es Piaz und Trier gelegentlich ihrer zweiten Ersteigung (und ersten Überschreitung) dieses Bergs ausführten.

Die Genannten stiegen am 27. Juli 1906, aus dem Valle Cadin kommend, in jener steilen Schneeschlucht empor, welche die Massive der Cima Toro und der Pala grande trennt und welche in der Forcella scura endigt (2½ Stunden). Hier benützten die beiden einen 35 *m* hohen, senkrechten, sehr schwierigen Riß in der plattigen Steilwand ober der Scharte, von dessen Ende ein breites Band nach Westen um den Sockel der nordöstlichen Ecktürme herum auf die Schrofen unter dem Kamm bringt; über diesen erreichten sie ohne weitere Schwierigkeiten den geräumigen Gipfel, 2424 *m*, dessen Steinmann die Karte K. Bergers und J. Hechenbleikners barg, die am 22. Juli 1903 die erste Ersteigung ausgeführt hatten (an welchem Tage sie schon die Ersteigung des Castellato und die erste Ersteigung des Campanile Toro durchgeführt hatten!). Der Abstieg auf der anderen Seite zur Forcella Cadin, den wir schon kennen, bot naturgemäß keinerlei Schwierigkeiten mehr.

Die Durchkletterung der zweifellos gangbaren Nordwestwand der Pala grande ist noch Problem, ebenso wie die Erreichung des Gipfels von Süden her aus dem Valle Cimoliana.

Punta Pia, 2387 *m* Tav. (wohl zu hoch gegriffen!, richtig ca. 2300 *m*!) und **Cima Toro**, 2355 *m*

(G. v. S.) Die beiden auf demselben Sockel fußenden Spitzen bilden die nördliche Hälfte der Torokette. Die Besteigung beider ist an einem Tage gut ausführbar. Ohne von der ersten Ersteigung durch Piaz und Trier Kenntnis zu haben, überschritten wir das Massiv beider Berge am 24. August 1906.

Zu viert (Doménigg, Dr. F. König, F. J. Gassner und ich) verließen wir unsere Zelte auf Pra di Toro, 1313 *m*, und gondelten gemütlich in das Valle Cadin und gegen die Forcella Cadin hinauf. Etwa in halber Höhe der Schutthalde bogen wir links ab und erreichten, durch eine nördliche Seitenschlucht das unterste Viertel der schon eingangs erwähnten Schneeschlucht, welche Punta Pia und Pala grande trennt, umgehend, diese selbst um 9 Uhr 15 Min. morgens. Eine Strecke weit stapften wir in mühselig getretenen Stufen hinan; mit dem Steilerwerden des Schnees wandten wir uns aber der rechten Randkluft zu und strebten auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege empor. Bald galt es, sich zwischen Fels und Firnwand aufwärts zu stemmen, bald mußten wir zwischen mächtigen Blöcken durchkriechen oder uns

durch enge, schlammige Spalten durchwinden; unser Äußeres gewann dadurch nicht gerade an Salonfähigkeit. Dann folgten glattgescheuerte, schlechtgeschichtete Platten und Steilstufen mit eingeklemmten Blöcken; kurzum, für Abwechslung war so reichlich gesorgt, daß wir recht gern die Erreichung der Scharte (ca. 2200 *m*) um 11 Uhr benützten, um ein paar Minuten zu rasten. Zur Rechten grinst der schmale, 35 *m* hohe Riß, den Piaz und Trier gelegentlich ihres eingangs erwähnten Aufstiegs auf die Pala grande benützten; zweifelnd blickten wir an ihm empor und bewunderten nachträglich noch die Kühnheit der beiden, die sich hier ihren Weg erzwungen hatten. Auf der anderen Seite hängen brüchige Wandpartien herein, hinter denen die Cima Toro versteckt sein muß; gerade hinab dringt der Blick an lotrechten Abstürzen vorüber zu den saftig grünen Wiesen und Wäldern des Valle Cimoliana und weckt Erinnerungen an frühere Tage.

Der einzige pratikable Weiterweg scheint uns durch ein schmales Band gegeben zu sein, das balustradenartig in luftiger Ausgesetztheit auf der Montanaiaseite um die nächsten Wandpfeiler herumzieht. Hier fühlen wir uns veranlaßt, das Seil zu nehmen, und beginnen, vorsichtig das lockere Geschiebe betretend, unseren Weg. Um mehrere Ecken und Einschnitte schwindeln wir uns auf dem ungemütlichen Terrain herum. Hinter dem letzten taucht die Südseite der Cima Toro auf, von uns durch eine mächtige, wilde Schlucht getrennt, an deren westlicher Begrenzungswand wir uns bewegen. Endlich ermöglichen einige brüchige Kamine und Wandstufen ein Emporklettern zur Linken; nach wenigen Seillängen erreichen wir eine Art Rücken, der ein gutes Weiterkommen verspricht. Ein schöner, ebener Platz auf demselben lädt uns zur Frühstücksrast ein (11 Uhr 50 Min. bis 12 Uhr 30 Min.). Wir befinden uns hier beiläufig in gleicher Höhe mit dem Umgehungsband der Cima Toro auf der anderen Schluchtseite. Uns gegenüber ragen die noch unerstiegenen, nordöstlichen Ecktürme der Pala grande in den blauen Himmel, während die Forcella scura, der wir soeben entstiegen, in feierlichem Dunkel gerade unter uns liegt.

Der Weiterweg macht uns wenig Sorge. Hinter einer mächtigen Felsplatte versteckt zieht ein schöner Kamin in lauschigem Dämmerlicht empor. Oben geht es wieder in voller Sonne über guten, festen Fels nach links zum Fuße des Gipfelturms der Punta Pia. Ein paar senkrechte Kamine bringen uns linkerhand auf ein schmales Schärtchen im jäh sich auftürmenden, schneidigen Westgrat unseres Bergs. Der schmalen Schneide folgend, geht es in idealer Kletterei Stufe um Stufe hinan. Der Tiefblick zur Linken, wo die Wand spiegelglatt zur Forcella Pia niedersinkt, ist wirklich faszinierend. Noch macht der letzte Absatz unter dem Gipfel einige schwache Versuche, uns aufzuhalten; aber er vermag es nicht lange; bald taucht der erste triumphierend auf dem Gipfel auf (1 Uhr 45 Min.). »O je, ein Steinmann!« ist das erste, was man hört. Das ist schon die zweite Enttäuschung im heurigen Sommer. Piaz und Trier, denen wir auch die erste Enttäuschung auf dem Campanile Olga verdankten, hatten wenige Wochen vorher die Erstersteigung ausgeführt und zwar »von der Cima Toro her«. Damit war uns wenigstens eine neue Abstiegsmöglichkeit gegeben, die auszunützen wir einstimmig beschlossen.

Ominöse dunkle Wolken veranlaßten uns leider früher aufzubrechen, als uns lieb war (2 Uhr). In tunlichster Eile ging's den schmalen Grat hinab bis in das vorerwähnte Schärtchen. Hier wurde die Sache ernst. Der Abstieg zum Engpaß zwischen unserem Turm und seinem nördlichen, niedrigeren Trabanten sah recht wenig vertrauenerweckend aus. König kletterte noch 10 *m* hinab und schlug auf einer kleinen Plattform einen soliden Mauerhaken ein. Dann machte sich Carletto gut versichert an den heiklen Abstieg. Die noch 15 *m* hohe, 70—80° geneigte plattige Wand zeigte zunächst nur einen flachen Einriß, der unten frei auslief. Hier galt es ein paar Meter gegen die Einschartung hin zu traversieren und dann von einer



Nach der Natur gezeichnet von E. T. Compton. *Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.*

Monfalcone di Forni von Südwesten.



überhängenden Wandstufe vollends hinabzuklettern. Griffe und Tritte sind durchweg sehr klein, wenn auch fest, so daß die Stelle ganz bedeutende Ausdauer und Fingerkraft erfordert. Von der Scharte aus sieht die Kletterei einfach tollkühn aus und stellt dem Erstersteiger gewiß ein glänzendes Zeugnis aus. Zwei Stunden mochten seit Verlassen des Gipfels vergangen sein, bis wir — König sich abseilend — vereint unten standen. Von hier zieht auf der Seite gegen die Cima Toro eine steile Depression hinab, in welche am nördlichen Randl ein schmaler Riß eingekerbt ist. In diesem geht der weitere Abstieg glatt vor sich. Erst unten bereitet die Überwindung der überhängenden Felsstufe, mit der die Depression endigt, einige Schwierigkeiten; dem Letzten erleichtern wir den Abstieg durch menschlichen Steigbaum. Wenige Minuten später stehen wir in der Scharte zwischen Punta Pia und Cima Toro, der Forcella Pia (ca. 2250 *m*, 5 Uhr 15 Min. abends). Von hier aus wäre der Gipfel der Cima Toro ohne wesentliche Schwierigkeiten in kurzer Zeit erreichbar. Doch die Zeit drängt. Schnell schlüpfen wir in die schweren Genagelten und rollen das Seil ein. Es gilt das markante Umgehungsband in der Südwand der Cima Toro zu gewinnen, das — gleich hoch mit unserem Standpunkt — wegen ungangbarer Wandpartien direkt nicht erreichbar ist. Darum steigen wir in der südöstlich absinkenden Schlucht ca. 50 *m* ab und klettern dann linksgewandt über einen gut gestuften, ebenso hohen Wandgürtel hinauf zum Band, das wir gerade an der Einstiegsstelle in die Gipfelwand erreichen (ca. 6 Uhr abends).

Gemächlich wandeln wir hier entlang. Die Abendsonne ist hinter dem Doppelturm der Punta Pia hinabgesunken, die nun pechschwarz wie eine gotische Kathedrale in den funkelnden Abendhimmel starrt. Noch ein Blick zurück, wo das flammende Licht den nächtlichen Schatten weicht; dann biegen wir auf die Ostseite hinüber und stehen eine halbe Stunde später am Fuße des Campanile im Val Montanaia. Grau und düster reckt sich der riesige Obelisk im Dämmerlicht empor; nun wenden wir uns der Forcella Montanaia zu, deren Schuttschinder die letzte Anstiegsleistung des heutigen Tags erfordert. Im Mondenschein fahren wir jenseits in ebensoviel Minuten auf dem gleitenden Schutt zu Tal, als man Viertelstunden für den Aufstieg benötigt. Die schmalen Krummholzgassen sind uns wohl bekannt; erst unten im Waldesdunkel gibt es ein widriges Gestolper, bis wir um 1/29 Uhr nachts auf der silbern erleuchteten Torowiese und bei unseren Zelten anlangen. Dort hat unsere Küchenchefin schon für unser leibliches Wohl vorgesorgt, so daß wir eine halbe Stunde später in unseren Schlafsäcken stecken und schnarchen.

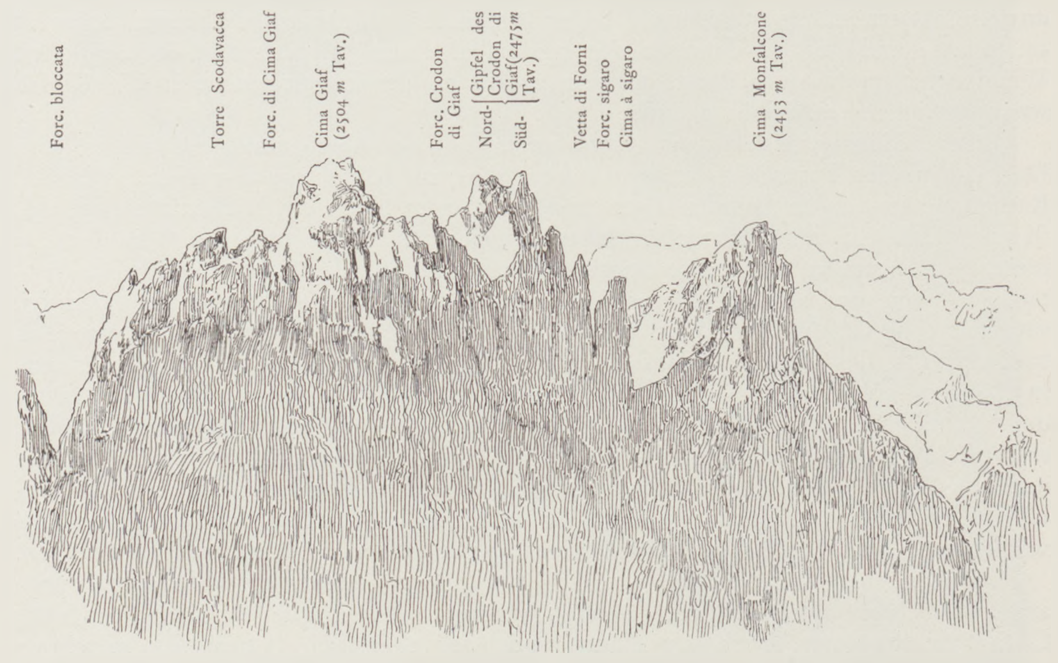
Piaz und Trier hatten die Tour in etwas anderer Art durchgeführt. Sie waren am 25. Juli 1906 von der Forcella scura nordwestlich (also auf der Seite des Valle Cadin) durch einen brüchigen Kamin und über ebensolche Felspartien zu einem breiten Schichtband emporgestiegen, auf dem sie den Doppelturm der Punta Pia an seinem Sockel westlich umgingen und zur Forcella Pia gelangten. Nach Überkletterung mehrerer Gratzacken und Vorgipfel gelangten sie ohne nennenswerte Schwierigkeiten auf den Gipfel der Cima Toro, 1 1/2 Stunden nach Verlassen der Forcella scura. Es war die vierte Ersteigung, zugleich die erste von Südwesten. Sie stiegen auf gleichem Weg zur Forcella Pia zurück und erreichten in schwieriger Kletterei den Gipfel der Punta Pia auf dem von uns wenig später im Abstieg begangenen und oben beschriebenen Weg. Die Wand, über die sich König als letzter abseilte, ist im Aufstieg sehr schwierig. In der kurzen Zeit von nur einer Stunde hatten die beiden den Übergang vom Gipfel der Cima Toro zu dem der Punta Pia ausgeführt; gewiß eine sehr schöne Leistung. Den Abstieg nahmen sie südwestlich durch Kamine zum breiten Schuttband (eine Viertelstunde) und gelangten auf dem Anstiegsweg wieder in das Valle Cadin (zwei Stunden). Die Überschreitung der Punta Pia gehört, in dieser oder jener Richtung ausgeführt, zu den schönsten Klettertouren, die man in den

Karnischen Voralpen ausführen kann, erfordert aber Orientierungssinn und gute Technik. Am empfehlenswertesten dürfte es sein, die Besteigung von der Cima Toro aus »mitzunehmen«. Auf der Forcella Pia hat man die Wahl, in welcher Richtung man die Ersteigung oder Überschreitung ausführen will. Das von Piaz und Trier gefundene breite Schuttband ermöglicht in jedem Fall eine leichte Rückkehr zur Forcella Pia. Wer einen Übergang von Pra di Toro nach Meluzzo beabsichtigt, mag gleich uns das ganze Massiv überschreiten.

Die Cima Toro haben wir bereits in der »Zeitschrift« des Jahrs 1905, S. 390 und 391, behandelt; dortselbst sind die Daten über die Literatur und die zwei ersten Ersteigungen des Gipfels zu finden.

Die Gruppe der Monfalconi di Forni

(G. v. S.) Diese isolierte Gruppe, die wie ein Keil zwischen die zwei mächtigen Gebirgsstöcke der Cridola im Norden und des Monfalcone di Montanaia im Süden einge-



Die Fornigruppe (von der Cima d'Arade gesehen).

lagert ist, repräsentiert in typischer Weise den Gebirgscharakter der Karnischen Voralpen. Von ferne gesehen, zeigt sie sich als anscheinend einheitlicher, von Westen nach Osten streichender Kamm; in der Nähe aber löst sich der Kamm auf in eine Anzahl von kleinen und großen Einzelerhebungen, die durch tiefe Einschartungen und steile Wandfluchten ihre Selbständigkeit wahren. Neben den dominierenden Gipfeln, die — schon aus weiter Ferne kenntlich — hoch in die blaue Luft ragen, recken sich noch eine ganze Menge niedrigerer Ableger und Trabanten zur Höhe, so daß die Topographie dieser Gruppe, wie schon Steinitzer angibt, eine recht verwickelte wird. Bis jetzt sind kaum die Hauptgipfel auf je einer Route erstiegen, noch ist keine Überschreitung ausgeführt und wohl ein halbes Dutzend unerstiegener Trabanten vom Typus der Vajolettürme harrt noch der Ersteiger. Wer neue Wege wandeln und unerstiegene Spitzen meistern will, findet hier noch reiche Ausbeute.

Den Beschreibungen Steinitzers und Agostinis möchten wir noch folgende Angaben hinzufügen: Durch die tiefe Einsattlung der Forcella da lis busis wird die Gruppe in zwei Hälften geschieden: eine westliche, die jäh und unvermittelt aus dem Valle Toro emporsteigt und als mächtige Mauer ostwärts ziehend in prallen Wänden nordwärts zur Forcella Scodavacca, südwärts zur Forcella Monfalcone niedersetzt; und eine östliche, die in viel zahmerem Verlauf südöstlich sich wendend bei der Cima Orticello endigt. Man könnte die beiden Hälften passend als Fornigruppe (im engeren Sinne) und Orticellogruppe auseinanderhalten. Da uns in letzterer Gruppe zu wenig persönliche Erfahrungen zu Gebote stehen, soll hier nur die Fornigruppe abgehandelt werden.

Wie schon erwähnt, stürzt der Kamm nach Süden mit einer kaum unterbrochenen, wild zerrissenen Steilwand an 400 *m* tief gegen das Val d'Arade ab; hier wäre sicher noch manches schöne Problem zu lösen. Viel komplizierter gestaltet sich die Nordseite. Was von der Forcella Scodavacca als Nordwand imponiert, gehört einem anscheinend noch unerstiegenen nördlichen Vasallen an, der durch eine schmale und tiefe Scharte (Forca alta di Scodavacca des Agostini?) vom Hauptmassiv abgelöst ist; ich möchte vorschlagen, ihn Cima Scodavacca zu nennen. Östlich davon erheben sich einige kühn geformte Türme, die ohne ihre erdrückende Nachbarschaft gewiß schon jugendliche Stürmer angelockt hätten. In gleicher Weise stehen am westlichen Ende mindestens noch zwei unerstiegene Türme; vielleicht genügt dieser Hinweis, sie dem Lose des Vergessenwerdens zu entreißen. Wir wollen die einzelnen Berge in der Richtung von West nach Ost besprechen.

Torre Scodavacca (2350 *m* Aner., erste Ersteigung)

(G. v. S.) Das mystische Dunkel, das in der Literatur über den westlichen Teil der Fornigruppe herrscht, veranlaßte uns, hier eine Rekognoszierungstour zu unternehmen. Wir gedachten, die Cima Giaf (2504 *m* Tav.) von Westen her zu erreichen, den Übergang zum Crodon di Giaf und zur Vetta di Forni zu machen und auf einem schon drei Jahre vorher von uns gefundenen Weg den Abstieg zur Forcella sigaro, beziehungsweise zur Forcella Monfalcone zu nehmen. Wenn wir von diesem schönen theoretischen Programm auch nicht einmal den allerersten Teil in die Praxis umsetzen konnten, so brachte uns diese Bergfahrt doch reichen Gewinn nicht nur durch die schöne Kletterei, die sie uns bot, sondern auch durch den instruktiven Einblick in den nördlichen und westlichen Teil der Gruppe, den wir durch sie erhielten. Aus diesem Grunde mag deren Schilderung hier ihren Platz finden.

Es war recht spät am Morgen des 26. August 1906, als wir — noch schlaftrunken — aus unseren Zelten krochen. Die Anstrengungen der verflossenen Tage lagen uns noch etwas in den Gliedern. Eigentlich sollte heute Rasttag sein; da wir aber nicht wußten, wie lange das schöne Wetter noch anhalten würde, beschlossen wir, mehr pflichtbewußt als freudig, uns dem Aufklärungsdienst zu opfern. Erst um 10 Uhr marschierten Doménigg, König und ich faul über die sonnige Wiese. Im Waldesschatten ging's noch; höher oben aber in der Region des Krummholzes gab es eine arge Schimpferei über die »ewige Sonne«, die uns nötigte, Tag für Tag Schinder zu bekrabbeln, durch Krummholz zu kriechen und an steilen Felswänden unser Glück zu versuchen; so undankbar kann der Mensch werden. In den Wiesenmulden unter der Forcella Scodavacca lagerten wir von 3/4 12 Uhr bis 1/4 1 Uhr und blickten so sehnsüchtig hinauf zu den hohen Gipfeln, daß es sogar diese Steine hätte erbarmen können. Aber es half alles nicht. Wir mußten uns doch bequemen, die mächtige Schutthalde hinaufzustampfen, welche zu einer anscheinend leicht erreichbaren Scharte im westlichen Teil des Fornikamms gerade uns gegenüber hinaufführt. In halber Höhe der Schutthalde schiebt sich links coulissenartig ein mächtiger,

breiter Felspfeiler vor, der mit breiter, plattiger Nordwand zur Forcella Scodavacca niedersetzt; er verdeckt dadurch die wirkliche Nordflanke der Fornigipfel, von denen er durch eine tiefe Scharte getrennt ist. Wir vermuten, daß dies die Forcella alta di Scodavacca des Agostini ist. Der mächtige Felspfeiler selbst — die Cima Scodavacca — ist anscheinend noch unerstiegen.

Über Schnee- und Eisreste nahten wir einem engen und tiefen Kamin, der zur Scharte hinaufzieht. Hier begann schon ganz artige Arbeit. Hinter dem ersten Block im feuchten Grunde durchschlüpfend, fanden wir am zweiten Block ein unerwartetes Hindernis; doch nicht lange. Als der Erste Kletterschuhe anlegte und auf ein schmales, abschüssiges Gesimse zur Linken hinausspreizte, um dann rasch unseren Blicken zu ent-



Abschluß des Val d'Arade.

schwinden, wußten wir schon, daß die Scharte unser war. Um 1 Uhr errichten wir einen Steinmann auf ihrem bisher noch unbetretenen Grunde (Forcella bloccata, 2220 *m* Aner). Eine Viertelstunde später geht's mit Seil und Kletterschuhen wieder weiter. Es gilt, einen engen Kamin zu erreichen, der erst 20 *m* ober uns im Gemäuer beginnt. Von einem leicht erreichbaren Köpfel weg klimmen wir an steiler, bauchiger Wand im Zickzack empor zu einem handbreiten Riß, der, schräg nach links ansteigend, eine willkommene Handhabe zur Querung der steilen Platten bietet und uns glücklich in den Kamin hineinleitet. In diesem gelangen wir bald zu einem guten Versicherungssitz auf einer Rippe. Der Kamin geht von hier ab nach links in ein Band über, das unter mächtigen, gelben Überhängen endigt. Hier führt uns ein langer, schöner Quergang schräg nach rechts hinauf über steile, dachziegelartig geschichtete Plattentafeln zu einer Schrofenrinne. Diese bringt uns zu einem kleinen Schuttfleck unter steiler Felswand. Ein Blick hinüber in die Südseite unseres Bergs erweist uns deren völlige Hoffnungslosigkeit. Darum wenden wir uns unter

der Felswand nach links zu einem Winkel, aus dem mehrere senkrechte Kamine zu einem Schartel emporziehen. König überwindet in schwerer Kletterei den am weitesten links gelegenen. Die Wandstufe ober dem Schartel mittels menschlichen Steigbaums zu nehmen, erscheint uns zu mühsam. Statt dessen zwängen wir uns lieber in einen sehr engen, mehrere Meter tiefen Riß, etwas rechts unter der Scharte, der sich bald rechtwinklig nach links dreht und ober dem erwähnten Absatz ausläuft. Auch hier scheint eine weit vorklaffende Wandstufe unser Vordringen hemmen zu wollen. Doch eine mannshohe, isolierte Felssäule bringt uns Hilfe; von ihrer Spitze weg spreizen wir auf die Wand hinüber und klettern in prächtigem Fels in bald abnehmender Schwierigkeit empor. Von zwei vor uns aufragenden Zacken wenden wir uns dem linksgelegenen, höheren zu und stehen — pardon, sitzen rittlings — um 4 Uhr auf seiner schmalen, peinlich scharfen Schneide.

Hier bekommt die Gegend ein anderes Gesicht; ein weiteres Vordringen ist anscheinend ausgeschlossen. Vor uns gähnt eine tiefe Scharte, während jenseits in wahrscheinlich ungangbarer Steilheit ein wilder, uns überragender Turm sich aufbaut, hinter dem noch ein ähnlicher versteckt zu sein scheint. Hinter diesem erscheint zum Greifen nahe und doch unerreichbar das mächtige Massiv der Cima Giaf, 2504 *m*.

Etwas verdutzt sehen wir uns an; das hatten wir allerdings nicht erwartet. Zum Versuchen und Rekognoszieren ist keine Zeit mehr; im Gegenteil, wir müssen uns sputen, wollen wir bei der Schwierigkeit der Kletterei noch bei Tageslicht aus den Felsen kommen.

Mit Mühe schichten wir auf der luftigen Spitze einige Steine aufeinander und hinterlegen unsere Daten mit der traurigen Gewißheit, nur den westlichen Eckpunkt des mittleren Hauptstücks der Fornigruppe erreicht zu haben.

In tunlichster Eile bewerkstelligen wir dann unseren Rückzug. Erheiternd ist der Abstieg auf die Spitze des mannshohen Felszackens. Im engen, tiefen Riß will uns einer beinahe stecken bleiben; mit vereinten Kräften befreien wir das Opfer des dicken Rucksacks aus seiner drangvollen Lage. Als wir über die steilen Platten queren, zieht schon die Nacht heran. Wie in einen unergründlichen Höllentrichter blicken wir in die Schartentiefe hinab; um 1/27 Uhr abends stehen wir unten und 10 Min. später rasseln wir über die Schutthalde den Mulden unter der Forcella Scodavacca zu. Im Krummholz verlaufen wir uns noch zweimal und um den Freudenbecher voll zu machen, auch noch einmal ganz unten am Bach. Erst um 1/29 Uhr nachts treten wir wohlbehalten in den Feuerschein unseres Zeltlagers.

Westlich der Forcella bloccata erheben sich noch zwei unerstiegene Türme, deren einer von der Scharte gewiß erreichbar ist. Die Überschreitung des ganzen Fornikamms von Westen nach Osten müßte eine herrliche, erstklassige Tour sein, die ohne Lokalkenntnis einiger Detailstrecken allerdings kaum ausführbar sein dürfte. Fraglich darin ist das Stück vom Torre Scodavacca bis zur Cima Giaf; hier dürfte an außergewöhnlichen Schwierigkeiten kein Mangel herrschen.

Die Cima Giaf (Agostini, 2504 *m* Tav., Cima Monfalcone di Forni Steinitzers)

(G. v. S.) Die regelmäßige Pyramide dieses dominierenden Gipfels der Fornigruppe ist von allen Nachbargruppen deutlich zu sehen. Der Berg ist bisher dreimal, und zwar stets von Norden her bestiegen worden.

Über die erste Besteigung durch Lothar Patera am 12. August 1900 ist nichts Näheres bekannt geworden. Genauere Beschreibungen verdanken wir Dr. Oskar Schuster, der mit den Herren Dr. Bröckelmann, Gerbing und Engelhardt die zweite Besteigung am 15. Juli 1901 vollführte, und Leonida d'Agostini, der mit Dr. Guido Coppadoro, unter Führung G. B. de Santas an der dritten Ersteigung des stolzen Gipfels teilnahm. Ihren fast identischen Ausführungen entnehme ich folgendes:

Knapp westlich unter der Paßhöhe der Forcella Scodavacca steigt man südöstlich über Geröll, später östlich durch eine lange Schneerinne zu einer Scharte hinan, welche einen markanten Felszacken (Cima Scodavacca) vom Gipfelmassiv trennt (Forca alta di Scodavacca des Agostini? — Eine Stunde).

Nach Überkletterung eines südlich von der Scharte aufragenden kleinen Kopfs wird von einem Schärtchen östlich in eine Schuttrinne abgestiegen. Aus dieser quert man einige Meter tiefer um eine Felsecke herum und klettert an der rechten Begrenzung einer breiten, ins Tagliamentotal absinkenden Schneerinne solange empor, bis man sie höher oben bei ihrer Einmündung in einen Geröllkessel überschreiten kann. Aus dem Kessel steigt man über Schrofen in westlicher Richtung zu einer Scharte empor, von der aus eine Art Band die Nordwand des Gipfels umzieht (eine Stunde). Hier quert man weiter nach Westen zu einer verborgenen, tief in die Nordwand eingeschnittenen Rinne, die, oben enger werdend, durch einen Block gesperrt wird. Die Überkletterung derselben bildet das einzige, wirklich schwere Stück der Tour. Danach kommt man auf eine Scharte westlich vom Westgipfel und dann ohne Schwierigkeiten auf diesen (eine halbe Stunde). Der Ostgipfel des Bergs soll um einige Meter höher und unbetreten sein; eine Verwechslung mit dem nahen Crodon di Giaf ist jedoch möglich und uns sehr wahrscheinlich.

Die Erreichung des Gipfels von Westen und Osten über den Kamm sowie über seine mächtige Südwand sind noch Probleme, deren Lösung an den Berg-Instinkt der Kletterer nicht geringe Anforderungen stellen wird; die aufgewandte Mühe dürfte allerdings auch reichlich durch schöne Kletterei und prächtige Felsszenerien belohnt werden.

Bezüglich der Nomenklatur schließe ich mich Agostinis Bezeichnung »Cima Giaf« an, da Steinitzers Name »Cima Monfalcone di Forni« bereits für den östlich gelegenen P. 2453 Tav. teilweise vergeben ist (Cima Monfalcone), so daß eine Verwechslung zu leicht statthaben kann; zudem sind Namen mit Monfalcone in den Clautanischen Voralpen sowieso schon genug vorhanden.

Der Crodon di Giaf (Agostini, = Cima di Forni nach Steinitzer, 2475 *m* Tav.), zweite Ersteigung, erste Ersteigung von Osten her, — **Vetta di Forni** — und **Cima à sigaro** (Agostini, erste Ersteigung)

(G. v. S.) In großer Gesellschaft rückten wir am 6. August 1902 von Pra di Toro aus (6 Uhr früh). Die ganze damals versammelte »Gilde zum groben Kletterschuh« war auf den Beinen (Wolf Glanvell, Frl. T. Angerer, K. Domenigg, F. König und der Verfasser). Durch schlechte Witze und Ulk mancherlei Art vertrieben wir uns die lange Zeit des ermüdenden Anstiegs zur Forcella Monfalcone, 2250 *m*. Interessant wird der Pfad erst in den Schnee- und Geröllmulden des Val d'Arade. Zur Rechten erheben sich die steilen Nordwände der Monfalcon di Montanaia-Berge, während zur Linken die pralle Südwand des Fornikamms immer wieder den Blick auf sich lenkt und zur Lösung von Problemen reizt. So kommen wir fast unmerklich zur Forcella Monfalcone und sehen uns vor die Entscheidung gestellt: wohin nun?

Ausgezogen waren wir, um der Cima à sigaro unsere Reverenz zu machen, die uns ihres Namens wegen nicht geringes Interesse eingeflößt hatte. Nun hielten wir Umschau, wo dieser Gipfel eigentlich stünde? Wir brauchten nicht lange auszulugen; da stand schon der kühne Geselle lässig angelehnt an den mächtigen Ostabsturz der Fornihauptgipfel; der Name ist so gut gewählt, daß eine Verwechslung nicht zu befürchten ist.

Am Fuß der Felsen deponierten wir einen Teil unseres Gepäcks. Dann wandten wir uns jener Schlucht zu (10 Uhr), welche zwischen unserem Gipfel und dem Ostabsturz der Forni hinanzieht. Wolf und Frl. Angerer verließen sie bald, um links-

gewandt die steile Wand in der Richtung gegen eine undeutliche Depression zu in Angriff zu nehmen. Und auch wir andern bogen wenig später links ab, um in einer steilen und engen, von großen Blöcken mehrfach gesperrten Rinne in gleicher Richtung emporzuturnen. Die Rinne endigt auf einer Rippe; jenseits galt es an überhängendem Fels ein paar Meter hinabzusteigen, um in jene breite Depression zu gelangen, die Wolf schon tiefer unten betreten hatte. Vereint klommen wir nun bequem vollends bis in die schmale Scharte empor, welche die Cima à sigaro von den Fornigipfeln trennt (Forcella sigaro). Jäh türmen sich zu beiden Seiten die Felsmauern in die Höhe. Nur zwei Meter breit und einige Meter lang ist der schmale, düstere Raum, dessen Boden aus übereinandergewürfelten und untereinander verkeilten Blöcken besteht; nur ein schmaler Ausschnitt der Cridolagruppe wird jenseits sichtbar. Tritt man hart an den Rand vor, dann wird die spiegelglatte Nordwand unseres Turms sichtbar, die sich, jede Hoffnung abweisend, in düstere Tiefen verliert. Hier rasteten wir 10 Min., um uns für den kommenden Strauß zu stärken.

Zunächst galt es, ein charakteristisches, schmales Band zu gewinnen, welches etwa 10 *m* ober der Scharte horizontal um die West- und die Südseite der »Zigarre« herumläuft. Wir nannten es scherzweise die »Krawatte«. Da der Fels zur Scharte überhängt, packte Wolf etwa 10 *m* tiefer an, am Westrand der Südwand, wo ein offener, zweimal überhängender, plattiger Kamin schwierig auf das fast unterbrochene Band brachte. Während Wolf die Westseite inspizierte, querte ich sehr exponiert, das Band als Griff benützend, nach rechts, wo mich seine Fortsetzung durch einen kurzen Kamin auf ein Köpfel brachte. Von hier erschien die Erreichung der Spitze gesichert; die Gefährten folgten, erfreut über die günstige Nachricht. Auf dem Köpfel trennten wir uns wieder; Wolf—Angerer kletterten schräg linkshin und strebten über die steile, einmal stark überhängende Südwand zum Gipfel, während wir andern direkt zu einem Schartel im scharfen Ostgrat emporturnten und jenseits (auf der Nordseite), knapp unter der Schneide, über leichte, aber brüchige und sehr exponierte Schrofen den Gipfel gleichzeitig mit jenen gewannen — fast 1¹/₂ Stunden seit Verlassen der Forcella sigaro; zwei gute Geher könnten die Zeit leicht auf ein Drittel der angegebenen kürzen.

Es war ein schöner, klarer Sommertag, an dem wir mit der Gipfelrast nicht zu knausern brauchten; nach pflichtgemäßer Erbauung eines mächtigen Steinmanns ließen wir es uns herrlich wohl sein auf dem schmalen Gipfel der einsamen Zinne. Jeder hatte sich zwischen großen Blöcken ein bequemes Lager zurechtgemacht. Selig verzehrten wir unsern Proviant und lugten dabei hinaus in die sonnige Welt, die vor und unter uns lag. Mir gegenüber lag der Ostabsturz der Forni; ich brauchte nur bisweilen die Augen aufzumachen, um den ganzen Aufbau zu studieren. Eine steile, oben gedoppelte Kaminreihe zog durch die steile Wandflucht empor und endigte auf der Höhe des Südostgrats, der turmgeziert in kühnem Bogen zum Gipfel hinanzog. Das war eine Route in schönem Stil, mit der ich mich im stillen immer mehr befreundete. Von unserem Gipfel zog eine tiefe Kaminreihe in mehreren Absätzen über die Westkante direkt gegen die Forcella sigaro hinab. Soweit ich sehen konnte, war sie gangbar; doch heute, in so großer Gesellschaft, konnte man der Steingefahr wegen diesen Abstieg nicht wagen.

Nach dreiviertelstündiger Gipfelrast kehrten wir auf dem Wege unseres Anstiegs wieder zur Scharte zurück. Während Wolf—Angerer—König den weiteren Abstieg antraten, beschlossen Doménigg und ich, unseren Tatendrang an dem nächsten Gipfel des Fornistocks zu kühlen. Mit Seil und Kletterschuhen bewehrt, griffen wir um 3 Uhr nachmittags die rekognoszierte Kaminreihe an. Das war ein prächtiges Klettern in steilem, plattigem Fels. Bald tief drin zwischen plattigen Tafeln hinaufstemmend, bald außen in exponierter Stellung keck emporspreizend, brachten wir Absatz um

Absatz rasch hinter uns. Bald tauchte der Erste im Sonnenlicht der Grathöhe auf. Doch was war das? Wie durch Zauberspuk war der ganz nahe vermutete Gipfel plötzlich in weite Ferne gerückt. Der stark zersägte Grat machte einen Viertelbogen nach Nord und endigte in einer Scharte, von der die Ostwand des Gipfels steil und düster noch hoch emporragte. Das hatten wir nicht erwartet. Die Überkletterung des ganzen zersägten Grats hätte uns zuviel aufgehalten; dazu war es zu spät am Tag. Nun galt es, mit List Zeit zu sparen. Auf der Südwestseite des Grats stiegen wir über eine kleine Terrasse in eine Steilschlucht hinab, die, abwärts führend, sehr bald über furchtbaren Abstürzen endigte. Kurz vorher packten wir rechts die Wand an und querten, einer undeutlich markierten Schichtung folgend, über steile, glatte Platten, stellenweise schwierig, einige Seillängen nach links, bis wir eine Rinne erreichten, die zur vorerwähnten, letzten Scharte vor dem Gipfelaufbau hinaufführte.

Da wir keine Mauerhaken und Seilringe mit uns führten, trugen wir Bedenken, die Ostwand des Gipfels direkt zu forcieren und sahen uns nach einem anderen Ausweg um. Wenige Schritte absteigend, kletterten wir über niedere Schrofenabsätze links hinaus in die gewaltige Südwand des Bergs, durch die eine schöne Rampe schräg nach links hinaufführte. Sie endigte auf einem kleinen Schuttfleck, ober dem ein mächtiger, quadratischer Block den Weiterweg zu versperren schien. Allein, schon spreizte der Erste unter dem Block empor, tastete sich neben seiner unteren, vorspringenden Kante herum und schwang sich an seiner rechten Seitenwand in die Höhe; einen Moment sah man nur ein paar strampelnde Beine, dann verschwand der Erste über dem Block. Gleich darauf vermeldete sein freudiger Zuruf freies Gelände. Ebenso rasch folgte der Zweite nach. Hastigen Schritts eilten wir dann über eine geneigte Schutterrasse dem südlichen der beiden Gipfeltürme zu. Als glatter, gelber Zahn stieg er keck in die Luft, anscheinend nirgends leicht angreifbar. Durch das Gelingen unserer bisherigen Manöver ermutigt, wandten wir uns einem tiefklaffenden Spalt zu, der die sonnenüberflutete Westflanke durchfurchte. Im Nu waren wir davor. Ein schräger Kamin brachte uns rechtshin an den Fuß des Spalts; stemmend und schiebend keuchten wir drin empor. Oben mußte man hinausspreizen und an glatter Platte mit kleinen Haltepunkten nach links in einen senkrechten, seichten Parallelriß hinüberqueren, der durch aufeinandergewürfelte Blöcke gebildet ward. Behutsam wie auf Eierschalen tänzelte der Erste hinauf. Wenige Minuten später war der Gipfel unser. Ein kleiner Steinmann stand oben; vergebens spähten wir nach Karten. Die hatte wohl schon der Sturm in die Tiefe hinabgewirbelt. Von uns durch eine jähe Scharte getrennt, überragte uns noch um einige Meter der nördliche Gipfelturm; auch den mußten wir noch haben.

Ein paar Schritte vorwärts brachten uns zur scharfen Nordkante dieses Turms, an der wir wie auf einer Stiege hinabkletterten. Aber unten brach diese Kante ab, wo ein in der Scharte liegender Riesenblock noch kaum so nahe gerückt war, daß man auf ihn hätte hinüberspreizen können. Durch Carletto gut versichert, gelang es mir endlich, den linken Fuß »hinüberzuwerfen« und mit einem verzweifelten Sprung den Rest meiner Körperlichkeit hinüberzuretten. Freund Carletto mit seinen Spinnenbeinen spreizte zwar leichter herüber, konnte sich aber dann zu einer Änderung dieses labilen Gleichgewichtszustands nicht recht entschließen. Ein heimtückischer Ruck am Seil meinerseits störte die Riesenspreize und brachte Carletto nolens volens zwar unsanft aber rasch an meine Seite.

Nun war die Bahn wieder frei und mit ein paar Schritten erreichten wir den Gipel des nördlichen Zackens; auch er trug einen Steinmann ohne Karten, so daß wir damals überhaupt nicht wußten, welchen Berg wir eigentlich erstiegen hatten. Erst spätere Informationen belehrten uns, daß wir den Crodon di Giaf, 2475 *m* Tav., zum zweiten Male auf teilweise neuem Wege erobert hatten.

Cima Valmenone — Crodon di Brica — Cima Fantolina — Punte Mus di Val di Brica — Cima de Santa — Cima Brica — Cresta Brica — Campanile Gambet

E. T. Compton del.

Nach der Natur gezeichnet von E. T. Compton. — Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Bergkranz des Val Brica von der Forcella Monfalcone.



Eine weitere Begehung des Kamms nach Westen zur nahen Cima Giaf erscheint sehr wohl ausführbar. Damals mangelte uns leider die Zeit dazu. Zehn Minuten nach Erreichung des nördlichen Felszackens machten wir uns wieder im wahren Sinne des Worts auf die Socken — die Sohlen meiner Kletterschuhe waren tatsächlich nicht mehr vorhanden, — trabten die Terrasse hinunter zum eingeklemmten Block und kletterten unter gegenseitiger Seilsicherung auf den Schuttplatz darunter hinab. Dann ging es, den roten Markierungsstreifen folgend, hinab zur Forcella sigaro. Wie wohl taten hier die festen Nagelschuhe den wundgelaufenen Sohlen! Um sieben Uhr abends standen wir auf der Forcella Monfalcone und eine Stunde später erreichten wir unsere Zelte auf Pra di Toro.

Die erste Ersteigung des Crodon di Giaf hatte Leonida d'Agostini unter Führung G. B. de Santas am 27. September 1901 von Norden her ausgeführt. Von Forni ausgehend, überschritten sie die Forcella Scodavacca und erreichten über Schutt und Schnee die vorerwähnte Forca alta di Scodavacca. Ein stellenweise verengtes Band nach Süden verfolgend, kletterten sie dann rechts durch einen steilen Kamin und die diesen abschließende, sehr schwierige Wand (Agostini unter Seilbenützung) zu einer Scharte im Kamm empor (Forcella Crodon di Giaf). Nunmehr sich links wendend, erreichten sie durch leichte Kamine die Scharte zwischen beiden Gipfeln, von denen Agostini selbst nur den nördlichen, leicht zugänglichen betrat (sieben Stunden von Forni). Der Abstieg wurde auf der gleichen Route ausgeführt.

Noch ein Wort über Agostinis »Vetta di Forni«. Seiner Beschreibung und seiner Skizze mit eingezeichneter Route nach zu schließen, ist die Vetta di Forni einer der Grattürme im Südostgrat des Crodon di Giaf. Damit stimmt die zur Erreichung benötigte Zeit sowie der Umstand gut überein, daß nach Erreichung des Grats (durch die erwähnte Kaminreihe) kein Wort mehr über den eingeschlagenen Weg verloren wird, der dort aber erst kompliziert und schwierig zu werden beginnt. Die Vetta di Forni entspricht somit beiläufig unserem Torre Scodavacca; beide stellen die wenig kulminierenden Eckbastionen des Fornihauptkamms dar, die Vetta im Osten, der Torre im Westen.

Die dritte Besteigung vollführten die Herren Franz Barth, H. Pfleumer und J. Sladek am 26. Juli 1906. Von der Forcella sigaro aus durchkletterten sie gleich Agostini und uns die schöne Kaminreihe bis hinauf zum Grat, dessen Schneide sie nunmehr nach Überwindung der ersten, 5 *m* hohen, senkrechten, sehr schwierigen Wandstufe direkt verfolgten. Die Gipfelwand (die wir über die Rampe in der Südseite umgingen) durchkletterten die Herren mit Hilfe der von der Scharte direkt emporziehenden Kamine, die, wie wir richtig vermutet hatten, besonders unten sehr schwierig sein sollen (zwei Stunden vom Einstieg). Die Vetta di Forni dürften die Herren dabei wahrscheinlich ahnungslos überschritten haben. Sonst ist über diese Gipfel nichts bekannt geworden.

Wie bei der benachbarten Cima Giaf ist auch hier die Durchkletterung der mächtigen Südwand des Gipfels noch Problem.

Die hier gegebenen Schilderungen erheben nicht den Anspruch auf dogmatische Unfehlbarkeit. Den nach uns kommenden Touristen bleibt es vorbehalten, zu bestätigen oder richtig zu stellen, was bisher über diese Berge publiziert wurde. Eine leichte Arbeit wird das gewiß nicht sein, da kaum eine andere Gruppe der Clautanischen Voralpen so schwer zugänglich und so kompliziert aufgebaut ist wie diese.

Cima Monfalcone (Steinitzer, - C. M. di Forni Agostinis), 2453 *m* Tav.

Dieser östlich etwas abgesondert stehende Gipfel ist jedenfalls der am leichtesten erreichbare im ganzen Fornizug

Die erste Ersteigung vollführten Steinitzer und Reschreiter am 2. August 1900

von der Forcella Monfalcone aus. Unter einem riesigen Block längs des Grats traversierend, betraten sie eine steile Geröllrinne, die sie fast bis zum Ende durchstiegen. Etwa 20 *m* unterhalb derselben querten sie rechtshin in eine begrünte Rinne, die sie unmittelbar unter den Doppelgipfel brachte. Über eine fast senkrechte Wandstufe bestiegen sie die etwas höhere Nordspitze (eine Stunde). Seither ist dieser Gipfel, der eine herrliche Aussicht auf die Monfalcone-, Cridola- und Fornigruppe bieten muß, noch des öfteren bestiegen worden.

Literatur

Gruppe der Cadinspitzen und der Türme von Vedorchia:

Cresta Santa Maria (2212 *m* Tav.):
Reinl und Wolf v. Glanvell: Ö. A.-Z. 1906, Nr. 713, S. 130. (Erste Erst.)

Westliche Cadinspitze:
In Alto 1901, Nr. 5, S. 51, Tourenbericht.
H. Steinitzer: Die Karnischen Voralpen, Zeitschr. des D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 411.
Lothar Patera: In Alto 1902. Nr. 2, S. 23.
K. Berger u. Ing. Hechenbleikner; Ö. A.-Z. 1904, S. 58 und S. 310.
„ „ XI. Jahresbericht des A. A. C. Innsbruck, S. 82.
In Alto 1904, S. 9.
Domenigg—Reinl—Wolf v. Glanvell: Ö. A.-Z. 1906, Nr. 713, S. 130. Tourenbericht. (Zweite Überschr.)

Mittlere Cadinspitze:
H. Steinitzer: Die Karnischen Voralpen, Zeitschr. des D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 411.
K. Berger u. Ing. Hechenbleickner: wie oben.
Domenigg—Reinl—Wolf v. Glanvell: wie oben.
K. Domenigg, Zeitschr. des D. u. Ö. A.-V. 1905 und 1906. »In memoriam« (Dr. Viktor Wolf v. Glanvell) 1905.

Östliche Cadinspitze:
O. Schuster: Ö. A.-Z. 1901, S. 250. — (Die von Kögel und uns bisher als Östliche Cadinspitze bezeichnete und beschriebene Erhebung ist in Wahrheit die Cima Talagona.)
Der Hochtourist III, 1903, S. 247. (Die Erhebung, die hier als Mittelgipfel bezeichnet wird, ist in Wirklichkeit der Ostgipfel, während es statt Ostgipfel richtig Cima Talagona heißen soll.)

Türme von Vedorchia und Colle alto:
Berger u. Hechenbleikner: Ö. A.-Z. 1904, Nr. 655, S. 58. (Südturm u. Hauptturm, erste Erst.)
v. Saar: Jahrb. d. A. A.-V.-M. 1902/03, S. 67 und S. 68, (Nordostturm erste Erst.) und 1905/06.
Ö. A.-Z. 1907, Nr. 742, S. 167 u. S. 168 (Camp. Olga u. Südturm des Colle alto) [siehe Kartenskizze].
(Gehört zu dem in der »Zeitschrift 1906« abgedruckten Teil. Diese Literatur ist dort nicht enthalten.)

Castellatogruppe:

Cima Talagona:
»Der Hochtourist«, Band III, S. 247, 13. J. C. (Was hier als östliche Cima Cadin geschildert wird, ist in Wirklichkeit die Cima Talagona.)

Cima di San Lorenzo:
v. Saar: Ö. A.-Z. 1904, S. 115, Ö. A.-Z. 1904, S. 310. XI. Jahresbericht des A. A.-V. München, S. 66.
K Domenigg: Jahresbericht der S. Bozen des D u. Ö. A.-V. 1903, S. 20. (Erste Erst. u. Überschr.)
In Alto 1904, S. 9. (Bericht.)

Torre di San Lorenzo:
Domenigg—Saar: wie oben.
Hechenbleikner: Ö. A.-Z. 1904, S 58.

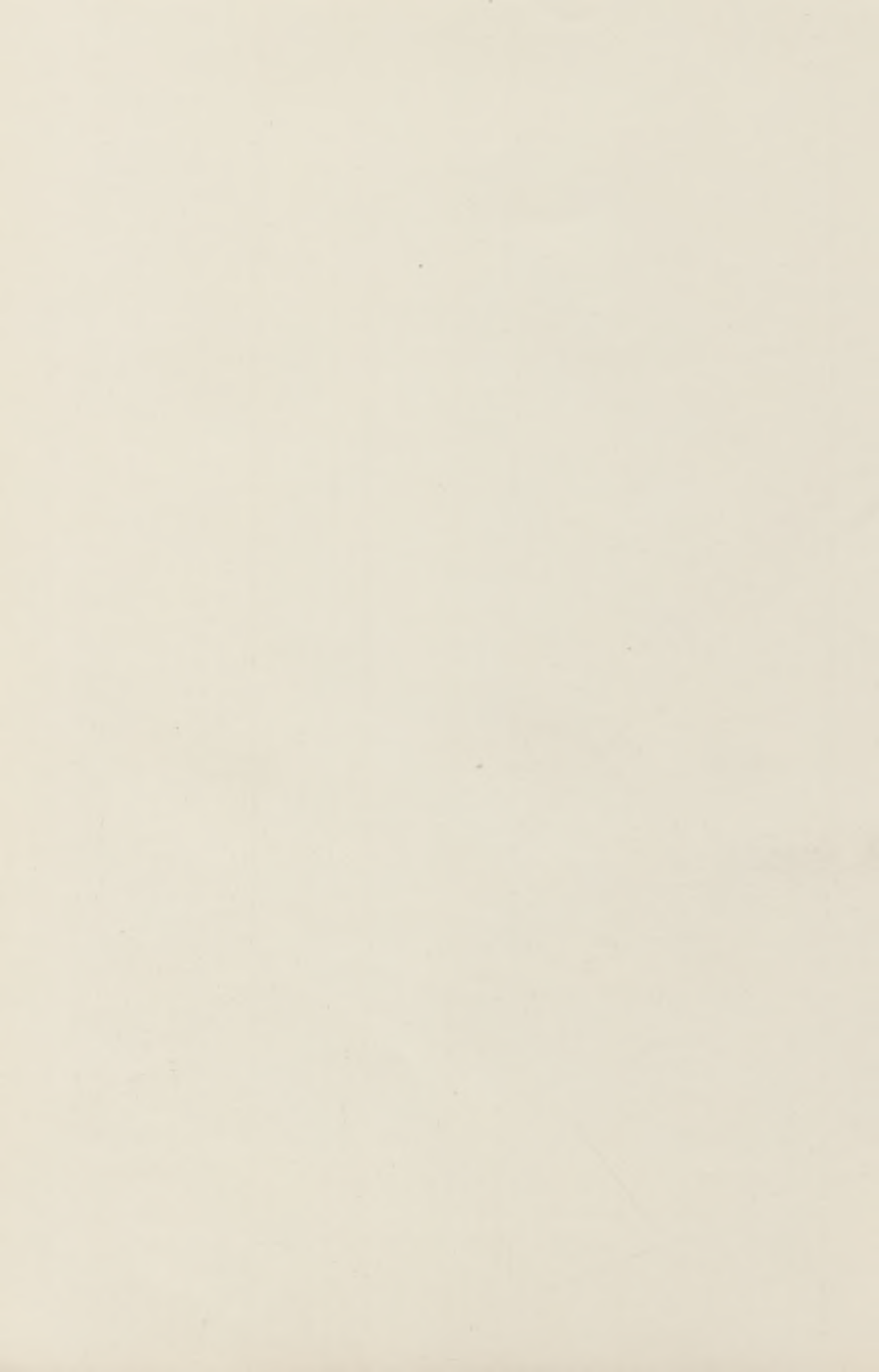
Monte Castellato:
H. Steinitzer: Zeitschr. des D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 411.
Feruglio—Petz: In Alto 1902, Nr. 6, S. 70, und Ö. A.-Z. 1903, S. 278. In Alto 1903, Nr. 1. (Erste Erst.)
Domenigg: In Alto 1903, Nr. 5, 54, 57. (Bericht.)
Berger—Hechenbleikner: Ö A.-Z. 1904, S 58 und S. 310. XI. Jahresbericht des A. A.-C. Innsbruck, S. 82.
In Alto 1904, S. 9. (Zweite Erst., »Geierspitze«.)
v. Saar: XIV. Jahresbericht des A. A.-V. München, S. 71; Ö. A.-Z. 1907, Nr. 743, S. 174. (Westanstieg.)



Gezeichnet von E. T. Compton.

Bruckmann repr.

Campanile Gambet von Caserutt.



Campanile Toro:
Berger—Hechenbleikner: Ö. A.-Z. 1904, S. 58 und S. 310. XI. Jahresbericht des A. A.-C. Innsbruck, S. 82. (Erste Erst.)
In Alto 1904, S. 9. (Bericht.)

Torogruppe:

Pala grande (P. 2424 Tav.):
J. Hechenbleikner und K. Berger: Ö. A.-Z. 1904, Nr. 655, S. 59, und XI. Jahresbericht des A. A.-C. Innsbruck, S. 82. (Erste Erst.)
E. König: Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 284. (»Götterburg« und »Falkenscharte«.)
v. Saar: Ö. A.-Z. 1907, Nr. 742, S. 166. (Dritte Ersteigung der »Götterburg«.)

Punta Pia (ca. 2300 *m*, 2387 Tav.):
v. Saar: XIV. Jahresbericht des A. A.-V. München 1906/07, S. 71 und 72, und Ö. A.-Z. 1907, Nr. 742, S. 165. (Zweite Erst. u. Üb. des ganzen Toromassivs.)

Cima Toro (2355 *m* Tav.):
Zeitschr. des D. u. Ö. A.-V. 1905, S. 388—391, Literatur, S. 400. (Die Notiz Erich Königs in den Mitt. des D. u. Ö. A.-V. 1898, S. 275, über die angebliche erste Erst. der Cima Toro beruht auf einem Irrtum.)

Fornigruppe:

Allgemeines, sowie Detailbemerkungen über Namen, Grenzen etc. finden sich bei:
H. Steinitzer: Die Karnischen Voralpen, Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 407 etc., und
Leonida d'Agostini: Il gruppo del Monfalcon di Forni.
In Alto 1901, Nr. 2, S. 13—19, und 1902, Nr. 1.

Das wenige über die einzelnen Gipfel Publizierte findet man wie folgt:

Torre Scodavacca:
v. Saar: Ö. A.-Z. 1907, Nr. 742, S. 163; XIV. Jahrb. des A. A.-V. München 1905/06, S. 72 u. S. 73. (Erste Erst.)

Cima Giaf (Agostini = Cima Monfalcone di Forni nach Steinitzer), 2504 Tav.:
O. Schuster: Ö. A.-Z. 1901, Nr. 592, S. 251. (Zweite Erst.)
L. d'Agostini: In Alto, XIII. Jahrg., 1902, Nr. 1. (Dritte Erst.)

Crodon di Giaf (Agostini = Cima di Forni nach Steinitzer), 2475 Tav.:
L. d'Agostini: In Alto, XIII. Jahrg., 1902, Nr. 1. (Erste Erst., von Norden.)
v. Saar: XI. Jahresbericht d. A. A.-V. München 1902/03, S. 69. (Zweite Erst., von Osten her; fälschlich als Cima Monfalcone di Forni 2453 bezeichnet.)

Vetta di Forni (Agostini):
L. d'Agostini: In Alto, XII. Jahrg., 1901, Nr. 2. (Erste Erst.; illustriert.)

Cima à sigaro (Agostini):
v. Saar: XI. Jahresbericht d. A. A.-V. München 1902/03, S. 68 u. 69. (Erste Erst.)

Cima Monfalcone (Steinitzer = Cima Monfalcone di Forni nach Agostini), 2453 Tav.:
Steinitzer: Zeitschr. des D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 409. (Erste Erst.)
L. d'Agostini: In Alto, XII. Jahrg., 1901, Nr. 2. (Zweite Erst.)

(Schluß folgt im Bande 1908).

Die Brentagruppe

Von

Hanns Barth und Alfred von Radio-Radiis

(Fortsetzung des Artikels in der Zeitschrift 1906)

Durch das Brentatal zur Bocca di Brenta

(H. B.) Halbwegs zwischen Campiglio und Pinzolo öffnet sich jenseits der tiefen Schlucht der schäumenden Nambino-Sarca ein gewaltiger, wildschöner Gebirgskessel, der einem, einmal geschaut, unvergeßlich bleibt sein Leben lang. Zwischen den südlichen Abhängen der Spinale-Hochfläche und dem Nordkamme des Sabbione enthüllt sich, malerisch im Halbkreis aufgestellt, die gigantische Felsarchitektur eines Natur-Kolosseums: der vielgipfelige, stolze Mittelbau der Brentakette mit dem schimmernden Tosastock, aus üppiger Vegetation himmelanstrebend, — das Schönste, was dieses schöne Gebirge an Landschaftsherrlichkeit besitzt! Und betritt man diese wundervolle Arena bei der von würzigem Heuduft umwehten Fratealm (malga frate), dem einstigen Lieblingsplätzchen der verewigten Kaiserin Friedrich, wo sich gen Süden das stille Val Agola und gegen Osten das wasserfalldurchtoste, »Vallesinella« benannte Sacktal öffnet, wo dazwischen, von diesem und jenem durch die Waldcoulissen des kapartigen Grasso d'oveno-Rückens und des auslaufenden Fracinglokamms getrennt, das prächtige Brentatal ansteigt, — so muß es jeden Naturbegeisterungsfähigen mit unwiderstehlicher Macht hinantreiben zur Huldigung in der Nähe wie vor ein gnadenspendendes Heiligtum.

Für kurze Zeit durch den feucht-frischen Wald hinführend, wobei der kristallene Vallesinellabach auf schwanker Holzprügelbrücke überschritten wird, läßt der Karrenweg überraschend die Lichtung der Unteren Brentaalm (malga Brenta bassa) betreten und ein Hochgebirgsbild schauen, das zu den erlesensten Schöpfungen der Natur gehört. Gassenartig zieht sich das waldreiche Untere Brentatal zwischen den bereits als Rahmen wirkenden Fracinglo-Wandstufen zur Rechten und den wildforstigen Hängen des Grasso d'oveno-Rückens zur Linken fast eben bergeinwärts. Über der Steilstufe, mit welcher das Obere Brentatal absetzt, reckt sich voll stolzer Unnahbarkeitsgebärde der scharfzügige Crozzon, eines der gewaltigsten, Bewunderung heischenden Felsgebilde unserer Alpen. Vor die schneeig leuchtende Tosa hingepflanzt wie ein steingewordener Riesenunhold, behütet er dräuend den schimmernden Schatz. Und fern im zackigen Hintergrund, über gleißenden Schneesteilen, zwischen Felstürmen öffnet sich der enge Torspalt der Bocca di Brenta, aus dem sich der tiefe Blauhimmel, von goldenem Sonnenschein durchflutet, aufwölbt zur südlich-dunklen, raumlosen Kuppel des Zenits. Wer nur ein Fünkchen gottbegnadeten Schönheitssinns in sich trägt, hier muß er dessen inne werden und sei es auch nur mit einem unwillkürlich ausgepreßten, lallenden »Ah!« —

Es liegt ein zwingender Zauber in diesem harmonischen Bild, der holde Saiten im Menschengemüt zum Tönen bringt, die nur in hehrsten, heiligsten Augenblicken klingen; einmal — und vielleicht niemals wieder!

Und folgt man diesem dämonischen Locken talein, so duckt sich der Felskoloß allmählich hinter die Talstufe. Während der erquicklichen Waldwanderung längs des brausenden Bachs, den man stets hört, doch nicht sieht, weil auch das schäumende Wasser zwischen engen Schluchtufern sich verbirgt, als wollte es die im Unwetter-Jähzorn verschuldeten Verwüstungen, welche die zu passierenden Schottermuhren verraten, ableugnen, um den sanfter werdenden Charakter des stillen Waldkessels nicht zu stören, wölbt üppige Vegetationswildnis dicht und dichter rings den Ausblick ein. Fast lautlos huschen die Fluten unter dem Steg dahin, der ans linke Ufer führt, wo endlich der Weg zu steigen beginnt. Durch Buschwald noch ein Weilchen hinan, entwindet sich der Pfad bei einer wassersprühenden, tropfenglänzenden Felswand den innig anschmiegenden Laubengängen, um nach rechts in einer Schleife über die Wandstufen vollends sich emporzuschlängeln, dabei liebliche Rückblicke auf die entzückenden Lichtungen des Taleingangs und darüber hinaus auf die freundliche Nambinogegend erhaschen lassend.

Dann wendet sich wieder der gute Weg talein, um in sanfter Steigung durch helles Laubgebüsch, das allmählich von dunklen, würzig duftenden Zerben verdrängt wird, die Stufe des Oberen Brentatals zu gewinnen. Am Rande, wo frisches Wasser aus flachen Felsplatten quillt, ist ein köstlicher Rastplatz. An der Grenze zwischen Wald- und Almregion lagernd genießen wir nun unbehindert die Schau in das grüne Untere Brentatal mit seinem blinkenden Bachgeschlängel, den zierlich besiedelten Wiesen, und hinaus in die sonnige Landschaft der Nambinogruppe, deren bunter, aus Feldern, Matten und Wäldern gewobener, von Wohnstätten und Straßen gemusterter Teppich niederwallt von den vielen felsigen, der edlen Presanella entstrahlenden Zinnen und Zacken, hinab zur schmalen Furche der dampfenden Sarca. Im Vorblick dagegen leuchten und blauen die prallen Abstürze und kühnen Schattenrisse gigantischer Felstürme durch die leise schwankenden Schleierzweige vereinzelter Lärchbäume, im Krummholzschatten glüht es und sprüht es von taufrischer Alpenrosenlohe. Aus der Tiefe dringt leises Wassertosen und Waldesrauschen, verwehte Jauchzer und Rufe von irgendwo und -jemand tönen darein, bimmelnde Herdenglocken, bald ferner, bald näher, und schwirrender Tierchen Gesumme ringsum; — die vielstimmige, lebensfrohe Symphonie der Natur von linder Lüfte Sordinen zur klingenden, schwingenden, glückseligen Stille verhaucht. Und droben im blauen Äther wandern weiße Sommerwolken feierlich dahin und schleifen ihren Schatten durchs lachende Gefilde — menschlicher Unrast und Sehnsucht Bild, die uns, all der Schönheit des Orts und der Zeit zum Trotz, nicht überlang säumen läßt und voll Neugier weiter treibt auf dem eingeschlagenen Bergpfad.

Auf Hutweiden führt er hinaus, die sich sanft zum schotterigen Bachbett hin mulden, von schütterem Nadelholzbestand umhegt; dazwischen modern riesige Baumstrünke und drängt sich Krummholz, das vergebens gegen die Geröllsteilen des langen, felsigen Fracinglo-Walls hinanstrebt, während es diesseits am breiten, jähen Abfall des ausstrahlenden Kamms der Mandronspitze siegreich mit dem Mischwald um den Besitz des Gehänges ringt. Abseits des Wegs erglänzt das Schindeldach der malerisch-dürftigen Hütte der Oberen Brenta-Alm (malga Brenta alta) inmitten üppigen Lattichs, daneben schäumt ein kleiner Wassersturz über Blöcke, der Abfluß des zur Frühsommerzeit ein Stückchen weiter im Talhintergrund spiegelnden Schmelzwasserweihers; und ringsherum starren Zacken, Türme und Mauern in den Himmel, ein gigantischer Felszaun für dieses Idyll der Natur, aus dem sich, die Felsgasse des Camoscigletschers vom Obersten Brentakar trennend, grell wie ein welterschütternder, stein-

gewordener Schöpfergedanke der Crozzon emporschnellt, in seinem göttlich stolzen Aufragen Begeisterung und Demut heischend. Seine untere Hälfte verschnüren rechts breite Schuttbänder, links reißt er sich mit kaltschimmernder Eisrinne von der anschmiegenden Felsschulter der herandrängenden Tosa, ein schwarzer Riß klafft in seiner felsgepanzerten Brust: die einzigen Annäherungsmöglichkeiten seiner furchtbaren und dennoch von Menschen besiegten Nordflanke. Doch in Unnahbarkeitspose stemmt sich sein straffes Fußgestell ins Gerölle, reckt sich sein praller Scheitel in die Lüfte, mit einer sieghaften Urkraft, die in ihrer Plötzlichkeit wie ein Elementarereignis wirkt.

In stummer, scheuer Bewunderung gegen den hintersten Talwinkel vordringend, wendet sich der Pfad bald nach der Einmündung eines über den Grasso d'oveno-Rücken herabkommenden, herrlichen, aussichtsreichen Höhenwegs von Campiglio nach links über die bleiche Schotterwiege des Bachs und schleicht, knapp an die Felswände der Brenteiabbrüche sich drückend, zu einer schmalen Geröllschlucht, um darinnen im Zickzack zum Obersten Brentakar mühsam anzusteigen.

Wer dort jemals an einem Sonnentag gegen Mittag durchgestiegen ist, der wird zustimmen, daß diese Stelle die Bezeichnung »Bratröhre« verdient, denn von blendenden Kalksteintrümmern rings eingeschlossen, brüten die vielfach zurückgeworfenen, heißen Strahlen eine höllische Schwüle aus, die bis ins Innerste sengt und röstet. Und ist endlich diese Marterstunde überwunden, so harrt droben, wo das Kar sich weitet, eine noch ärgere, öde Wirrnis; diese kilometerlange, wildblockige Bergsturz-Wüstenei hat die unheimlich zu Häupten niederdräuende Tosa zur Tiefe geschmettert und den früher bis hier herauf blühenden Almboden in der Nacht des 12. Mai 1882 für immer zerstört. — Hier auf der Höhe weht aber stets ein belebender Hauch, der nicht allein der bereits sichtbaren Brentascharte und den zu ihr hinanziehenden Schneehängen entstammt, sondern schon infolge des Entkommens aus der beklemmenden, glühenden Enge empfunden wird.

Über dem schauerlichen Getrümmer und dem gleißenden Firn umstellen das völlig vegetationslose Kar rings kolossale Felspagoden, die mit jedem Schritt vorwärts sich plastischer loslösen aus nachbarlicher Bedrängnis und trotzig kühn ihre Piedestalriffe gegen den Weg herab vorschieben. Im Schutze der durch zu nahen Standpunkt bedingten Verkürzung des sonst übermächtig wirkenden Crozzon, welcher nun bereits den mauerglatten Wandsturz seiner östlichen Breitseite weist, reihen sich die schlanken Zinnen triumphierend zur Umzingelung des über die großartige Wildheit dieser Hochgebirgslandschaft erschauernden Bewunderers. Der mächtige Zackenkegel des Torre di Brenta, über dem kahlen Abschwung des eiserfüllten Brenteikessels aufzückend, daneben die vierzinkige Gabel der Fulminitürme, der pralle Campanile alto, die blanke Säule der Guglia, der Riesenwall der Cima Brenta alta, dann rechts vom Spalt der Brentascharte: das kühne Horn der Cima Brenta bassa, die ebenmäßige Pyramide der Cima Margherita, die firngekrönten Tosa-Felsstürze und schließlich die Kyklopenmauer des Crozzon — sie bilden einen wahren Zauberkreis, dessen Bann das fassungslose Staunen wie in irrem Spießrutenlauf immer wieder von einer Spitze zur anderen taumeln läßt. Förmlich betäubt von dieser urmächtigen Felsdämonie schleicht man über den harten Firn zur Paßbresche bergan. Zweimal verengen sich dabei noch die blinkenden Felder unter dem Andrängen der Felscoulissen zu Schneesteilen, bis endlich die knappe Schneemulde der schmalen Brentascharte erreicht wird. Aber dort Umschau halten, vergilt alle Müh' und Plage reichlich. Zurück flattern die Blicke, zwischen den wüsten, stolzen Felskolossen hinaus ins dämmernde Schattengrün des Brentatals, hinüber zu den duftig verschleierten Nambinohöhen und den spitzen Presanella-Ausläufern, bis zu den dahinter im Fernenhauch des strahlenden Westens verschwimmend gleißenden Firnkuppeln der südlichen Ortler-

gruppe. Und schaut man ostwärts, so tut sich ein grauser Felskessel auf, von massigen Bergen und platten Abstürzen umwandet; aber mitten darinnen, auf einem Vorsprung drunten ob der schneeerfüllten Schartenrinne hingebaut, erscheint winzig klein das behagliche Tosa Haus, anheimelnd in der großen Öde wie ein Landsmanngruß in wilder Fremde. Auf kurzem, schotterigem Zickzack hinab, über den Schnee nach rechts hinüber und die blanke Mauer der Cima Brenta bassa auf schmalen Felsbändern überraschend gut querend, wobei nur in der Eile der gestufte Absatz zwischen den beiden Simsen nicht übersehen werden darf, gelangt man im Nu zu dem gastlichen Dach; schneller als jene Übereifrigen, die den Firnhang niederfahren und dann erst wieder durch die Felsabsätze sich hinaufmühen müssen.

Doch ehe wir frohe Einkehr halten, gleiten die Blicke in die engen Furchen der dunkelnden Tiefe hinab, fliegen hinaus ins dunstige Etschtal und darüber hinweg zu den im Nachmittagslicht leuchtenden Klippen der Dolomiten, an denen hier und dort ein müdes, weißes Wölkchen strandet. Und über all der beseligenden Herrlichkeit steht still die große, blaue, grundlose Ätherflut.

Vom Molvenosee zur Tosa Hütte

(*H B.*) Cañonartig öffnet sich am Nordende des Molvenosees das Val delle seghe. Es ist das vom Tuckettpaß nach Südost absinkende Gegenstück auf der Ostseite der Brentakette zu dem nach Nordwest abstufenden, der Bocca di Brenta entspringenden Brentatal auf der Westflanke dieser Berggruppe. Es ist am besten, zu früher Nachmittagsstunde aufzubrechen, man hat dann nur kurz in der heißen Sonne zu wandern, um schließlich beständig im Schatten des Gebirgswalls anzusteigen.

Vom malerisch gelegenen Seedorf Molveno senkt sich ein Sträßchen am Friedhof vorüber zum schotterreichen Schwemmzwickel des Massodibachs und bringt uns längs des klaren, flinken Bergwassers auf dessen rechtsseitigem Steindamm rasch an den kahlen, von einem Kapellchen behüteten Taleingang heran. Mächtige Bretterstöße davor verkünden, daß die Waldschur noch lange nicht beendet ist, denn drinnen im engen Ausschnitt, zwischen den steilen Hängen, über den gelbrote Dolomitwände im nachmittäglichen Streiflicht leuchten und blauen, schattet noch immer üppige, grüne Beute. An rastlos kreischenden Sägmühlen vorbei führt der Karrenweg anfangs am südlichen Gehänge sanft talein; bald aber steigt er, auf das jenseitige, verwaschene Bachufer überbrückend, stufenweise scharf bergauf, um nach und nach im rasch dichter werdenden Buchenwald unterzutauchen. Längst schon ist die wie aus einer Spielereischachtel hingeschüttelte Ortschaft hinter vordrängenden Talflanken verschwunden, das schrille Schnarren der heißhungerigen Waldfraße verhallt und ihrer Schlachtstätten Anblick in der Schluchttiefe versunken, aber noch immer flimmert und blinkt es feuchtschimmernd wie von Saphiren und Smaragden in den Gucklöchern zwischen uralten Baumstämmen und leise flüsterndem Gezweig, daß sich oft und oft der Schritt verzögert und der Blick ergötzliche Rückschau hält durch das enge Tal hinaus auf den blaugrünen, lieblichen See. Erinnerte nicht an seinem jenseitigen, vom Monte Gazza herabwallenden Mattengestade das allein noch sichtbare Gebäude des alpinen Hotels, daß man ausgezogen, um zu Berg zu steigen, man könnte fast darauf vergessen bei dieser Schönheitsandacht.

Um so mächtiger wirkt aber nach kurzem Gang durch den Waldpark, welcher die zwischen himmelhohen Felsmauern eingezwängte ebene Mittelstufe mit seinem Laubdach tief schattend überwölbt, das wie auf Zauberschlag im Vorblick sich enthüllende, großartig-wilde Hochgebirgsbild. Dieser unvermittelte Wechsel der landschaftlichen Szenerie und scharf nebeneinander gesetzter Vegetationszonen ist überhaupt eine auffällige Eigenart dieses Tals der Plötzlichkeiten.

Auf einmal ist also das diesseitige Talufer eine einzige, senkrecht aufschnellende Felswand, daß der Nacken schmerzt, wenn man ein Weilchen an ihr emporschaut, und jenseits kriecht an dem bisher steilen Gehänge der dichte, finstere Forst, der fast nur aus kraftvollen Laubbäumen besteht, mählich bergan.

Ein festgefügter Balkensteg führt über das weißgescheuerte Schottergerölle des von sommerlich-spärlichen Wasseräderchen durchglitzerten, verschwemmten Bachbetts; und diese Karbrücke bannt zur Umschau in dem frei vor den staunenden Augen liegenden, großzügig-starrenden Felskessel.

Buntscheckige Dolomitgipfel ragen züngelnd in die wolkenbrauenden Lüfte, brechen mit prallen Abstürzen, geborstenen Pfeilern, zerfetzten Riffen und klaffenden Rinnen zur Tiefe nieder, aus deren wüstem Schlund zwischen großmächtigen Steinbrocken und Felsklötzen todbleiche Schuttströme sich quetschend heranwälzen. Erhabenes Grauen brütet in der stets schon früh beschatteten Gruft des hintersten Talwinkels unter dem Tuckettpaß, vor deren steinerner Moderflut der bis hierher leitende Talpfad auseinanderstiebt: nach rechts zum Gagliardapaß hinan, links zur Bocca di Brenta sich emporwindend, den schauerlichen, treffend Val Persa (Verlorenes Tal) genannten Abgrund dazwischen, den von der firnschimmernden Cima Brenta ausstrahlenden Felsgraten und Klippen der Sega alta und den aus der Vallesinellagruppe vorspringenden, wild zerschluchteten Abbrüchen der Rocca di Val Persa für ihre verheerenden Lawinengreuel preisgebend. Doch immer wieder kehrt der Blick zur beispiellosen Mauer des Croz dell' altissimo zurück, die den Weg über die Karbrücke ans andere Ufer zwingt und trotz der gigantischen Umgebung nichts von ihrem fesselnden Eindruck einbüßt.

Jenseits umfängt den Wanderer üppigste Waldherrlichkeit. Moos und Farne gedeihen in der feuchtwarmen Treibhausluft unter dem undurchdringlichen Blättergewölbe zu einem wahrhaftigen Wald im Walde; nur der rostigen, verbeulten Tafel des kaum mehr zu entziffernden Wegweisers scheint die schwüle Atmosphäre nicht gut zu tun. Nach einer Weile des Anstiegs setzt man den Fuß vom vergilbten Laubteppich unter den grünen Hallen hinaus in unerwartet plötzlich angrenzendes, vermuhrtes Zerbendickicht und schon wieder steht, Bewunderung heischend, die Altissimowand vor Augen, verfolgt den Wanderer mit ihrer zwingenden Mächtigkeit beim Weiterweg, der, Schuttriegel und Geröllrunsen querend, mit scharfem Umbiegen über Felsstufen auf eine Terrasse hinaufspringt, wo dicht verwachsener Nadelwald und der Achtung fordernde, glitschige Humuspfad jegliches Ausblicken verwehrt.

Um so überraschter schaut man auf, wenn man mit einemmal auf eine kleine Alminsel hinauskommt, die im Halbkreis von Steilabbrüchen bergseits, von dunkler Waldhecke gegen das Tal abgeschlossen ist. Nur nordwärts klafft eine Bresche in der Umwallung, zum Teil aus starrem Fels, zum Teil aus säuselnden Fichtenzweigen, und in diesem Rahmen erscheint, von bleichem Schutt umfangen, die sonnig-verklärte, schattig-blauende Gagliarda ob wüstem Kare thronend, ein Bild, das die Natur selbst mit meisterhaftem Kunstgefühl aus ihrer gigantischen Schöpfung ausschneidet, wie zum Beweis, aus welchen Kleinodien diese besteht.

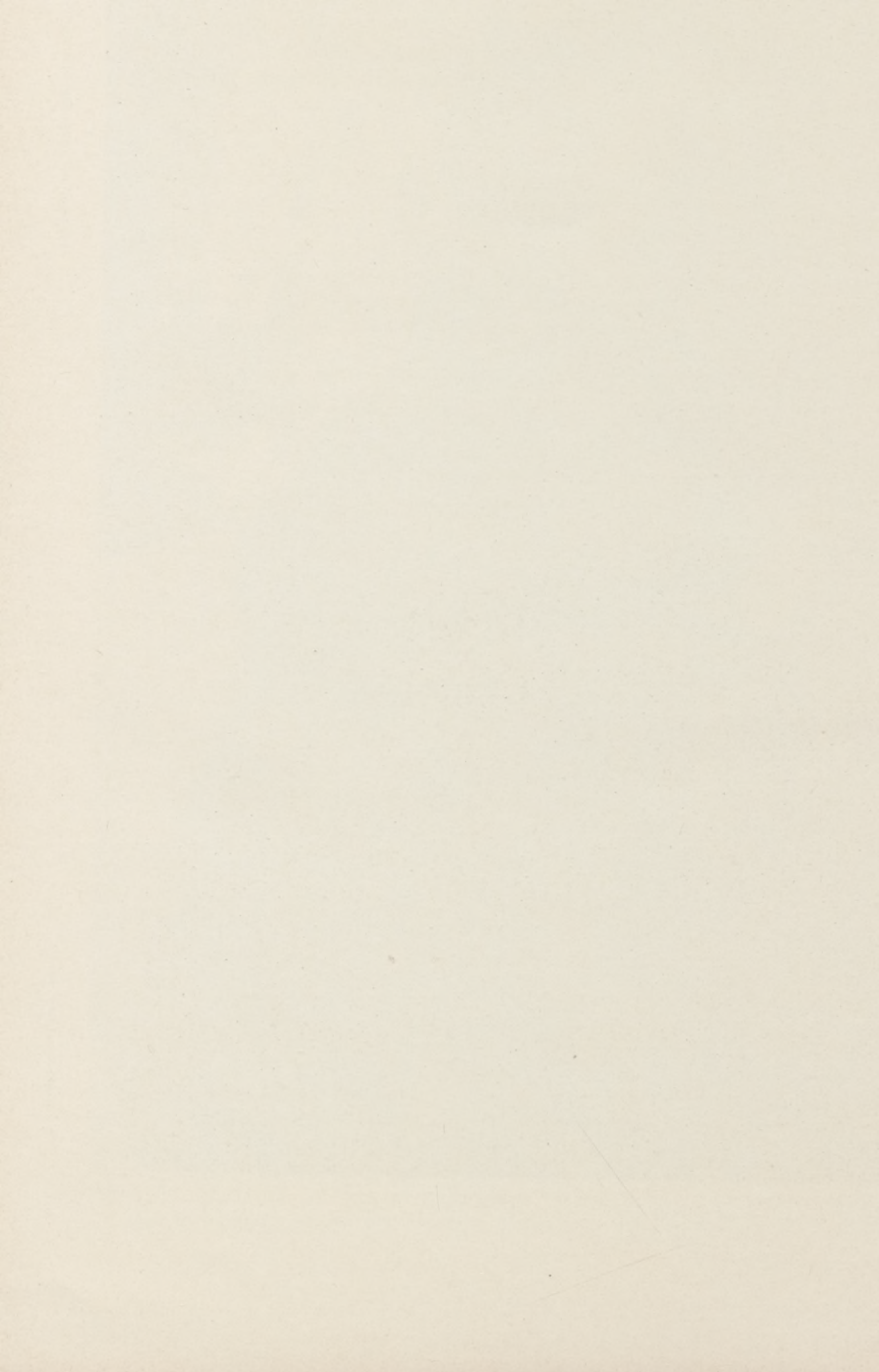
An einem knapp am Wegrain hockenden, verlumpten Hirtenbretterzelt vorbei, dreht sich der Pfad im Bogen zur Höhe, eine blockerfüllte Bachschlucht übersetzend, welche zwischen den zerklüfteten Felsstürzen des Croz della Selvata, einer Rückfallkuppe des Monte Daino zur Linken und den Festungsquadern des Castelletto zur Rechten eingerissen, die Schmelzwässer des hoch droben eingebetteten, noch unsichtbaren Massodikars brausend zu Tale leitet, wo indes heute nur ein dennoch willkommenes, dünnes Sommerbrünnlein träufelt. Ober den abschließenden Felsabsätzen angelangt, drängt des Castellettos zerbenschopfiger Rundturm nach links in eine Rasenmulde, darin der hügelige Abschwung des Massodikars unter wuchern-



Naturaufnahme von Dr. F. Benesch.

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Croz del Altissimo von der Tosahütte.



dem Alpenrosengesträuch und blütenschwerem Mattengegräser vor seinem Talsturz sich ausruht. Kühler Höhenhauch und die Tiefe des Niederblicks lassen die Nähe der ersehnten Felsregion ahnen, und richtig: über die letzten, hinter dem langen Stalle der Massodialm (Baito massodi) anschwellenden grünen Riegel emporsteigend, enthüllen sich mit einem Schlag die himmelstarrenden, ungeheuren Riesenpallisaden des Fulminikamms.

Zwischen dem massigen Steinkoloß der Cima Brenta alta und den nördlich der klaffenden Bocca d'Armi gegen die Cima Brenta ineinander drängenden Mauern der Cima d'Armi, des Pizzo Molveno und des Spallone dei Massodi schneiden die scharfen Felszähne der Guglia, des Campanile alto, der Fulminizacken und des Torre di Brenta wie eine Riesensäge in das abendsonnige Firmament, die zu ihren Füßen in der zerklüfteten Schuttwirrnis des Massodi-Kars bereits horstende Dämmerung vor den goldschweren Lichtpfeilen schützend.

Um den vom östlich vorbauenden Eckpfeiler der Cima Brenta alta abkollernden Hang herum, ein feinsandiges, ausgetrocknetes Schmelzwasserbecken überschreitend, biegt der wieder eifrig ansteigende Pfad in die dunkelnde Berggasse ein, die hoch droben mit einer Firnschneerinne in der schmalen, plötzlich aufspringenden Pforte der Bocca di Brenta stetig verengend endet. Zur Linken den langen, zackigen Wall, der von der rosig erglühenden Außenburg des Monte Daino zur trutzig schattenden Cima Brenta bassa hineinzieht, entdeckt das spähende Auge plötzlich daran auf einem plattigen Vorsprung das gastliche Tosa Haus, über dem sich wie ein natürlicher Blitzschutz die Spitzenkrone der schlanken Gratzinken des Croz del Rifugio vorneigt.

Jauchzend schickt die lustige Wirtschafterin widerhallenden Willkomm herab, und eher als erwartet, steht man da oben bei der Raststätte, gleichgültig ob nun der gestufte Felsenweg oder die zerstampfte Schneerinne zum letzten Ansturm gewählt wurde.

Zurück fliegen nun die frohen Blicke, hinab in die dämmernde Tiefe, prallen noch einmal an die bleiche Ufermauer des Altissimo, und schweben hinaus durch die sanften Abendlüfte, über die dunkelnden Lande hin, deren Täler und Höhen schon in satten, samtenen Schatten untergehen. Ostwärts steigt weihevoll die Nacht empor und verlöscht allmählich die lichtselig flammenden, hochragenden Sonnenlieblinge der Dolomiten. Und von den fernen Palafackeln wendet sich der Blick zur nahen, gluterfüllten Brentascharte, um deren Torpfeiler die Schneekühle zarte Schleier spinnt, die magischen Widerschein in den schlafmüden Felswinkel hauchen — ein sehnender Abschiedsgruß bergseligen Sonnenhoffens!

Eine Wanderung über den Monte Spinale zur Tuckett Hütte und über den Tuckettpass zur Tosa Hütte

(A. v. R.-R.) Wenn ich hier von diesem harmlosen Gesellen spreche, der nicht zu der Hochregion der Brenta zählt, so tue ich es deshalb, weil er ein Berg für alle ist und weil er uns einen Einblick in die Hochwelt, in das Herz der Brentagruppe bietet, wie kein zweiter. An Wegen zu ihm mangelt es nicht: Bequeme Promenadewege und steilere Almpfade gibt es in reicher Auswahl, auch für Unterstand auf dem Wege wie auf dem Gipfel ist gesorgt. Über den Spinale kann man zum Grostèpaß gelangen, man kann ihn mit einem kleinen Umweg zum Anstiege auf das Tuckettjoch und auf die Bocca di Brenta benützen. Wer also den ersten Tag bloß zum Aufstieg zu einer der Hütten aufwenden will, der mache den Umweg über eine aussichtsreiche Höhe. Das Bild, das sich ihm von der Spitze entrollt, ist

glanzvoll, und wer die Berge vorher noch nie gesehen hat, wird sich von hier aus am leichtesten mit ihrer Stellung bekannt machen.

Man steigt am besten von Campiglio zum Campo Carlo Magno hinan und schwenkt nach rechts zu dem Wege ab, der zum Grostèpaß leitet. Aber anstatt geradeaus auf diesem fortzuwandern, biegt man abermals rechts ab, der Markierung entlang hinan, die auf schönem, aussichtsreichem Wege über die Malga Montagnoli zum Scheitel des Spinale bringt.

Der Spinale — ja das ist ein Aussichtsberg, den man besteigen muß. Er ist für die Brentagruppe, was der Col Rodella für das Fassatal, der Schlern für die Rosengartengruppe, was der Gornergrat für Zermatt oder der Brevant für den Montblanc bedeutet: Ein Aussichtsberg ersten Rangs, doch vollkommen mühelos und ungefährlich.

Eine Reihe herrlichster Bilder gegen die Ortler-, Adamello- und Presanellagruppe entrollt sich dem Auge des Beschauers schon während des Anstiegs und auch die Rundschau vom breiten Scheitel des Bergs, wie umfassend und belehrend ist diese: Die Gipfel des Nordzugs, wie Pietra grande und Sasso alto, nehmen sich stattlich aus. Zum Greifen nahe liegt der Grostèpass mit seinem Schutzhausbaue, ferner die Berge des Vallesinellastocks von der Cima del Grostè bis zum Dente di Sella; dann sehen wir das gewaltige Massiv der Cima di Brenta selbst mit ihrem langgestreckten Gipfelgrate und den sich hoch wölbenden und tief herabziehenden Gletschermauern. Weiters tauchen die wunderbaren Zackengebilde der Fulminigruppe auf und noch weiter drüben steht das Wahrzeichen der Brentagruppe — der majestätische und gewaltige Crozzon und die daran schließende Cima Tosa; noch weiter rechts sehen wir die Cima d'Ambies und die folgenden Berge des Südzugs mit der Vallonspitze als westlichem Eckpfeiler. Es ist ein harmonisches Ganzes und eine Farbenwirkung von hoher Schönheit. Die grauen Plattenfelsen des Grostè, die rötlich schimmernden Mauern der Fulmini und des Crozzon, alles durchwirkt von leuchtenden Firnen mit ihren vom Blaugrau bis ins Schwarze erglänzenden Eisflächen. Wir selbst stehen auf schwellenden Matten, die einem Blumenteppiche gleichen. Nur wenig Pracht, die dieser gleicht, gibt's in den Bergen!

Der Ruhe vor den Menschen können wir uns hier allerdings nicht erfreuen. — Alles Volk von Madonna di Campigio zieht an schönen Tagen hier herauf, alles was nur teilweise brauchbare Beine hat. In den Vormittagsstunden gibt's hier manchmal sogar ein Gewühl von Menschen. — Eigentlich freue ich mich mit den Leuten und für die Leute, die voll Begeisterung da hinaufpilgern; denn Ausdruck von Begeisterung im Anblicke solcher Naturherrlichkeiten beweist doch, daß die viele Überkultur noch nicht ganz abstumpfend auf das Menschengemüt gewirkt hat, und daß aus Leuten, wenn sie der Alltäglichkeit entronnen sind, da wenigstens für Augenblicke Menschen — fühlende Menschen werden. — — —

(H. B.) Nachdem man sich genugsam an dem Genusse des herrlichen Bildes ergötzt hat, zieht man jenseits hinab gegen die Vallesinella. Auf gutem, aber rasch absinkendem Steiglein gelangt man bald im Talboden der Vallesinella bei der Oberen Vallesinellaalm (Malga di Vallesinella sopra) an, wo auch der von Campiglio fast eben am Gehänge hereinführende gute »Bärenpfad« einmündet, der mit Erreichen des Südwestabfalls des Spinale stets eine prachtvolle Aussicht auf den zentralen Teil der Brentagruppe und hinüber zum stolzen Caré alto ob dem Laresgletscher darbietet. Hier überschreitet man den Bach und wandert jenseits auf gutem, breitem Pfade hinan. Herrlich schön ist dabei der Blick auf die beiden tosenden Fälle des Vallesinellabachs, dessen im Fallen zerstäubende Fluten goldig im Glanze der Sonne erstrahlen. Rasch gewinnt man den Sattel. Hier zieht linkerhand der neuangelegte Weg gegen den Tuckettpaß zum neuen Schutzhause der Sektion Berlin, während

man über die üppigen Wiesen des Grasso d'oveno-Rückens zu der Malga Mandron gelangt, von welcher sich ein aussichtsreicher Steig am Gehänge in das Brentatal hinabwindet, dasselbe oberhalb der Malga Brenta alta erreichend.

Es ist aber jedenfalls empfehlenswert, bevor man dem Hüttenweg weiter folgt, den kurzen Abstecher bis zum Rand des Grasso d'oveno-Rückens gegen das Brentatal nicht zu unterlassen, weil sich dort eines der großartigsten Bilder unserer Alpen enthüllt: der gigantische, turmartige Nordabsturz des Crozzon, mit seiner bleichen Felskrone das Firndiadem der Cima Tosa scheinbar überragend; nicht zu nahe und nicht zu fern, nicht zu tief und nicht zu hoch, zeigt sich von hier aus betrachtet dieser dämonisch schöne Berg vom Fuß bis zum Scheitel, kurz: man hat von dieser Stelle den idealsten Crozzonanblick! Zur Wegteilung zurückgekehrt, steigt der gute, breite Pfad auf der Nordseite der Cresta di Mandron an einer Quelle und Almhütte vorbei bergan und durch die wilde Trümmerwirrnis zu dem kolossalen Kar zwischen Brentastock rechts und Vallesinellagruppe links empor, zwischen welchen der vom Tuckettpaß abstreichende Brentagletscher eingeengt ist. Beim Anstieg über die sanften Serpentinen entwickelt sich eine immer umfassender werdende Aussicht über das Spinaleplateau und das Gipfelgewoge der Nambinogruppe hin bis zu den schneeschimmernden Firndomen der südlichen Ortlergruppe, während die Brentagruppe die pralle Westwand der Pietra grande fesselnd zur Schau stellt, mit den Bergen des Nordzugs dahinter. Doch plötzlich vor der auf einem Felsriegel zu Füßen des auf mächtigem Unterbau emporragenden kühnen Turmknaufs des Castelletto sichtbar werdenden Hütte der Sektion Berlin stehend, enthüllt sich das großartige Kar des Brentagletschers völlig dem Staunenden. Der Gegensatz zwischen dieser wilden Enge und der freien Aussicht gegen Westen schafft der Hütte ein unvergleichlich schönes Rundbild. Und wenn man die Hütte betritt, erblickt man überrascht dahinter ein zweites Gebäude, das mit seinem praktischen, aber ungewöhnlichen Dach etwas heimtückisch Lauerndes an sich hat: die Trutzhütte der Società degli alpinisti tridentini! Nach erquicklicher Rast führt die Wanderung zum Tuckettpaß zuerst unter den Abstürzen des Castelletto gletscherwärts, dann auf dem anschließenden Moränenwall dahin, stets angesichts der wilden Firn- und Eishänge des »Äußeren« und »Inneren« Brentagletschers, welche jenseits des Kars die rötlichbraunen, gebänderten Dolomitwände des Brentastocks schimmernd und gleißend durchreißen.

Oberhalb der zerklüfteten Zunge des Brentagletschers dessen blankes Eis betretend, quert man, einem steilen Abschwung ausweichend, auf das sanfte, gutartige Mittelbecken hinaus und steuert dann dem Firnsattel des Tuckettpasses gemächlich zu. Dabei fesselt zur Rechten der von der Kammhöhe zwischen Östlicher und Westlicher Cima di Brenta mit mächtigen Überhängen abfallende »Innere« Gletscher, im Vorblick begrenzt von dem jähen Nordgrat, aus dessen Firnterrasse der nordöstliche Vorgipfel der Cima Brenta als praller Rieseneckpfeiler gegen Himmel strebt, während links stets die mauerglatten Wände der Castelletti und des kühnen Dente di Sella die Gletschergasse abschließen.

Auf der Paßhöhe angelangt, hemmt man unwillkürlich den Schritt, denn jäh sinkt jenseits zwischen den wilden Felsen eine Rinne zur Tiefe, in der man anfangs zögert, den Abstieg zu suchen. Doch kaum ist die kurze Eisschwelle überwunden, trifft man links im steilen und groben Gerölle die Steigspur, welche bald aus der Paßschlucht entführt: entweder links am Gehänge als rasch besser werdender Pfad zum Steig, der vom Passo della Vallazza ins Val Persa sich hinabschlängelt oder rechts zur Sega alta. Dieser letztere vermittelt den Zugang zur Tosa Hütte. Sobald die Felsen zur Rechten zurücktreten und das geräumige Schuttkar freigeben, hält man im Abstieg inne und quert unter den gigantischen Ostabstürzen der Cima Brenta gegen den wie

eine Riesensäge mit kühnen Felstürmen gezähnten Ostgrat. In einer kurzen Schlucht ersteigt man einen nordwärts anliegenden Schuttriegel und umgeht ihn auf Schuttterrassen nach links, wobei sich ein immer luftiger werdender Tiefblick in das urwilde Val Persa erschließt. Endlich scheint jegliches Vordringen ein Ende zu haben, denn eine himmelhohe, von Zinken gekrönte, pralle Felsmauer sperrt abweisend unseren Pfad. Doch wie man zweifelnd an ihrer glatten Panzerung den Blick auf- und niedergleiten läßt, entdeckt man plötzlich ein schmales Gesimse, das zu einem kanzelartigen Vorsprung in der schier senkrechten Begrenzungskante hinausläuft. Und richtig! Nun entdeckt man auch das sichernde Drahtseil, an dem der alpine »Hansel« das angenehme Gruseln einer schwindeligen Traverse gefahrlos kennen lernen kann. Unter einem Überhang ganz in die düstere Verschneidung der Wand mit dem eben passierten Schuttriegel hineingekrochen, schleicht man, besser als erwartet, auf dem schmalen, versicherten Gesims zur Kanzel hinaus, von der ein breites Band in eine Scharte des Ostgrats leitet. Hier mag man gerne rasten, denn die freie, weite Aussicht gegen Osten, über das Val Persa und das Val delle seghe hinaus zum Molvenobecken, über die Höhenzüge der Etschtalumrahmung zu den prächtig aufzüngelnden Dolomiten der Palagruppe, des Latemars und Rosengartens, wirkt doppelt entzückend nach der drückenden, wilden Felsszenerie der nächsten Umgebung.

Offen liegt nun das großartige Massodikar vor den Blicken. Zuerst jenes Becken, welches zwischen Cima d'Armi und Cima Brenta eingezwängt ist; doch kaum, nachdem man die von der Bocca d'Armi absinkende Schlucht passiert hat, auch das noch viel interessantere untere Becken, aus dem sich zwischen den Fulminiungeheuern das wildeste und absonderlichste Felsgebilde, die Guglia, in verblüffender Schlankheit emporreckt.

Und nach diesem beispiellosen Felszahn wird man noch oft und oft die Blicke wenden beim Abstieg durch die wirre Blockwüstenei, welche erst am Ostabfall des von der Cima Brenta alta ausstrahlenden Astes ihr Ende findet; um diesen herum erreicht man auf steinigen Rasenhängen die Schneemulde unter der Bocca di Brenta, wo sich auf glattem Vorsprung die traute Tosa Hütte willkommen zeigt. Befriedigt hält man dort seinen Einzug, denn ohne einen Gipfel bestiegen zu haben, hat man bei der heutigen Wanderung in den zentralen Teil der Brentagruppe erkenntnisreiche Einblicke getan.

Cima Brenta alta, 2960 *m*

(A. v. R.-R.) Am 28. August 1904 stieg ich zu photographischen Zwecken von der Tosa Hütte in das Massodi hinüber und erklomm eine ziemliche Höhe des südöstlichen Gratkopfs der Cima d'Armi. Mein Träger war nicht felsentüchtig genug gewesen und im sicheren Karboden zurückgeblieben. Als ich hoch oben auf einem schmalen Bändchen unter einer steilen Wand meinen Apparat aufgestellt und eben die Vorbereitungen zur Aufnahme getroffen hatte, da polterte es plötzlich in der Wand ober mir; ich vermutete Steinfall, und da mir mein Kopf doch noch lieber war als die wertvollste Kamera, sprang ich rasch unter den hochaufgestellten Dreifuß. Im nächsten Augenblick krachte es schon herab von der Höhe. Splitter flogen auf den armen Lichtkasten mit der dem Lichte bereits ausgesetzten Platte und neben dem Apparat, an der Stelle, wo ich vorhin gestanden war, fiel ein riesiger Eiszapfen herab und zerbarst auf dem groben Schutt. Ohne an das prächtige Bild mit der Guglia zu denken, raffte ich mit fliegender Hast die Riesenkamera und meine kostbaren Sachen zusammen und sprang wie toll über die steilen Felsen wieder hinab, um einem erneuten Liebesgruß von »oben« zu entgehen. — — Am späten Vormittag war ich wieder zurück in der Tosa Hütte. Mein Bruder Gaston, der von diesen müh-

seligen und wie er es nannte, »langweiligen« Exkursionen mit der großen »Kiste« nichts mehr wissen wollte, hatte sich gemeinsam mit den Herren R. Gerin und F. Moc aufgemacht, die Cima Margherita auf neuem Wege über den Ostgrat zu erobern. Nachmittags wollten wir gemeinsam »ohne Apparat« auf die Cima Brenta alta steigen. Als die Mittagsstunde aber schon nahe vorüber und von den drei Gefährten im Bereiche der Hütte nichts zu sehen war, machte ich mich allein auf den Weg. Ich stieg von der Tosa Hütte westlich auf breitem, eben hinziehendem, bequem gangbarem Bande, das die Bergsteiger wegen seiner leichten Begehbarkeit mit Farben gekennzeichnet und womit sie einen billigen »Weg« errichtet haben, bis an sein Ende und wanderte dann die kurzen Kehren des angelegten Pfads ganz hinauf zur Bocca di Brenta.

Das Massiv der Cima Brenta alta gliedert sich, von Osten gesehen, der Höhe seines Aufbaus nach in drei Teile. Vorerst haben wir den ersten, fast vertikal aus dem Schutte aufstrebenden Absatz. Es ist der untere Wandgürtel, über dem eine breite, geneigte Schutterrasse gelegen ist. Gleich darauf folgt eine zweite, absolut vertikal aufbauende Stufe, ober welcher abermals eine breite Terrasse das Bergmassiv durchzieht. Die Terrasse befindet sich genau in halber Bergeshöhe, den Aufbau von der Bocca aus gerechnet. Oberhalb dieser Terrasse setzt der eigentliche Gipfelkörper an, der von einer weiten, vom Gipfel südöstlich herabstreichenden Schlucht durchzogen wird; auch in der halben Höhe dieses letzten Aufbaus ist noch deutlich eine Terrassenbildung wahrnehmbar; diese wäre also die dritte und auch kleinste Terrassenbildung in dem mächtigen Massiv der Brenta alta. Der Schlüssel der Ersteigung auf der Route von der Bocca aus liegt in dem günstigsten Durchkommen durch die erwähnten drei Steilwandstufen. Um die erste Stufe zu gewinnen, steigt man am Schutt bis nahe zur Bocca an, wendet sich dann nach rechts und gewinnt über ganz leichte Stufen ein etwas über der Schartenhöhe gelegenes Band, welches die Ostflanke der zur Bocca niedersetzenden Rippe ansteigend gegen den tiefen Einriß durchzieht. Auch von der Bocca selbst ist das Band über eine etwa mannshohe, etwas schlechtgriffige Stelle zu erreichen. Diesen Weg schlug ich ein, betrat gleich darauf das Band und verfolgte es, bis es in eine rinnenartig einschneidende Schlucht führt. In der Schlucht klomm ich hinan, wandte mich dann dem rechten von den zwei steil emporziehenden Kaminen zu und kletterte in demselben hinan, bis ich nach rechts auf ein schmales, plattiges Gesimse aussteigen konnte. Um eine Ecke herum gewann ich einen vorspringenden Erker in der rechtsseitigen Begrenzungswand der früher erwähnten Schlucht, von wo ich wieder die Hütte erblickte. Um die an dieser Stelle ziemlich tief herabreichende Schutterrasse zu erreichen, hatte ich nur noch auf der der Tosa Hütte zugekehrten Seite eine steile, nicht schwierige Wandstufe von etwa 5 *m* Höhe zu erklimmen und stand am Rande der zweiten Schutterrasse, die über die steile Wand jäh zur Tiefe absetzt. Eben als ich hier emporkletterte, hatte ich Stimmen vernommen und dieselben sofort als die meines Bruders und seiner Gefährten erkannt, und bald hatten meine guten Augen die Gefährten gefunden. Sie querten von der Bocca del Rifugio auf dem nächsthöheren, ober der Markierung befindlichen Bande hinüber zur Bocca. Ich hatte nun eine kleine Ruhepause und auch Zeit, mit meinem kleinen, photographischen Apparat, den ich insgeheim ebenfalls eingepackt hatte, Aufnahmen zu machen. Ausnehmend schön ist der Blick von diesem luftigen Sitze auf die Hütte mit dem Croz del Rifugio und dem Monte Daino. Diesen mußte ich rasch im Bilde festhalten. In demselben Augenblick tauchte aber schon mein Bruder über den Rand des Abbruchs empor. Er war gleich mir von der Bocca in wenigen Minuten heraufgestiegen, während sich die Gefährten, denen wohl die Arbeit an der Cima Margherita etwas in den Gliedern steckte, gemächlich Zeit ließen. Als wir dann alle versammelt waren, stiegen wir im losen Schutte über die von der

Hütte gut sichtbare Schuttmulde etwas mühselig hinan, hielten uns dort, wo die etwas höhere, zur Bocca niedersetzende Wandstufe im Schutte angrenzt, etwas nach links und wendeten uns dann, in westlicher Richtung direkt über die Terrasse ansteigend, der Ostflanke der zweiten Wandstufe zu. Neben einem nassen Riß stiegen wir vorerst etwas nach links an, gewannen ein Band, das wir nach rechts verfolgten und klommen dann über eine recht luftige, aber ganz sichere Felspartie und über Schrofen zur zweiten Terrasse hinan. Diese Schutterrasse querten wir bis zur Mündung der Gipfelrinne. Bald nach dem Einstieg in diese Gipfelrinne wollte ich der Steingefahr in derselben dadurch entgehen, daß ich auf die jäh aufbauende, linksseitige Begrenzungsrippe der Schlucht stieg und dort hinanklomm. Je höher ich kam, desto plattiger und steiler wurden aber die Felsen, so daß ich zuletzt einsah, daß ich mich mit der Begehung dieser Rippe in eine allzuschwere Sache eingelassen hatte. Ich wollte in die Schlucht zurücksteigen, aber da hatte ich gerade an dieser Stelle eine recht heikle Kletterei vor mir. Unter spöttischen, wenn auch scherzhaften Bemerkungen meiner Genossen, die die Schlucht emporgestiegen waren, mühte ich mich lange umsonst ab, einen recht verdächtigen Rückzug auf neuschneebedeckten Felsen zu machen. Endlich, als alles wohl erwogen war, und nachdem ich mich überzeugt hatte, daß dies für mich durchführbar sein mußte, wagte ich's, mich, für Augenblicke frei über dem Abgrunde schwebend, hinüberzuschwingen. In der Schlucht ging es dann nach dem Bisherigen leicht und rasch aufwärts. Wo sich die Schlucht teilt, wandten wir uns dem rechten Ast zu und klommen zuletzt über blockige Felsen und Trümmer von rechts her auf den kurzen Gipfelgrat der Spitze.

Eine klare, herrliche Fernschau war uns beschieden. Da die Cima Brenta alta alle die Zinnen der nächsten Umgebung weit überhöht, so ist der Ausblick ziemlich weitreichend. Ganz eigenartig ist der Anblick der Guglia di Brenta: Um sie überhaupt zu sehen, muß man vorerst ganz an den Absturz vorgehen und nach Nordwesten ein Stück hinabsteigen. Man überblickt von hier, wie das Bild bei Seite 336, das ich an diesem Tage aufnahm, zeigt, deutlich das ganze, ziemlich große Gipfelplateau mit den zwei Fahnen. An der Ostecke der Gipfelplattform flattert die deutsche in die Lüfte, während die in die italienischen Nationalfarben getauchte der Westkante entragt. Links unten sieht man deutlich das kurze Gratel, an dem die schwarze Kaminreihe endet, dann sieht man die Schuttkanzel, von welcher sich der letzte Anstieg an der Nordwestkante vollzieht. In prächtigem Aufbau strebt dahinter der Campanile alto auf, dann folgen die übrigen Fulminizacken und der Torre di Brenta sowie die Cima d'Armi, alle weit überragt von dem im Hintergrunde aufstrebenden Stocke der Cima di Brenta, der mit seinem wuchtigen, breitwandigen, von Schichten und Bändern durchzogenen Aufbau majestätisch dasteht. Hüben sieht man die von unserem Standpunkte winzig erscheinende Cima Brenta bassa, die Cima Margherita und die steilaufstrebende Cima Tosa, mit ihrem Strebepfeiler, dem Crozzon. Die weißblinkende Firnhaube der Tosa kontrastiert prächtig mit dem rötlichen Fels des Bergs. In der Ferne sieht man die schlanke Pyramide der Presanella und ihrer Vasallen. Berg an Berg reiht sich daran. Duftige Ferne blaut dahinter.

Ein prächtiger Nachmittag ist es. — Rasch verrinnt die Zeit; wir müssen wieder hinab! Auf dem gleichen Wege, den wir gekommen, steigen wir zu Tal. Nur im obersten Teile weichen wir vom Anstiegswege ab und verfolgen vorerst den kurzen, hübschen Südgrat. Dort wo dieser steil abbricht, wenden wir uns nach Osten und gewinnen so die im Aufstiege nicht benutzte linke Rinnengabelung. Durch diese Verschneidung kommen wir in die Hauptrinne und auf die obere Terrasse; dann folgt die steile Wandstufe und die große mittlere Schutterrasse; bald tauchen wir in den schattenkühlen Schlund des Anstiegskamins und sind bald darauf bei der Tosa Hütte.

Auf die Guglia di Brenta

(H. B.) Jener unwiderstehliche Drang nach Gefährdung, der uns den Wert des eigenen Ichs erkennen läßt, hatte schuld daran, daß am 15. August 1901 zum drittenmal zwei Menschen sich dem kühnen Felsgebilde nahten. Mit jedem Schritt vorwärts nahm dieser Drang zu, so daß wir, statt um den tiefabsinkenden Ostgrat der Cima Brenta alta ab- und herumzusteigen, gleich auf eine markante Scharte, gerade der Tosa Hütte gegenüber, losstürmten.

Ein riesiger Block versperrt sie. Und eine mühsame, schwierige Kletterei in der rechten Wand, nur ein paar Meter hoch, machte uns rechtschaffen heiß, so daß wir sie unwillkürlich Bocca di Sacramenti nannten. Von der Schartenhöhe blickten wir auf die Schutt- und Felsbrocken-Wüstenei, Massodi benamst, hinab und fühlten Befriedigung, daß wir schon so hoch über ihr standen. Über Schuttkegel an prallen Wänden entlang, kamen wir in einen schmutzigen Schneegraben hinab. Hei, da schaut das Ungetüm schon anders aus! Zwischen den gewaltigen, massigen Pfeilern seines Horstes, Cima Brenta alta links und Campanile alto rechts, muß solch schlanke Form aus der Entfernung verlieren trotz des geringen Höhenunterschieds, aber hier in der Nähe: allen Respekt!

Glatt wie eine Schlange ragt der wilde Felsturm wohlgezählte 300 Meter auf, und hocherhobenen Hauptes scheint er wie eine solche den nahen Feind zu erwarten. Doch der Blick geht über uns hinweg, wahrscheinlich in die Massodi-Wildnis hinab; denn dorther sind die Helden gekommen, die sich seine Gloriole der Unnahbarkeit herabgeholt und dafür ein steinernes Sklavenmal auf sein Haupt gedrückt haben. Berger und Dr. Ampferer aus Innsbruck waren die Kühnen.

Das ist das Schöne, daß die modernen Bergsteiger solch wilde Felsunholde nicht vollends töten mit Drahtseil, Stiegen und Geländern, sondern nur solange knebeln und fesseln, als es die eigene Wohlfahrt verlangt, um gesichert aus den Schätzen, die sie hüten, auszuwählen nach Neigung und Geschmack. Auf diese Weise finden die Nachfolger noch immer einen Gegner, der volle Kraft und Gewandtheit fordert, obgleich seine verwundbaren Stellen gezeichnet sind durch Eisenstift und Seilring. Pfann und Leberle (München), die zweiten Eroberer, haben sicherlich gleich uns freudig diese Merkzeichen begrüßt.

Behutsam, aber eilig stiegen wir den Trümmerhang hinan und beäugten begehrlichen Blicks den immer herausfordernder sich aufbäumenden Felskoloß. Krallenartig bohrt er kurze, jähe Felsgrate ins wüste Kar, zwischen denen sich gleich Schwimmhäuten steile Schneehänge spannen. Wir mußten deren zwei queren, um, im Bogen nach rechts ansteigend, über vorsichtheischende, brüchige Schrofen auf einen ostwärts vorspringenden Aufbau zu kommen, der als vorgestreckte mächtige Tatze ein dünnes, hohes Riff, wie einen schirmenden Schild vor den blanken Felsenleib der Guglia zu halten scheint, denn damals gab es noch keine ausgekletterte Pfadspur links zur Gugliascharte wie heute, wo man jenseits, den schwierigen Vorzacken beiseite lassend, gleich direkt zur Südwand ansteigt.

Wallende Nebel drängten sich durch die scharfen Scharten zur Linken und Rechten des wilden Turms, umkreisten ihn feierlich langsam und ließen, sich entfaltend, seine Umgebung in düstern, grauen Schleiern verschwinden. Wie durch Zauberspuk war die Erde versunken bis auf diese letzte Säule da vor uns, die sich in erdrückender Wucht reckte und streckte — scheinbare Weltachse im gährenden Nebelchaos!

Wir setzten uns hin und schauten still das wehmütig schöne Schauspiel und wären beinahe schüchtern geworden. Da ließ der wilde Gesell, getäuscht durch diese Untätigkeit seiner abschreckenden Wirkung zu früh sich freuend, das Nebelkleid entflattern und wandte selbstgefällig sein trotzig Haupt der goldenen Sonne zu.

Schnell ward nun gewappnet. Ein Rebschnurgürtel, um sich gegebenen Falls buchstäblich aus der Schlinge ziehen zu können; scharfe Dolche für meuchlerische Verwundung in Form von Prima-Stahlhaken und den von den Erstersteigern verfaßten Steckbrief in der Brusttasche — also der Erste; ein mageres Ränzlein mit ein paar Tropfen und Bissen zum etwaigen Siegesmahl — also der Zweite; dann nahmen beide lindsohlige Kletterschuhe an die Füße, um im »Leisetritt« über kitzliche Stellen hinwegzukommen, und endlich ein 30 *m* langes, etwas verdächtig abgenütztes, daher von »Freundschaft« bereitwilligst geborgtes Seil. Noch ein messender Blick auf den Gegner und gedämpft klingt der Schlachtruf: Heil uns! — Schicksal, nimm deinen Lauf!

Über den Kamm wird nach links eine kleine Rasenterrasse betreten, ein winziges Fleckchen des grünen Vegetationskleides der Mutter Erde, das letzte in dieser Felswildnis, das letzte vielleicht überhaupt —?

Der Fels daneben weist eine Runse, als wollte er meine Grübelfalte nachäffen. Das ärgert mich und nach kurzer Balgerei ist er überwunden. Nun kann man schon hinter den Schild gucken und sieht auch die steinerne Faust, einen zwischen Vorzacken und Bergwand eingeklemmten Felsblock, die ihn scheinbar hält. Gespannt eilen wir über Schutt an die innen grottenartig gewölbte Wand des Schilds, die ein seichter, schräger Sprung ritzt, der bei einer Felsbeule endet.

Die Schwierigkeit dieser verheißungsvollen Einleitung ließ den luftigen, eindrucksvollen Blockübergang leicht erscheinen, und auch die »Promenade« auf handbreiten Gesimsen, welche rechtwinkelig bei zunehmend malerischem Tief- und Ausblick die weite Nische unter einem gelbroten, seilringgeschmückten Überhang durchzieht, bringt nur angenehme Anregung. Aber jetzt, wo wir über leichte, gebänderte Felsen in der Südwand des Bergs ansteigen und voreilig jauchzend unseren Angriff verraten, da zeigt sich flugs die ganze Feindseligkeit des aus seiner Sorglosigkeit aufgescheuchten Felsungeheuers.

Himmelhoch aufschnellend, blank gescheuert, eine einzige Wand. Wo ist deine schwache Stelle?

Auf schmalem Schuttband stehend, das Haupt weit zurückgebogen, zweifelnd an der Richtigkeit unserer Notizen, irrten unsere Blicke auf und ab. Anfangs haltlos, jetzt hier, dann dort, endlich höher und höher hinauf Angriffsmöglichkeiten entdeckend, und nun gar fast vor den Augen: ein Haken! Da muß es also gehen!

Zum Beginn geringer als erwartet, nahm die Schwierigkeit mit der Höhe und Steilheit rasch zu, und bald habe ich das Gefühl, nur mehr mit den Fingerspitzen den hinaushängenden Körper zu halten. Zum Glück ist das Gestein fest, aber in der Höhe etwas glattleistig. Und jetzt kam, was ich befürchtet hatte: »Das Seil ist gleich zu Ende!«

So tief, so fern klang dieser Warnungsruf, als käme er aus einer anderen Welt. Ich guckte über die Achsel nur einen Augenblick, und sah den schauerlichen Abgrund, die nebelfinstre Schlucht im düsteren Schweigen — fürwahr ein Blick ins Jenseits! Mächtig regte sich der Wille zum Leben, und als ich — das Seil, dessen illusorische Sicherung ich voll erkannt, hatte gerade noch gereicht! — mich aufatmend auf einen winzigen Vorsprung hinaufstemmte, da schmetterte ein lauter Jauchzer jubelnde Daseinsbejahung hinaus und das Echo stimmte schallend ein. Zwiefach durchbohrt, hatten hier abermals unsere Vorgänger die Waffen im starren Felsenleib des wilden Bergs stecken lassen, und wir dankten ihnen für diese willkommene Sicherungsmöglichkeit.

Eine gelbrote Schuppe scheint sich vom Felspanzer lösen zu wollen; doch sie ist fest und in luftiger Kletterei klimmen wir auf ein schmales Band hinauf und stehen gleich darauf in der Scharte des scharflinigen Ostgrats, bereits hoch über



Naturaufnahme von A. v. Radio-Radiis.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Guglia und Campanile alto von der Cima Brenta alta.



der Spitze des schildartigen Vorzackens. Ein Blick ins Massodikar, wo Nebelschwaden das Ende der Welt uns vorgaukeln wollen, dem dumpfes Böllergekrach der kirchenfrommen Herde in der Tiefe grollend widerspricht, und schon geht's weiter, knapp neben der Kante. Erwartungsvoll heben wir die Köpfe spähend aus dem kurzen, griffigen Kamin, der den steilen Fels durchreißt, unter dem sich die von uns gegründete Niederlassung für von »Herrschaften« abgelegte Effekten niedlich zeigte.

Ein überraschend breiter Geröll- und Schrofengürtel umspannt die Nordseite der schlanken Zinne, den nur deren Riesendimensionen von unten nicht zur Geltung kommen lassen. Genau in der Trennungslinie zwischen Nord- und Südseite sich befindend, bekommt der Berg einen janusartigen Ausdruck: links vom Scheitel bis zum Fuß eine glatte, blanke Mauer, die Südwand, die zu Ehren des Erstbezwingers künftig Bergerwand genannt werden möge; rechts aufgelöste, zahme Formen, die mit senkrechten Abstürzen zur Tiefe abbrechen, aus welchen erst die Nordseite des Gipfelbaues, die Ampfererwand, hartlinig aufsteigt. Unser Berg wird dadurch förmlich ein Spiegel für seine Nachbarn, denn südwärts bricht gleich ihm die Cima Brenta alta in praller Wandflucht ab, während nördlich in reicher, fast gezierter Gliederung der stolze Campanile alto steht und auf dünnem Finger eine große Steinkugel balanciert, was die wilde Guglia so zu erheitern scheint, daß sie in koketter Anwandlung ihren »guten« Ruf vergißt.

Ein weiter Kamin, von Ruinen eines Plattenkopfs und dem Schrofengehänge gebildet, läßt in willkommener Leichtigkeit einen schulterartigen Vorbau gewinnen, von dem man eine graue Felskanzel zum Gegenüber hat, und dazwischen laufen längs löcherigem Gefels schmale, hie und da schwierig begehbare Bänder. Doch kurz währt diese gutmütige Laune, denn drüben, über die hochstufige Felskanzel ansteigend, steht man bald vor zwei auseinanderlaufenden, langen, engen Kaminen, welche aus rötlicher, brüchiger Nische finster und drohend wie Zornesfalten emporziehen. Den linken hat bis jetzt noch niemand einladend gefunden, und rechts angepackt, reitet man bald auf der scharfen Kante der dünnen Scheidewand schwierig hinan, wobei die linken Bewegungsmittel im Riß, die rechten an der glatten Wand über wilder Schlucht Haltpunkte haschen. Grottenartig sich schließend, haben hier, wohl aufgebracht über diese Bosheit, die Ersterstciger abermals den widerspenstigen Fels mit einem Haken gespornt und gezähmt, so daß man beruhigt über den senkrechten, freien Pfeiler nach links hinaus in einen Nebenspalt klettert, der rasch zur scharf ausgeprägten Scharte hinaufhilft.

Habe ich früher die Schrofen unten als »Gürtel« bezeichnet, so muß die nun vor uns liegende schmale Schutterrasse, die sich wieder im rechten Winkel an die Wände schmiegt, »Halsband« genannt werden, denn unmittelbar darüber erhebt sich das trotzige Berghaupt, von dem, um die Ecke spazierend, eine jähe, Reihenkamine bildende Felsschneide absinkt, aus der sich mit wagrechtem Ansatz der zackengespickte, kurze Westgrat loslöst, gleich dem Stachelschwanz eines Drachen in die Tiefe hängend. Prächtige Kletterei, in und neben dieser Mustersammlung von Kaminen, die immer freier wird, je höher sie bringt, endet nach wohlgezählten 70 *m* auf der luftigen, geräumigen, schotterigen Garbarikanzel. Als eine völlig glatte, hohe, runzelfreie Platte ragt nun die westliche Gipfelwand auf, hart und starr, wie das Antlitz einer Sphinx.

Doch wir wußten des Rätsels Lösung und klommen, der prächtigen Beschreibung Bergers folgend, über die schmale Felstribüne zur Linken, wie auf einer Doppelleiter: zuerst hinauf, dann hinab, und standen schon auf dem kleinen, am Nordwestrande klebenden Erker, bei der zurückgelassenen Stange der Ersteraeiger.

Scheu lugen wir um die Ecke. Wieder huscht der Blick suchend an der

schroffen Nordwand auf und nieder, denn noch einmal bläht sich das wilde Bergungetüm in seinem prallen Felspanzer abweisend auf. Der letzte, aber schwerste Kampf steht bevor!

Auf schmalem Bande in die freie Wand hinausgeschlichen, ein Blick hinabgeworfen in die schauerliche Tiefe, ein Blick empor zum sonnig leuchtenden, zersägten Gipfelrand läßt mich der Zukunft Doppelgestalt erschauen, und sehnsüchtig greifen die Arme nach der Lichtumflossenen. Eine kleine Höhle mit rostigem Haken darinnen, ein winziger Zacken, der sich sträubend abstemmt, dann seicht eingezogener Fels und darüber ein brüchiger Ausbug, den nur der eingeschlagene Stift mit seinem wetterbleichen Hanfring noch zu halten scheint, dabei fast durchwegs Haltpunkte, die mehr Ahnung als Wirklichkeit sind — das sind die mir wohl eingeprägten Einzelheiten des einzigen Wegs, der zur Spitze führt, der, einmal betreten, für den Vorankletternden kein Zurück mehr gestattet, der Sieg — oder Untergang heischt. Und als ich mich nach schwerem Ringen zum zweiten Male tief aufatmend der gesegneten Gegenwart in die Arme werfen konnte, da stürmte ich durch die leichteren Schrofen zum Gipfel hinan und rief zu ihrem Lob und Preis all das, was mein Herz empfand, mit Jauchzern in die Lüfte.

Vergeblicher Versuch, mit Worten das Hochgefühl zu schildern, das in solch heiligen Augenblicken das Menschenherz durchtost. Am liebsten hätt' ich mich kopfüber hinabgestürzt, um nur recht schnell aufs neue mir den Segen jener seligen Minuten zu erringen, denn die Unmöglichkeit ist tot in solchen hehren Augenblicken, wo sich Vernichtungstrieb und Schaffensfreude vermählen, wo sich ein schöpferisches Sehnen in der Seele regt wie Heimweh nach der rätselvollen, gottgenannten Urkraft alles Seins, wo man sich eins fühlt mit dem großen, ewigen All.

Plötzlich ein Ruck in der Magengegend: Des Freundes Ungeduld zieht mich am Seil zurück aus meinem Glückstraum in die Wirklichkeit. Kaum stand er aber bei mir oben, begann ein Gipfelschwärmereiduett, daß es nur so hallte. Dann hielten wir Umschau.

Die Gipfelfläche, überraschend geräumig (siehe das Bild bei S. 336), und wie das Deck eines Schiffs gegen die steinmanngekrönten Schnäbel etwas aufgebogen, trägt in der Mitte einen kleinen Felsaufbau, der uns als Fundament für ein drittes steinernes Siegeszeichen diente, an dem wir uns zu wohlverdienter Ruhe niederließen. Über uns im Zenith sonnige Bläue, ringsum qualmende Nebel. Nur dann und wann guckte bruchstückweise das schutterfüllte, oberste Brentakar mit seiner wildschönen Umrahmung durch. Versteckt euch nur, ihr Berge, in nachbarlicher Runde, denn trotzdem ihr sie überragt, messen könnt ihr euch doch nicht mit der stolzen, wilden Guglia di Brenta! Leider durften wir uns nur kurz ihres Besitzes freuen, um den wir drei Stunden lang schwer gerungen.

Eine sonderbare Unruhe — war es der Gedanke an den bevorstehenden Abstieg oder instinktives Ahnen drohender Gefahr? — trieb uns schon nach halbstündiger Rast zum Abschied — und es war wohlgetan.

Mitten in der obersten schweren, der Ampferer-Wand, mehr an dem Haken mit dem Seilring schwebend als stehend, mußte ich mich losseilen, um zu des oben stehenden Gefährten Sicherung das eigene Seil durch die Schlinge stecken zu können. Noch ist dies nicht beendet, da flimmert's mir vor den Augen, und ehe ich mir diese ganz ungewohnte Erscheinung erkläre, knattert prasselnder Donner. Erschrocken presse ich mich krampfhaft an den Fels und knüpfe mir, während dröhnendes Rollen in den Wänden verhallt, tiefbewegt mit der freien Hand das lose Seil um den Leib. Stumm wechseln wir beide einen vielsagenden Blick, dann geht's abwärts, so rasch als die Vorsicht es erlaubt, immer in peinlicher Erwartung solch böser Wiederholung, im Bewußtsein, es nun mit zwei feindlichen Elementen zu tun zu haben. Oft machen

uns dabei noch fallende Tropfen bange, aber zum Glück verlassen sie nur ungern ihr Wolkenheim. Zu all diesem glaubte nun wohl auch die heimtückische Felsbestie die Gelegenheit zu meuchlerischem Anschlag gekommen, und versuchte, als wir gerade am unteren schmalen Schlupfende des Verbindungskamins zwischen den beiden Schutterrassen anlangten, uns in eigener Schlinge zu fangen. Aber da gab's kein langes Zaudern und Zerren, rasch hinauf, und schon sind wir wieder flott. Erst vor der unteren schweren, der Berger-Wand, wird wieder gebremst; doch schneller und besser als ich's gedacht, kamen wir über sie hinunter, wenn es auch recht schauerlich anzusehen war, wie der letzte, am Seile schwebend, eidechsenartig herabglitt.

Die gefährlichen Schwierigkeiten glücklich hinter uns wissend, eilten wir nun schleunigst aus dem Bereich des wilden Bergs, und kaum standen wir bei unseren zurückgelassenen Habseligkeiten, da brach auf Blitz und Donner ein Regenschwall los, daß es in Wänden und Rinnen plätscherte und rauschte und wir uns im Nu in Strombadillusionen getaucht fühlten. Laßt euerer Wut, ihr wilden Elemente, nur freien Lauf, weil euch die Opfer heil entkommen; was die an Schätzen sich herabgeholt von trotziger Warte, das schwemmt ein Meer nimmer von dannen!

Wir duckten uns lachend unter schützenden Überhang und stiegen, fuhren und kugelten nach beendigtem Toben und Wettern lustig abwärts zur Hütte. Und als wir am nächsten Morgen erwachten, lag ringsum Schnee. Über Nacht war es Winter geworden! Darum scheltet nicht und nörgelt nicht, wenn die kraftfrohe Jugend wagt und stürmt. Kurz ist die Zeit, wo sie es kann und darf. Ach, gar bald kommt das Alter! Über Nacht kann es Winter werden! —

Vom Campanile alto zum Torre di Brenta

(H. B.) An einem schönen Augustmorgen wieder einmal um den östlichen Sporn der Cima Brenta alta, den südlichen Eckpfeiler des Fulminizugs, herum in die Massodiwirrnis eingedrungen, ergötzte ich mich an den staunenden, fast erschreckten Mienen meines Begleiters Dr. Eitner und zweier zufällig dem gleichen Ziel zustrebenden Herren über die verblüffende Erscheinung der Guglia. Wieder führte der Anstieg hinan durch die harte Firnrinne, an schneeüberspannten Schluchten dahin, über brüchige Rinnen bis auf die östlich vorgestreckte Felstatze, mit welcher dieses Felsungeheuer seinen schützenden Zackenvorbau hält, der aber jetzt, nach der von Josef Ostler, dem Kufsteiner Kaiser-Kletterer, eröffneten direkten Angriffslinie aus der vom Brentakar leichter zu erreichenden Gugliascharte, mehr Wappenschild als Schirmwaffe ist.

Heiter und klar strebte heute der blanke Pfeiler der Guglia in den blauen Himmel. Sinnend sah ich empor. Lehrmeisterin des Siegens! flüsterte ich andächtig in mich hinein. Nebelgrau und Wetterstrahl umtobte uns damals beide. Und heute geht's mir wieder wie dir; heiter und klar ist's auch in mir: Sommerzeit! Dankbar liebkost dich mein Blick; denn muß ich mir auch dich versagen, du hast mich geschult, daß ich selbst jetzt noch als behäbiger, pflichtbewußter Gatte und Vater deine stolze Nachbarschaft beruhigt erklimmen darf. Und wenn vielleicht einmal mein Sohn zu dir kommen sollte, dann bitte, liebe Guglia, sei ihm gnädig und huldreich wie du es mir gewesen, und werde ihm, was du mir bist: unvergeßliches Erinnerungsmal holder Jugend Sturm- und Drangzeit!

Vertraulich traten wir bis an die senkrechten Grundfesten der Guglia heran, dann brachte uns ein gelber Riß mit ein paar Seiltänzerschritten in die eiserfüllte enge Rinne zur Rechten, welche zwischen ihr und dem Campanile alto hinabschneidet. Einen, den weiteren Anstieg scheinbar leichter vermittelnden Vorbau mißtrauisch bei-

seite lassend, hakten wir uns mühsam zur nahen Turmscharte hinauf. Und wenn auch der Tiefblick jenseits ins Brentatal durch die wie ein Fernrohr hinabziehende Klammschlucht fesselnd und eigenartig ist, die Gauklerkletterei hinauf zur Schutterrasse in der mittels Rückzug erreichten, nächsten Felsrinne des Vorbaues ließ uns das Betreten der Kammschartung verwünschen. Und doch erklettert man den Vorbau am besten direkt von der Schartenhöhe über den schwierigen Wandabsatz zur Rechten, worauf man oberhalb durch große Blöcke bis zum Abbruch in die von uns mühsam bewältigte Felsrinne zurückgeht und in den Schutt-Trichter unter dem phantastischen Felsfinger hinabklettert. Keuchend hielten wir droben gegenüber dem Schrofengürtel der Guglia Schnaufrast, und wieder mußte ich von ihr erzählen und die Merkwürdigkeiten ihrer schwachen Stellen zeigen, daß ich mir schließlich wie ein Guglia-Kastellan vorkam.

Dann stiegen wir dort, wo der Vorbau an die himmelhohe Gipfelmauer des Campanile alto stößt, in dessen Ostwand hinaus, durch die sich, girlandengleich auf und abgeschwungen, ein gut begehbares, stets freie Ausblicke bietendes Band von Rippe zu Rippe zieht, bis hinein in den knappen, kühlen Spalt der Unteren Fulminischarte. Nur ist der Zugang zum Band durch eine ziemlich luftige Wandstufe, über die man zuerst absteigen und an der man auf schmaler Leiste queren muß, pikant erschwert.

Wie ein schrecklicher Zauberfluch reißt die Untere Fulminischarte mit einem tiefen, glatten Schnitt die Nordkante unseres Bergs vom Steilsturz des Südlichen Fulminiturms, daß Himmel und Erde links und rechts durch die Ritzen nur scheu hereinzulugen wagen. Diese schmale Enge drängt förmlich zur Entlastung und Verringerung des körperlichen Umfangs, nur behindert die Klettertoilette bald der eine, bald der andere Berg, daß man nach ihrer Beendigung froh ist, über eine Wandstufe auf ein Band hinauszukommen, wo man wieder Luft, sogar sehr viel Luft kriegt. Dieser plötzliche Wechsel zwischen dem Schartenkerker und der Freiheit der Bergwand, welche jäh ins Massodikar abbricht und den abgleitenden Blick noch tiefer, bis ins Val Persa, »ins verlorene Tal«, fallen läßt, ist wohl die Ursache, daß die plattigen, rechts von Überhängen eingerahmten Felsen mit ihren bloß bis zur Skizze gediehenen Simsen und Leisten noch böser erscheinen, als sie sind. Doch dieser widerstrebende Willkomm des spröden Campanile alto bewirkt, daß man droben vor dem Riesenkamin, der wie eine finstere Falte die senkrechten Gipfelwände durchreißt, bereits abgehärtet, kein Bangen mehr verspürt. Dann über eine breite Schotterterrasse nach rechts zu seinem Eingang spazierend, aber nicht weiter gegen Westen, sonst kommt man nach Führer Gasparis Aussage über das fortlaufende Band auch von dieser Seite zur viel schwierigeren Paulcke-Route — beruhigt schon der Anblick der kurzen Absätze, die wie Leitersprossen den schattigen Grund des Riesenkamins verschränken. Die meisten dieser Stufen sind so beschaffen, daß verkeilte Blöcke, von oben mit Geröll verschüttet, darunter eine Grotte bilden, aus der wieder die mehr oder weniger weit vorspringende Decke des tieferliegenden Querriegels herauskollert. Kann man aber auch nicht die Staffeln dieses gigantischen Stiegenschachts, einfach Fuß vor Fuß setzend, oder gar doppelt und mehrfach nehmend, hinaufstürmen, sondern recht und schlecht, je nach dem persönlichen Anteil an der von unseren Ururahnen auf uns vererbten Geschicklichkeit, mit allen Vieren kletternd, eine nach der andern auskostend — so gewinnt man doch rasch und sicher die Höhe — ausgenommen es sind Vorläufer drinnen, die glauben, im jubelnden Entzücken über das prächtige Klettergestein fort und fort Kostproben zuschicken zu müssen.

Und taucht man auf den obersten Gratschrofen des linken Kaminrands wieder in den Sonnenschein empor, da wollen zwei Spitzen der Gipfel des Campanile alto sein; und ich glaube, schon oft werden die nördlich und südlich aus dem zwischen ihnen hängenden Schuttsattel aufbauenden Zacken abwechselnd diese Rolle gespielt haben.

Möge also in Tourenberichtsnamen Herrn Joseph Ostler immerhin das erste veröffentlichte Betreten des Nordgipfels am 9. August 1903 zugestanden sein, und den Herren Garbari und Paulcke, die zu verschiedenen Zeiten, doch auf teilweise gleicher Richtung vollführte erste Erkletterung von Süden zuerkannt werden, wichtiger erscheint mir die sichere Kunde, daß Gottfried Merzbacher mit dem Führer Bonifazio Nicolussi am 26. Juli 1885 zum erstenmal den Campanile alto auf dem heute sogenannten »gewöhnlichen Weg« für die alpine Menschheit erobert hat; denn damit fiel eine der für unnahbar erklärten Felszinnen der Brenta, des Horstes der alpinen Unmöglichkeit, die heute noch nicht völlig dort verscheucht ist, trotzdem in den Alpen alles, was diesen dämonischen Zauber besaß, längst desselben beraubt wurde, ja selbst eine Guglia sich ergeben mußte, und kürzlich sogar das letzte große Problem der Ostalpen, ein Palladium der Unbesieglichkeit, die Nordwand des Crozzon, bezwungen ward, alles dank der deutschen Kletterkunst.

Wir wandten uns dem südlichen Gipfel zu und hatten richtig gewählt, denn vom Schuttsattel über ein Band in die Ostseite gekommen, standen wir nach kurzer aber luftiger Grat- und Wandkletterei auf dem höchsten Scheitel des Campanile alto.

Traditionsgemäß sollte nun Höhenangabe und Schilderung der Aussicht folgen. Aber infolge rings aus der Tiefe aufqualmender Nebelwolken — eine in der Brenta leider ziemlich alltägliche Erscheinung, wann es gegen Mittag geht — kann ich weder mit der einen noch der anderen Programmnummer dienen; ersteres nicht, weil darüber nicht einmal die Karten im reinen sind, letzteres nicht, weil mir nur hier und dort kurze, matte, zusammenhanglose Szenen und Monologe des zweifellos herrlichen Gipfelschauspiels vergönnt waren, die, als schäbiges Flickwerk, besser unbesprochen bleiben. Nur den einen Irrtum konnte ich feststellen, daß die Nachbarberge die Guglia, deren Gipfelfläche dann und wann tief drunten flüchtig sichtbar ward, um viel mehr als nur 30 *m* überragen müssen, und trotz dieser Größe hauptsächlich Warten für den kleinen Riesen sind.

Bald stiegen wir wieder hinab. Die Absätze des Riesenkamins kamen mir noch leichter wie beim Aufstieg vor. Und wollte einer einmal die glatte Stemmarbeit verzögern, eins, zwei, drei! — sprang man auf die Geröllmatrazen hinunter. Nur die Plattenwand machte mir etwas zu schaffen, weil man anfangs mit dem Gesicht gegen den Berg und schrägliegender Körperachse, an den gestreckten Armen hängend, in sie hineinschwimmen muß, was, wenn man als Letzter klettert, recht unangenehm ist.

In der Unteren Fulminischarte wechselten wir rasch das dekolletierte Kletterneglige mit der schweren Alpinistenrüstung, weil das Wetter schon ungeduldig zu werden drohte, und ehernen Schrittes stampften wir westwärts hinab; ein Stück in der Schartenrinne, dann rechts hinaus auf verwilderte Schrofen und grobe Brockenhänge, welche ihre Abstammung von den darüber frech aufgepflanzten, scharfen Felskegeln der Fulminitürme nicht verbergen konnten, mochten sie sich auch teilweise unter einem steilen Schneefeld verkriechen. Ein glitschiger Quergang brachte uns ans jenseitige Ufer, aus dem bereits mit wildzerrissenen Schluchten die rotgelben Südwestwände des Torre di Brenta sich aufbäumen.

Zwischen diesem, im Nebel kopflos scheinenden Felskoloß und dem schlanken Fulminiquartett winkt mit steinernem Finger die Obere Fulminischarte. Eine gegabelte Rinne zieht von ihr herab, durch deren bewegliche Trümmer sie unschwer erreichbar ist. Wieder wird eine Garderobe eröffnet, und nach kurzer Rast, um den Schartenfinger herum, der nächste Fulminifelsturm erstürmt. Durch schrofige Felsen zum steil zusammengeworfenen Nordgrat ankletternd, betraten wir den in große Würfel zersprungenen Gipfel nach etwa viertelstündigem Angriff, auf dem gleichen Wege wie die einzigen bisher bekannten Besteiger: Gstirner und Caola am 24. August 1893.

Unheimlich luftig ist diese Spitze; denn nach allen Seiten, mit Ausnahme derjenigen, über welche wir heraufgekommen waren, senkrecht abbrechend, hat man das kribbelnde Gefühl, mit den locker aufliegenden Steinwürfeln auf einer Felssäule balanciert zu werden.

In Ermangelung jeglicher Fernsicht studierte ich die nebelfreie, benachbarte Sippschaft, die zunächst aus einem ostwärts verschobenen, großen Bruder besteht, hinter dem ein dickerer, wüster Kerl, wieder westwärts vortretend, nach dem seltenen Besuch schielt, und daneben schließlich ein kecker Fratz, welcher trotzig zur Unteren Fulminischarte hinabspringt. Nachdem Kind und Kegel bisher nur einen Familiennamen besaßen, gestattete ich mir, sie feierlich zu taufen, und zwar der Reihe nach, mit unserem Standpunkt beginnend: Nördlicher, Höchster, Mittlerer und Südlicher Fulminiturm.

Kaum ist diese Zeremonie beendet, da reißt plötzlich ein Guckloch im Nebel auf und ein herrlicher Tiefblick auf den smaragdenen Molvenosee und sein liebliches Gestade wird sichtbar. Dann ziehen langsam neue Wandelbilder voll Sonnenglanz und Fernenduft in den wogenden Schleierrahmen, als wollten sie der Fulminifamilie gratulieren zur endlichen Aufnahme in den Schoß der alpinen Nomenklatur.

In die Obere Fulminischarte zurückgekehrt, musterten wir während des Tafelns und Pokulierens begehrlich den teilweise sichtbaren Südabsturz des Brentaturms; denn bekanntlich kommt der Appetit während des Essens. Aber nach dem Menu des »Hochtouristen« stellt man sich den leckeren Turmanstieg ganz anders vor, als er sich uns hier darbot. Schließlich machten wir dennoch einen Versuch, der uns aber gar nicht bekömmlich war. Und mit dem Troste der alten Erfahrung, daß man mit vollem Magen weder ins Bad noch in schwere Felsen steigen soll, hielten wir einen Verdauungstrab auf dem straßenbreiten Schotterband, welches von der Oberen Fulminischarte unter den glatten, ins Massodikar drohenden Wänden entlang zieht, dann um den scharfen, ostwärts steuernden Kiel des Torre di Brenta biegt und als Geröllterrasse die Breitseite seiner Nordwand quert, unter der in verschleierter Tiefe der Fulminigletscher gleißt und schimmert.

Da läßt uns plötzlich zur Linken eine durch die Gipfelmauer emporziehende Schlucht im begonnnnen Kreislauf um den Berg innehalten. Das mußte der Normalanstieg sein! Und schon springen wir, rucksackledig und pickelfrei, in dem Wonnegestein klimmselig aufwärts. Immer enger und steiler wird der Riß, aber stets bleibt er kletterhold. Und jetzt ist sein Ende erreicht, ein Felsloch tut sich auf, und — überrascht fällt der Blick wie durch ein Fenster tief in den nebelbrauenden, grausen Abgrund. Dann huscht er wieder scheu hinauf an der hohen, glatten, plattigen Turmwand. Schon der Gedanke, hier anzugreifen, scheint abzuprallen wie von blankem Wehrschilde. Aber nochmals und schärfer geprüft, entsprossen wie durch Zaubermacht dem beim ersten Anblick so sturmsicher scheinenden Fels Tritte und Griffe, Spalten und Stufen, die, fast unwiderstehlich lockend, in die Steilwand hinausziehen und an ihr emportreiben. Durch das Felstor geschlüpft, hebt ein Klettern an, wie ich kein schöneres kenne. Ein Klettern, lustig und sicher zugleich, ein Klettern, das den wonneschauernden Traum des Vogelflugs mit dem behaglichen Wurzelgefühl der Erdschwere vermählt, zu einem Genuß, wie ihn die höchsten Dinge in den heiligsten Augenblicken des Lebens gewähren! — Nur ganz droben schon, knapp am Rande des Ziels, ist noch eine heikle Querstelle zu meistern, wobei man mehr in der Luft als auf der Erde ist, nur an schmalen, aber festen Winzigkeiten schwebt. Doch gleich hernach steht man draußen auf den Gipfelschrofen. Gilt es auch dort noch, manch Hindernis zu nehmen — besonders im Nebel! — so ist doch alles Tändelei gegen die soeben überwundenen Schwierigkeiten. Glücklich bis ins tiefste Innere, lasse ich mich nach kurzem Blindekuhspiel mit dem grauenden, brauenden

Reigen schemenhafter Nebenzacken auf dem dicht verhüllten Knauf des Torre di Brenta zur Rast nieder, voll der Weihe unvergeßlicher Erlebnisse. Weder Himmel noch Erde waren zu sehen. Nur in lichten Wolken strömten Nebel rings daher und vorbei. Dennoch ward mir der Schutthügel mein Thronlager. Und allmählich schien mir bei meinem stummen Dämmern, als schwämme der Gipfel mit mir in diesem flutenden Schleiermeer. Ich sann und sann, und wußte nicht was. Nur weiter und weiter fühlt' ich mich fortgetragen, hinaus über Raum und Zeit. Woher? — Wohin? — O du seliges, wunschloses Versenken ins heilige, graue, mystische Nichts.

Und als wir wieder zu unseren hinterlegten Sachen zurückgekehrt waren, staunten wir über die kurze Zeit, die wir zum Gipfel hinauf und herunter gebraucht hatten. Knapp eine Stunde war vergangen, und welch unvergeßliches Glück hatte ich in ihr erlebt!

Steil bricht die Terrasse zum Fulminigletscher ab. Rinnen und Runsen furchen die griesbedeckten Felsabsätze, durch die uns vereinzelte Steindauben und spärliche Trittspuren im Zickzack allmählich zur Tiefe finden ließen. Endlich standen wir ober dem weit abklaffenden Gletscherrand und blickten verdutzt über die glatten Ufermauern. Und doch ist der Weg so einfach, wie ich bei einem späteren Besuch des Torre di Brenta festgestellt habe. Man steigt fast vom westlichen Ende der Terrasse bei einem markanten Felsköpfel in eine Felsrinne und folgt ihr stets rechts schräg abwärts durch die Wand bis zum Gletscher, den man bei spätsommerlicher Ausaperung nach links kletternd erreicht. Doch zum Starren und Sinnen hatten wir wahrlich nicht Zeit, denn über das finster beschattete Brentatal wogte ein Unheil brauender, dumpf grollender Wolkenballen heran. Zum Glück tat sich ein versteckter Kamin rechts über einem Plattensporn auf und schleunigst turnten wir durch ihn hinab trotz seiner schlüpfrigen Morschheit und schwarz vereisten Mündung. Im Nu standen wir jenseits auf der Gletscherkante — aber steil schoß ein scheckiger Eishang, von mächtiger, verdächtig überbrückter Querspalte durchrissen, zum sanften Firnbecken.

Ärgerlich über diese neue Verzögerung, die uns dem unaufhaltsam heranjagenden Wettergraus ausliefern mußte, hießen wir rasch den Ersten, ans Seil geknüpft, ohne Stufen zu schlagen, absteigen, um es dann, zwischen ihm und dem Letzten anspannend, als Geländer für die frei nachfolgenden Mittelmänner zu benützen. Doch kaum war der Vorderste über dem gebrechlichen Kluftsteg, da brauste und sauste wirbelnd der Sturm daher, greuliche Finsternis heranwälzend. Strömend peitschte uns der Regen, Hagelschlossen rauschten knatternd hernieder, ein Brüllen, Toben, Krachen ringsum, daß einem Hören und Sehen verging. Mit dem linken Arm ins Seil eingehängt, den Pickel gefällt, sprang ich erbittert über das Wüten auf das Eis hinaus und raste knirschend und scharrend hinab, daß der flatternde Regenmantel in Fetzen ums Haupt klatschte: eine wahrhaftige Höllenfahrt! Noch zweimal stob es hinter mir im tollen Ritt über den eisigen Rachen und ganz verblüfft fanden wir uns zu Viert drunten am zahmen Firnboden wieder zusammen. Vom dröhnenden Wetterstrudel im Rücken erfaßt, trieben wir der nahen Bocca d'Armi zu, und als wir durch die von ihr absinkende steile Schuttrinne mit den fallenden Steinen um die Wette hinabgestürmt waren, jagte schon der zuckende Wolkenspuk weit draußen im Etschland davon. Frostig wölbte sich ein blaudunkler Abendhimmel ob der gespenstisch das wüste Massodikar umstehenden düsteren Fehme der Fulminitürme, in deren Mitte sich die Guglia abhob, wie der gigantisch verzerrte Schattenriß eines chaldäischen Zauberers; dann und wann von fahlem Wetterlicht blendend umstrahlt, mit dem Verlöschen in Finsternis verschwindend, und plötzlich wieder drohend im Dunkel auftauchend, schienen sie mir im fernen Donnerhall zu murren: »Ist's nicht genug, Zwergenvolk, daß wir bei Tag euch hold? In der Nacht, in der

finsteren Wetternacht, da sind wir wieder wie einst die unnahbaren dämonischen Riesen!«

Stumm und müde schlichen wir stolpernd aus dem schwarzen Bann dieser unheimlichen Runde hinüber zur traulichen Tosa Hütte, zu Unseresgleichen, und sannen heimlich auf das Morgen.

Cima d'Armi, 2953 *m*

(A. v. R.-R.) Früh am 29. August 1904 waren mein Bruder Gaston und ich von der Tosa Hütte aufgebrochen. Er wandte sich allein der Cima Tosa zu, während ich den mir noch unbekannten Monte Daino zu photographischen Zwecken besuchen wollte. Mein Bruder hatte die Cima Tosa hin und zurück, einschließlich einer einstündigen Gipfelrast, in zusammen um wenig mehr als vier Stunden erstiegen, so daß wir am frühen Vormittag beide fast gleichzeitig wieder in der Hütte eintrafen. Nach ausgiebiger Stärkung machten wir uns um 11 Uhr 30 Min. wieder auf zu neuen Taten. Wir lenkten unsere Schritte in das Massodi. Der beste Weg dahin führt so, daß man ein Stück auf dem Molvenowege absteigt und dann in der Höhe der untersten Felsansätze des Ostgrats der Cima Brenta alta auf schwacher Steigspur im Schutte hinüberquert, und, auf dem nunmehr deutlich gekennzeichneten Pfade, unter den Wänden meist etwas ansteigend, einmal auch absteigend, einige Rinnen quert und so mählich den weiten, trümmererfüllten Hochkessel gewinnt.

Ein prächtiges Bild erschließt sich hier, ein Bild, das an Wildheit wohl nichts zu wünschen übrig läßt. Das Hochkar ist nichts anderes als ein wüstes Trümmermeer von Riesenblöcken und Schutt. Diese sind die Überreste des einst zusammenhängenden Gebirgskamms, von dem heute nur mehr die bizarren Türme und Zacken als letzte Wahrzeichen emporragen. Alles beherrschend umschließt den Kessel südlich die Brenta alta mit einer unnahbar erscheinenden, dunklen Plattenwand, Schatten und Düsterkeit in den sonst sonnendurchfluteten Kessel bringend. Zwischen zwei tief eingeschnittenen Scharten, durch die des Himmels Blau schimmert und, von höherem Standpunkte aus gesehen, auch der Cima Tosa leuchtender Gipfelfirn herübergrüßt, strebt der schlanke Obelisk des Campanile basso, auch Guglia di Brenta genannt. zur Höhe. Der Campanile alto, der Zackenkamm der eigentlichen vier Fulminispitzen, der Torre di Brenta und die Cima d'Armi umschließen weiterhin den nur nach Osten offenen Trümmerkessel. Vereinzelnte magere Rasenpolster, um derentwillen sich hierher nur selten Schafe versteigen, bringen etwas Leben in die tote Landschaft. Dem Bergsteiger aber bieten diese Felsbastionen ein reiches Feld für seine Betätigung, enthalten sie doch den bis heute fast schwierigsten Dolomitturm — die Guglia di Brenta!

Unser heutiges Ziel ist die Cima d'Armi. Wo es hinauf geht, wissen wir noch nicht. Von der Seite der Bocca d'Armi, beziehungsweise vom Fulminigletscher soll der Anstieg gewöhnlich durchgeführt werden. Wir aber wollten heute einen neuen, besseren Anstieg ausfindig machen. Der schräg durch die Südwand ziehende Riß ist, wie sich später herausstellte, nicht gangbar; denn er ist bei näherer Betrachtung nichts anderes als ein tiefer, das ganze Massiv durchziehender, klaffender Spalt, der den Vorbau vom Gipfelstock trennt. Wir wollten uns noch andere Wandstellen an dieser Seite besehen und deshalb zogen wir aus dem obersten Karwinkel, wo man geradeaus zur Bocca d'Armi gelangt, nach rechts ab gegen die im Südostgrate eingesenkte Scharte hin. War das ein mühseliges Emporwandern über den endlos langen, steilen und bei jedem Schritte nachgebenden, lockeren Schuttstrom! Immer flott aufwärts, dann wieder verschnaufend — so war die beste Gangart zur Bewältigung dieses Terrains. Glühend heiß widerstrahlte die mittägige

Sonnenglut von den Wänden der Berge und vom weißen Gefels des Kars! Hoch oben verengt sich der Schuttstrom zu einer felsdurchsetzten, noch teilweise schneeerfüllten Rinne, in der wir ein wenig klettern konnten. Nach einstündigem, mühevollem Anstiege war endlich die Einsattlung an der Südostecke des Massivs um 1 Uhr nachmittags erreicht.

Hier stellt sich nun die ganze Umgebung folgendermaßen dar: Das Gipfelmassiv erscheint mit einer Südwand und einer Ostwand. Zunächst dem erreichten Sattel führt die Verschneidungskante der beiden zur Höhe. Gegen das obere Massodi setzt die pralle Südwand nicht direkt ab, sondern es befindet sich hier noch ein umgürtender Vorbau, der von dem dahinter ansetzenden Südwandmassiv der Cima d'Armi durch eine schmale, nach Westen ansteigende Schuttrinne getrennt wird.

Über diese bei dem erreichten Sattel mündende Schuttrinne stiegen wir, durch Spuren verleitet, an, in der Hoffnung, in der Südwand einen geeigneten Durchstieg zu finden. Wir mühten uns in dem feinen Schutte redlich ab, kletterten über einen Absatz in der Rinne und suchten, so immer weiter ansteigend, den Fuß der ganzen Südwand nach einem geeigneten Durchstiege ab. Zu unserer größten Überraschung standen wir auf einmal auf einer schmalen Scharte an der Südwestecke des Massivs unter gelbroten Überhängen, nur mäßig hoch ober der Bocca d'Armi, von wo wir auf den Fulminigletscher hinabsahen und auch zu diesem hätten absteigen können. Da uns aber an den überhängenden, roten Mauern dieser nächsten Umgebung keine Hoffnung zu erblühen schien, so versuchten wir auf kurze Zeit in dem brüchigen, steilen Gefels den Gletscher zu erreichen und zum Westweg hinüberzuqueren. Da sich der Abstieg aber gar nicht so leicht gestaltete, als er anfänglich aussah, und weil wir doch noch hofften, dann auf der Ostseite wenigstens einen praktikableren Zugang zum Gipfel erschließen zu können, kehrten wir wieder um und eilten, in dem mühsam erstiegenen Schutte flott abfahrend, wieder zu dem Sattel an der Südwestecke zurück, wo wir nach 1½stündiger Rekognoszierungsfahrt um 3 Uhr wieder eintrafen. Wohl sahen wir nun, daß längs der Südostkante des Bergs ein Anstieg durchführbar wäre, aber da wir heute schon Lehrgeld gezahlt hatten, schlugen wir eine neue, verheißungsvollere Richtung ein. An der Nordostecke des Massivs sahen wir nämlich einen Sattel, der etwas höher liegt, als der, auf dem wir uns befanden. Von beiden Sattelhöhen ziehen Rinnen hinab, die sich am Fuße der plattigen Ostwand vereinigen und sich dann über einen Steilabsturz nach Osten niedersenken. Wir mußten also von unserem Standpunkte bis an die Gabelung in der Ostflanke ein Stück absteigen und durch die steile, schneeerfüllte, weit über 100 *m* lange Schlucht jenseits hinansteigen. Da die Rinne und das ganze Gehänge zu ihrer Rechten nur aus losen, im Schutt eingebackenen Felsblöcken besteht, so ist der Anstieg äußerst unangenehm und steingefährlich. Die Erklimmung der einzelnen glatten Felsstufen war nicht immer ganz leicht. Wir benützten vielfach die Randkluft der schon stark ausgeaperten Rinne, um emporzukommen, dann aber zogen wir am obersten Teil auf den rechtsseitigen Hang hinaus und gewannen so den Sattel, den wir ins Auge gefaßt hatten. Über den Weiterweg waren wir, angesichts des Absturzes nach Norden, noch einen Augenblick im ungewissen, als wir aber linkerhand über eine plattige Stelle um eine Felsecke herumkamen, waren alle Zweifel behoben und siegesgewiß eilten wir über einen kurzen, steilen Schutthang in der Nordflanke gegen die Gipfelfelsen zum Einstieg.

Mein Bruder hatte des losen Schuttes wegen ein langsameres Tempo eingehalten und kam ein gutes Stück nach mir hierher. Alles Gepäck hinterließen wir hier bei der Einstiegsnische und klommen von den anfangs etwas überhängenden Einstiegsfelsen über steile Stufen hinan, uns immer knapp am Nordabfalle haltend. Bald stiegen wir in die Nordflanke selbst über, indem wir sie vorerst

auf schmalem, damals neuschneebedecktem Bande querten; dann gewannen wir von dieser Seite her den obersten Aufbau, indem wir über steile, scharfkantige, gut gestufte Felsen und über zwei Vorgipfel zur Hauptspitze emporkletterten.

Während der letzten Kletterei waren wir plötzlich zweier Kameraden ansichtig geworden, welche heute den Spallon di Brenta erklommen hatten. Etwas später, als wir auf Tosa und Daino, waren diese von der Hütte ausgezogen; und als wir ihnen nun zuriefen, wollten sie es gar nicht für möglich halten, daß wir es seien. Auf dem Gipfel erkannten sie aber dann unsere Gestalten wieder und wir tauschten freudige Zurufe, die in den Wänden und den Schluchten vielfach widerhallten.

Jetzt blickten wir auch von unserem erhöhten Standpunkte hinab zur Guglia, um deren Preis heute zwei führerlose Berliner gekämpft hatten. Sie waren — spät, aber doch — Sieger geworden und auch nach dieser Seite tauschten wir frohe Grüße.

Die Rundschau ist ziemlich umfassend; schön und sehr übersichtlich ist der Anblick des Cima di Brenta-Stocks selbst. Herrlich ist der Tiefblick auf den grünen Molvenosee mit seinen weißen Häuschen und der Ausblick über den langen Zug des Monte Gazza und des Monte Paganella in die grünen Vorlande und in das weite Suganertal. — — —

Die Zeit froher Taten war für diesmal zu Ende, und da der Weg bis ins Tal hinab heute noch lang war, zogen wir nach einstündigem Aufenthalte von der Warte auf gleichem Wege, wie wir heraufgekommen waren, wieder hinab.

Im flinken Abklettern waren wir schon nach 15 Minuten bei unseren Sachen unter dem Felseinstiege. Wieder folgte ein vorsichtiges Durchsteigen der Schlucht. Um 5 Uhr standen wir heute zum dritten Male auf dem Sattel im Südostgrate, wo unser Weiterweg ins Tal nun frei vor uns lag.

Wir eilten die Rinne hinab, und fuhren über den wenigen Schnee und dann über den losen Schutt in den Kessel des Massodi. Oft hielten wir für Augenblicke inne und sahen vergnügt und befriedigt zu unserem Gipfel zurück, oder bewunderten das kühne Felsgerüst der Guglia, deren Ansicht zunächst dem Sattel wohl die schönste von allen anderen ist.

Wir zogen nicht mehr hinüber zur Hütte, sondern stiegen aus dem Massodi direkt hinab gegen die Alm. Hier gewannen wir den Hüttenweg, der uns nun talaus leitete. Ungemein rasch waren wir aus der Hochregion auf die grünen Almböden gelangt und eilten dann hinab durch den prächtigen Hochwald, über dem die Gipfel der Brentaberge noch im goldigen Sonnenglanze erstrahlten. Als wir das Val delle Seghe betraten, glühte des Abendrots leuchtende Lohe auf den stolzen Scheiteln. Die Schatten wurden immer länger, Dämmerung umfing uns im waldigen Talgrund. Endlich standen wir draußen bei den Sägen, wo der früher so wilde Bach langsam den kühlen Fluten des Sees zueilt. Bei dem Klange der Abendglocken zogen wir zum Orte hin. Ruhe gemahnten sie den Leuten im Dorfe, Ruhe auch den nimmermüden, nimmer Ruh noch Rast findenden Bergsteigern, die heute nach einem Tage heißer Arbeit in Molveno ihren Einzug hielten.

Rocchetta della Val Persa, 2827 *m*, — Cima della Vallazza, 2747 *m*

(A. v. R.-R.) Unhold wie alle seine Vorgänger brach der Morgen des 28. August 1905 an und unser Plan, den Tuckettpaß zu überschreiten und über die Gipfel, die dem Flavonagletscher entragen, zum Grostè hinüberzuwandern, wurde aufgegeben. Bei etwas besser werdendem Wetter wandten wir uns um 9 Uhr 30 Min. dann abermals dem Grostèpaße direkt zu. Wir bummelten durch die kleine Klamm zum Campo Carlo Magno hinauf und zogen auf dem wohlbekannten Wege wieder der Malga Spinale zu. Statt kühnen Bergfahrten zu huldigen, suchten wir den Rand des Wegs

ab nach üppig wuchernden Pilzen. Bald hatten wir unsere Rucksäcke damit überfüllt und zogen dann in eiligerem Schritte bergan. Der Himmel war klarer geworden, die Sonne brach durch die Wolken und alles erschien im Glanze des nun prächtig werdenden Tags so mild und versöhnend, daß es uns jetzt leid tat, daß wir uns vom Wetter hatten so zum besten halten lassen. Also ward Kriegsrat gehalten und in Kürze der Entschluß gefaßt, doch noch einer der leuchtenden Gipfelhöhen zuzusteuern. Morgen wollten wir dann vom Grostèpasse endlich als Abschluß die Durchwanderung des Nordzugs bis hinab nach Cles vollführen. Um 11 Uhr 50 Min. betraten wir das uns wohlbekannte Heim auf dem Grostèpasse. Nach einstündiger Rast aber zogen wir, diesmal nur ganz leicht bepackt, wieder zur Türe hinaus und schlugen den gleichen Weg, wie vier Tage vorher, gegen die Cima del Grostè ein. Als wir aber an jener Stelle angelangt waren, wo man wieder geradeaus gegen die Cima del Grostè abzubiegen beginnt, zogen wir nach links ab und benützten meist einen schräg nach links durch das wüste Karrenplateau einschneidenden Spalt, der von Schnee erfüllt war, auf dem wir verhältnismäßig rasch weiter kamen. Unsere Richtung war der Sattel nächst dem Fuße der Nordostabstürze der Cima del Grostè, den wir auch endlich nach vielem Aufundab in etwa drei Viertelstunden von der Hütte aus erreichten. Hier stürzt das Plateau zu seiner östlichen Fortsetzung ziemlich tief ab, so daß wir genötigt waren, zu der nun folgenden Mulde weiter hinabzusteigen. Durch einen steilen Riß gelangten wir auf ein Schneefeld, über dessen steile Böschung wir in wenigen Augenblicken in prächtiger Glissade hinunterfuhren; dann querten wir unter den Hängen der Grostèspitze entlang, überschritten dann die Mulde an einer geeigneten Stelle und gewannen den jenseitigen plattigen Felswall, dessen Fortsetzung bis zu einem in den Gletscher hineinragenden Felssporn zu führen schien. Die Bergspitzen selbst sahen wir nicht, da sie von Wolken umhüllt waren. Als wir die langen, breiten Plattenlagen des Plateaus überschritten und dabei nach Erreichung des höchsten Punkts der Schichte immer wieder über den Abbruch hinab auf die nächstfolgende, zutage tretende Schichte übersteigen mußten, da huschten wieder graue Nebelschwaden daher, hüllten uns in immer dichtere Schleier und bald darauf dröhnten auch schon aus der Gegend der Brenta Donnerschläge, die in den öden Wüsteneien unseres Gebirgs widerhallten. Aber mit den Blitzen hatten sich auch die Wolkenmassen zu entladen begonnen und ein tüchtiger Hagelregen prasselte auf uns hernieder. Schimpfend und fluchend über dieses Wetterpech, suchten wir unter einem herabgefallenen großen Blocke, der nur durch einen darunter geklemmten Stein noch gehalten wurde, Schutz vor dem Unwetter. Aber bald wurde es uns unter dem verdächtig gestützten Blocke recht unbehaglich und wir setzten unsere Wanderung um 2 Uhr 30 Min. fort. Schon hatten wir starke Lust verspürt, die Gipfel für heute unberührt zu lassen, als der Hagel etwas nachließ und wir uns doch entschlossen, die begonnene Fahrt mit dem Erreichen einer Spitze zu vollenden. Terrainschwierigkeiten besonderer Art würden sich uns gewiß nicht in den Weg stellen, und warum sollten wir uns von der üblen Laune des Wetters beeinflussen lassen! Also beschlossen wir, dem Wetter auf alle Fälle zu trotzen — und das Wetter hatte Einsehen, es bescherte uns keinen Hagelgruß mehr — wenn auch die dichten Nebel uns heute nicht mehr verließen.

Auf dem Gratrücken drangen wir unausgesetzt nach Süden vor und sahen endlich nahe dem Gletscherende in den Felsen eine Stange emporragen. Ob dieselbe von der Vermessung stammt oder ob sie uns die Richtigkeit unseres Wegs versichern sollte, das weiß ich nicht, jedenfalls aber bot sie im Nebel einen guten Orientierungspunkt. Bald darauf betraten wir den Gletscher etwa unterhalb der aus der Mitte des Grats emporragenden Felsspitze. Es war 3 Uhr nachmittags. Zur Linken befand sich der steile Abfall des unteren, aperen Gletschers mit der Gletscher-

zunge. Ober diesen aperen Stellen querten wir ansteigend hinüber und gewannen — immer im dichten Nebel dahinstapfend — in einer weiteren Viertelstunde die erwünschte Scharte. Daß wir auf der höchsten Einsattlung waren, wußten wir, denn jenseits senkte sich eine steile Felsschlucht hinab, in die wir jedoch des Nebels wegen nur wenige Meter hinabsahen. Zur Linken wie zur Rechten erhoben sich aus dunklem Grau noch dunklere zerrissene Streifen — es waren die Felsansätze der benachbarten Gipfel. Welche der beiden Erhebungen die höhere war, konnten wir nicht ahnen. Ohne Zögern aber wandten wir uns der links von unserem Standpunkte gelegenen Spitze zu. Es war dies, wie wir später ermittelten, die Cima della Vallazza. Eine Firnzunge leitete noch ein Stück empor zu einer steilen, eiserfüllten Rinne. Dort, wo die Rinne ansetzte, stiegen wir nach links in die Felsen und kletterten über die bröckligen Felsstufen hinan, gewannen dann im obersten Teile, die Rinne abermals querend, einen kurzen Grat und standen nach wenigen Schritten beim Steinmanne. Der ganze Anstieg hatte bloß zehn Minuten gewährt.

Der Gipfel springt nach Süden ein Stück weit aus dem Hauptkamme vor, so daß wir wie auf einem Erker über dem allseits mit dunklem Grau erfüllten Abgrunde standen. Zur Tiefe abgelassene Steine belehrten uns, daß der Absturz zum Val Persa ein gewaltiger sein muß. Von unserer Umgebung sahen wir außer einem Umkreise von wenigen Schritten gar nichts, trotzdem wir einige Zeit verweilten, auf eine kurze Lichtung der Nebel hoffend. Aber unablässig fegten aus den unergründlichen Tiefen des Tals neue Nebelmassen über uns hinweg. Um 3 Uhr 50 Min. waren wir wieder auf der Scharte, und da wir uns nun schon einmal daran gewöhnt hatten, im Nebel auf den Bergspitzen umherzusteigen, wandten wir uns auch noch westlich dem Gipfelbau der Rocchetta della Val Persa zu. Auch hier bewältigten wir den ersten Absatz, indem wir über den gegen die Felsen ziehenden Gletscher emporwanderten und dann erst in die plattengebänderte Flanke einstiegen. Von da querten wir ein Stück nach links in die Südflanke, kehrten dann zum Ostgrate zurück, stiegen in hübscher Kletterei über die steilen, plattigen Stufen und Absätze empor und erreichten zuletzt von Süden her den kleinen, klotzigen Gipfelblock mit dem Steinmanne. Auch hier herauf hatte der Anstieg nur etwa eine Viertelstunde gekostet, obwohl diese Spitze um ein bedeutendes Stück höher ist, als die Cima della Vallazza. Von einem längeren Aufenthalte war nun wohl keine Rede mehr, denn fürs erste waren alle Hoffnungen auf Wetterbesserung hinfällig geworden und weiters drängte die Zeit zur Rückkehr zur Hütte. Nichtsdestoweniger beschlossen wir, den Gipfel nach der Westseite zu überschreiten. Hier dacht das Massiv in einer geborstenen, riesigen Plattenlage ab, so daß auf diesem Wege von einer Kletterei kaum die Rede sein kann. Wir liefen über die Felsen hinab und hatten nur achtsam zu sein, mit unseren Füßen nicht in einen Spalt des zerborstenen Plattendachs zu geraten. Über einen ganz niedrigen Absatz gewannen wir den Gletscher, querten unter der Nordwestecke längs der Randkluft ein Stück nach Osten, fuhren dort, wo der Gletscher am stärksten geneigt ist, in lustiger, sausender Fahrt hinab gegen eine ausgeaperte Felsstufe und gelangten, weiter über den Gletscher absteigend, zu unseren Anstiegsspuren und zur Felsrippe mit dem Signalstocke. Dann wanderten wir auf dem bereits bekannten Wege hinab gegen die Mulde, querten dieselbe wieder, stiegen zuletzt wieder ein Stück gegen das Signalplateau des Grostè an, gewannen im noch immer dichten Nebel den Pfad der Grostèersteiger und trafen bei abendlicher Dämmerung gegen 6 Uhr in der Hütte wieder ein. Das Plateau, das mit seinen wildzerrissenen, hochgewölbten Karrenplatten dem Bergwanderer bei Nebel der unheimlichste Feind werden kann, war für uns, die wir es so gut kannten, seiner Schrecken beraubt; denn mehr als im Nebel diese von uns besuchten Gipfel zu besteigen, ohne sie zu kennen, und die Rückwanderung über das unwirtliche, wüste Gebiet gleichfalls im Nebel ohne

jeden Fehlgang zu vollführen, wird unter gleichen Verhältnissen von Führerlosen wohl kaum verlangt werden können.

Am nächsten Morgen plätscherte strömender Regen nieder, mit der Überschreitung des Nordzugs war es aus, aber auch mit unserer Dulderschaft war es zu Ende und unser Wunsch war, womöglich direkt, und zwar noch am selben Tage zum Etschtal abzusteigen. Wir warteten einen scheinbar günstigen Augenblick ab, um mit dem ersten Nachlassen des Regens, den ein heftiger Südwest seit nahezu zehn Stunden gegen die Wände der Hütte gepeitscht hatte, gegen Mittag unser Standquartier zu verlassen. Kaum aber waren wir draußen, so setzte von neuem der Regen und Hagel ein und gestaltete unsere nahezu einstündige Wanderung über das Plateau zum Passo della Gagliarda nichts weniger als angenehm. Mein Bruder und ich kannten den Weg so genau, daß wir ihn nun unter allen Bedingungen zu Ende zu führen gesonnen waren. Auf dem Passo della Gagliarda, sowie auf dem steilen Wege hinab zur so einsam in der Wildnis gelegenen Malga spora grande, hatten wir oft Gelegenheit, die Spuren der bei dem wenige Tage vorher bei elendestem Wetter von etwa 3000 Mann vollführten Überschreitung des Passes verunglückten Transporte aufzufinden. Da lag ein Sattel eines abgestürzten Maultiers, darunter am Geröll zerschellte Konservenkisten und verschiedenes anderes unbrauchbar gewordenes Inventar. In einer halben Stunde vom Passe hatten wir die Malga spora grande erreicht, wo wir an dem Herdfeuer unsere durchnäßte Gewandung trockneten. Die Alpe befindet sich in einer ebenen Mulde am Fuße des Monte Fibbion und ist ringsum von Bergketten umschlossen. Ihre Lage in der wilden Umgebung ist wirklich romantisch zu nennen.

Weiter ging's durch das Hochtal hinaus an der Mündung des Val dei Cavai vorbei bis an den Rand der hohen, aussichtsreichen Talstufe nächst der Malga Cavedago, von der man die Vorberge gegen das Etschtal und weit darüber hinaus die gesamten Bergketten jenseits desselben überblickt. Schwere Wetter standen über dem Tale und zogen bergwärts, wir aber eilten den nunmehr folgenden, ganz elenden, furchtbar steilen Geröllpfad hinab, unter den Wandabbrüchen hindurch, dann durch steilen Wald und durch eine kurze Klamm und abermals durch Wald, zuletzt entlang dem rauschenden Torrente Sporeggio in 1¼ Stunden hinaus zu den Mühlen. Hier endlich war der Weg besser geworden. An den vielen Sägemühlen vorbei, deren wir, wenn ich nicht irre, zehn zählten, führte uns der Weg noch ein Stück eben talauswärts. Zur Rechten grüßt hier von einsamer Höhe der zerfallene Bau der Ruine Belfort herab. Das mächtige Kastell mit seinem breiten Turme und dem massigen, geradlinigen Aufbaue wirkt wahrhaft gewaltig. Noch einmal müssen wir hinansteigen, um Spormaggiore zu gewinnen, dann aber senkt sich die Straße in Windungen mählich gegen das Nocetal, dessen unteren Teil wir auf dem Wege schön übersehen und von wo wir auch einen herrlichen Überblick über das weitgedehnte, von vielen Ortschaften bestandene Hochplateau des Nonstals genießen. Bei der Festung im engsten, wildesten Teile des Nocetals, das durch seine vielen Römergräber berühmt ist, gewinnen wir die breite Heeresstraße und wandern bei abendlicher Dämmerung hinaus nach Mezzolombardo.

II. Die Nördliche Brentagruppe

A. Der Fibbionstock

(A. v. R.-R.) Die Nördliche Brentagruppe gliedert sich der Hauptsache nach in zwei Teile. Der bedeutendere von beiden ist der in der Hauptkammlinie vom Passo del Grosté nach Norden verlaufende Nordzug. Der diesem an Höhe nachstehende, östlich gelagerte Fibbionstock gliedert sich abermals in zwei parallel nach Norden verlaufende Teile, von denen der westliche der höhere ist.

Der Fibbionstock erhebt sich östlich des Passo della Vallazza. Das nördlich von dem Passe herabziehende Vallazza und das nördlich davon hinabziehende Flavonatal trennen das Massiv des Fibbion von den Ausläufern der Zentralen Brentagruppe und von dem eigentlichen Nordzug. Östlich des Passo della Vallazza entragt dem Massive der Gagliardakamm, welcher in der Cima della Gagliarda, 2632 *m*, gipfelt. Hier gabelt das Bergmassiv.

Der Hauptkamm zieht vorerst nordöstlich über die südlich turmartig aufbauenden, nach Norden aber in schrägen Plattenstufen niedersetzenden Vorgipfel der Gagliarda zum tiefeingesenkten Passo della Gagliarda, 2266 *m*, nieder. Dieser Paß vermittelt einen bequemen Übergang aus dem Flavonatal zu der in einem Kessel gelegenen Malga Spora Grande und durch das Sporeggiotal nach Spormaggiore.

Nordöstlich vom Passo della Gagliarda strebt mit einem steilen Grataufschwunge das Massiv des Monte Fibbion, 2672·6 *m*, selbst empor. Dieses nach allen Seiten steil abstürzende Felsmassiv besitzt oben eine kleine, nur schwach geneigte Hochfläche, welcher als östliche Randgipfel die Südspitze, der Mittelgipfel und der Nordgipfel des Bergs entragen. Im Gipfelkamme folgt zunächst der Passo della Crosara, 2408 *m*; die nächste Erhebung ist die Cima di Santa Maria, 2678 *m*, von der sich ein Ostkamm sanft absenkt zum Passo dei Cavai, 2338 *m*, auch Sella del Montoc genannt. Gegen Norden wird nun der Felskamm plötzlich sehr scharf; bald aber verbreitert sich derselbe wieder zu einer unbenannten Erhebung, 2670 *m*, sowie weiter zur massigen Gipfelkuppe der Cima Val Scura, 2672 *m*. Hier senkt sich das mauerartige Massiv des eigentlichen Fibbionstocks rasch ab, indem es nördlich das Val Scura mit dem von ihm ausstrahlenden Felskamm der Rocca, 2493 *m*, einschließt. Hieran schließt sich das Val Strangola mit dem Valle degli inferni, die Bocchetta degli inferni, welche von dem Val Strangola nach dem Val S. Maria della Campa leitet, die Cima degli inferni, 2334 *m*, die Lovertina, 2237 *m*, und der Bastiot. Auf der Sella del Montoc nehmen das südlich verlaufende Val di Cavai und das nördlich niedersinkende Val di S. Maria della Campa ihren Anfang. Sie trennen das parallel verlaufende Massiv des Monte Corona von dem eigentlichen Fibbionstock.

Die Haupterhebung dieses unteren Zugs ist der Monte Corona, 2561 *m*. Nördlich von diesem haben wir noch den Cimon della Campa, 2493 *m*, und Borcola, 2422 *m*, südwärts des höchsten Punkts stehen der steil aufbauende Croz del Re, 2494 *m*, der Monte Mular alto, 2418 *m*, und der Monte Mular basso. Im Querast, der von der Gagliarda nach Südosten zieht, ragt vorerst der gegen Osten zur Malga Spora weit vorgeschobene, schlanke Felssporn des Crozzon della Spora, 2353 *m*, empor, während in dem nach Südosten verlaufenden Felsgrate vorerst der Passo del Clamer, 2165 *m*, eingesenkt ist, der aus dem Kessel der Malga Spora Grande in das Val delle Seghe hinüberleitet. Hart neben dem Sattel steht der schön geformte, regelmäßige Felskegel der Cima dei Lasteri, 2459 *m*, deren nach Südwest vorspringende Schulter den durch seinen ungemein prallen Abfall zum Val delle Seghe bekannten Croz altissimo, 2339 *m*, bildet. Östlich der Cima dei Lasteri befindet sich, durch einen Sattel getrennt, der gleichfalls kegelförmige Monte Gallino, 2442 *m*. Über die östliche Schulter desselben führt durch den kleinen Einschnitt der Bocchetta del Gallino, 2130 *m*, ein Übergang von Molveno zur Malga Cavedago und zur Spora Grande. Von touristischen Besteigungen in diesem Gebiete ist nur wenig bekannt gewesen. Die Mehrzahl dieser Berge und Übergänge ist von Einheimischen seit alters her begangen worden.

Der Monte Fibbion ist der bedeutendste Berg des ganzen Gebiets. Am 14. August 1893 erstieg Prof. Dr. Karl Schulz mit dem Träger Zeni den Fibbion von der Malga Spora aus, indem er etwa halbwegs vom Wege zum Passo Gagliarda nach rechts abwich und über die Schutthalden bis an eine Rinne emporstieg. Hier

querte er zu einer tiefer eingeschnittenen Rinne gegen Westen hin, kletterte an deren Rand hinauf zu einem Rasenplateau und erreichte zuletzt über Schutt und Platten den Mittelgipfel. Den nordöstlichen Nebengipfel erkletterten sie dann über Platten und Blöcke (»Erschl. der Ostalpen«, Bd. III, S. 343). Ich ging, allein, am 24. August 1904 vom Rifugio Stoppani aus und erreichte über das Plateau den Gagliardapass. Von dort kletterte ich die direkt vom Paß aufstrebenden Felsen hinan und querte dann durch eine Rinne wieder absteigend und durch einen Riß ansteigend auf das erste große Schuttfeld der Südflanke. An seinem obersten Ende gewann ich eine plattige, aber gut gestufte Wand, durch die ich über einem dunklen Riß ebenfalls ein Rasenplateau und bald darauf von Südwesten her den mit einem Triangulierungszeichen versehenen Mittelgipfel erreichte. Von dort erkletterte ich dann über den schneidigen Nordgrat erstmals den Südgipfel des Bergs. (Siehe S. 361 dieser Zeitschrift.) Leichter erreicht man den Berg von der Sella del Montoc über den Passo della Grosara und über eine breite Terrasse der Westflanke.

Die Cima di Santa Maria ist der nächstbedeutende Gipfel des Zugs. Sie wird am leichtesten von der Sella del Montoc direkt über den westlich anstrebenden Gipfelrücken gewonnen. Prof. Schulz erreichte mit dem Träger Zeni am 14. August 1893 (ebenso wie der Verfasser allein am 24. August 1904) den Gipfel, indem er vom Fuße des höchsten Gipfelaufbaues des Monte Fibbion unter dem Nordgrate auf der obersten, langgestreckten, schuttbedeckten Terrasse des westlichen Abfalls nördlich wanderte und so den im Kamme eingesenkten Passo della Grosara gewann. Dieser wurde überschritten und nun hielt man sich auf der östlichen Seite des Massivs, bis man vom Fuße des Gipfelmassivs der Cima di Santa Maria durch einen gegen Südosten herabziehenden Riß zur Spitze derselben hinanklimmen konnte. Den Abstieg bewerkstelligten gleichfalls beide Ersteiger über den Ostkamm zur Sella del Montoc.

Anschließend an diese Tour erkletterte der Verfasser am selben Tage auch noch den steilwandigen, bis dahin noch unbetretenen Monte Corona durch einen Kamin der Westflanke. (Siehe S. 361 dieser Zeitschrift.) Von touristischen Gipfelbesteigungen in diesem Gebiete ist nur noch die Ersteigung des Monte Gallino durch Prof. Gstirner zu verzeichnen.

Über alle anderen Fahrten siehe das Geschichtliche in der »Erschließung der Ostalpen«, Bd. III, S. 342.

B. Der Nordzug der Brentagruppe

Wie schon beim Fibbionstock erwähnt wurde, erstreckt sich der Nordzug vom Passo Grostè in nördlicher Richtung. Er ist im Westen vom Meledriotale, im Osten vom Val di Santa Maria della Flavona und dem Tobeltale begrenzt. Im Norden endet der mächtige Gebirgszug mit dem Einschnitt des Nocetals.

Dieser langgestreckte Kamm läßt sich in drei Abschnitte einteilen. Wir unterscheiden: a) den Stock der Pietra grande, b) den Stock des Sasso alto, c) den Stock des Sasso rosso.

a) Der Stock der Pietra grande: Dieser Abschnitt enthält den stolzesten Gipfel der ganzen Gebirgsgruppe, die Pietra grande, 2936 *m*, und an diesen anschließend die Cima Vagliana, 2864 *m*.

b) Der Stock des Sasso alto: Während die Cima Vagliana zum Passo Gelada, 2613 *m*, niedersinkt, erhebt sich nördlich von diesem als formenschönster, höchster und zugleich schönster Berg dieses Abschnitts der Corno di Flavona, 2914 *m*. Ein nordöstlicher Seitengipfel dieses Bergs ist der Corno di Denno, 2869 *m*. Im Hauptkamme folgt, durch das vergletscherte Vallon di Denno getrennt, der nordwestlich vom Passo Gelada sich erhebende steile Kegel des Sasso alto, 2890 *m*. Dieser Berg bildet den Kernpunkt der ganzen Untergruppe und daher ist diese nach

ihm benannt, obwohl der Corno di Flavona ihn überragt. Westlich des Sasso alto setzt ein steiler, jedoch begrünter Vorberg an, der Mondifrà alto, 2486 *m*. Von seinem Scheitel senkt sich abermals ein Seitengrat nach Norden ab, der den Mondifrà basso, 2290 *m*, enthält. Abermals zum Hauptkamme zurückkehrend, sehen wir nach einem Einschnitte nördlich des Sasso alto die diesem ein wenig an Höhe nachstehende Cima di Sassara, 2889 *m*. In einem kurzen, nach Nordwesten absinkenden, kräftig entwickelten Felsgrat haben wir die dreifach gegliederte Kuppe des Cimone della Pozza, 2820 *m*. Nach seiner Spitze stürzen die Felswände ungemein jäh hinab zur Tiefe. Im Hauptgrate folgt nach der Cima di Sassara eine leichte Wendung.

Nun folgt eine scharfe Einsenkung, 2753 *m*, und hierauf die begrünte Kuppe des Paradiso, 2835 *m*, die in steilen Wänden abfällt. Mit einer Ausbiegung nach Westen folgt bald darauf im Kamme der Felskegel der Cima Rocca, 2830 *m*. Bei ihr gabelt der Kamm. Ein Ast zieht nach Nordwesten und enthält die Kuppe der Cima delle Scale, 2652 *m*, an deren Fuß nördlich das kleine Hochtal Il Pozzon gelegen ist. Der andere Ast von der Cima di Rocca zieht nach Nordosten. Auf den schmalen Einschnitt der Bocchetta delle Livezze, welche gegen Norden in das Val di Vento führt, folgen die Cima delle Livezze, 2784 *m*, und, von ihr nur durch eine sanfte Einsattlung getrennt, die Cima di Vento, 2755 *m*. Es folgt die Bocca di Vento, dann die zweigipfelige Cima Tuenno, 2699 *m*, worauf sich der Kamm zur Hochebene des Pra Castron verbreitert. Ihr Ostrand stürtzt in mächtigen Mauern und Strebepfeilern zur Talstufe über dem Val Tovel ab.

c) Der Stock des Sasso Rosso: War der Nordzug bisher schon durch sein Kalkgestein von der zentralen, aus Dolomit bestehenden Brentagruppe verschieden, so ändert sich nun im Sasso Rosso-Stock, wie schon der Name des Bergs besagt, die Gesteinsart wesentlich und dadurch auch der Charakter der Landschaft. Schon auf dem langgestreckten Monte Padon, 2687 *m*, tritt der den obersten Bau des Gebirgsstocks kennzeichnende rote Mergel auf. Nördlich von dem genannten Berge liegt der Passo di Pra Castron, 2508 *m*, während im Osten die Cima dell'Uomo, 2551 *m*, als Randgipfel steil zur Selva Alta über dem Toveltale abbricht. Nördlich des genannten Passes erhebt sich die rote Pyramide des Sasso Rosso, 2655 *m*. Sie ist die letzte bedeutende Kulmination des Gebirgsstocks. Aus dem plateauartig verlaufenden Kamme ragt abermals mit rötlichem Aufbaue die Cima Cesta, 2454 *m*, auf, dann folgt der Passo della Nana, 2204 *m*, ferner der Pallon, 2320 *m*, und endlich der sanfte grüne Rücken des Monte Peller, 2320 *m*.

Die Ersteigungsgeschichte der Berge des Nordzugs ist nicht so reichhaltig wie die der benachbarten Dolomitberge. Mit dem Auftreten reicherer Vegetation in der Hochregion haben auch hierher Einheimische früher ihre Schritte gelenkt als die Bergsteiger. Eine Anzahl von Gipfeln dürften seit alters her besucht worden sein. Allen voran hat die Pietra Grande noch die reichhaltigste Ersteigungsgeschichte. Sie ist auch nach der Cima di Brenta und Cima Tosa der bedeutendste Berg sowohl hinsichtlich der Größe des Massivs als auch in landschaftlicher Beziehung. Die zuerst bekannt gewordene Besteigung des Bergs, wie auch seiner Nachbarin, der Cima Vagliana, vollführten E. T. Compton, A. und O. de Falkner mit Dallagiacoma und M. Nicolussi am 14. Juli 1883. Man wanderte von Campiglio durch das Val Gelata, dann noch vor Erreichen des gleichnamigen Passes zum Nordgrat der Cima Vagliana empor und erreichte über ihn den Gipfel. Dieser wurde überschritten und von demselben etwas östlich haltend, über die Südwand in den firnerfüllten Kessel, der zwischen dem Gipfel und der Pietra Grande gelegen ist, abgestiegen. Der Kessel wurde dann ganz oben gequert und durch die am tiefsten in den Nordgrat der Pietra grande eingeschnittene Rinne dieser selbst sowie der Gipfel erreicht. Mit einigen Abweichungen blieb dieser Weg vorläufig der einzige bekannte



Naturaufnahme von A. v. Radio-Radiis. *Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.*

Monte Fibbion von der Cima di S. Maria.



auf den stolzen Gipfel, bis H. Freytag mit Dallagiacoma am 30. Juli 1887 jenen bis heute am meisten begangenen Weg vom Grostèpasse über die Ostwand ausfindig machte. (Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1891, S. 146.) Über diesen Weg berichtet auch der Verfasser dieser Zeilen auf S. 356 ff. dieser Zeitschrift. Einen neuen Weg durch die Ostwand, wobei jedoch der südliche Vorgipfel des langen Gipfelgrats erreicht wurde, fanden am 26. Juli 1895 Dr. C. Vogt-Schirmak mit Führer A. Tschiderer aus Pettneu (siehe Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1896, S. 212). Noch war die gewaltige Westwand der Pietra Grande nicht bezwungen, trotzdem dies eine dankenswerte Aufgabe war. G. A. Wayss mit Führer lösten diese Aufgabe im August 1898 (siehe Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1900, S. 271). Einen neuen Weg durch die Westwand direkt zum Gipfel fanden am 1. September 1905 Baron Bees-Chrostin mit Führer (Privatmitteilung). Seither ist die Wand an verschiedenen Stellen durchstiegen worden; immer bleibt aber eine mehr oder minder steingefährliche Rinne zum Grat zu bezwingen.

Den Sasso alto erstiegen erstmals O. de Falkner, Ward und Pigozzi am 9. August 1885 wahrscheinlich über die Südhänge vom Val Gelata aus (Riv. Mensile 1886, S. 181). Die nächstfolgende, bekannt gewordene Besteigung vollführten Ende Juli 1890 F. Schulz, Prof. Gstirner und Prof. Dr. Karl Schulz mit M. Nicolussi. Seither ist der Berg öfters bestiegen worden. Den edelgeformten Corno di Flavona erstiegen im Sommer 1881 A. de Falkner und di Bregante mit Dallagiacoma vom Passo Gelato aus. Am 8. August 1889 besuchte Prof. Dr. Karl Schulz mit Ferrari den Berg, gleichfalls vom Passo Gelata aus. Die Cima di Sassara haben A. und O. de Falkner mit Ferrari im Jahre 1882 erstiegen. Prof. Schulz erreichte mit Gasperi am 26. Juli 1891 wahrscheinlich auf dem gleichen Wege über das Val Gelata und das Vallotto mit westlicher Umgehung des Sasso alto den Gipfel. An diese Ersteigung schloß man noch die Wanderung zum Paradiso und zur Cima di Rocca, worauf man über die Bocchetta delle Livezze und das Val del Vento zur Malga delle Scale und zur Enzianhütte im Val Meledrio abstieg.

Die Cima delle Scale hat Prof. Schulz mit Gasperi am 19. Juli 1892 von der Enzianhütte aus erstiegen. Von touristischen Schilderungen über den Sasso Rosso seien jene von Salvadari (Tour. 1885, Nr. 12) und H. Arlberg (Ö. A.-Z. 1892, S. 316) hier vermerkt. Die gewiß großartige Wanderung vom Grostèpasse über alle Gipfel des Nordzugs bis zum Monte Peller und hinab nach Cles hat der Verfasser des öfteren versucht; er wurde aber immer durch die Ungunst des Wetters daran gehindert. Die Überschreitung des ganzen Gebirgsstocks dürfte sich kaum in einem Tag ausführen lassen. Jedenfalls ist der Grostèpaß der beste Ausgangspunkt für diese Tour. Über alle sonstigen geschichtlichen Details siehe die vorzügliche Arbeit von Prof. Dr. Karl Schulz in der »Erschließung der Ostalpen«, Bd. III, S. 344—349.

Das Tobeltal (Val di Tovel)

(H. B.) Hoch droben am wüsten Grostèplateau entspringend, senkt und stuft sich als eine einzige Längsfurche in der sonst so reich gegliederten Brentagruppe das Tobeltal zur Nonsberg-Hochebene hinab mit einem Abstand von reichlich 15 *km* in der Luftlinie zwischen Ursprung und Auslauf.

Wo die alte Nonsberger Poststraße in Serpentinen nach dem am Südabbruche der Mittelterrasse dieser eigenartigen Hochfläche gelegenen Tuenno ansteigt, macht die brausende, Mühlen und Turbinen treibende Teresenga auf dieses einsame Tal aufmerksam; und richtig, droben von der Höhe des Plateaus von Cles öffnet es sich im Rückblick schluchtartig zwischen dem rötlichen Nordkamm des Brentazugs und dem grünen Rücken des Hornbergs (Monte corno), der nördlichen Ausstrahlung des Fibbionstocks.

Kahl und schal ist es beim Eingang, dessen hohe Schwelle — ein klotziger,

felsiger Querriegel, welcher, eine der heiligen Emerenzia geweihte Kapelle tragend, der friedlich nördlich fließenden Teresenga den Weg versperrt und sie zu einem plötzlichen, rechtwinkeligen Abbiegen nach Osten zwingt — diese hohe Schwelle muß also erst auf staubigem Sträßchen hinabgestiegen werden, bevor Mündung und Sohle des Tobeltals zu betreten ist. Schattenlos, mit spärlichem Grasanflug, ziehen grobe Geröllhänge beiderseitig jäh empor, während ihre Verschneidung fast eben talein verläuft — das trostlose Bild echt italienischer, waldfeindlicher Naturverheerung! Und doch müssen hier einst herrliche Edelkastanienwälder gerauscht haben, denn wo sich das Tal ein Stück klammartig verengt, stehen noch so ein paar prächtige »Letzte ihres Stammes«.

Kräftig und reichlich quillt zwar noch das Blut der einstigen Vegetation, — so frisch und gesund sogar, daß es an beiden Hängen entlang Wassergerinne in die Ortschaften des Nonsbergs hinausleitet — aber dies nur dank seinem hohen Ursprunge, dem droben im Mittellauf des Tals gelegenen Tobelsee, der, räuberischem Holzschlag bereits entrückt — wer weiß, wie lange? — noch in dichter Urwaldwildnis träumt. Und darum staunt wohl das flink enteilende Wasser des Bergsees hier und dort mit runden, klaren, blauen Gumpenaugen über die plötzliche Leere und Nacktheit seiner Ufer und flüchtet dann wieder schnell vor den daran zerfallenden, modernden Ruinen beschäftigungsloser Waldguillotinen.

Etwa zwei Stunden talauf beginnt nun erst ein fühlbareres Ansteigen und die Umgebung gestaltet sich noch wüster, daß sich sogar der Bach verzagend verkriecht. Aber die Landschaft hat nicht mehr die hoffnungslosen, müden, stumpfen Züge des Siechtums, sie zeigt wilde, leidenschaftlich verzerrte Mienen. Aus molligem, mittäglichem Julisonnendunst fletscht der glatte Mauerbruch des Hornbergs (monte corno) herab, als grinste er höhnisch ob des schmetternden Felssturzes, den er in das öde Tal geschleudert, dessen Langeweile vernichtend, unter einem Kyklopenwall begrabend, und der zum Vordringen reizt wie eine drohende Warnung, zu des Tales hintersten Gründen, wo in schummerigen Umrissen Bergkolosse in die satte Azurtiefe des südlichen Himmels blauen. Und ist diese gigantische Talwehr überwunden, so drängen rings in sanfter Mulde die Abgesandten des Walds herbei, mit doppelt erquickend wirkendem Labegrün nach der fahlen, toten Wüstenei.

Steil steigt nun das Sträßchen am östlichen Gehänge hinan, beim Rückblick den grünen Zug des Monte Peller zeigend, den sanften, matten Schlußpunkt am Ende der wildbewegten Brentaschöpfung gen Norden, und daneben rauscht und springt in überschäumender Jugend plötzlich wieder das Wasser entgegen, daß es wie Jauchzen und Jubeln klingt über die gewonnene Sturmfreiheit. Erwartungsvoll treibt einen diese tolle Lebendigkeit vorwärts. Noch eine Brücke, schon sprüht es flimmernd zwischen den Bäumen, ein Kessel, der Tobel, enthüllt sich, und jetzt — wenn wir neben das verfallene Fischerhaus treten — ein dunkelgrüner, golden blitzender, waldumrahmter Wasserspiegel, gleich groß etwa wie der im hintersten Gosauwinkel und ebenso verträumt, nur stiller noch und sanfter, denn die rings hineinguckenden Höhen sind wieder zahm gewordene Kuppen des Hornbergrückens und vor die Felsriesen brentaseits — einzig die schneekarige Pietra grande blinkt herab — ist eine Schutzwand aus Urwaldschatten und Mattensamt gewoben — ein zierliches Schmucktischgerät der Mutter Natur, in dem sie sich heimlich beschaut und freut, daß sie in ewiger Schönheit prangt — das ist der Tobelsee.

Heilige Ruhe und seliger Frieden liegt über ihn gebreitet, wie abgeklärte Klugheit schimmert's in ihm, wo seine Tiefe klart, wie schmunzelnde Güte, wo schelmischer Windhauch ihn kräuselt. Wie wehmütiges Verstehen quillt still sein Wasser heran zum hemmenden Abflußrand, über den die drängende Tropfenflut sich hinausstürzt ins Weltgetriebe zur ewigen Irrfahrt der Glücksjagd des Lebens. — Fast will

es mir scheinen, als raunten die Nixen im Tobelsee den Menschen solch mildes Sinnen zu, denn der Weg, entlang seines Ufers, führt an einem leeren Haus vorbei, in dem jährlich, wenn's herbstelt, zweimal Weltkinder Nachtrast halten: zuerst als bußfertige Sünder am Hinweg zur gnadenbringenden Madonna nach Campiglio, dann am Heimweg von dort, als gesegnete, sühnende Pilger. Und von daher mag wohl die ernste und doch wieder freundliche Stimmung dieses einsamen Bergsees kommen, weil es von Menschenfehl und Menschenreue, wie versunkener Glockenklang aus seiner grünen Märchentiefe hallt.

Rasch hebt sich von ihm der Weg durch üppiges Staudengewirr, und je höher man steigt, desto umfassender, durchsichtiger erscheint der Tobelsee. Endlich entschwindet er wieder goldblitzend hinter der Dornröschenhecke dichter Urwaldwildnis. Nur ein kristallener Quell, neben dem schlüpfrigen Humuspfad unter nickenden Farnen und himmelblauen Sternchen seewärts sprudelnd, gluckst leise ein Vergißunsnicht!

Lichter und schütter wird der Forst. Das Kesselrund furcht sich allmählich wieder zum Längstal. Ganz steirisch kommt mir die Landschaft vor. Saftige Wiesen öffnen sich, von Wald und Zaun umhegt, darüber warmgetönte, langgiebelige Felsberge hereinschauen, und droben auf einem Rasenhügel ruht die lattichumringte Bozolalpe. Doch wenn sie erreicht ist, wird die Idylle zur Elegie, denn verfallen und morsch ist die leere Hütte. Vergeblich späht der Blick hinab und hinaus ins dunkelschattige Tal: es regt sich nichts, die Welt scheint tot. Nur droben beleben sich im langsam aufglühenden Abendschein all die spitzen Zacken und Zinnen des nordwärts ziehenden Rückgrats der Brenta zwischen Sasso alto und Sasso rosso, bis hinaus zum sanften Monte Peller.

Links von der Hütte schlängelt sich ein Zickzacksteig durch einen waldigen Seitengraben zu den langgestreckten Almterrassen von St. Maria Flavona empor, rechts zieht steil eine Rasenrinne durch jäh abbrechende hohe Felsen zur nächst höheren Talstufe hinauf. Enge und wüst, zur glaubhaften Bärenwildnis wird droben das Tal. Zur Rechten, an Mauern entlang, zieht eine Furche gassenartig bergwärts, während links der Flavona-Mattenwall sich wölbt, auf dem guterhaltene Almbauten lagern, worüber, in Abendglut lodernd, die lange Front der Steilwände des Fibbionstocks emporsteigt. Karrenplatten stoßen aus Moos und Gestrüpp unter magerem, flechtenbärtigem Nadelholzbestand; dichter schließen sich die Krummholzinseln zusammen und verschlingen gestürzte, alpenrosengeschmückte Baumleichen; klingendes Scherbengerölle häuft sich und verschüttet bleiche, dürre Sparren und Stangen, die Föhnsturm und Lawinendonner von irgendwo herabgebracht, und bald umgibt die nackte, steinige, schneescheckige Hochgebirgswüste rings den harten, scharfen Schotterpfad. Endlich heben sich aus dem Kamm des Flavonawalds die Schutthöcker des Niederen und Hohen Monte Turion, zwischen welchen die vereinigten Wegmarken von Spormaggiore, Andalo und Molveno hindurchziehen und nach rechts unter den tropfnassen Felsabsätzen der Grostèhochfläche hinaus in deren starres Karrenmeer steuern.

Rosig verglimmt hinter uns der lange, dreigipfelige First des Fibbion, während im Vorblick über dem schneekämmigen Karrengewoge in der herandrängenden Brandung der Dämmerung, unvermittelt, überraschend, phantastisch wie ein gigantisches Geisterschiff, die gebänderten Felswände der Pietra grande als Riesenschattenbild in den energisch glühenden Westhimmel schneiden und südwärts die ängstlich ineinander gerückten Gipfel der Vallesinellagruppe erbleichen. Noch eine Weile treiben die steinernen Wellen auf und ab, ehe bei dem kleinen, in der breiten Senke des Grostèpasses auftauchenden Stoppani-Schutzhause nach halbtägiger Bergfahrt vor Anker gegangen werden kann. Und dann schauten im letzten Lichtseufzer des Tags die gotischen Zinken der Presanella und die fernen, wie schimmernde Nachtwolken am

westlichen Horizont sich ballenden Kuppen der südlichen Ortlerberge zu, wie der böswillig eingeschlichene Winter aus der kleinen Hütte vertrieben ward, der uns fröstelnd anpfauchte, als wir die Türe endlich aufgebracht hatten.

Doch auf dem Tisch standen bereits frische, bunte Alpenblumen im Wasserglas, ein Beweis, daß der Sommerwirt schon unterwegs. Die reichte ich stumm meiner lieben Frau hinüber und dankbar drückte sie mir die Hand, daß ich sie in die wunderschönen Brentaberge hinaufgeführt hatte durchs stille, weltfremde, träumerische Tobeltal.

Eine Ersteigung der Pietra Grande

(A. v. R.-R.) Nebel und Regen hatten meinen Bruder Gaston und mich aus der Brentagruppe vertrieben. Es war in den letzten Augusttagen des Jahrs 1905, da wir nach ungezählten nassen Tagen, von denen aber jeder für uns mit einem meist schwer errungenen Sieg über einen Berggipfel endete, verzweifelt über des Wetters Ungunst den Heimweg antraten. Wir wählten für diesen Abzug wie einst mein Bruder Gaston im Aufstiege zum Grostèplateau den elenden, aber kürzesten Weg über den Passo della Gagliarda und Spormaggiore nach Mezzolombardo. Wir hatten geduldig, aber zwecklos auf Besserung gewartet. — Als wir aber auf der Heimreise begriffen waren, da blaute zum Hohne das Firmament und der Sonne glühende Strahlen brannten hinab in die heiße Ebene. Ich hatte es mir zwar gelobt, mich in diesem Jahre nicht mehr von dem so wandelbaren Wettergotte verleiten zu lassen — aber mit dem ersten Sonnenstrahl aus heiterem Himmel kam schon wieder die Versuchung. Mein Bruder aber blieb standhaft und trotzte der verräterischen Sonne. So wandte ich mich denn allein abermals — den Brentabergen zu. Ich wollte versuchen, bei gutem Wetter den Nordkamm, der vom Grostèpasse über die Pietra Grande gegen Cles zieht, zu begehen. Welch ein hoffnungsvoller Tag blaute, als ich auf dem Mendelpasse am Morgen des 3. September erwachte und wieder einmal die Fahrt nach Madonna di Campiglio antrat. Auf der aussichtsreichen Fahrt hinab zum romantischen Nocetale und auf der abendlichen Fahrt von Dimaro nach Campiglio, hatte ich reichlich Gelegenheit, die Berge wieder einmal von allen Seiten zu besehen. Der Tag war glanzvoll — nicht ein Wölkchen zog am weiten Horizont dahin. Als wir durch den herrlichen Wald gegen die Paßhöhe des Campo Carlo Magno hinanfuhren, da stiegen nur einzelne sehr duftige Schleier aus den tiefen Schluchten auf, zerflossen aber bald wieder im heiligen Feuer der wunderbaren Abendröte. — Der Gaul, der dem Wagen vorgespannt war, hatte seit einer Reihe von Tagen harten Dienst gemacht und aus Mitleid für ihn wurden alle Rasten auf fast das Doppelte verlängert, immer in dem Hoffen, in Dimaro Vorspann zu erhalten. In Dimaro war aber kein brauchbares Zugtier mehr aufzutreiben. So kam es, daß der Abend heranrückte, und wir noch lange nicht die Paßhöhe erreicht hatten. Mir war das langsame Vorwärtskommen recht ungelegen, denn mein heutiger Weg zum Grostèpaß war noch weit und das Ziel noch hoch.

Abenddunkel war in die Täler gesunken und nur der Abendröte letzter Schimmer leuchtete noch auf den Bergspitzen des Nordzugs, als wir endlich aus dem Walde heraustraten und der Wagen auf dem nunmehr ebenen Boden in rascheres Rollen kam. Ich genoß die Augenblicke der flotten Fahrt nicht lange, denn ehe noch die Straße sich jenseits der Paßhöhe zu senken begann, sprang ich ungeduldig vom Wagen ab, wünschte Kutscher und Gaul gute, wohlverdiente Nachtruhe und strebte über die tauigen Wiesen des Campo bergwärts. Eine Zeitlang hörte ich noch das Getrabe des übermüden Gauls und das Rollen des Wagens, dann aber ward es still — Bergesfrieden und Bergeinsamkeit umgaben mich.

Des Mondes Leuchte war ober dem Spinale sichtbar geworden, aber gleich

darauf kam eine neue Enttäuschung. Der herrliche Nordwind, der mich tagsüber während der Fahrt erfrischt hatte, der jeden Dunst aus den Höhen, Tälern und Schluchten gefegt hatte, war erstorben und sein feindlicher Bruder, der Südwestwind, der uns so lange mit Nebel und Feuchtigkeit beglückt hatte, führte nunmehr das Regiment. Natürlich war die Herrlichkeit zu Ende: Eilige Nebel flogen aus dem Sarcatal herauf, zogen an den Hängen des Spinale zur Höhe, hasteten über seinen Scheitel herüber zu den Bergen der Brenta, löschten die freundliche Leuchte am Himmel, die mir den Pfad erhellen sollte, und sanken jenseits hinab auf die weiten Flächen. So kam es, daß mich dichter Nebel umhüllte, als ich die Malga Spinale erreicht hatte. Ich stapfte auf bekanntem Wege über die weiten Hänge hinan und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre ich im Dunkel der Nacht bei dem alles verschlingenden Nebel ganz wo anders hingekommen, als ich beabsichtigt hatte. Weg und Wegrichtung war nicht mehr zu sehen und so zog ich auf eigene Faust bergan. Ich stand oft für Augenblicke ratlos da, wenn ich einer Partie gewahr wurde, die ich vorher noch nicht gesehen zu haben glaubte. Ich wandte mich links, ich versuchte es rechts, überall standen geborstene Kuppen, die das ungeheuere Plateau erfüllen; endlich traf ich ein Wässerlein, zog an diesem hinan und nun glaubte ich am richtigen Wege zu sein. Wer wollte es mir bestätigen? Wie ein Wunder kam da ein Windhauch, löste die Schleier ober mir und in dem undurchdringlichen Dunkel der Nacht schien's mir, als dämmerte ober mir der Tag. War's ein Irrbild, war es Wahrheit? Immer mächtiger wurde die lichtstrahlende Fläche, bald konnte ich sehen, daß sie Umgrenzung hatte und daß sie nicht ober mir, sondern vor mir gespenstig aufragte. übermächtig, als wollte sie dem Wanderer den Weg sperren. Noch kreist mir das alles wie ein Traumbild im Kopfe, da aber nimmt der Südwind volle Backen und im nächsten Augenblick habe ich den Zauber erkannt. Tief unter mir wogen die Nebel, ringsum leuchtet das Mondlicht auf die weite, weite Landschaft, vor mir aber steht kalt und marmorgleich die im Mondesglanze mit duftenden Schleiern umwobene, überwältigend aufragende Westwand der Pietra Grande.

In einer vom milden Lichte des Mondes bestrahlten Märchenlandschaft wandere ich hinan zur Höhe. Durch die stille Nacht dringt ein Ruf herab und ein heller Jauchzer von mir ist die Antwort. Wenige Minuten vor 9 Uhr abends trete ich dann über die Schwelle des mir wohlbekannten Rifugio Stoppani, von dem Wirte herzlich bewillkommt. Um 10 Uhr nachts ruht alles im Hause — ich aber träume von dem Zauber, den Nebel und Mond mir vorgespielt hatten.

Noch deckt das Dunkel der Nacht die Landschaft, noch ist der Morgen nicht erwacht, da stehe ich schon an der Schwelle des Hauses voll froher Hoffnungen und voll Tatendrang. Im Tale liegen die Nebel und über diese ragen als bleiche Klippen die Häupter der Berge im weiten Kreise. Aber mit dem ersten Dämmerlichte wogen die Fluten immer mehr; sie schwellen an und steigen zur Höhe wie ein flutendes Meer, das alles zu verschlingen droht. Die Fluten lecken auch schon an den Felsbastionen der Brenta und wecken Sorge in mir für den schönen Tag — für den schönen Plan. Eilends nehme ich Abschied von meinem Wirte, der gleich mir besorgt war für meinen großen Plan. Ich eile davon und hinan zur Paßhöhe — aber wehe! Hier drüben waren die Wolkenmassen schon so hoch gestiegen, daß sie die Sattelhöhe erreicht hatten und jeden Augenblick drohten, sich über diese in das andere Tal zu ergießen. Hätt' ich den Einstieg zur Pietra Grande nur schon gefunden! Jetzt mußte ich hinabsteigen, hinabtauchen in das graue Gewühl der Massen. Und wie ich die ersten Schritte hinter mir hatte, da traten mir deutlich die Zeiten in Erinnerung, wo ich mit meinem Bruder Gaston auf den Bergen in Nebel und Regen meine Siege erfochten hatte, und ich bedauerte jetzt, der Lockung der trügerischen Sonne gefolgt zu sein. Ich wußte, daß man weit abzusteigen hat, um dann über den Schutt

den Einstieg zur Pietra Grande zu gewinnen. Ober mir leuchteten plötzlich im rosigen Schimmer des Morgenrots Felsen herab — das mußte der Einstieg sein —, so wähnte ich und zog den steilen Schutthang in dieser Richtung hinan. Je höher ich kam, desto fremder wurde mir die ganze Umgebung und als ich den Rand der Felsen erreicht hatte, hielt ich inne. Ich hatte gehört, daß die Führer bei Ersteigung des Bergs noch vor Erreichen des Einstiegs durch laute Rufe die flüchtigen Gemsen der Steingefahr wegen aus dem Bereiche des Anstiegs vertreiben. Bei dem dichten, undurchdringlichen Nebel war es ein doppeltes Gebot der Vorsicht, dies auch zu tun. Aber kaum hatte ich die ersten Laute hinausgeschmettert, als schon Steinsalven über mich hinwegprasselten und nimmer enden wollten. Ich drückte mich so nahe als möglich an die Bergwand und schrie unausgesetzt aus Leibeskräften, und je lauter ich wurde, desto gewaltiger wurden die Steinlawinen, welche die Grattiere bei ihrer Flucht lostraten. Die Gemsen hatten sich wohl da oben recht vollzählig eingefunden, um im warmen Scheine der Morgensonne an den teils begrünten unteren Berghängen zu äsen. Lange hatte ich warten müssen, ehe der Steinfall nachgelassen hatte und erst als auf wiederholtes Rufen sich nichts mehr rührte, sprang ich aus dem Versteck hervor und wollte hinaneilen. Da aber sah ich ober mir im Scheine der Sonne erglänzende glatte Felsen, die ein Hinaufkommen unmöglich machten. Verdrossen ob des Mißerfolgs begann ich wieder in den Nebel hinabzusteigen und auf dem steilen Schutt unter den Wänden nördlich zu queren. Rinne um Rinne suchte ich ab, im Nebel war keine Möglichkeit zu erkunden. Über eine Stunde war ich schon umhergestiegen und hoffnungslos ließ ich mich endlich im weiten Kare auf einen Felsblock nieder, um mit mir selbst zu Rate zu gehen.

Gegen 7 Uhr endlich raffte ich mich noch einmal zum letzten Ansturm in dem Nebelmeere auf und querte noch ein Stück weiter auf dem steilen Schutte. Endlich traf ich eine Pfadspur, in der ich die Abdrücke von menschlichen Beschuhungen zu erkennen glaubte. Sie führte in der Tat bergan. Ich lief, was ich konnte, über den gerölligen Pfad hinan, immer ausgeprägter wurde der Weg, endlich, endlich war ich so hoch gekommen, daß ich ober mir wieder Felsen durch den Nebel leuchten sah, und bald darauf hatte ich sie als die Beherrscher bei der Eingangspforte zu dem großen Felszirkus, durch den der Anstieg führt, erkannt. Mit einem lauten Hurra! stürmte ich hinan und stand bald darauf bei der Einstiegsschlucht im warmen Sonnenschein. Unter mir wogte nun das Nebelmeer und ich kam mir vor wie ein Geretteter!

Auf steilem Schnee durchstieg ich die untere Rinne und über einzelne Felspartien und über losen Schutt gelangte ich so auf die unterste Terrasse des weiten Felskessels. Der ganze Aufbau ist eigenartig in seiner Symmetrie, und imponierend durch seine Größe. Der weite untere Kessel ist beim Eingang von glatten, riesenhaften Felspfeilern zu beiden Seiten eingeschlossen, welche dem oberen Felsbau als Strebepfeiler dienen. Im unteren Drittel der Gesamthöhe durchzieht das Massiv eine Plattenstufe, dann folgen weniger geneigte Felspartien, hierauf abermals eine riesige Plattenwand, ober welcher dann der schuttbedeckte Gipfelgrat ansetzt. Der höchste Punkt des Bergs mit dem Signal befindet sich im Grate etwas rechts von der Mitte des Kessels. Man hatte mir den Anstieg als ungemein verwickelt geschildert — nun, einfach ist er durchaus nicht; aber mir war der ganze Weg vollkommen klar, ohne daß ich die Beschreibung durchgesehen hatte. Wenn nur die Nebel mich nicht überraschten! Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß die Gemsen durch meine überlauten Grüße vom Morgen das ganze Berggebiet verlassen hatten und daß mir durch sie keine Gefahr drohe, machte ich mich an die Fortsetzung der Ersteigung.

Ich überschritt die Wasserfurche in der Mitte des Kessels und strebte dem Südrande der unteren Plattenzone zu. Nun fand ich links von einer schmalen Verschneidung gut kletterbare Felsen, die mich in wenigen Minuten über die etwa 50 *m*

messende Stufe hinaufbrachten zur zweiten Terrasse. Oben querte ich auf steilem Geröll gegen die Mitte des Kessels so weit hinüber, bis ich neben der tief eingeschnittenen, glatten Hauptschlucht stand. Hier hätte ich leichter direkt noch ein Stück hinanklettern und die Schlucht auf plattigen Gesimsen ganz hoch oben queren können, aber ich versuchte es im Aufstiege hier unten und es ging — wenn auch nicht ganz leicht! Auf winzigen Tritten turnte ich an der im Aufstiege linken Schluchtwand ein Stück empor, wobei die Nagelschuhe an den wenigen Rauheiten des plattigen Gesteins genügend Halt fanden; dann gelang mir die Überschreitung der Schlucht ganz gut, ohne daß ich genötigt gewesen wäre, abzusteigen. Jenseits erklomm ich gleich wieder die plattige Schluchtflanke und stand nun am unteren Ende eines schräg nach rechts sehr steil hinanziehenden, spärlich mit glatten Rasenpolstern bestandenen plattigen Schrofenhangs. Dieser Hang bildet die einzige schwache Stelle des etwa 100 *m* hohen zweiten und letzten Plattengürtels. Der Anstieg erfolgt aus der nordwestlichen Ecke der oberen Plattenterrasse in nordwestlicher Richtung. Ich halte dieses Stück für das heikelste der ganzen Ersteigung auf diesem Wege, das unbedingte Trittsicherheit fordert. Der Dolomitenkletterer wird wohl sehr verwundert sein, noch in einer Höhe von 2800 *m* verhältnismäßig so reiche Vegetationspolster zu finden. Der Anstieg und noch mehr der Abstieg fordern wirklich Achtsamkeit. Ich lief eiligst auch über diese Stellen hinan, denn hinter mir hatte ich die Nebel, die mit mir um die Wette dem Gipfel zueilten, und ich wollte doch noch vom Gipfel aus meinen Weiterweg erkunden und photographische Aufnahmen machen. Jetzt hatten die Nebel aber schon die Höhe der unteren Terrasse erreicht und wogten in dem weiten Kessel auf und nieder. Ich hatte kaum genügend Atem, und schon mußte ich mit meinem schweren Rucksack wieder bergwärts klettern.

Ober dem Ausstiege aus der zweiten Plattenzone betrat ich eine mit vielem losen Schutt bedeckte dritte Terrasse. Auf ihr strebte ich gleichfalls in nordwestlicher Richtung einer Einschartung im Ostgrate des Gipfels zu. Dort zieht eine steile, brüchige Rinne jenseits hinab zu den nördlich des Ostgrats eingebetteten Schnee- und Geröllkaren; auch dahin hätte ich später meinen Abstieg nehmen können.

Nun sah ich schon deutlich das mächtige Gipfelzeichen und strebte demselben in ziemlicher Hast zu. Von dem erreichten Gratsattel erklomm ich vorher die Felsen direkt an der Gratkante und gelangte so auf einen nächsten Absatz im Grate, von dem ich mich auf gut begehbarem Bande nach links in die Ostflanke des Massivs wandte. Nach ungefähr 50 Schritten öffnet sich rechterhand eine Rinne, welche geradeaus zum Gipfel leitet. Durch sie klomm ich hinan und stand endlich um 9 Uhr vormittags nach kaum einstündiger Kletterei von der ersten Terrasse weg auf dem Scheitel der Pietra Grande.

Noch hatten die wogenden Nebel mich nicht eingeholt, aber sie brandeten bereits an den gewaltigen Gipfelmauern des Bergs. Frei war noch der Blick auf die Brentaberge sowie auf die höchsten Gipfel der Adamello- und Presanella-, Ortler- und Ötztaler-Kette. Lange sollte aber die Herrlichkeit nicht mehr dauern, denn allseits stiegen die Massen des Gewölks alles verschlingend hinan. In den nächsten Augenblicken huschten auch ober meinem Berge schon leichte Schatten dahin, gleich darauf aber folgten dicke Wolkenschwaden; der letzte Blick galt noch der Beherrscherin der Brenta, dann aber zogen dichte Schleier vor mein Auge: der Vorhang war gefallen — es war für mich der letzte Ausblick in den Bergen der Brentagruppe im Jahre 1905 gewesen. Zwei volle Stunden harrte ich auf dem Gipfel, zu einer photographischen Aufnahme jederzeit bereit, aber die Nebel lichteten sich nicht mehr. Und die geplante Überschreitung aller Gipfel des Nordzugs unterließ ich nun natürlich auch! Eine Tour, die bei gutem Wetter sicherlich zwei Tage und ein Biwak erforderte, bei Nebel erzwingen zu wollen, allein und in kalten Sep-

tembertagen, wo ein Wettersturz schon ungeahnte Schneemassen und Frost bringen kann, wäre unbesonnen gewesen.

Was ich dann tat, will ich verraten: am nächsten Morgen schon saß ich beim Frühschoppen im Münchener Hofbräuhaus! Dieser Entschluß ward auf dem Scheitel zur elften Vormittagsstunde gefaßt und noch abends wollte ich in S. Michele den Zug besteigen! Also hinab aus den wolkigen Höhen!

Wenn ich die Aussicht von der Pietra Grande, die ich, einem Zufall verdankend, für kurze Augenblicke noch so herrlich und hinsichtlich der Fernschau noch so rein genoß, zusammenfassen soll, so muß ich sagen, daß ich sie in der Brentagruppe getrost an die dritte Stelle setzen kann. An erster Stelle steht der Rundblick von der Cima di Brenta, dann folgt der von der Cima Tosa und dieser zunächst ist die Palme der Pietra Grande zuzusprechen. Im ganzen Umkreis ist die Aussicht fast gleich mit den erstgenannten, nur nach Süden ist sie durch die überragenden Häupter der Gruppe etwas gehemmt — dafür aber sehen wir die Brentakette selbst in ihrer ganzen Ausdehnung. Mit diesen Worten will ich zum Besuche dieses prächtigen Aussichtsbergs aneifern, wenn ich auch zugeben muß, daß der Dolomitkletterer nicht auf seine Rechnung kommt. Wer aber zur Abwechslung einmal in den Brentadolomiten keinen eigentlichen Dolomitberg besteigen will, der lenke seine Schritte dem Scheitel der herrlichen Pietra Grande zu.

Nun will ich kurz vom Abstieg und vom Heimweg erzählen: Um 11 Uhr verließ ich den von einer mächtigen Triangulierungspyramide gezierten Gipfel der Pietra Grande, rekognoszierte im Nebel noch einige andere Möglichkeiten, und da erfuhr ich, wie furchtbar brüchig und deshalb auch steingefährlich der Berg ist. Nächst dem eingangs erwähnten Sattel im Ostgrate, wo man nach Norden zu den Karen leicht absteigen könnte, brachte ich durch einen leichten Pickelstoß einen ganzen Gratturm zum Absturz. Seine etliche Tonnen schwere Masse polterte mit derartigem Getöse hinab, daß es ohrenbetäubend war und ich den Atem vor Bangen einhielt. — Ich vollführte dann bei dichtem Nebel den Abstieg auf dem gleichen Wege wie im Aufstiege, nur mit dem Unterschiede, daß ich nach dem Ausstieg aus den rasendurchsetzten Schrofen höher oben als im Aufstiege auf einem Plattenbande den Schluchtbeginn querte und ganz leicht auf die mittlere Terrasse gelangte. Um 12 Uhr rastete ich wieder wenige Augenblicke bei der Quelle auf der ersten Terrasse und fuhr dann über Schutt und Schnee hinab auf die weiten nebeligen Flächen des unteren Grostèplateaus, wo ich wieder kurz rastete. Um 1 Uhr 30 Min. hatte ich den Weg vom Grostèpaß zum Gagliardapaß nach vielem Auf und Ab bei den »Pastori«-Kreuzen erreicht und wanderte dann dem Pfade entlang hinüber. Bei der Wegteilung in die Flavona hielt ich von 2 Uhr bis 2 Uhr 45 Min. Mittagsrast, überschritt um 3 Uhr den Passo Gagliarda, war nach einer halben Stunde bei der nun schon verlassenen Malga spora grande und stand nach einer weiteren Viertelstunde am Ausgange des Val Cavai, wo der elende, aber kurze Weg nach Spormaggiore hinabführt. Noch kaum acht Tage vorher hatte ich mir vorgenommen, diesen fußbrecherischen Karrenweg, der fast durchaus mit faust- bis kopfgroßem Geröll bedeckt ist, nicht mehr zu begehen, aber die guten Vorsätze in den Bergen werden nur zu oft von neuen und rasch aufsprießenden Wünschen überflügelt. So war es auch heute. Ich hatte es aber nicht zu bereuen, denn schon um 3/4 7 Uhr abends hatte ich auf diesem Wege die Festung Rochetta im Nocetal erreicht und hielt um 1/2 8 Uhr abends meinen Einzug in Mezzolombardo. Von unweit des Grostèpasses bis hierher hatte ich also ausschließlich der Rasten von 1 1/2 Stunden bloß 5 1/2 Gehstunden benötigt. Jede andere Wegrichtung hinaus bis ins Etschtal erfordert ab Grostèpaß selbst bei Wagenbenützung von Madonna bis nach S. Michele oder Trient zumindest die doppelte Zeit. Dieser Weg, so elend er auch ist, sei daher



Naturaufnahme von A. von Radio-Radiis.

Bruckmann repr., Schaeufelens Pyr.-Korn-Pap.

Sasso alto und Corno di Flavona vom Spinale (Neuschnee).



allen, die jenen Teil der Gruppe besuchen, sowohl zum Abstieg wie auch zum Aufstieg bestens empfohlen.

Monte Fibbion, 2672,6 *m* — Cima di S. Maria, 2678 *m* — Monte Corona, 2561 *m*

Schon von der Höhe des Mendelpasses hatte ich an einem wunderschönen Augustabend hinübergeblickt zu den Zinnen der Brenta. Breit und massig liegen die gewaltigen Felsmauern im Süden des fruchtbaren Nonstals. Deutlich erkennt man den zentralen Stock mit den Gletscherhängen der Cima di Brenta. Ihm vorgelagert erscheint eine breite Plattenfläche — das Grostèplateau. Das lange Val Tovel — der Pilgerweg von Tuenno nach Madonna di Campiglio — zieht von hier nach Nordosten, beiderseits von langen Bergketten eingeschlossen, die der nördlichen Brentagruppe angehören. Wir haben hier den Pietra grande-, Sasso alto- und den Sasso rosso-Stock einerseits, den Fibbionkamm anderseits. Wenig hat man von Bergfahrten in diesen beiden Zügen gehört und nur vereinzelte Gipfel sind es, die von Bergsteigern Besuch erhalten haben. Kühne Jäger mögen wohl schon seit alters her in den steilen Wänden, durch die jähen Schluchten, über die Gipfel und Grate, ihrem Weidwerk huldigend, oder in Ausübung ihrer Berufspflicht gestiegen sein. Wie weit sie gekommen, was sie alles besucht haben, läßt sich schwerlich mehr nachweisen. Was die Bergsteiger anbelangt, so sind die Berichte über diese Bergfahrten bis nun wohl noch sehr spärlich.

Ich wollte diese Berge kennen lernen und fuhr deshalb am nächsten Tage vom Mendelpasse den langen Weg über Cles und Malé nach Madonna di Campiglio. Aber böse Wetter, Regen, Hagel und tiefer Neuschnee waren Feinde meiner damaligen Pläne. Tagelang harrte ich bei mangelhafter Kost im Rifugio Stoppani aus. Der Speisenvorrat neigte sich dem Ende zu, und da die Zeit der Bewirtschaftung bald aus war, sollte der Vorrat in Anbetracht des schlechten Wetters auch nicht mehr wesentlich ergänzt werden. So lebte ich bei Erbswurstsuppe und Polenta zum Frühstück- und Abendessen manchen Tag. Einmal war Festtag — denn der Träger hatte Erdäpfel von Madonna heraufgebracht; aber auch dieser neue Vorrat an »Leckerbissen« war bei dem guten Appetit bald zu Ende.

Am 24. August 1904 sollte auch mein Bruder zu mir stoßen. Aus dem Musentempel Bayreuths wollte er schnurstracks in die Berge eilen. Morgens in S. Michele ankommend, wollte er am Abend über Spormaggiore auf dem Grostèpasse eintreffen. Das Schneewetter und die Nebel der letzten Tage hätten ihm recht unangenehm werden können, falls er des Nachts über das weite Plateau mußte, und so entschloß ich mich, ihm entgegenzugehen, um ihn sicher zum Passe zu bringen.

Ganz wieder Erwarten schön war der Tag angebrochen. Wolkenlos klar blaute der Himmel über den Bergen. Der Neuschnee schwand unter dem Einfluß der warmen Strahlen der Sonne zusehends und so war bald beschlossen, eine Fahrt auf den Fibbionstock zu unternehmen. Ich war um 5 Uhr 50 Min. früh vom Rifugio Stoppani aufgebrochen und hatte in Eilschritten das weite Plateau gequert, so daß ich schon um 7 Uhr 15 Min. auf dem Passo della Gagliarda stand. Ich hatte keine Kenntnis von der Anstiegsrichtung auf den Monte Fibbion und so griff ich denn nach meinem Gutdünken hier direkt an. Zum Passe setzt der Südwestgrat des Bergs mit brüchigem Gestein nieder. Ich klomm über die roten Felsen hinan, querte oberhalb der ersten Stufe gleich auf steilem, von Felsschrofen durchsetztem Rasen nach rechts, und gelangte, östlich unter dem Grate hinschreitend, an eine steile Schuttrinne, die nach links wieder zum Grate hinanstrebt. Da mir aber die Felsen des Grats nicht unbedingt sicheren Erfolg versprachen, so stieg ich durch

die Rinne wieder ab und traf dort, wo sie mündet, das oberste Ende des, vom Passe aus gezählt, ersten, östlichen großen Schutthangs. In dem obersten, von Wänden umstandenen Winkel öffnet sich eine Felsrinne, die mich über die untere Stufe und zu einer großen steilen Mulde in der Südflanke des Bergmassivs brachte. Ich stieg durch diese felsige Mulde hinan über Schutt und Felsabsätze. Oben sperrt ein Plattengürtel den direkten Ausstieg auf das Plateau, dem die eigentliche, von hier noch nicht sichtbare Gipfelkuppe entragt! Linkerhand zieht durch den Felsengürtel ein unbegehbarer, dunkler Riß, die niedrigste Stelle der Plattenwand. Von Osten her erstieg ich über gut gestufte, steile Felsen diese Mauern, gewann so den oberen Teil des Risses und betrat gleich darauf über anfänglich steilen Rasen das zerborstene Karrenplateau des Fibbionmassivs. Aus diesem breiten Plateau ragte zur Rechten der zerschartete südliche Gipfelzacken des Fibbion auf, während sich gerade vor mir die stumpfe Hauptspitze erhob. Um 8 Uhr 15 Min. betrat ich den Scheitel des Bergs, ich hatte also vom Sattel aus zu seiner Ersteigung bloß eine Stunde benötigt.

Auf dem Gipfel fand ich eine mächtige neue Triangulierungspyramide, die vor wenigen Wochen anläßlich der neuen Vermessung zur Aufstellung gelangt war. Der Ausblick ist der ausgesetzten Lage des Gipfels entsprechend umfassend. Schön ist der Blick in das grünende Val Flavona, welches einen angenehmen Gegensatz bietet zu der grauen Steinwüstenei des Grostèplateaus. Die Hauptgipfel des zentralen Brentastocks treten ziemlich in eine Reihe, so daß sie einzeln schwer abzugrenzen sind. Ganz eigenartig nimmt sich die Guglia von hier aus, mit ihrem stumpfen Scheitel und ihrem weiten Ausbug nach Osten erscheint sie fast wie eine abgeschnittene, stark gebogene Wurst. Nach einer kaum viertelstündigen Rast machte ich mich wieder auf den Weg und steuerte, südlich zu einem Sattel absteigend, über den zackenreichen, zerborstenen Grat der bis dahin unbetretenen Südspitze des Bergs zu.

Ich erinnere mich mit Vergnügen an die abwechslungsvolle und recht interessante Kletterei auf diesem Grate. Da war unter anderm nach einer recht luftigen Stelle eine tief eingerissene Gratscharte zu überwinden. Zur Schartenkehle hinab sind die Wände ganz glatt, ein Hinabsteigen infolgedessen nicht leicht. Dafür ist der Einriß sehr schmal und es treten die beiden Schartenwände sehr nahe zusammen. Mit einem großen Spreizschritt schwang ich mich an die jenseitige Mauer und gewann so die Gratfortsetzung. Auf dem schmalen Grate ragen aus einem bequem gangbaren Schichtbande als Reste der einst aufliegenden Schicht noch einige ganze schmale Schichtplatten als wahrhaftige Gendarmen auf, die umgangen werden müssen.

Um 8 Uhr 45 Min. stand ich auf der breiten, bis dahin noch unbetretenen, gegen die Malga Spora am weitesten vorspringenden Südspitze des Fibbionkamms. Zu ihr könnte man auch direkt von dem westlich vorgelagerten Plateau über eine kurze, steile Felspartie gelangen. Ich verweilte eine halbe Stunde auf dem Gipfel, errichtete einen mächtigen Steinmann und stieg dann wieder über den Verbindungsgrat zurück bis an den Fuß der Mittelspitze. Hier packte ich meine zurückgelassene Habe zusammen, schulterte den schweren Rucksack, umging den Mittelgipfel auf der Westseite und betrat dann die breite, über Schichtbänder hinführende Terrasse, welche die Fortsetzung des eben verlassenen Plateaus bildet und bis an den Fuß der Cima di Santa Maria hinzieht. Unter den schroffen Wänden des Fibbion-Nordgipfels entlang querte ich die schutt- und schneebedeckte, etwas geneigte Terrasse stets knapp neben ihrem Steilabsturz gegen Westen, wo sich ein großer Kessel öffnet.

Um 9 Uhr 45 Min. gewann ich jene Stelle im Kamme, wo der Felsgrat des nördlichen Fibbiongipfels und der Südgrat der Cima di Santa Maria bis auf die Höhe der breiten Terrasse niedersinken und so ein bequemes Übersteigen auf die Ostseite ermöglichen. Diese Einsattlung ist der von Jägern sehr oft begangene Passo della

Grosara, 2564 *m*; er bietet einen Übergang von der Sella del Montoc, 2328 *m*, in das Val Flavona. Hierbei hat man dann auf der Terrasse an der Westseite unter der Cima di Santa Maria noch ein Stück weiterzugehen, bis südlich gut gangbare, von Rasenpolstern besetzte, schuttbedeckte Felsbänder ein Absteigen in den Schutthalden des Kessels ermöglichen.

Ich stieg also beim Passo della Grosara von der westlichen Terrasse aus nach Osten hinüber, gewann, unter dem Südgrate der Cima di Santa Maria querend, bald eine südöstlich niederziehende brüchige Schutt- und Felsrinne, die mich schon um 9 Uhr 55 Min. auf den Scheitel des letztgenannten Bergs brachte. Hier fand ich einen verfallenen Steinmann vor, der zweifellos von der Partie Schulz mit dem Träger Zeni aus dem Jahre 1893 (14. August) stammte. Ich blieb über eine Stunde auf der schönen Aussichtswarte und studierte die Möglichkeit eines direkten Gratübergangs zur Cima di Val Scura. Neben meinem Gipfel befindet sich die einzige Stelle im langen Fibbionkamme, wo der Kamm schmal und zerrissen wird und dem Besteiger voraussichtlich größere Schwierigkeiten in den Weg stellt. Ich erwog die Frage eines Angriffs, entschloß mich aber dann in Anbetracht der vorgerückten Stunde und des Neuschnees wegen, und weil ich auch bei der Malga Spora meinen Bruder erwarten wollte, diesmal von dem Vorhaben abzustehen. Auf dem Gipfel genoß ich eine schöne Nah- und Fernschau. Schön ist der Blick auf den Fibbion; westlich unter seinem Gipfelgrate gewahrte ich deutlich das damals noch schneebedeckte breite Schuttband, dem entlang ich zum Passo della Grosara gewandert war und unterhalb welchem sich ein Felsenzirkus mit glatten Wänden zeigt. Ich verweilte bis 11 Uhr auf der Spitze des Bergs, errichtete von neuem das verfallene Steinmal und stieg dann über den schuttbedeckten Ostkamm gegen die Sella del Montoc, auch Passo dei Cavai, 2328 *m*, genannt, hinab. Ich verließ bald den Kamm nach links im Sinne des Abstiegs und betrat damit eine wildzerrissene Karrenmulde, durch die man sich langsam hindurchwindet. Um 11 Uhr 30 Min. stand ich auf der weiten Einsattlung der Sella del Montoc. Mächtige Wolkenballen stiegen im Nordosten über den Bergen des Ultentals auf und ich beschloß daher noch rasch einen Angriff auf den bis dahin noch unbestiegenen Monte Corona zu machen. Sofort klomm ich über die steilen, schuttbedeckten Westhänge zum Fußgestell des Bergs hinan und gewann schon nach 20 Minuten den Felseinstieg zu diesem Gipfel. Dort hinterließ ich alles überflüssige Gepäck und machte mich sogleich an die Erklimmung der steil aufstrebenden Felsbastion. Knapp neben dem südlichen Steilabsturz zieht durch die Westwand ein Riß zur Höhe; diesen gewinne ich über eine kurze Wandstufe, klimme in ihm zur Höhe und erreiche durch einen kurzen Kamin über lose Blöcke den Gipfelgrat. Ich verfolge diese luftige Schneide bis zur südlichen Spitze des Monte Corona, 2569 *m*, die ich schon um 11 Uhr 56 Min. betrete. Nur wenige Augenblicke bleibe ich hier, während welcher ich ein kleines Gipfelzeichen errichte, setze dann meine Wanderung über bucklige Felsen, über die tiefeingeschnittene Gipfelscharte und den folgenden, gleichfalls sehr luftigen Grat zur nördlichen Spitze fort, die ich in weiteren vier Minuten betrete. Auf keiner dieser Spitzen hahe ich Spuren menschlicher Anwesenheit entdeckt und ich konnte mich freuen, als erster ihre schönen Scheitel betreten zu haben. Man blickt von hier hinab auf die Straße bei Andalo und in das nach Spormaggiore hinausziehende Tal. Keine Gipfelreihe deckt den freien Ausblick nach Osten, nichts als grüne Gelände weiten sich vor den Augen.

Leider war die ersehnte, lange Gipfelrast unmöglich geworden, denn die Wolkenballen waren bedenklich nahegerückt, Gewitternebel waren aus den Tälern aufgestiegen, und so zog ich es vor, wieder über die beiden Spitzen auf dem Anstiegswege hinabzuturnen. Schon um 12 Uhr 10 Min. waren die Felsen hinter mir. In 20 Minuten vom Einstiege weg hatte ich die Ersteigung beider Spitzen, einschließlich

der Gipfelrast, und den Rückweg zu meinen Sachen vollführt — es kam mir vor wie ein Flug über die Felsen. Nun aber stürmte ich wieder hinab zur Sella del Montoc (12 Uhr 30 Min.) und wanderte durch das Val dei Cavei zur Malga Cavedago. Als ich hier angelangt war, hatte sich das böse Wetter wieder verzogen und so konnte ich, im üppigen Grase liegend, eine halbstündige, genußreiche Rast halten. Ich hielt dabei über den bewaldeten Absturz Ausschau gegen das Tal nach meinem Bruder, der nicht mehr ferne sein konnte. Da er aber bis um 1 Uhr 30 Min. nicht eingetroffen war, zog ich zu der etwa zehn Minuten taleinwärts gelegenen Malga Spora Grande. Als ich mich dortselbst an den üppigen Milchschüsseln labte, sah ich einen einsamen Wanderer mächtigen Schrittes herankommen. Es war der Erwartete. Der wakere Gefährte hatte in der Hitze des Tags den langen Weg von San Michele bis hierher in auffallend kurzer Zeit zurückgelegt. Dieses glückliche Zusammentreffen mitten in der Bergeswildnis war von solch einer rührenden Pünktlichkeit, daß uns mancher Städter, dem es gar oft nicht einmal gelingt, ein Stelldichein von einem Haus zum andern zur Stunde einzuhalten, wirklich beneiden hätte können. Um 2 Uhr 45 Min. zogen wir taleinwärts dem Passo della Gagliarda entgegen. Hier ließen wir uns verleiten, den schönen Weg rechts oberhalb der Alpe zu verfolgen, wodurch wir auf den »Holzweg« gerieten. Der Weg führt wohl zur Talfortsetzung, aber eben dorthin wo der Talgrund sich zu einer Steilschlucht verengt. Durch ein tiefeingeschnittenes, steiles, plattiges Gerinne mußten wir hinanklimmen, wobei wir nicht selten mitten durch das herabschießende Wasser über die Felsen emporklettern mußten. Hier war es zwar jedenfalls kühler als am sonnbeschienenen richtigen Weg, gefahrlos war aber dieser Weg keinesfalls. Bald erweitert sich die Schlucht wieder und nun sahen wir auch das von links herkommende Steiglein den Bach übersetzen. Wir hätten also von der Alm links ansteigen und so die Klamm von links her umgehen müssen. Auf dem Steig wanderten wir dann ganz hinauf zum Passo della Gagliarda (3 Uhr 30 Min.), von wo ich früh morgens zum Fibbion angestiegen war. Nach vielem Rasten gewannen wir dann über das Grostèplateau um 5 Uhr 15 Min. wieder das Rifugio Stoppani.

Hoffnungsvoll gingen wir zur Ruhe und schöne Pläne für den kommenden Tag durchkreuzten unsere Köpfe. Gegen Mitternacht weckte uns heftiges Sturmestosen, eisiger Wind fuhr durch die Fugen der Hütte in unsern Schlafraum. Das Wetter tobte die ganze Nacht, und als der Morgen graute, wirbelten dichte Schneeflocken durch die Luft. Die Gegend war in eine tiefe Winterlandschaft verwandelt, und immer dichter wurde die Schneedecke. Hoffnungslos starrten wir auf das Weiß hinaus. Stunde um Stunde verann, immer aussichtsloser gestaltete sich das Schneetreiben. Und als um 4 Uhr nachmittags der ununterbrochen anhaltende Schneefall kein Ende genommen hatte, faßten wir den Entschluß, zu Tal zu steigen und uns wieder einmal an den üppigen Schüsseln Reinalters in Madonna di Campiglio zu erquicken. Durch eine mehr als 20 *cm* dicke Schneedecke stiegen wir dann bei heftigen, schier winterlichen Schneewehen zu Tal und erst knapp vor Madonna di Campiglio verwandelte sich der dichte Schneefall in strömenden Regen. — So endete meine damalige Fahrt in den Bergen des Nordzugs.

(Der Schluß folgt im Jahrgang 1908.)

Die Gruppe der Drei Zinnen in den Sextener Dolomiten

Von

Ad. Witzenmann

Zwischen lachenden Wiesen, durch freundlichen Wald, eilt der Sextenbach talab. Grüne Höhen von milden Formen begleiten ihn zur Rechten, von Süden aber und Westen schauen über waldige Vorhöhen wilde Zacken und Türme ins friedliche Tal. Noch einmal lodert, hier im äußersten Osten, die steingewordene Flammenreihe der Dolomiten mächtig auf, ehe sie erlischt.

Täler von unerreichter Schönheit — wie Innerfeld- und Fischleintal und noch manches andere weniger bekannten Namens — führen ins Innere dieser Felsenwelt, wo wir an Form und Farbe der Landschaft und an Glanz des Lichts und des Himmels alles finden, was wir in den Dolomiten suchen.

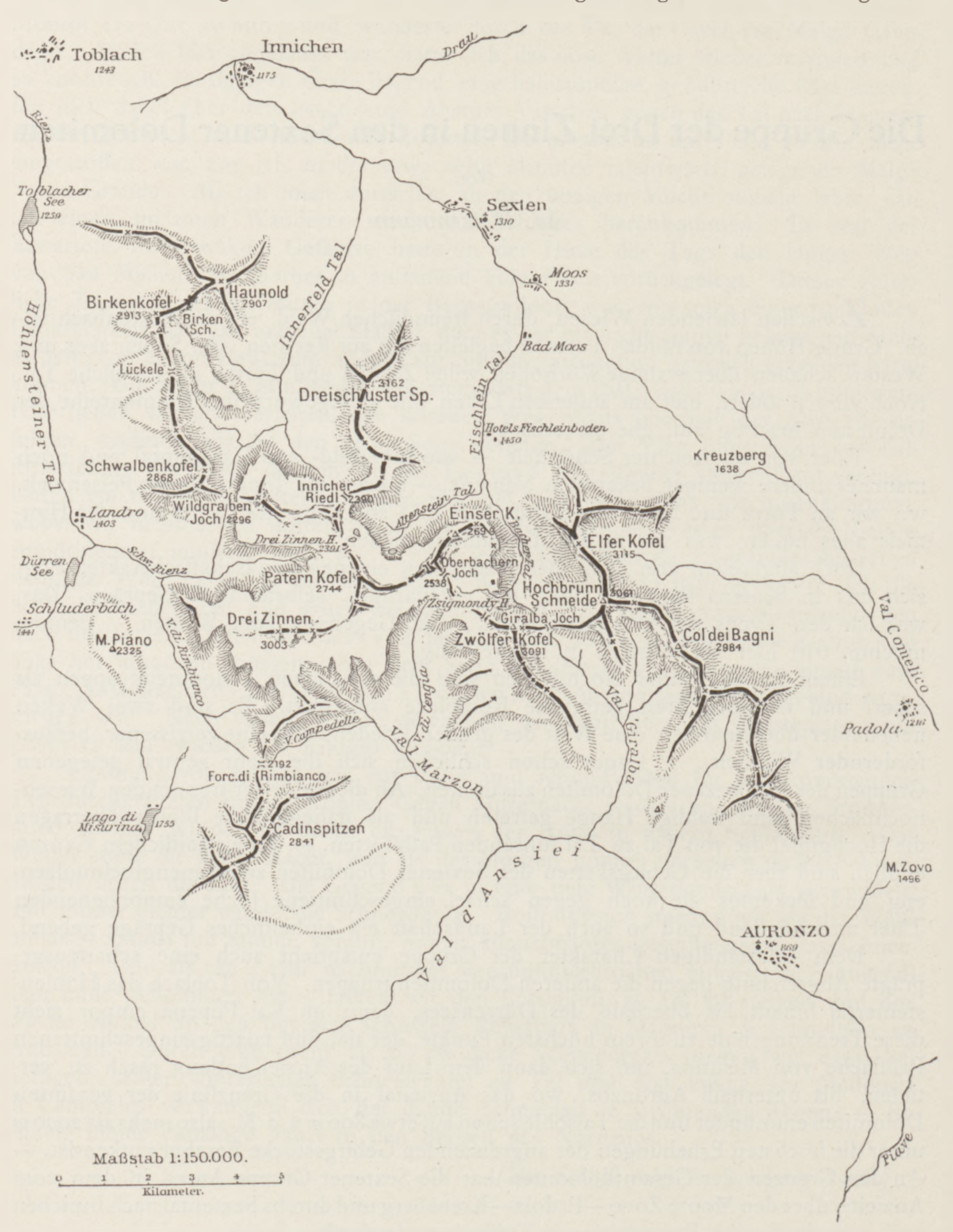
Doch abgesehen von dem allen Dolomiten eigenen Landschaftscharakter zeigt sich uns in Sextens Bergwelt doch ein eigenartiges, selbständiges Gepräge. Das, was ich den Typus des Dolomitenostens — im Gegensatz zum Westen — nennen möchte, tritt hier am reinsten in Erscheinung.

Einem Lande grüner Hochflächen sind die westlichen Dolomitengruppen als scharf und räumlich breit getrennte Komplexe aufgesetzt. Es sind zwei Welten neben oder übereinander: eine Welt des grünen Friedens und eine zerrissener, herausfordernder Wildheit. — Enger schon schließen sich die mehr zentral gelegenen Gruppen der Ampezzaner Dolomiten zusammen. An die Stelle der trennenden Wiesenhochflächen sind waldige Hänge getreten und als nahegerückte Pfeiler überragen die Hochgipfel die von Tal zu Tal führenden Paßpforten. — Zu einheitlichem Ganzen endlich sind aber die Gebirgsketten der Sextener Dolomiten zusammengeschmolzen, eng und lückenlos die hoch gegen scharf eingeschnittene Joche emporziehenden Täler umschließend und so auch der Landschaft ein einheitliches Gepräge gebend.

Dem selbständigen Charakter der Gruppe entspricht auch eine scharfausgeprägte Abgrenzung gegen die anderen Dolomitengruppen. Von Toblach das Höhlensteinertal hinaut bis oberhalb des Dürrensees, dann im Val Popena empor zieht diese Trennungslinie zu ihrem höchsten Punkte, der tief und talartig eingeschnittenen Paßfläche von Misurina, um sich dann dem Lauf des Anziei entlang rasch zu vertiefen, bis unterhalb Auronzos, wo das Anzieital in die Grenzlinie der gesamten Dolomiten einmündet und die Talsohle schon auf etwa 800 *m* ü. d. M., also mehr als 2000 *m* unter die höchsten Erhebungen der angrenzenden Gebirgsstöcke herabgesunken ist. — An den Grenzen der Gesamtdolomiten hat die Sextener Gruppe Anteil in dem vom Anzieital über den Monte Zovo—Padola—Kreuzberg und durchs Sextental nach Innichen und von da durchs Pustertal nach Toblach verlaufenden Stück.

Vom Sextenbach das Fischlein- und Oberbacherntal hinauf zum Giralbajoch und drüben hinab durch das Val Giralba ins Tal des Anziei verläuft die Trennungs-

linie, die Sextens Bergwelt in zwei natürliche Hälften teilt. Die gewaltige, im Elfer kulminierende Bergkette, die sich in halbkreisförmigem Bogen vom Kreuzberg zum



Kartenskizze der Sextener Dolomiten.

Monte Zovo spannt, bildet im Osten die eine — in ihrer Geschlossenheit unteilbare — Hälfte. Der andere, größere Teil im Westen der Trennungslinie läßt sich zwanglos und in natürlicher Weise in fünf Gruppen zerlegen.

Umfaßt von den obersten Verzweigungen der in Sextens Bergwelt hineinziehenden Täler, dem Oberbachern- und Altensteintal im Nordosten, den Quellbächen des Innerfeldtals im Norden, den Seitentälern der Schwarzen Rienz — dem Großen Wildgraben und Val Rimbianco — im Westen und den Valle Campedelle und Cengia, die sich zum Val Marzon vereinigen, im Süden, finden wir im Herzen der Sextener Bergwelt eine weitgedehnte, durchschnittlich 2200—2400 *m* hohe Bodenerhebung mit isoliert stehenden Hochgipfeln — das »Zentrale Sextener Hochplateau« oder die Gruppe der Drei Zinnen.

Von diesem Rumpf strahlen Gliedern gleich die andern vier Gruppen — zwei nach Norden, zwei nach Süden — aus, getrennt vom gemeinsamen Mittelkern durch die vier die obengenannten Täler verbindenden Pässe.

Vom Wildgrabenjoch nach Norden, zwischen den Tälern von Innerfeld und Höhlenstein, zieht der Zug des Birkenkofels mit der quer vorgelagerten Haunold-Gruppe.

Den Raum zwischen Innerfeld- und Fischleintal erfüllt, im Innicher Riedl an das zentrale Hochplateau anschließend, die Gruppe der Dreischusterspitze.

Das Oberbachernjoch — der Übergang vom Oberbacherntal ins Val di Cengia — trennt im Südosten vom Hochplateau den mächtigen Felsstock des Zwölferkofels, der zusammen mit seinen Ausläufern den Raum zwischen Valle Giralba einerseits und Val di Cengia und Val Marzon anderseits ausfüllt.

Im Südwesten steht vom Oberlauf des Anziei umkreist, durch das Valle Campedelle und das oberste Val Rimbianco abgetrennt, als letztes Glied der Sextener Dolomiten die Gruppe der Cadinspitzen.[1])

Diese natürliche Gruppierung der Sextener Berge zeigt sich am besten von einem nördlich gelegenen Standpunkte. Man vergleiche beispielsweise das dem Jahrgang 1901 dieser Zeitschrift beigegebene Panorama vom Pfannhorn.

Im Mittelpunkte steht königlich in Stellung und Gestalt die Beherrscherin Sextens, die Dreischusterspitze mit ihren Trabanten. Links sehen wir Rotwand und Elfer als Stirnfront des Ostzugs der Sextener Dolomiten und zwischen beiden Gruppen schaut aus dem Hintergrunde des Oberbacherntals der Zwölfer.

Zur Rechten verschmelzen Haunoldzug und der darüber emporragende breite Rücken des Hocheben-Birkenkofels zu einem Ganzen. Aus dem Tore, welches das Innerfeldtal zwischen Schuster- und Haunoldgruppe gebrochen hat, schauen frei von ihrem hohen Postament herab die Drei Zinnen.

Ihr engeres Reich zu beschreiben, sei die Aufgabe der folgenden Schilderungen.

Einer starken Festung gleich sich verteidigend, weist uns das zentrale Hochplateau fast überall steilwandige Ränder — oft viele hundert Meter hohe senkrechte Felsabstürze — entgegen, und nur, wo die obersten Verzweigungen der Täler durch weite, grüne Kare Breschen in diese Mauern gelegt haben, ist ein leichter Zugang zur Höhe ermöglicht. Oben finden wir eine weite wellige Fläche, auf der teils ganz isoliert, teils zu kleinen Gruppen geschart, die Felsgipfel einem Sockel von Geröll entsteigen. Der im kettenartigen Zusammenschluß der Gipfel zum Ausdruck kommende Charakter des Sextener Berglands ist also hier fast gänzlich verleugnet.

Um und über das Plateau

Wo hinter Landro von Osten ein Tal sich öffnet, strömt aus enger, dunkler Pforte in lustigen Kaskaden die Schwarze Rienz. Sicher nicht ihr klares, in weißem Schaum zerperlendes Wasser hat ihr den dunkeln Beinamen eingetragen, sondern

[1]) Vergl. die Monographie im Jahrgang 1902 dieser Zeitschrift.

das düster ernste Tal. Finster dräuend mögen den Meisten auch die steinernen Ungetüme erscheinen, die aus seinem Hintergrunde auf den überraschten Wanderer herabschauen.

Auf hohem Sockel stehen da Schulter an Schulter die Große und die Westliche Zinne; die kleine Schwester hat sich scheu verborgen, nur den spitzen Vorgipfel — die Punta di Frida — als Luginstal vorschiebend. Es ist das berühmte, von vielen Tausenden alljährlich bewunderte Bild der Drei Zinnen vom Höhlensteinertale aus.

Wir ziehen weiter ins Tal der Schwarzen Rienz hinein. Hinter der Kante ihres Postaments sinken die stolzen Riesentürme der Zinnen hinab. Am Fuße dieses Postaments leiten uns spärliche Markierungsflecken über die breite Geröllsohle des Tals hinüber und lenken uns auf ein Steiglein, das im Zickzack rasch die mit Alpenwaldvegetation reich bekleideten Hänge erklimmt. In der Tiefe braust wild der Rimbianco-Bach,[1]) drüben stehen die zerrissenen Osthänge des Monte Piano. Aus der engen Schlucht führt uns der Pfad in lichtere, freier sich weitende Gefilde, hinter denen die feingegliederte Zackenwelt der Cadinspitzen auftaucht. Links drüben stehen die gralartigen Bauten der italienischen Alpe Rimbianco. Von hier zieht — die oberste Fortsetzung des eben durchwanderten Rimbiancotälchens bildend — ein meist wasserloses, steil aufsteigendes Tälchen zur Forcella Rimbianco empor. Auf der Forcella blicken wir drüben hinab in das Kar, dem das Valle Campedelle entspringt; im Süden steigt der kühne Turm des Kleinen Popena auf. Die wilden Zacken im Norden des Jochs sind die Felsausläufer des Cadin di Rimbianco, der südlichsten Randerhebung des zentralen Hochplateaus. Von hier führt uns das Valle Campedelle in raschem Zug 800 *m* tiefer, unter den mächtigen Plateaurändern des Monte Campedelle-Zugs hinaus zum Valle Marzon, dessen Quellbäche wilde Schluchten in das Fußgestell der Drei Zinnen gerissen haben. Wir bleiben dem Valle Marzon noch ein Stück talaus treu, um über seinem Vereinigungspunkt mit dem Valle di Cengia in das letztere einzubiegen und ihm zu folgen. Sein Hauptarm steigt — westlich des als Ausläufer des Zwölferstocks zu betrachtenden Monte Cengia — in fast gerader nördlicher Richtung zu den Hochmulden des Pian del Cavallo[2]) hinauf. Am kleinen Lago del Pian del Cavallo vorbei, halten wir uns nordöstlich und gelangen so, einen schön gebahnten Pfad erreichend, zum Sattel des Oberbachernjochs, der die Ausläufer des Zwölferstocks von der Südabdachung der Oberbachernspitzen scheidet. Der vielbegangene Pfad, der die Zinnen Hütte mit der Zsigmondy Hütte verbindet, leitet uns nun zu letzterer hinab. In weitausgreifenden Schleifen windet er sich über Höcker, durch deren grünes Vegetationspolster überall der nackte, weiße Fels bricht, und durch Mulden, deren feuchter Grund üppigen Büschen von Akonit Nahrung spendet. Als Herrscher über alles blickt der gewaltige Felsbau des Zwölfers auf uns herab.

An der Hütte schützendem Dach vorbei eilen wir zu Tal. Der neue Zugangsweg zur Zsigmondy Hütte hält sich, prächtig angelegt, stets hoch über der Sohle des Bacherntals, meist da, wo der steile Felsabsturz des Plateaurands in etwas weniger steile, waldbestandene Hänge übergeht. Unter den gewaltigen Nordwänden des Einsers, der als Eckpfeiler des Plateaus, das talaus ziehende Fischleintal beherrscht, vereinigt sich unser Pfad mit dem von der Zinnen Hütte durchs Altensteintal herabkommenden Weg. Ihm folgen wir wieder zur Höhe. Am Rande der nächsten Talstufe liegt ein großer Felsblock, der voreilig von vielen des Wegs Unkundigen als Zinnen Hütte freudig begrüßt wird. Doch noch manche Talstufe muß unter uns

[1]) Rimbianco = Weißer Bach, Weiße Rienz, doch nennt man auch den den Dürrensee durchfließenden westlichen Quellarm der Rienz die Weiße Rienz.

[2]) Deutsch = Roßleiten.

sinken, bis wir nur den eigentlichen Talschluß erblicken, wo über eine hohe, bogenförmig gespannte Talstufe der Talbach als feiner Wasserfall herabrinnt. Stetig steigt der Pfad am nördlichen Gehänge an. Im Süden bieten die gewaltige Flucht der senkrechten Nordabstürze des Einsers und der Oberbachernspitzen, sowie die feine Zackengruppe der Bödenknoten willkommenen Anlaß zu rastgebietender Bewunderung. Oben befinden wir uns wieder in einer jener weiten Mulden, die wir an mehreren Stellen in die Ränder des Hochplateaus eingesenkt finden. Der bisher verfolgte Weg strebt der Einsattlung des Toblinger Riedls und seinen Gaststätten zu. Über dem Ausschnitt dieses Passes sind übermächtig und drohend die Häupter der hier alles dominierenden Drei Zinnen erschienen.

Wir müssen uns, um die beabsichtigte Umwanderung des Plateaus durchzuführen, von der Zinnen magnetischem Zuge sowohl, wie von den Bequemlichkeiten eines gebahnten Pfads losreißen und uns nach rechts wenden, wo im Hintergrund der rasenbedeckten Mulde zwischen dem kleinen Felsbau des Toblinger Knotens und den Ausläufern der zur Schustergruppe gehörenden Morgenalpenspitze das Tor des Innicher Riedls eingeschnitten ist. Wilde unwegsame Schluchten sind es, die, drüben hinabführend, die Plateauränder begrenzen, und erst tief unten treffen wir auf den gebahnten Pfad, der von der Zinnen Hütte nach dem Innerfeldtale an anderer, wegsamerer Stelle zu Tal führt. Sobald wir des Innerfeldtals Sohle erreicht haben, wenden wir uns wieder südwestwärts an der Oberhütte vorbei dem großen Wildgrabenjoch zu. Wir umgehen hier den in steilen Wänden aus dem Tale aufsteigenden Morgenkopf, die nördlichste Randerhebung des Plateaus. Auf dem Großen Wildgraben-Joch haben wir zur Linken die hier niedrige Felsstufe des Plateaurands, durch die eine dem Almvieh gangbar gemachte Gasse zu den Weideflächen am Fuße des Schwabenalpenköpfels emporführt. Zur Rechten senden Rautkofel und Schwalbenkofel mächtige Geröllhänge zu uns herab, vor uns aber senkt sich ein enges Defilee zu Tal, in dessen Düster von Süden her die sonnige Fläche des Misurinasees glänzt und vom Duft der Ferne verklärte hohe Berge schauen. Wir wählen die enge Gasse zum Weiterweg; sie führt uns gradlinig zu Tal, zur Sohle des Schwarzen Rienztals hinab, die wir wenig oberhalb der Stelle, wo wir sie verlassen haben, erreichen. — Der Kreis ist geschlossen, wir haben das Plateau, stets seinen Rändern folgend, umwandert. —

Diese Wanderung, die wir im Geiste vollendet, wird wohl niemand, wenigstens niemals in einem Zuge, in Wirklichkeit ausführen. Viel begangen sind nur Teile dieses Wegs — die Strecken, die zu den Hütten führen. Die Mühen der Begehung der übrigen Wegteile, wo auf schlechten Pfaden oder gänzlich unwegsam große Höhenunterschiede zu überwinden sind, haben sicher noch sehr wenige Touristen auf sich genommen.

Weit lohnender ist es, das Plateau zu überwandern. Die aus vier Tälern zur Zinnen Hütte führenden Wege und der schöne Verbindungspfad zwischen dieser und der Zsigmondy Hütte ermöglichen dies in aller Bequemlichkeit.

Die Drei Zinnen-Hütte, direkt im Paßeinschnitte des Toblinger Riedls gelegen, ist von der heimischen Sektion Hochpustertal des D. u. Ö. A.-V. erbaut und im Jahre 1883 dem Verkehr übergeben worden. Wenn auch für die Besteigung der Drei Zinnen, von welchen damals erst die Südseite als zugänglich galt, ein etwas günstiger gelegener Platz (allerdings schwerlich auf österreichischem Boden) gedacht werden kann, so hat doch die erbauende Sektion mit richtigem Blick gerade diesen Punkt gewählt. Kreuzen sich doch hier die Überquerungen des Plateaus in westöstlicher und in südnördlicher Richtung, und sind doch von hier nicht nur die stolzen Beherrscherinnen des Plateaus selbst, sondern auch alle anderen ihm aufgesetzten Gipfel in kürzester Zeit zu erreichen. In der Frequenz der Hütte kam dies auch bald zum

Ausdruck.[1]) Mehrmals mußte die Sektion Vergrößerungen der Hütte vornehmen, welche aber stets nur kurze Zeit den Anforderungen zu genügen vermochte, so daß an manchem schönen — aber auch an manchem Regenabend die Hütte weit über ihr Fassungsvermögen besetzt war. Diesem Umstande und privatem Unternehmungsgeiste verdankt das sogenannte »Alpenseehotel Drei Zinnen«, wenige Schritte östlich unterhalb des Toblinger Riedls am Ufer der kleinen Bödenseen hübsch aber weniger aussichtsreich als die Zinnen Hütte gelegen, seine Erbauung.

Wenn nun der in diesem Jahr durchzuführende Umbau der Drei Zinnen-Hütte diese, gleich dem privaten Konkurrenzasyl, in baulicher und räumlicher Hinsicht wieder auf die Höhe heutiger »Schutzhütten« gebracht hat, werden die Wanderer der nächsten Jahre wohl selbst in den verkehrsreichsten Tagen der Unterkunftssorgen an diesem Platze enthoben sein.

Am raschesten vom Tale aus ist die Drei Zinnen-Hütte von den Gaststätten des Fischleintals zu erreichen. In einer halben Stunde etwa gelangen wir, fast eben ins Tal hineinwandernd, zu dessen Gabelung. Wir wählen das von rechts herkommende Altensteintal und kommen nach kurzem Steigen zur Abzweigstelle des Zsigmondy Hütten-Wegs. Eine große Tafel belehrt uns hier über die Gefährlichkeit photographischer Aufnahmen in Grenzdistrikten.

Der weitere Anstieg zur Zinnen Hütte ist schon weiter oben — gelegentlich der Plateauumwanderung — geschildert. Hoch oben erst haben wir ihn dort verlassen, schon im Bannkreis der Riesentürme der Drei Zinnen, deren Anziehungskraft wir jetzt, wo wir der Zinnen Hütte zustreben, nachgeben dürfen. Langsam steigt der Pfad durch die flache Mulde hinauf; die beiden Bödenseen, die dem Paternkofel zum Spiegel dienen, sowie der über ihren Ufern, wenige Schritte vom Wege abseits stehende schmucke Schutzhüttenbau des »Alpenseehotels Drei Zinnen« bleiben zur Linken. Wenige Schritte noch und die Höhe ist erreicht. Frei schweift der Blick in eine andere Bergwelt, in ein Gewirre von Gipfeln nah und fern. Alles aber tritt zurück neben den jetzt bis zum Fuße enthüllt uns gegenüberstehenden Riesengestalten der Drei Zinnen. Die Kleine, in schlankeren Formen, tritt für den, der ihre Bedeutung für den Hochtouristen nicht kennt, wohl etwas zurück neben ihren beiden sie weit überragenden Schwestern. Wir Bergsteiger können uns das nicht vorstellen, für uns ist mit dieser eleganten Berggestalt unzertrennlich ihre Geschichte, ihr Bergnimbus verbunden; dem Hochtouristen wird sie gerade von hier, wo ihre berühmte Nordwand uns entgegenblickt, besonders imponieren. Keiner aber wird sich der Gewalt des Eindrucks erwehren können, den die steinernen Ungetüme der Großen und Westlichen Zinne in ihren ungeschlachten Formen hier auf den Beschauer ausüben.

Dicht neben dem Passe rechter Hand steht die Hütte. Ihr charakteristischer, langer und niedriger Bau hat wohl, während ich dies schreibe, eine ihrer praktischen Ausnutzung förderliche Veränderung erfahren.

Die Front der Hütte blickt zum Paternsattel hinüber, zu dem die in die Geröllhänge eingeprägte Linie des nach Misurina leitenden Pfads hinüberführt. Ihm müssen wir ein kurzes Stück folgen, wenn wir von der Zinnen Hütte nach Höhlenstein (Landro) und zur Ampezzanerstraße absteigen wollen. Zwischen Paternsattel und Zinnen Hütte ist die tiefe Mulde, die das oberste Kar des Schwarzen Rienztals darstellt, eingesenkt. In ihrem innersten Grunde zweigt vom Pfad nach dem Paternsattel der Weg nach Höhlenstein (Landro) ab. Erst geht es in Windungen zum flachen Wiesengrunde der Mulde hinab, dann auf ihm, einem schlängelnden Wässerlein entlang, hinaus. Bald aber sinkt

[1]) Besucherzahlen: 1890: 287 Besucher; 1895: 540; 1900: 904; 1905: 1850. Im Hüttenbuch finden sich eingetragen: 1891: 19 Hochtouren, 1901: 100 Hochtouren, 1905: 152 Hochtouren (Partien), abgesehen von den vielen, nicht ins Buch eingetragenen Besteigungen.

das Gelände jäh vor uns ab. An Stelle des rauhen Pfads, der ehedem da hinableitete, ist ein bequemer Reitweg getreten. Rasch tauchen wir in die Waldregion hinab; tannenbestandene Felshänge umgeben uns und verwehren den Blick auf die Hochgipfel, die uns kurz vorher noch in weitem Kreise umstanden. Schnell ist die Sohle des Tals und bald auch die Stelle erreicht, wo wir bei der Plateauumwanderung das Schwarze Rienztal verlassen haben. Immer munterer tollt der Bach über große Felsblöcke dem Talende zu, der Befreiung aus enger Bahn entgegen. Wenn wir aus dem Tale der Schwarzen Rienz in die Talweitung des Höhlensteintals treten, so haben wir die Wahl, nach rechts hin in wenigen Minuten die Hotels von Landro zu erreichen oder nach links hin zwischen den Weidenbüschen des Talbodens den Pfadspuren nachzuspüren, die zur Ampezzaner Landstraße hinüberleiten und uns so den Weg nach Schluderbach um etwa eine Viertelstunde kürzen.

Die Verbindung der beiden eben geschilderten Wege zur Zinnen Hütte stellt als Überquerung des Plateaus von Osten nach Westen den kürzesten Übergang vom Sextener- nach dem Höhlensteiner- und Ampezzanertale dar. Aber auch mit einer Überquerung des Plateaus in nordsüdlicher Richtung läßt sich ein solcher Übergang verbinden.

Wir wählen dafür zum Aufstieg zur Zinnen Hütte den Weg durchs Innerfeldtal. Er ist wesentlich weiter als der Aufstieg vom Fischleintal, vor allem, da im letzteren die als Ausgangspunkte dienenden Gaststätten weit vorgeschoben sind, während das Innerfeldtal noch ganz einer Unterkunftsstätte entbehrt. — Der Eingang des Innerfeldtals liegt etwa ebensoweit talab vom Dorfe Sexten wie die Mündung des Fischleintals talauf. Wo die Sextenertalstraße an dem Sägewerk der Sommerermühle vorbeiführt, weisen Wegtafeln und eine spärliche Markierung den Wanderer ins Tal.

Es ist schwer zu entscheiden, welchem der beiden Täler — Innerfeld oder Fischlein — der Preis landschaftlicher Schönheit zuzuerkennen ist. Wohl drängen sich im Fischleintale die Schaustücke auf engeren Raum zusammen, der parkartige Wiesenplan des äußeren Innerfeldtals aber, auf den durch das lichte Geäst der Lärchen die Königin der Sextener Berge, die Dreischusterspitze, in unerreichter Majestät herabblickt, wird auch von den schönsten Teilen des Fischleintals nicht übertroffen.

Nachdem der Weg über eine Stunde lang fast eben ins Tal hineingezogen, steigt er in einer Schleife stärker an und führt uns auf einen völlig ebenen Wiesenplan: die Hochgrieslwiese. Aus der schlanken Gestalt der Dreischusterspitze ist ein langer Zackengrat geworden; mächtige Geröllhalden ziehen von ihrem Felsbau herab. Vor uns scheint der Morgenkofel das Tal zu sperren. Ihm schreiten wir zu und stehen nach etwa einer halben Stunde an seinem Fuße, wo sich das Tal teilt. Nach rechts führt der Weg zum Wildgrabenjoch; wir wenden uns links und überschreiten nach wenigen Minuten den Bach. Nun beginnt der Weg in kurzen Windungen scharf anzusteigen. Wir sind vom Talausgange schon nahezu zwei Stunden unterwegs und haben kaum 400 *m* an Höhe gewonnen; nahezu das Doppelte der Steigung liegt noch vor uns. Rasch holt jetzt der Weg das Versäumte nach; nach einer halben Stunde überschreitet er den vom Innicher Riedl herabkommenden Graben. Dieser ist rauh und unwegsam, sonst würde er uns rascher unserem Ziele zuführen. Wir folgen dem Wege, der am jenseitigen Hange energisch emporführt, zu einer Mulde am Fuße des Morgenkofels. Aus ihr führt uns der letzte Aufstieg zur Höhe des Plateaus, dessen zunächst noch aufsteigende Fläche wir über Geröll und Felsplatten erreichen. Oben treten uns neue Berggestalten entgegen. Das kastellartige Schwabenalpenköpfl wendet uns seine kühnste Seite entgegen, der Gipfel seines höheren Nordwestturms ragt als feine Spitze in die Luft. Langsam steigen wir auf der Plateaufläche weiter; die Mulde vor uns leitet zu einem Sattel, von dem jenseits der unpassierbare »Gypsgraben« zum Schwarzen Rienztal abfällt. Wir müssen

deshalb eine weiter östlich gelegene Einsattlung zum Übergang wählen. Um einen felsigen Kopf nach links leitet uns der markierte Weg zu ihr.[1]) Wenn wir uns der Paßhöhe nähern, erscheint vor uns, durch den Rahmen der den Paß begrenzenden Felsköpfe von allem störenden Beiwerk befreit, das Bild der Drei Zinnen von Norden; die Kleine Zinne zeigt sich hier als kühner Zahn und noch weit schlanker als von der Zinnen Hütte. Auch der Rückblick ist von hoher Schönheit: hinter dem Zackenwald des Haunolds sind die weißen Häupter der Venedigergruppe erschienen.

Zur Zinnen Hütte sind es dann nur noch wenige Minuten. Erst geht es südlich ein Stück hinab auf die unten sich breitende Fläche, über die wir, uns östlich wendend, unter dem Toblinger Knoten durch und zuletzt wieder etwas ansteigend, die Hütte erreichen. —

Zur Fortsetzung der nordsüdlichen Plateauüberwanderung wählen wir den von der Zinnen Hütte über den Paternsattel nach Misurina führenden Weg. Natürlich läßt dieser wohl schönste der Plateauwege sich auch mit jedem anderen Aufstieg zur Zinnen Hütte zu einer Überwanderung verbinden. Wenn wir vor der Hütte stehen, so scheint uns der Weg zum Paternsattel in wenigen Minuten zurückzulegen. Wir sehen die zwischenliegende Mulde nicht und täuschen uns deshalb neben den gewaltigen Dimensionen der Berge über die Entfernung. Es wird für die meisten eine halbe Stunde, oft auch mehr, vergehen, bis sie auf dem fast ganz in steilen Geröllhängen sorgfältig angelegten Wege die Sattelhöhe gewonnen haben. Mit deren Erreichen bietet sich uns ein prächtiger Blick nach Süden auf Cadinspitzen und Marmaroli und auf noch fernere Berge. Zu unserer Rechten bäumt sich die Ostkante der Punta di Frida auf und über ihr ragen Kleine und Große Zinne auf, zu einem kaum entwirrbaren Ganzen verschmolzen. Die Wirkung der mauerglatten Nordabstürze der Zinnen ist hier gewaltig.

Wenn wir gleich der Mehrzahl der Wanderer vom Paternsattel aus der markierten Route folgen, so steigen wir nach Süden in eine grüne Mulde ab, durch deren blockbesäten Grund der Weg sich hinschlängelt, weit nach Süden hinaus, wo auf einem Plateauvorsprung eine kleine Hirtenhütte steht. Wir verlieren dabei viel an Höhe — fast 200 *m* vom Paternsattel her — und müssen deshalb bei der Querung der mächtigen Geröllhänge am Südfuß der Zinnen zur Forcella Lungieres hinüber wieder aufsteigen. Wohl bietet dieser Weg dadurch, daß er sich etwas von den Zinnen entfernt, eine prächtige Ansicht ihrer Südseite, wer aber die Schleichwege der Zinnen kennt, wird vom Paternsattel aus dem kleinen Bergsteigerpfade folgen, der hart am Felsrande der Kleinen Zinne hinführt und über Geröll sowie über die Felsausläufer der Großen Zinne hinüber in ziemlich direkter Linie zur Forcella Lungieres hinableitet.

Auf der Forcella Lungieres haben wir einen prächtigen Blick ins Anzieital und auf Auronzo, der besonders bei der umgekehrten Wegrichtung überraschend wirkt. Die Zinnen erscheinen, da wir nahe an ihrem Fuße stehen, stark verkürzt. Ein kleiner Abstecher auf den nahen Monte Campedelle verschafft uns einen besseren Blick auf sie und auf die nahen Cadinspitzen im Süden.

Der Weg führt uns weiter in eine Mulde hinab, windet sich hierauf durch ein Gewirre weißer Felsblöcke und beginnt bei einem Kreuz im Walde rasch abzusteigen. Nahe bei der Alpe Rimbianco erreichen wir das Tal und das zum Misurinasee führende Sträßchen. Wir folgen dem letzteren, wenn wir nach Misurina, Tre Croci und Cortina oder durchs Anzieital nach Italien wollen. Soll uns unser Weg nach den Stationen des Höhlensteintals führen, so zweigen wir am besten von

[1]) Dieser infolge der beschriebenen Weganlage ziemlich viel begangene Übergang wird mangels einer gebräuchlichen Benennung oft fälschlich als Innicher Riedl bezeichnet. Nach der nördlich gelegenen Gwengalpe, möchte ich vorschlagen, diesen Übergang Gwengalpenjoch zu nennen.

diesem Sträßchen in der Nähe des kleinen Lago Vantorno bei drei Kreuzen ab und nehmen die Richtung zum Ponte del Paludetto im obersten Val Popena bassa. —

Die Aufzählung der gebräuchlichsten Plateauwege wäre nicht erschöpfend, wenn wir nicht des vor fünf Jahren vortrefflich angelegten Verbindungswegs von der Zinnen Hütte zur Zsigmondy Hütte gedächten.

Gleich beim Sattel des Toblinger Riedls weist uns ein Wegweiser nach rechts ein gerade gezogenes Weglein — den Hängen des Paternkofels entlang. Bald aber zwingen es die Trümmer eines alten Bergsturzes zu vielfach geschlungenen Windungen. Liegen diese hinter uns, so kehrt der Weg wieder in seine gerade Linie zurück und schneidet die lange Flucht der von den Ausläufern des Paternkofels und den Bödenknoten zu Tal sinkenden Geröllströme. Jeder, der den Weg begeht, möge sich die weglose Querung dieser Geröllhänge vorstellen, dann wird er erst die Wohltat einer solchen Weganlage richtig zu schätzen wissen.

Östlich der Bödenknoten zieht eine talartige Eintiefung im Hange zum Büllelejoch, zwischen Bödenknoten und Oberbachernspitzen, hinauf. Dieses Joch führt nach der Südabdachung des Plateaus hinüber. Drüben liegt die Mulde, die den Ursprung des Valle di Cengia bildet. Der Weg senkt sich nach links hinab, um bald wieder anzusteigen zum Oberbachernjoch, welches die Südabdachung der Oberbachernspitzen von den vom Sandebühljoch herüber ziehenden Ausläufern des Zwölferstocks trennt. Durch Mulden und zwischen Höckern geht es dann hinab und bald stehen wir vor der freundlich einladenden Zsigmondy Hütte.

Dicht am Plateaurande über dem tiefeingeschnittenen Oberbacherntale hat der Österreichische Alpenklub im Jahre 1886 dieses Bergsteigerasyl in einer kaum großartiger zu denkenden Lage erbaut. Gerade über der Hütte — im Süden — bäumen sich die wuchtigen Felsmassen des Zwölfers zu gewaltiger Höhe auf; über dem Tale im Osten steht der edle Bau des Elfers. Diesen beiden Herrschern im Sextener Berggebiet ist auch die Hütte in erster Linie gewidmet, doch dient sie daneben auch als günstigster Ausgangspunkt für die östlichsten der hier behandelten Berge.

Die Gipfel

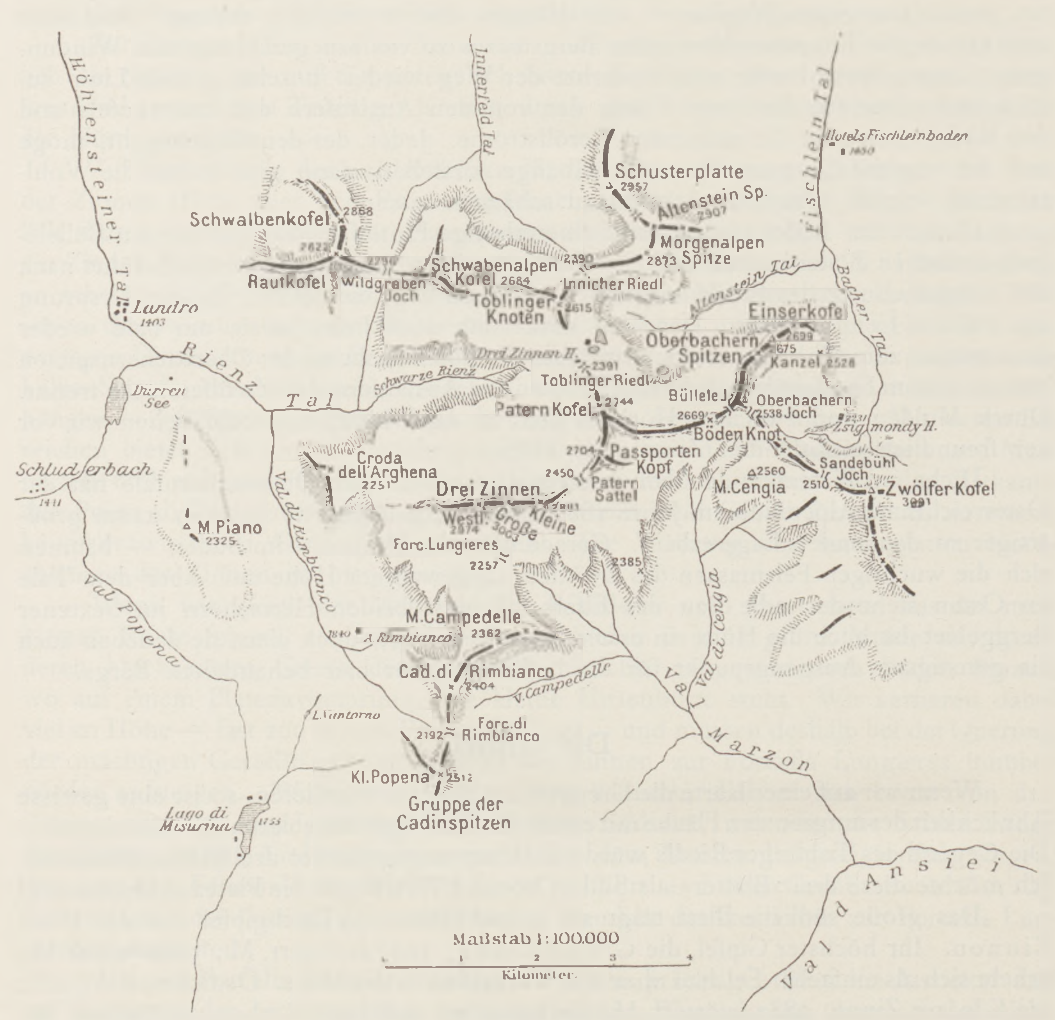
Wenn wir auf einer Karte die Grenzen des Plateaus markieren, so ist eine gewisse Ähnlichkeit der umgrenzten Fläche mit einem dreiblättrigen Kleeblatt nicht zu verkennen. Die Gegend des Toblinger Riedls würde die Ursprungsstelle der drei Blätter darstellen. Ich möchte diese drei »Blätter« als Süd-, Ost- und Westflügel des Plateaus bezeichnen.

Das große südliche Blatt trägt auf seiner Fläche als Hochgipfel nur die Drei Zinnen. Ihr höchster Gipfel, die Große Zinne, 3003 *m* österr. M., 3000 *m* ital. M., erhebt sich als einfacher Felsbau ohne alle Vorzacken in der Mitte. Östlich von ihr steht die Kleine Zinne, 2881 *m* österr. M.; sie hat einen südlichen Vorbau, 2856 *m* ital. M., und einen selbständigeren nordöstlichen Vorgipfel — die Punta di Frida, 2785 *m* ital. M. Im Westen der Großen Zinne erhebt sich die nur wenig niedrigere Westliche Zinne, 2974 *m* österr. M.; 2973 *m* ital. M.; ihr sind westlich mehrere unbedeutende, vielzackige Felsbauten vorgelagert. Die österreichische Karte kotiert einen dieser Zacken mit 2728 *m*. Die in ihrem südöstlichen Teil von einem ungeheuren Meere kleiner und großer Felstrümmer bedeckte, sonst aber grüne Weiden bietende Fläche am Nordfuß der Zinnen ist die Toblacher Langalm; die auf ihr nordwestlich gegen das Schwarze Rienztal vorgeschobene Randkuppe trägt den Namen Sattele Berg. Noch weiter westlich erhebt sich über der Einsattlung der Forcella dell' Arghena,[1]) 2096 *m*

[1]) Forcella di Largina nach Grohmann (Wanderungen in den Dolomiten, S. 187.) — Wer sich für die genaue Orographie und Nomenklatur dieser Gegenden interessiert, lese die Grohmannschen »Wanderungen«, S. 48—54, nach.

ital. M., 2104 *m* österr. M., als Randerhebung die Kuppe der Croda dell'Arghena, 2251 *m* österr. M., 2246 *m* ital. M.

Kräftiger aufgeworfen und durch die nördlich eingesenkte Mulde unter der Forcella Lungieres zu einer Art Bergkette ausgeprägt, sind die südlichen Ränder. Hier bildet der Monte Campedelle einen langen Rücken, mit fünf etwa gleich hohen Kuppen, deren Höhe zwischen 2443 und 2462 *m* schwankt; südlich fußt er



Kartenskizze des zentralen Sextener Hochplateaus. (Gruppe der Drei Zinnen.)

in hohen Wänden im Valle Campedelle. Westlich schließen sich ihm an der Cadin di Rimbianco, 2404 *m*,[1]) mit flach nach Süden ansteigendem Gipfelplateau und der aus verwittertem Fels gebaute Cadino delle Bisce, 2304 *m*. Tief haben im Nordosten

[1]) Den Monte Campedelle besuchte ich mehrmals, den Cadin di Rimbianco einmal (am 7. September 1904, allein) — wohl als einziger Tourist bisher. Ich kam von der Scharte zwischen Monte Campedelle und Cadin di Rimbianco in 20 Minuten zum höchsten, ganz nach Süden vorgeschobenen Punkt des letzteren. Alle diese Höhen, besonders aber der Cadin di Rimbianco, bieten neben dem Rückblick auf die Zinnen einen interessanten Blick in die Felsenwelt der Cadinspitzen. Von eigenem Reiz der Einsamkeit ist auch das kleine von mir im Abstieg passierte Kar, das Cadin di Rimbianco und delle Bisce sowie der nordwestliche Felsausläufer des Monte Campedelle umfassen und gegen die Außenwelt abschließen.

des Monte Campedelle-Zugs die Quellbäche des Val Marzon ihre Rinnen in die hier zurücktretenden Plateauränder eingegraben. Zwischen Val Marzon und Valle di Cengia tritt dagegen das Plateau wieder weiter gegen Süden vor mit einer 2385 *m* hohen Randkuppe. Östlich von dieser zieht eine talartige Einsenkung durch das Plateau herab von der Einsattlung, 2450 *m* österr. M., 2457 *m* ital. M., zwischen Drei Zinnen und Paßportenkopf, welche wir Deutsche als Paternsattel, die Ampezzaner als Passporte und die Italiener als Forcella Lavaredo bezeichnen.

Beim Paternsattel schließt der östliche Flügel der Hochfläche an den südlichen an. Größer ist hier schon die Zahl der Hochgipfel, aber geringer ihre Bedeutung. Direkt über dem Paternsattel (der Passporte) erhebt sich der Paßportenkopf, 2704 *m*, nach Südosten vom höchsten Gipfel aus noch eine Reihe wilder Zacken entsendend, die zusammen mit dem Ostkamm des Paternkofels ein geröllerfülltes, gegen den Pian di Cavallo ausmündendes Hochkar umschließen. Nördlich streicht der Verbindungsgrat zum Paternkofel, 2744 *m* österr. M., 2746 *m* ital. M., dem Monte Pater der italienischen Karte. Während der Nordgrat des Paternkofels sich jäh zum Toblinger Riedl hinabschwingt — unter seinen letzten Felszacken befindet sich auch das den Besuchern der Zinnen Hütte wohlbekannte Felsgebilde der »Frankfurter Wurst« —, trägt sein nach Osten verlaufender Kamm noch mehrere markante Felstürme, unter denen sich vor allem der östlichste durch Höhe und Selbständigkeit auszeichnet. Folgen wir dem geröllüberdeckten Ausläufer dieses Kamms, so treffen wir nach einigen hundert Metern auf eine kleine Gruppe wilder Felstürme: Die Bödenknoten, 2669 *m* österr. M., 2665 *m* ital. M. Östlich der Bödenknoten ist in den von ihnen auslaufenden Rücken der Plateausattel des Büllelejochs, 2622 *m* ital. M., eingesenkt, der den Übergang von den Mulden des Pian di Cavallo zum Hochkar der Bödenalpe vermittelt.

Beim Büllelejoch beginnt die Kette der Oberbachernspitzen, die genau genommen zwar nur Randerhebungen des Plateaus sind, durch den hier steileren Aufschwung des Plateaus zum Rande hin und vor allem durch ihre gewaltigen, senkrechten Nordabstürze aber den Charakter ausgeprägter Berggestalten tragen. Man kann mehrere Gipfelpunkte zählen; einer von ihnen, der ein trigonometrisches Signal trägt, ist mit 2695 *m* kotiert. Eine noch weit ausgeprägtere Bergindividualität ist der nordöstliche Nachbar der Oberbachernspitzen, der stolze Felsturm des Einsers, 2699 *m*. Auch er ist als Randerhebung geboren. Eine scharf eingeschnittene Scharte im Westen und ein tiefeingesenktes Kar im Süden (das Einserkar) haben ihn jedoch als allseitig in steilen Wänden abstürzende Felsgestalt aus der ursprünglich kompakten Masse herausgemeißelt. Wieder vollständig den Charakter einer Randerhebung trägt im Süden des Einserkars die Kuppe der Kanzel, 2528 *m*.

Dem östlichen Flügel schließt sich der nördliche am Sattel des Toblinger Riedl, 2391 *m*, an. Er trägt nur zwei Hochgipfel von geringerer Höhe und höchstens sportlicher Bedeutung: den Toblinger Knoten, 2615 *m*, direkt nördlich des Toblinger Riedls, und das Schwabenalpenköpfel, 2684 *m*, beim Wildgrabenjoch, beides burgartige Doppeltürme von jähem Felsaufbau. Das sogenannte Morgenrotköpfl, die kleine Kuppe, an deren Fuße die Zinnen Hütte liegt, die Erhebungen zwischen Toblinger Knoten und Schwabenalpenköpfl und der diesem letzteren vorgelagerte Morgenkofel sind nur als Plateauwellen zu betrachten. —

Der Einser

Unter den drei Zeigern der gewaltigen Sonnenuhr Sextens nimmt neben den Felsungetümen, welche die elfte und zwölfte Stunde weisen, der Einser[1]) eine ver-

[1]) Bekanntlich leiten sich die — auch in anderen Teilen der Alpen häufig vorkommenden — Namen: Elferkofel, Zwölferkofel und Einserkofel von ihrer Stellung zwischen Sonne und Talort zu den

hältnismäßig bescheidene Stellung ein. Bei seiner nicht ganz 2700 *m* erreichenden Höhe wird er von jenen um volle 400 *m* überragt. Trotzdem tritt er vom Tale gesehen nicht allzu sehr zurück. Seine vorgeschobene Lage und seine kecke, bis tief hinab felsgepanzerte Gestalt lassen ihn viel von dem Vorsprung der anderen wieder einholen. Während beispielsweise die Felsen des Zwölferkofels gar nicht viel unter der Gipfelhöhe des Einsers von dem Besteiger betreten werden, reichen vom Einser die Felswände gen Norden noch nahezu 1000 *m* tief bis in die Waldregion hinab.

Wie schon weiter oben erwähnt, ist die kühn aufragende Spitze des Einsers nichts anderes als ein Stück des Plateaurands, das durch die erodierende Wirkung des Wassers und der Luft von seinem Hinterlande allseitig scharf getrennt wurde. Im Süden ist zwischen Einser und Kanzel ein kleines rundes Kar, das Einserkar, eingebettet. Aus ihm zieht nach Norden eine geröll- und schneerfüllte Rinne zur scharf- und tiefeingeschnittenen Scharte zwischen Einser und Oberbachernspitzen, dem Einserschartel, von dem eine andere Rinne nördlich steil ins Altensteintal hinableitet. Nach Norden und Osten sendet der Einser seine Felsen tief ins Tal.

Bei der Steilheit der letzteren war von der Natur den ersten Ersteigern der Weg durch die dem Auge des Talwanderers entzogene Südwand vorgeschrieben. Durch ihre Felsen führte Michel Innerkofler am 26. Juli 1879 Baron Roland Eötvös-Budapest zum Gipfel. Neun Jahre lang blieb dieser dann unbeachtet, bis ihn am 29. August 1888 Robert Hans Schmitt-Wien als zweiter betrat. Ihm verdanken wir die erste ausführliche Wegbeschreibung.[1]) Schmitt stieg vom Einserkar aus zirka 60—70 *m* unter dem Einserschartel in die Felsen ein. Ein schief nach rechts führendes Couloir und ein anschließender Kamin, der selbst einem Kletterer vom Range Schmitts große Schwierigkeiten bot, leiteten auf bequeme Schrofen, über denen ein breites Band ein Stück nach links verfolgt wurde. Der weitere Anstieg führte fast direkt zum Gipfel.

Ob diese Route identisch mit der der Erstersteiger war, erscheint fraglich. Jedenfalls war sie es nicht mit den Wegen, die von mehreren der nachfolgenden Partien eingeschlagen wurden. Das geht auch schon aus der verschiedenartigen Bewertung der Schwierigkeiten hervor. Schon der dritte Ersteiger, Dr. Hans Helversen-Wien, der am 19. Juli 1890 den Einser mit Veit Innerkofler als Führer besuchte, fand keine besonderen Schwierigkeiten[2]). Im gleichen Jahre wurde der Einser noch zweimal, im folgenden viermal bestiegen, und seitdem haben sich die zwar nicht allzu häufigen Besteigungen wohl lückenlos aneinander gereiht.

Süd-, Südost- und Südwest-Wand bieten an vielen Stellen eine Durchstiegsmöglichkeit. Es dürfte deshalb die Zahl der ausgeführten Varianten eine sehr große sein. Am besten kommt man durch, wenn man sich ziemlich in der Mitte der Südwand hält. Je weiter man nach Westen oder Osten abschweift, um so größere Schwierigkeiten dürften anzutreffen sein.

Die erste genaue Beschreibung des heute gebräuchlichsten Wegs finden wir in der »Österr. Alpenzeitung« 1890, S. 260, wo A. v. Krafft-München über seine in Gesellschaft des Herrn Joseph Kernreuter am 21. September ausgeführte Besteigung berichtet. Ihre Route mag ziemlich identisch gewesen sein mit der, welche ich am 30. August 1904 mit dem Sextener Führer Johann Reider beging.

Wir verließen die Zsigmondy Hütte um ½7 Uhr früh und standen schon nach drei Viertelstunden am Einstieg. Wir stiegen von der Zsigmondy Hütte wenige Schritte auf dem alten, jetzt nicht mehr gebräuchlichen Talwege hinab, und

betreffenden Tagesstunden ab. Über dem Elfer steht also von Sexten aus gesehen um 11 Uhr die Sonne, über dem Zwölfer um 12 Uhr und über dem Einser um 1 Uhr. — [1]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1888, S. 230, und Ö. A.-Z. 1889, S. 177. — [2]) Ö. A.-Z. 1890, S. 180.



Naturaufnahme von Ad. Witzenmann.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Der Einser

von Südosten, vom Einserkar aus.



querten dann die Hänge der Kanzel in nördlicher Richtung auf grünen Bändern. Vor uns verwehrte eine von der Kanzel gegen das Oberbacherntal vorgeschobene runde Kuppe den Blick auf unser Ziel, das dann, als wir die Höhe des Rückens zwischen Kanzel und Vorkopf betraten, um so überraschender in all seiner Keckheit vor uns stand. Zu unseren Füßen liegt das runde Einserkar, das, fast allseitig geschlossen, ins Oberbacherntal hinab als enge Felsrinne[1]) mündet. Im Bogen schwingt sich nach links, die oberen Hänge des Kars querend, eine Pfadspur zum unteren Ende der zwischen Oberbachernspitze und Einser vom Einserschartel herabkommenden Geröllrinne. Ein großer Felsblock bezeichnet die Stelle des Einstiegs. Dort beginnend führt ein langes Band in die Südwand des Einsers hinaus. Erst führt es uns auf und ab, um dann auf längerer Strecke anzusteigen. Rasch wächst die Höhe des Felsabsturzes unter uns, da der Boden des Einserkars in der Richtung unseres Wegs steil abfällt. Wo das Band gegen das Ende einer langen, durch die Wand herabkommenden Schlucht hin sich leicht zu senken beginnt, machten wir Halt, um Kletterschuhe und Seil anzulegen. Nun erst begann die eigentliche Kletterei. Wir stiegen von diesem Punkte des Bands schräg von links nach rechts in die obenerwähnte Schlucht hinein, die uns nun auf eine längere Strecke zum Wege diente. Nahe ihrem oberen Ende stiegen wir links hinaus und dann, uns stets leicht links haltend, über meist unschwierige Felsen und geröllige Bandterrassen empor. Durch den obersten Gipfelaufbau leitete uns eine von Nordosten herabkommende Rinne — man hat die Wahl zwischen zwei parallel ziehenden — zur Spitze. 52 Minuten hatte die Kletterei vom Bande aus in Anspruch genommen.

Selten hat eine Gipfelschau mehr mein Auge entzückt, als die, welche ich in behaglicher Ruhe dort oben genoß. Zwei Tage zuvor hatte mich das Dampfroß nach zweijähriger Sehnsucht wieder in die mir liebgewordene Dolomitenwelt geführt und nun sah ich all die altbekannten hehren Berggestalten im vollen Glanze ihrer Schönheit rings um mich her.

Günstiger könnte die Lage eines Schaugerüstes für Sextens Bergwelt auch nicht gedacht werden. Genau im Zentrum eines Kreises, der sich um die Berge des Fischleintals spannt, erhebt sich, von tiefen Tälern umfaßt, der Einser, und seine relativ geringe Höhe läßt die großen Gipfel in der Runde — den Elfer und Zwölfer, die Zinnen und die königliche Gestalt der Dreischusterspitze — nichts von ihrer Hoheit einbüßen. Vor allem die Schustergruppe habe ich noch von keinem andern Standpunkt aus so harmonisch und edel gruppiert gesehen. Über eine Stunde lagen wir oben in der warmen Sonne und brachen erst wieder auf, als zwei führerlose Nachfolger mit frohem Berggruß auf unserer Hochwarte aufgetaucht waren.

Der Abstieg ging ohne Seil in einer schwachen Stunde glatt von statten. Die Kletterei ist sehr anregend, nirgends aber nach Dolomitenbegriffen eigentlich schwierig. Ich schließe mich daher der Ansicht derer vollständig an, welche die aus der R. H. Schmittschen Tourenschilderung in die erste Auflage des »Hochtourist« übernommene Bewertung der Einserschwierigkeiten für viel zu hoch gegriffen erklärten. Zwar bezieht sich mein Urteil nicht auf die Schmittsche, sondern auf die jedenfalls leichtere heute gebräuchliche Route, doch haben sich auch Begeher der ersteren in ähnlichem Sinne geäußert.[2])

Wie weiter oben schon erwähnt, sind in der Einser-Südwand unzählige Varianten möglich und zweifellos auch schon ausgeführt. Sie aufzuzählen dürfte überflüssig sein, es dürfte vielmehr völlig genügen, die wesentlich abweichenden und die andere

[1]) Durch diese Rinne, deren Mündung der neue Weg zur Zsigmondy Hütte quert, kann man, ohne die Hütte zu berühren, direkt vom Tale aus ins Einserkar gelangen.

[2]) Dr. Richard Schmidt und Frau, Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V., 1896, S. 212. Doch scheint es mir nicht festzustehen, daß deren Route mit der R. H. Schmittschen identisch ist.

Seiten des Bergs benützenden Routen aufzuzählen. Die dabei eingehaltene Reihenfolge ist eine örtliche: Die Anstiege sind nach ihrer Lage am Berge und zwar in der Richtung Süd-Ost-Nord-West, geordnet.

Am 15. August 1896 verfolgten Dr. Viktor Wolf v. Glanvell und Karl Domenigg das gebräuchliche Einstiegsband bis »zu einer plattigen, tiefen Schlucht zur Linken.«[1]) Diese »über die sie teilende Rippe hinaus verfolgend«, gelangten sie auf die Nordostwand und über schwierige Wandstufen direkt zum Gipfel. — Eine von Heinrich Krempel-Wien mit Christian Innerkofler-Sexten im Sommer 1900 eingeschlagene und in der »Deutschen Alpenzeitung«[2]) geschilderte Route scheint der Wolf Glanvellschen verwandt zu sein, wohl aber noch etwas weiter nördlich zu liegen.

Durch eine wilde, ungewöhnliche Schwierigkeiten bietende Schlucht in den Nordabstürzen des Nordostgrats und durch die Nordostflanke des Gipfelkörpers selbst, führte der von G. S. Philimore und A. G. S. Raynor unter Führung von Antonio Dimai-Cortina und Michel Innerkofler-Sexten am 6. August 1898 eingeschlagene Weg.[3]) Es war dies, wenn auch keine Durchkletterung der eigentlichen Nordwand, doch die erste Ersteigung von Norden.

Als erste Ersteigung über den Westgrat bezeichnet Dr. Ernst Halbmayr seinen mit Führer Ignaz Schranzhofer-Sexten am 29. Juli 1905 begangenen Weg. Diese Route führt längs der Kante zwischen Nord- und Westfront durch die Nordhälfte der Westwand. Ich entnehme dem Hüttenbuch der Zsigmondy Hütte folgende Beschreibung: »Auf dem Zinnenhütten-Weg bis zum großen Schuttkegel im Altensteintale, über diesen zu der zwischen Einser- und Oberbachernspitze ziehenden Rinne; in dieser bis zur Hälfte empor, auf ein nach links ziehendes breites Schuttband, dieses verfolgt man bis zum Ende, dann rechts über die Wand (sehr exponiert und äußerst schwierig). Weiter in rechter Richtung aufwärts bis zu dem von unten am Grataufschwung sichtbaren Köpfl. Von diesem am Vorgipfel westlich vorüber, etwa bis in die halbe Höhe des zwischen Vorgipfel und Hauptgipfel sich erhebenden Gratzackens, dann über ein Band nach rechts und hinunter in die tiefe Scharte vor dem Hauptgipfel, von hier über eine Wand und Kamin zum Hauptgipfel. Die Kletterei erforderte 4 1/4 Stunden.«

Situationsskizze des Einserkofels und seiner Umgebung.

a) Einserkofel. b) Oberbachernspitze. c) Kanzel. d) Einserschartl. e) Einserkar. f) Vorkopf der Kanzel. g) Sattel zwischen Kanzel und Oberbachernspitzen.

Ebenfalls durch die Westflanke führt der von R. Scheid und Jos. Kuchler-München am 24. August des gleichen Jahrs zum erstenmal begangene Weg, für den als Ausgangspunkt das von der Zsigmondy Hütte erreichte Einserschartl diente und der in den Gipfelpartien des Bergs mit der Halbmayrschen Route zusammentrifft. Ich verdanke Herrn Scheid folgende Schilderung der Route:

»Von der Scharte direkt in die sehr brüchige Wand und Traverse nach links

---

[1]) Es dürfte dies nicht die von mir bei der oben geschilderten Tour benutzte Schlucht sein, sondern die nächste nach Osten zu. — [2] III. Jahrg., Heft 18, S. 147. — [3]) Vergl. Alpine Journal 1898, S. 253.

in die aus der vom Altensteintal heraufziehenden Schlucht kurz unter der Scharte aufsteigende Rinne. In ihr empor in einen höhlenartig vertieften, nassen, oben von großen, überhängenden Blöcken gesperrten Kamin. Zwischen diesen Blöcken empor origineller Durchschlupf hinaus in eine geröllerfüllte Schlucht, die sich kurz darauf in zwei Systeme gabelt. (Der rechte Ast führt auf das obere Band und die Route Niepmann—Michel Innerkofler.) Weiter durch den linken Ast zur Scharte zwischen einem Vorturm und dem senkrechten Aufschwung des Westgrats. Über Wandeln und durch eine sich kaminartig verengende Rinne zur Höhe des Grats und zum Gipfel. Das Stück von der letztgenannten Scharte ab hat die Route mit der Westgratroute: Halbmayr — Ignaz Schranzhofer (29. Juli 1905) gemeinsam. Sehr schöne, schwierige Kletterei 1½ Stunden von der Einserscharte.«

Den Einstieg vom Einserschartl aus hat mit obiger Route ein schon im Jahre 1897 begangener Weg gemeinsam. Am 22. August jenes Jahrs stiegen Dr. E. Niepmann und Frau mit dem Sextener Führer Michel Innerkofler vom Einserschartl direkt durch die Wand zum oberen Bande und auf diesem zur gewöhnlichen Route empor. Dieser Weg ist räumlich nahe benachbart der von R. H. Schmitt begangenen und hier an erster Stelle geschilderten Route.

So führen fast auf allen Seiten, dicht aneinandergereiht, die Felsanstiege zum Gipfel, nur seine eigentliche Nordwand ist noch ein ungelöstes Problem. Ihre nahezu 1000 *m* hohen, fast durchweg senkrecht aufgerichteten Wände fordern einen starken Bezwinger; haben sie doch selbst einem Sepp Innerkofler einmal Halt geboten.[1])

Kanzel und Oberbachernspitzen

Als anspruchslose Höhen reihen sich diese in den Kranz der hier behandelten Gipfel.

Die Kanzel, 2528 *m*, steht gerade nördlich der Zsigmondy Hütte und verdeckt ihr den Blick auf den Einser. Ihre Osthänge fallen mit dem Plateaurande zusammen und fußen im Oberbacherntale. An ihnen hin führen der Talweg zur Zsigmondy Hütte und der Weg von dieser ins Einserkar und zum Einser. Zum nördlich von ihr gelegenen Einserkar sendet die Kanzel verhältnismäßig hohe Wände hinab, während westlich, wo eine talartige Einsenkung von Süden heraufzieht, ihre schwächste Seite zu finden ist; von dort kann man an mehreren Stellen ohne alle Schwierigkeit zu ihrem Gipfelplateau gelangen.[2]) Die nach Süden, der Zsigmondy Hütte zu, gewendeten Felswände sind wieder höher und steiler. Das Panorama von dem weitausgedehnten Gipfelplateau, dessen höchster Rand im Norden liegt, ist auf die nächstliegenden Berge beschränkt, aber um so eindrucksvoller. Von großer Wirkung sind der greifbar nahe Einser im Norden und der gewaltige Zwölfer im Süden. Mächtig und ernst schaute dieser am Morgen besuchte Gipfel auf mich herab, als ich beim Scheiden des Tags an einem schönen Septemberabend auf der Gipfelfläche der Kanzel stand. Ernst ist der Grundton der Rundschau auf die fast in geschlossenem Kreis uns umgebende, ewig tote Welt der Felsen und der schmale Blick ins freundliche Fischleintal hebt nur den Kontrast.

Auch die Oberbachernspitzen, die so unnahbar wild ins Altensteintal abstürzen, sind, wenn man sich ihnen von Süden nähert, harmlose Gesellen.

Vom Weg, der von der Zsigmondy Hütte zur Zinnen Hütte führt, leiten kurz vor dem Oberbachernjoch blaue Wegmarken rechts nördlich ab. Sie führen über

---

[1]) Sepp Innerkofler mit einem englischen Touristen und einem Schweizer Führer, Versuch über die Nordwand im Sommer 1898. Umkehr in etwa halber Höhe, wenige Meter vor Erreichen sicher gangbaren Terrains. Doch hält Sepp Innerkofler, dem die Gelegenheit zu einer Wiederholung des Versuchs bisher fehlte, die Forcierung der kritischen Stelle für möglich. — [2]) Von der Zsigmondy Hütte wird der Gipfel in ca. 40 Min. erreicht.

das wellige Plateau zum Fuße des Gipfelkamms, dann diesem entlang an einer scharf eingeschnittenen Scharte vorbei nach Osten. Der mit einem trigonometrischen Signal versehene höchste Gipfelpunkt der Kette wird zuletzt über mäßig steile Hänge direkt von Süden erreicht.[1]) Unter den vier bis fünf Gipfelpunkten kommen noch zwei dem höchsten an Höhe nahezu gleich. Eigenartig ist der vollkommen unvermittelte Übergang der sanften Südabdachung in die völlig senkrechten Nordabstürze. Die Rundschau gleicht der vom Einser in hohem Maße, wenn sie sie auch, infolge der weniger günstigen Gruppierung der Schustergruppe und der nicht so freien Lage des Gipfels selbst, nicht ganz erreicht. —

Beide Gipfel sind zweifellos schon seit alters her von Einheimischen betreten, weidet doch selbst das Weidevieh — an den Oberbachernspitzen wenigstens — bis zum Gipfel. Auch der Beginn des touristischen Besuchs der Gipfel läßt sich mit Sicherheit nicht mehr feststellen. In der Literatur finden wir eine Besteigung der Oberbachernspitze durch L. Purtscheller, Prof. Dr. K. Schulz und Emil Zsigmondy am 18. Juli 1884, doch ist anzunehmen, daß diese berühmten Besucher nicht die ersten touristischen waren. Eher ist es möglich, daß der erste in der Literatur erwähnte Besuch der Kanzel auch tatsächlich der erste durch einen Fremden war. Am 29. August 1888 besuchte Rob. Hans Schmitt-Wien, nachdem er am Morgen den Elfer, am Nachmittag den Einser bestiegen hatte, auf dem Rückweg vom letzteren angeblich die Oberbachernspitze. Aus der Schilderung der Situation geht aber zweifellos hervor, daß der besuchte Gipfel die Kanzel war.[2])

Auch ein »sportlicher« Weg wurde schon zur Höhe der Kanzel eingeschlagen. Wir finden darüber im Tourenbuch der Zsigmondy Hütte folgenden Eintrag: »28. VIII. 04. cand. mech. Otto Langl, Wien, Friedr. Bauerreis, K. K. Beamter. — Kanzel, 2528 *m*, Nordostweg neu. Horizontal von der Hütte Grasband vor der ersten wilden (Nordost) Schlucht[3]) gerade über die Wand, dann rechts über Bänder in den gangbaren Teil der Schlucht hineintraversieren. In dieser weiter. Sehr schwere Unterbrechung. Von rechts aus der Wand zu nehmen. Im Abstieg 15 *m* abseilen an der rechten Wand (im Sinne des Abstiegs), oben über die brüchigen Rinnen rechts oder gerade hinauf zum Rasenplateau und zur flachen Spitze (zwei Stunden von der Hütte). Aussicht ganz herrlich lohnend auf Einser«.

Dem letzteren hatte der Besuch gelten sollen; wie es so oft geht, hatte aber die Kletterlust zu früh in die Felsen getrieben und die Kletterer so, ohne daß sie es wollten, neue Pfade geführt.

Die Bödenknoten

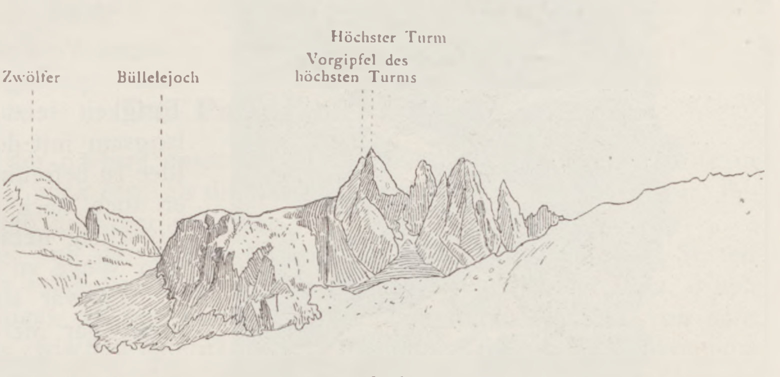
Die feingestaltete Zackengruppe der Bödenknoten hatte meine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, als ich im Herbste 1902 zum erstenmale von der Zinnen Hütte durchs Altensteintal nach der Sextener Seite abstieg.

---

[1]) Von der Zsigmondy Hütte aus wird man je nach Gangart 1¼ Stunden bis 1¾ Stunden brauchen. — Wer vom Gipfel zur Zinnen Hütte will, braucht nicht zum Oberbachernjoch zurück, sondern kann längs des Gipfelkamms direkt zum Büllelejoch gehen. Ich legte bei meinem Besuch der Obernbachernspitzen auf diese Weise den Weg vom Gipfel zur Zinnen Hütte in einer Stunde zurück. — [2]) Schmitt erwähnt (Ö. A.-Z. 1889, S. 179) ein Joch »zwischen der Oberbachernspitze und dem Einser«, das, wie aus der vorhergehenden Schilderung hervorgeht, nicht mit dem Einserschartl identisch ist. Er schreibt dann weiter: »Über dieses Joch führt der bequemste Weg von der Zsigmondy Hütte in das Einserkar«. Damit ist unzweifelhaft die Einsattlung zwischen der Kanzel und der Südabdachung der Oberbachernspitzen gemeint, welche die von der Zsigmondy Hütte nördlich emporziehende talartige Einsenkung abschließt und einen Übergang aus dieser in das nördlich liegende Einserkar vermittelt. Auch A. v. Kraft, welcher diesen Sattel als Zugang zum Einser benützte, bezeichnet (Ö. A.-Z. 1890, S. 260) die Kanzel als Oberbachernspitze, was bei der Lage dieses Gipfels direkt über dem Oberbacherntale in jener Zeit, da genaue Karten fehlten, leicht begreiflich ist. — [3]) Gemeint ist die große Schlucht, die durch die dem Elfer zugewendete Ostseite der Kanzel emporführt.

Zu Hause suchte ich in der alpinen Literatur nach Mitteilungen über diese kleine Berggruppe. Das Ergebnis war gering. Die »Erschließung der Ostalpen«[1]) erwähnt die Bödenknoten nur dem Namen nach; nur der Wolf Glanvellsche »Dolomitenführer« weiß von einer Besteigung zu berichten (»Ludwig Friedmann und Albrecht von Krafft am 18. September 1890«) und bezieht seine Kenntnis aus dem Tourenbericht der Genannten in der Österreichischen Alpenzeitung. Dort[2]) wird aber nur die Besteigung einer »Spitze, östlich am Paternkofel« erwähnt. Das Unbestimmte und wie mir schien Unzuverlässige der Wolf Glanvellschen Angaben erhöhten in mir das Verlangen, mich durch eigenen Augenschein von eventuellen früheren Besteigungen zu überzeugen, und deshalb stand der Besuch der Bödenknoten vorn auf dem Programm meiner nächsten Dolomitenfahrt.

Der Übergang von der Zsigmondy Hütte zur Zinnen Hütte am Tage nach meiner weiter oben geschilderten Einserbesteigung bot mir Gelegenheit zur Ausführung der geplanten Tour. Als ich um 7 Uhr morgens — am 31. August 1904 — mit Joh. Reider vor die Zsigmondy Hütte trat, ließ die laue, etwas schwüle Luft trotz des wolkenlosen Himmels auf einen baldigen Umschlag schließen. Trotzdem wirkte es überraschend, als wir drei Viertelstunden später mit dem Überschreiten des Oberbachernjochs in eine ganz veränderte Wetterzone traten. Der Kessel des obersten Val Cengia war mit dickem Nebel erfüllt, nur in weiter Ferne ragten noch die höchsten Gipfel aus dem grauen Gewoge. Immer neue Nebelmassen hoben sich aus der feuchten Tiefe des Südens, um in den trockeneren Lüften des Nordens rasch in Nichts zu zerfließen. Das Spiel dieser Wolken an den stolzen Gipfeln der Schustergruppe hielt mich — als Lichtbildner — noch eine halbe Stunde auf dem Büllelejoch fest, dann erst konnten wir unser Interesse unserem Ziele zuwenden.



Die Bödenknoten

Wie anders bot sich dies meinen Blicken, als ich erwartet hatte. Statt der schlanken Zacken, deren Bild ich in der Erinnerung bewahrt hatte, ein sanfter Geröllhang, überragt von einem unscheinbaren, breiten Felsrücken. Ich mußte die Karte zu Rate ziehen, um mich zu vergewissern, daß tatsächlich der vor uns sich erhebende Felsgipfel den Bödenknoten angehören mußte, und eine mitgeführte kleine Photographie belehrte mich von neuem, daß der dem Büllelejoch zunächst liegende Gipfel der Bödenknoten zugleich der höchste war.

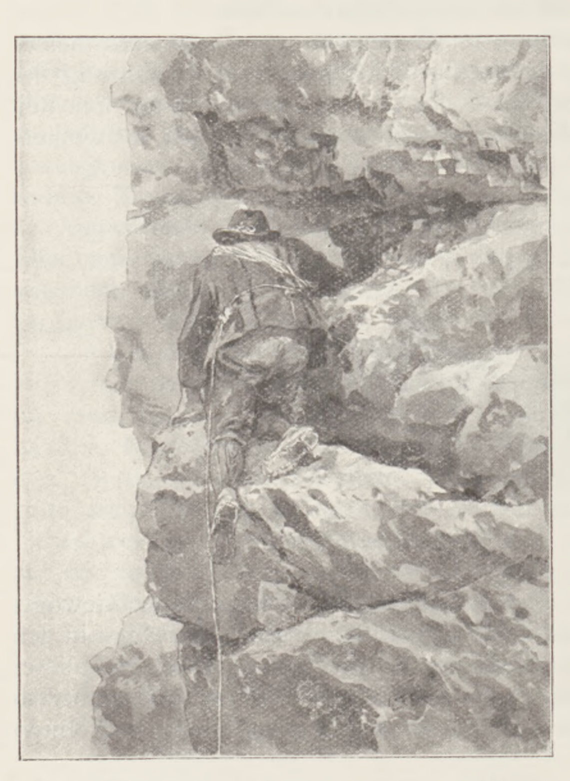
Enttäuscht und mit ziemlich vermindertem Interesse an unserem Unternehmen stiegen wir den Geröllhang hinauf. Am Fuße der Felsen wurde das Gepäck deponiert: der große photographische Apparat, die Bergschuhe usw.; zuerst wollten wir auch das Seil zurücklassen, nahmen es dann aber für alle Fälle doch mit uns. Die Felsen waren gerade so, wie sie nicht sein sollen, nicht steil genug, um ein richtiges Klettern zu erfordern, dabei aber zu unzuverlässig, um ein gemütliches Steigen zuzulassen, und überall von gleitendem Geröll bedeckt. All das diente nicht dazu,

[1]) Bd. III, S. 516. — [2]) 1890, S. 260.

mein Interesse anzuregen, und um die Enttäuschung voll zu machen, tauchte, als wir dem Gipfel näher kamen, ein Steinmann vor unseren Blicken auf. Somit waren wir nicht einmal die Ersten. Wenige Sekunden später aber wandelten sich mit dem Betreten des Gipfels Ausblick und Stimmung.

Jenseits eines tiefen Spalts ragte ein finster dreinschauender, morscher Felskopf noch einige Meter über unseren Standpunkt empor, und nirgends war auf ihm ein von Menschenhand gefügtes Zeichen früheren Besuchs zu erblicken.

Wie war hinüberzukommen? Die Wände beider Gipfelzacken stürzten zu der sie verbindenden Scharte stark überhängend ab, über dem untersten Überhang aber war der Zwischenraum so schmal, daß ein beherzter Schritt leicht hinüberbringen mußte. Ich teilte Reider dieses Resultat meiner Untersuchung mit; der aber wollte vorerst nichts davon wissen und murmelte etwas von »Abstieg« und von »anderer Seite«.



Kletterer am Bödenknoten

Während ich den Steinmann unseres Vorgipfels untersuchte[1]) und meine photographische Kamera in Tätigkeit setzte, schien sich Reider langsam mit der von mir angeregten Idee zu befreunden und richtig rückte er auch nach einiger Zeit mit dem Vorschlag heraus, es einmal auf diesem Wege zu versuchen.

Es war auch, wie ich vermutet hatte, gar nicht so schlimm, als es auf den ersten Anblick scheinen mochte. Die Übergangsstelle liegt nur wenig unter der Spitze des Vorgipfels. Von eigentlicher Schwierigkeit kann keine Rede sein, da zudem eine gegenseitige Versicherung des Vor- und Nachsteigenden möglich ist. Äußerst unterhaltend aber ist diese Kletterstelle durch ihre Eigenart.

Allzugroß ist der Schritt über die trennende Kluft nicht, und nachdem Reider — von mir am Seile gehalten — hüben und drüben den Tritt vom Gerölle gesäubert, konnte er in aller Ruhe ausgeführt werden. Drüben muß man auf eine Felsnase hinaufturnen und auf ihr unter einem stark vorspringenden Felsen um die Ecke kriechen. Hinter dem Vorsprung führt eine schiefe Rinne auf die Höhe des Felsens, dann leitet schuttbedecktes Terrain zum Gipfel empor. Nur etwa zehn Minuten hatte der Übergang erfordert.

Lange saßen wir im dichten Nebel am Nordende der langen Gipfelschneide

---

[1]) Er enthielt die Karte der Erstersteiger: »Reinhard Jasper aus Wien und Hans Kundert aus Beirut (Syrien) am 25. August 1902 vom Büllelejoch über Ostwand herauf — Ilse Spitze getauft.« Herr Jasper sr. hatte die Freundlichkeit, mir später folgende Stelle aus einem Briefe seines inzwischen verstorbenen Sohnes mitzuteilen: »Hans (Kundert) und ich benützten das schöne Wetter am Montag (25. August 1902), um über die Zsigmondy Hütte und ein Joch zur Zinnen Hütte zu steigen. Unterwegs kletterten wir auf einen Dolomitengipfel, den wir, weil er noch keinen Namen in der Karte hat, Ilsespitz nannten und tauften.«

und harrten vergeblich auf eine Aufhellung. Nur dann und wann öffnete sich unter uns ein rundes Loch im Nebel, durch das wir gerade in den zu unsern Füßen liegenden kleinen See hinabblicken konnten, sonst aber lüftete sich nirgends der graue Schleier. Nachdem der Gipfelkamm mit zwei weithin sichtbaren Steinmännern versehen war, mußten wir daher den Rückweg antreten, ohne von dieser neubetretenen Warte eine Ausschau gehalten zu haben.

Vom Vorgipfel stiegen wir auf dem Aufstiegswege nur bis zum Fuße der Felsen, dann brachte uns eine lustige Geröllabfahrt nördlich hinab zum Weg zur Zinnen Hütte, die wir drei Viertelstunden nach Verlassen des Vorgipfels erreichten.

Der Besuch der Bödenknoten läßt sich sehr leicht, mit einer Stunde mehr Zeitaufwand, mit dem Übergang übers Büllelejoch verbinden und ist besonders für die in der Richtung Zsigmondy Hütte—Zinnen Hütte Wandernden zu empfehlen. Man kann dann durch die Geröllabfahrt vom Fuß der Felsen zum Zinnenhütten-Weg wieder einen Teil der aufgewendeten Zeit einbringen, da man den Weg schon ein gut Stück vom Büllelejoch entfernt erreicht. Auch die andern Zacken der Bödenknoten — drei an der Zahl — dürften für Kletterer von heute lohnende Rast- oder Bummeltags-Ziele sein.

Der Paternkofel

Der Paternkofel, der nächste unter den Hochgipfeln, die der Zinnen Hütte in die Fenster schauen, hat auch erst, als dieser Stützpunkt geschaffen worden war, Beachtung und seine ersten Ersteiger gefunden.

Erich Graf Künigl und der Führer Franz Innerkofler passierten, von Sexten kommend die eben erst vollendete Hütte am Morgen des 11. September 1882. Nach halbstündiger Rast schlugen sie den zum Paternsattel führenden Weg ein, von dem aus sie zur Einsattlung zwischen Paternkofel und Paßportenkopf über Geröll emporstiegen. Drüben gelangten sie zu den Geröllhalden hinunter, die unter der Ostseite des Paternkofels zu dem gegen den Pian del Cavallo ausmündenden Kar herabziehen. Etwa in der Mitte der Ostwand des Paternkofels zweigt ein langer Seitenkamm nach Osten ab, von mehreren Felstürmen gekrönt; die Scharte, in welcher dieser Seitenkamm an den Hauptgipfel anschließt, haben die ersten Ersteiger »Gamsscharte« genannt. Die Felsabstürze, die das nach Osten abdachende, geröllbedeckte Gipfelplateau von den Geröllhalden trennen, sind naturgemäß über dieser Scharte am niedrigsten und der beste Durchstieg durch sie befindet sich auch nahe südlich unter dieser Scharte.

Die Erstersteiger scheinen nach Überwindung des erwähnten Geröllfelds, der Lokalbeschreibung nach, den heute gebräuchlichen Durchstieg gefunden zu haben, wenn auch ihre Bewertung der Schwierigkeiten heute keine Gültigkeit mehr hat. 2¼ Stunden nach Verlassen der Hütte war der Gipfel gewonnen. Beim Rückweg wurde nach Erreichen der Geröllhalden die Gamsscharte überschritten und nördlich zu den Bödenseen abgestiegen.

Der kürzere Weg von der Zinnen Hütte führt zweifellos von Norden her über die Gamsscharte zum Felseinstieg. Trotzdem scheint der den ganzen Berg umgehende Weg der Erstersteiger auch in der Folge häufig gewählt worden zu sein. Begreiflich war dabei das Streben, die langen Geröllanstiege abzukürzen. Den Anfang damit hat die Partie der Herren Dr. Helversen und Joseph Kernreuter mit Veit Innerkofler gemacht, die am 9. Juli 1889 bereits ca. 60 *m* unterhalb des gewöhnlichen Einstiegs die Felsen betraten.[1])

---

[1]) Ö. A.-Z. 1889, S. 181.

In noch vollkommenerer Weise ersparten sich den Geröllanstieg am 7. August 1902 die Herren K. Haindl und H. Grünebaum mit dem Führer Joseph Innerkofler-Schluderbach, welche nach Überschreitung der Scharte zwischen Paternkofel und Paßportenkopf gleich unten in die Felsen einstiegen und so eine ausgiebige Felskletterei gegen den langen Geröllanstieg eintauschten.[1])

Zwischen den angeführten Südost-Anstiegen liegende Varianten dürften wohl — freiwillig und unfreiwillig — schon manchmal ausgeführt worden sein.

Die langen Geröllanstiege hatten dem Paternkofel nie viele Freunde geworben, und mit der Entwicklung des Klettersports sank die Achtung, die unser Berg in den Augen der Dolomitenkletterer genoß.[2]) Da brachte ihm ein trüber, regnerischer Spätsommerabend des Jahrs 1896 neuen Glanz.

Den kühn aufstrebenden Nordgrat, den der Paternkofel gerade der Zinnen Hütte zuwendet, hat sich an diesem Tage Hans Biendl unter Führung Sepp Innerkoflers als Weg zum Gipfel erkoren und damit eine Route eröffnet, welche er mit Recht eine prächtige neue Klettertour nennt und zum Interessantesten, was sich im Bereich der Drei Zinnen-Hütte ausführen läßt, rechnet.[3])

Vom Gipfel des Paternkofels stürzt in nordwestlicher Richtung in steilem Schwunge eine Gratkante ab. In Zacken aufgelöst, fußt ihre Fortsetzung in den langen Geröllhalden, die sich zwischen Paternsattel und Toblinger Riedl spannen. Schon hoch oben aber zweigt eine Rippe ab, die den Anfang jenes Felsausläufers darstellt, welchen der Paternkofel zum Toblinger Riedl entsendet und der im Gegensatz zum Nordwestgrat als Nordgrat bezeichnet werden kann. Unter diesem Felsausläufer hin führt eine kleine Pfadspur zu den Geröllhängen hinüber. Bald stellt sich uns ein kleiner, nordwestlich streichender Felsrücken in den Weg. Hinter ihm zieht — parallel zum eigentlichen Nordwestgrat — eine breite Geröllrinne hoch in die Felsen hinauf. Um hinüber zu kommen, kann man den kleinen Ausläufer des Nordgrats umgehen; kürzer aber ist es, eine kleine, von der Hütte gut sichtbare Klamm zu seiner Überquerung zu benützen. Wenn sie noch mit Winterschnee ausgefüllt ist, mag sie bequem gangbar sein.

Als ich mich an einem schönen Augustsonntag des Jahrs 1905 mit Sepp Innerkofler auf diesem Wege befand — es galt dem Nordwestgrat des Paternkofels —, mußten wir uns über haltloses Felsgerümpel tüchtig abmühen. In der breiten Geröllrinne drüben hielten wir uns im Aufstieg auf der linken Seite, wo der feste Felsgrund mehrfach zu Tage tritt. Am Ende der Rinne überschritten wir eine Art Sattel im Nordausläufer und gelangten so auf die Ostseite des Paternkofels. Hier leiten geröllige Bänder und Terrassen zur Gamsscharte hinüber. Zum Felseinstieg der Nordwestgratroute sind es auf diesem Wege nur wenige Schritte. Eine halbe Stunde nach Verlassen der Hütte legten wir hier die Kletterschuhe an. Hinter vom eigentlichen Gipfelmassiv losgelösten Türmen, bei denen sich Nordwest- und Nordgrat gabeln, zieht eine Rinne zur Höhe des Grats. In den Felsen südlich dieser Rinne gewinnen wir im Kampf mit den ersten Schwierigkeiten rasch an Höhe und streben dann nach rechts der Kante zu, die bald erreicht ist. Mächtig bäumt sie sich vor uns auf und setzt dem Überwinder kräftigen Widerstand entgegen. Hinter uns steht der erste freistehende Gratzacken und bald schauen wir, uns rückwärts wendend, über seinen Scheitel hinab zur Zinnen Hütte. Dann neigt sich die Kante zurück; gleichzeitig kletternd rücken wir auf ihr rasch den obersten Überhängen des Grats entgegen. Schon H. Biendl berichtet in seiner Schilderung der ersten Begehung, daß Sepp Innerkofler hier nur ungern von der idealen Gratroute ab-

---

[1]) Routenbeschreibung D. A.-Z., III. Jahrg., Heft 7 (1. Juli 1903). — [2]) Laut Angabe H. Biendls soll der Paternkofel vor dem Jahre 1896 nur viermal bestiegen gewesen sein. — [3]) Tourenbericht: Ö. A.-Z. 1896, S. 245; ausführliche Schilderung Ö. A.-Z. 1898, S. 25.



Naturaufnahme von Ad. Witzenmann.

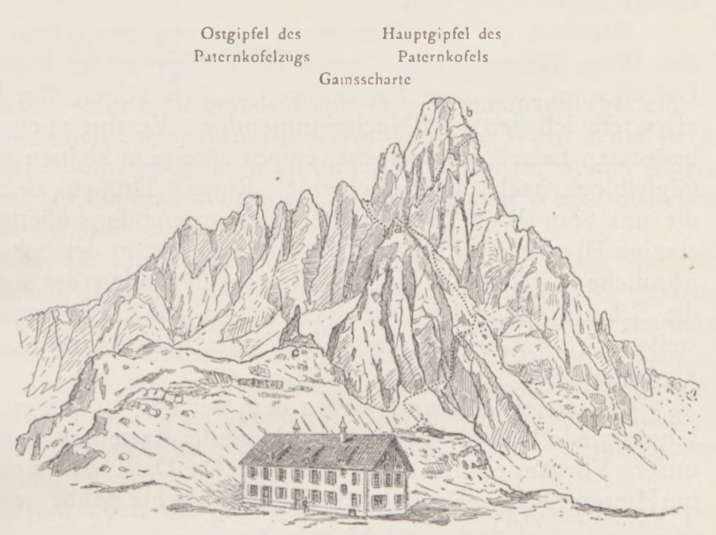
Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Die Drei Zinnen von Norden
(vom Gwengalpenjoch aus).



wich. Auch heute wieder stand Sepps Sinn nach der direkten Überwindung der obersten Überhänge. Im Gegensatz zu dem zuverlässigen Gestein des unteren Überhangs waren jedoch die Felsen hier — wörtlich genommen — so spröde, daß Sepp als der Klügere nachgab. Die von allen Ersteigern bisher gewählte Umgehung in der Westflanke brachte auch uns dann rasch zum Gipfel und nach dreiviertelstündiger Kletterei konnten wir uns beim Steinmann niederlassen.

Die warme Sommersonne hatte der Erde feuchte Dünste entlockt und ein dichtes Grau umwogte unsern Hochsitz. Nachdem wir eine halbe Stunde ins Grau des Nebels geblickt, eilten wir auf der gebräuchlichen Route durch die Südostseite hinab. In dem Geröll des sanft absinkenden Gipfelhangs wiesen die Pfadspuren — vielfach von Irrläufern herrührend — nach allen Seiten, und es war schwer, die richtige herauszufinden. Bald jedoch lag die kurze Kletterstelle — die einzige des gewöhnlichen Wegs — hinter uns; im Eilschritt wurde die Gamsscharte überschritten und schon eine Viertelstunde nach Verlassen des Gipfels standen wir bei unseren Schuhen. Kurz nach 1 Uhr — genau 2½ Stunden nach unserem Aufbruch — betraten wir die Hütte wieder.



Der Paternkofel von der Zinnen Hütte

a) Übergangsstelle der gemeinsamen Zugangsroute auf die Ostseite, b) Übergangsstelle der Nordwestgrat-Route auf die Westseite, c) »Frankfurter Wurst«.

Durch ihre Kürze eignet sich diese Tour vorzüglich zu einer Nachmittagspartie oder zu einer Sonntagstour für solche, die mit Führer zu gehen gewohnt sind.[1]) Sie rivalisiert darin mit dem Schwabenalpenköpfel, vor dem sie einen kürzeren Zugang und eine längere, wenn auch weniger abwechslungsreiche Kletterei voraushat.

Am längsten von allen blieb diejenige Seite des Paternkofels von Ersteigungsversuchen verschont, die er dem vielbegangenen Wege vom Paternsattel zur Zinnen Hütte zukehrt: die Westwand. Wohl sieht sie von vorne gesehen recht abweisend steil aus. Prüft man die Wand jedoch im Profil, so sieht man, daß sie sich ziemlich zurücklegt, und das kundige Auge vermag in der Fläche der Wand manch nicht zu schwierigen Durchstieg zu erkunden. Tatsächlich lautet auch der ziemlich lakonische Bericht der Ersteigers dieser Wand (C. C. B. Moß und T. K. Rose mit Sepp und Michel Innerkofler am 17. August 1899): »Schwierigkeiten wurden nicht angetroffen und der Grat ungefähr 100 Yards südlich vom Gipfel erreicht.« (Alpine Journal XX, S. 53.) —

So spannen sich die Routen von Ost und Nord, von West und Süd über den Berg, und der Sucher neuer Pfade wird hier wenig mehr zu tun finden.

Auch der selbständigste unter den Nebengipfeln des Ostgrats — jener Turm von eigentümlicher, nach der Spitze hin verbreiteter Form — scheint schon bestiegen. Wenigstens glaube ich nicht fehl zu gehen, wenn ich ihn als jene »Spitze

[1]) Sepp Innerkofler besuchte an dem geschilderten Tage morgens in Sexten die Messe und trotzdem waren wir zum Mittagessen schon wieder in der Hütte.

östlich am Paternkofel« betrachte, von dessen — in Gesellschaft L. Friedmanns — am 18. September 1890 ausgeführter Besteigung A. v. Krafft in der »Österreichischen Alpenzeitung«[1]) berichtet.

Der Paßportenkopf

Ein prächtiger Sonntagmorgen lockte zur Höhe, glanzvoll wölbte der Himmel sich über den Dolomittürmen, welche die Zinnen Hütte im Kranze umgeben. Ersichtlich schwer fiel es drum den Zinnenbesteigern dieses Tags, die Ankunft der im Tale die Messe besuchenden Führer abzuwarten. Auch ich befand mich in dieser Lage, da ich mit der beabsichtigten Besteigung des Paßportenkopfs photographische Aufnahmen in großem Format verknüpfen wollte und wegen des dadurch bedingten schweren Gepäcks auf die Begleitung meines für einige Tage angeworbenen Führers Reider angewiesen war.

Als nach 9 Uhr Reider noch nicht erschienen war, machte ich mich allein auf den Weg, Weisung und Gepäck für Reider in der Hütte zurücklassend. Auf dem Geröllkamm, der vom Paternsattel zu den Felsen des Paßportenkopfs hinaufzieht, erwartete ich den bald Nachkommenden. Vereint stiegen wir dann über die geröllbedeckten Felsen schräg rechts empor zu einem kleinen Schartel in der vom höchsten Gipfelblock nach Süden ziehenden Rippe. Drüben zieht eine lange Rinne empor, die uns zum Weiterweg diente. Ein sperrender, überhängender Block bildete das einzige Hindernis in ihr und bald standen wir in der Scharte zwischen dem höchsten nördlichen Gipfelblock und dem nächstliegenden der südlichen Zackenreihe. Durch die Scharte traten wir auf die Ostseite des Gipfelturms, dessen etwa 20 *m* hohe, steile, aber gut erkletterbare Wand wir nach kurzer Rast in wenigen Minuten erklommen hatten.

Im Gipfelsteinmann, neben dem wir uns zu längerer Rast im warmen Sonnenschein niederließen, konnten wir keinerlei Karten entdecken. Zahlreich mögen auch unsere Vorgänger nicht gewesen sein.[2]) Dazu hält sich unser Berg zu bescheiden im Hintergrunde. Doch lohnt sich die leichte Mühe seiner Besteigung schon durch den Blick auf die greifbar nahen Drei Zinnen, denen kein anderer Hochgipfel gleich nahe steht.[3])

Den ersten Besuch erhielt der Paßportenkopf am 19. August 1889 durch Dr. Hans Helversen-Wien mit Josef Innerkofler-Sexten. Die Beschreibung[4]) ihres Wegs zeigt, daß dieser von dem unsrigen verschieden war, denn die Erstersteiger stiegen, nachdem sie vom Paternsattel aus ein östlich ziehendes Schuttband verfolgt hatten, südlich gegen den Gipfelturm empor und umgingen ihn auch beim Abstieg nach Nordwest zu, während unser Weg von Süden her den Gipfelblock erreicht. Nur am Gipfelblock selbst führen beide Routen über die Ostseite zur Spitze.

Über die Routen späterer Ersteiger ist nirgends etwas verzeichnet zu finden, nur die zweite Ersteigung durch A. von Krafft und L. Friedmann am 18. September 1890 ist in der alpinen Literatur[5]), jedoch ohne Wegbeschreibung, erwähnt. — Unsere Route hat, einer freundlichen brieflichen Mitteilung zufolge, schon Dr. Viktor Wolf v. Glanvell-Graz bei der vermutlich vierten Ersteigung am 28. Juli 1901 begangen. Bei dieser Gelegenheit stattete der Genannte auch einem südlich vom Hauptgipfel liegenden Zacken einen Besuch ab. Dies dürfte wohl der »Gipfel im

---

[1]) 1890, S. 260. — [2]) Meine ursprüngliche Annahme (s. Ö. A.-Z. 1905, S. 79), meine Besteigung sei erst die vierte gewesen, war allerdings nicht richtig. Es haben mindestens fünf Partien vor uns den Gipfel besucht. — [3]) Siehe das Titelbild in diesem Bande der »Zeitschrift«, das jedoch nicht vom Gipfel, sondern aus halber Höhe des Paßportenkopfs aufgenommen ist. — [4]) Ö. A.-Z. 1889, S. 247. — [5]) Ö. A.-Z. 1890, S. 260.

Ostsüdost« des Paßportenkopfs sein, den schon A. von Krafft und L. Friedmann bei der oben erwähnten zweiten Ersteigung des Paßportenkopfs bestiegen hatten. Ein Felskamm mit einer Reihe fast gleich hoher, oben abgestutzter Felszähne, deren erster der vorerwähnte Zacken ist, zieht vom Hauptgipfel des Paßportenkopfs nach Ostsüdosten, das zum Pian del Cavallo absinkende Geröllkar im Süden begrenzend.

Am Südhange dieses Felskamms querten wir beim Abstiege vom Paßportenkopfe hin und umgingen so die im Aufstiege benutzte Rinne mit dem überhängenden Klemmblock. Nur ganz niedrige Wandstufen stellten sich uns in den Weg, doch dürften auch diese bei sorgfältiger Wahl des Wegs zu vermeiden sein, so daß dann die Kletterei ausschließlich auf die wenigen Meter am Gipfelblock beschränkt bliebe. Vielleicht führt dieser Umstand dem Paßportenkopfe in Zukunft etwas mehr Besucher zu, vor allem aus den Reihen derer, die von leicht erreichbarer Hochzinne Einblick in die Felsenwelt des Drei Zinnen-Gebiets zu gewinnen wünschen.

Die Drei Zinnen

Östlich vom Paternsattel — in eine gerade Linie fast nebeneinandergestellt — erheben sich die charakteristischen Riesentürme der Drei Zinnen. Wohl keine Berggestalt im ganzen Gebiet der Südtiroler Dolomiten und wenige nur im weiten Alpenreich können sich mit ihnen an Popularität messen; in kaum einem Werke über den Gebirgsbau der Alpen wird ihr Bild fehlen.

Kein Wunder also, daß die Zinnen neben der höchsten Spitze des Sextener Gebiets vor allen andern Gipfeln Beachtung gefunden haben. Sie allein unter Sextens Hochgipfeln haben neben der Dreischusterspitze Gnade vor den Augen des aus dem Vollen schöpfenden Pioniers der Dolomitenkletterer gefunden. Etwa einen Monat, nachdem Paul Grohmann vom Gipfel der Dreischusterspitze auf sie herabgeblickt, betrat er die Spitze der Großen Zinne. Fast genau auf der heute noch gebräuchlichen leichtesten Route führte ihn — in Gemeinschaft des Franz Innerkofler — Peter Salcher aus Luggau durch die Wände.

In jener Zeit, da ringsum noch die stolzesten Ziele in jungfräulicher Unberührtheit lockten, war es begreiflich, daß die beiden niedrigeren Gipfel des Zinnenstocks — die Westliche und die Östliche oder Kleine Zinne — nur wenig Beachtung fanden. Zehn Jahre seit der ersten Besteigung der Großen Zinne waren vergangen, als den westlichen Gipfel zum erstenmal ein Menschenfuß betrat.

Früher und heißer umworben war die Kleine Zinne. Aber die Kletterkunst hatte sich noch nicht zu der zum Siege nötigen Höhe entwickelt. Zwei Jahre nach der Westlichen Zinne jedoch — am 25. Juli 1881 — fiel auch die Kleine, die sprödeste.

In der Zeiten Lauf änderten sich die Begriffe; Außergewöhnliches wurde alltäglich und der Zinnen Ruhm verblaßte. Wieder war es die Kleine Zinne, die ihm zu neuem Glanz verhalf — sie gab ihre Nordwand zum Opfer.

Nach Hunderten zählen heute, die zu ihren Gipfeln streben, und keinem Dolomitenkletterer, gleichgültig welcher Observanz, darf im Kranze seiner Touren eine Zinnenfahrt fehlen. Jedem vermögen sie etwas zu bieten, nachdem auf Große und Kleine nicht weniger als je drei, auf die Westliche Zinne zwei Wege eröffnet sind. Ein jeder wird unter diesen acht Wegen das finden, was seinem Wünschen und Können entspricht, sei es, daß er ohne allzugroße Mühe und Gefahr einen der wichtigsten Dolomitengipfel erreichen oder im Ringen mit schwerstem Fels seine Kletterkunst erproben will.

Eine magnetische Kraft strahlt von den drei Felsgestalten auf die Bergsteigerwelt aus, unwiderstehliches Sehnen, heiße Liebe entfachend, aber auch — wie alle aus-

geprägten Individualitäten — Haß. Habe ich doch schon weitgewanderte Hochtouristen in leidenschaftlichen Worten ihrer Abneigung gegen die Zinnen Ausdruck verleihen hören, gegen diese Blöcke, die nur Klettergerüste, keine Berge seien. Und doch konnten sie nicht vorbeigehen, ohne den schuldigen Besuch abzustatten.

Die Große Zinne

Inmitten ihrer Schwestern zur Rechten und zur Linken erhebt sich ohne alles Beiwerk, aus einem Gusse, die Große Zinne, 3003 *m*. Nur im Südosten schließt sich ein kleiner Vorbau an. Durch eine kleine Scharte von der Südwand getrennt, die sich als ungegliederte Mauer von Ost nach Westen spannt. Breite Bänder und Geröllterrassen durchziehen die Wand im untern Drittel und obersten Viertel. Steile Wände trennen die untern Bänder sowohl von den Geröllhalden am Bergfuß als auch von den obern Bändern. An dem Gipfelstock über den obern Bändern haben Luft und Wasser, Eis und Blitz genagt und ein wildes Gewirre von Blöcken und Zacken, Bändern und Klüften geschaffen. — Nach Westen wendet die Große Zinne nicht eine eigentliche Wandfläche, sondern nur eine schmale, scharfgeschnittene Kante, die vom obern Band zur Scharte am Westfuß mehrere hundert Meter hoch senkrecht abbricht. — Gen Norden kehrt die Große Zinne jene wunderbare, selbst in den Dolomiten wohl einzig dastehende Wandfläche, die wie durch einen einzigen Schnitt eines Riesenmessers aus der vollen Masse herausgeschnitten erscheint. Ihr wird für alle Zeiten der Menschen natürliche Kletterkunst ohnmächtig gegenüberstehen. — Neben der Südwand verzichtet nur noch die Ostwand auf einen völlig senkrechten Aufbau; siebzig Grad jedoch beträgt die Neigung der in einer Flucht aufsteigenden Wand gewiß.

So war den ersten Ersteigern für den zu wählenden Weg die Südwand durch die Natur vorgeschrieben und auch in ihr die Wahl nicht groß. Daher kommt es, daß der Weg, den am 21. August 1869[1]) Paul Grohmann mit Peter Salcher und Franz Innerkofler durch die Wände fand, von der heute als leichteste bewährten Route im wesentlichen nicht abweicht.

Von der Scharte zwischen dem schon erwähnten südöstlichen Vorbau, den Grohmann als »Schnackel« bezeichnet, und dem eigentlichen Bergmassiv zieht eine kleine Schlucht herab zu den Geröllhalden, die zwischen Großer und Kleiner Zinne nach Süden absinken. An ihrem Ausgang befindet sich der Felseinstieg. Er ist nicht leicht zu verfehlen, auch wenn er nicht durch leere Flaschen, Konservenbüchsen und dergleichen Kennzeichen eines »Frühstückplatzes« markiert wäre. Man steigt erst rechts vom Grund der Schlucht empor, benützt den letzteren hierauf nur kurze Zeit zum Weiterweg, um schließlich über die leicht begehbaren Felsen zur Linken der Schlucht anzusteigen. Ein kurzer Quergang nach rechts führt dann zum Schartel, in dem die Schlucht ihren Ursprung nimmt. Mit dem Überschreiten dieses Schartels tritt man auf die Südwand über.

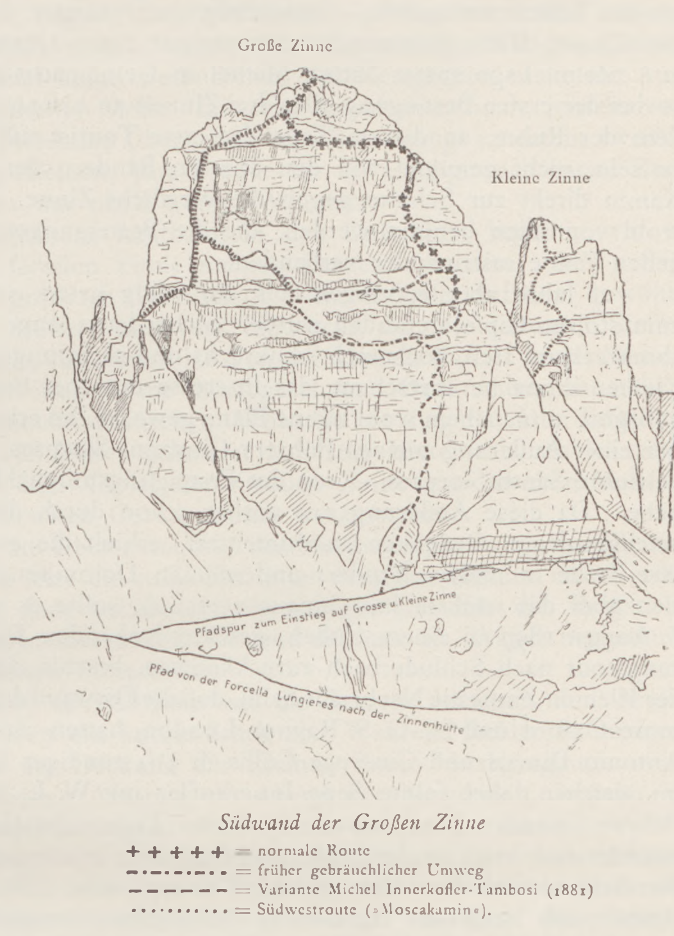
Da nur im östlichen Teil der Südwand die Felsen der mittleren Wandpartien etwas heraustreten und dadurch an Steilheit verlieren, während weiter westlich über den stark zurücktretenden Geröllterrassen des unteren Bandsystems die Felswand um so steiler aufsteigt, kamen nur diese weniger lotrechten Felspartien im östlichen Drittel der Wand für die Ersteigung in Betracht. Früher stieg man von der Scharte beim »Schnackel« auf die unteren Bänder hinunter und verfolgte diese eine längere Strecke nach Westen, um hierauf in einer Schleife nach rechts zurückzukehren;[2])

---

[1]) »Erschl. d. Ostalpen« III, S. 509, gibt irrtümlich den 20. August als Datum an. — [2]) Eine ausführliche Beschreibung dieses Wegs befindet sich in Hans Biendl, »Das Sextental und seine Berge«.

heute ist ein kürzerer Weg in Gebrauch. Man quert gleich von der Scharte nach links [1]) westlich in die Südwand hinaus und vermeidet so den Umweg über die geröllbedeckten Terrassen des Bändersystems; damit trägt man auch der heute — im Gegensatz zu früher — gebräuchlichen Verwendung von Kletterschuhen bei dieser Tour Rechnung.

Nach dem kurzen Quergang in die Südwand, der allerdings etwas luftiger ist, als der früher gebräuchliche Umweg über die Schuttbänder, steigt man erst ein kurzes Stück schräg links einer kleinen Rinne entlang hinauf, hält sich aber bald wieder rechts, um dann auf längerer Strecke in fast gerader Richtung emporzuklettern. Man hält sich im großen Ganzen an eine von der Scharte, wo man die Südwand betritt, gerade durch die Wand gezogene Linie, in den leichten Felsen bald links, bald rechts die beste Route suchend. Eine tief eingerissene Schlucht hoch oben in den obersten Wandpartien unter dem oberen Bande dient als Richtobjekt. Schnell nähern wir uns ihr, zur Linken ihrer schwachausgeprägten Fortsetzung ansteigend und queren bald in beschleunigtem Tempo das untere Ende des oft steinespendenden Schlundes. Ein schräg nach rechts gegen die Südostkante emporziehender, ziemlich glatter Kamin eröffnet einen Ausweg. In ihm dürften die größten technischen Schwierigkeiten der ganzen Route liegen, doch ist die Kletterei in dem engen und nicht allzu steilen Spalt eine sichere. Oben steigt man, ohne auf die Kante des Bergs hinauszutreten, ein Stück in der Wand zur Linken gerade hinauf, dann schief nach links gegen den Grund der großen Schlucht zu, um jedoch bald wieder nach rechts zur Südostkante des Bergs hinauszuklettern. Wo diese erreicht wird, eröffnet sich ein überraschender Niederblick auf den schon unter uns liegenden Gipfel der Kleinen Zinne. Von hier wieder nach links in die Südwand zurückkehrend, erreichen wir bald — das obere Ende der großen Schlucht querend — das obere Bändersystem. Der noch etwa 80 *m* höhere Gipfel wird auf ihm im Süden umgangen, dann leiten Geröll und leichte Felsen nach rechts. Zu



Südwand der Großen Zinne

+ + + + + = normale Route
-·-·-·-·- = früher gebräuchlicher Umweg
– – – – – = Variante Michel Innerkofler-Tambosi (1881)
· · · · · · · · = Südwestroute (»Moscakamin«).

[1]) Auch nach rechts von der Scharte aus einige Meter querend, dann grad hinauf sehr steil und schwierig und oben nach rechts um eine Kante herum kann man die Fortsetzung des im folgenden beschriebenen Wegs erreichen. Diese Variante mögen aber nur jene wählen, welche sich die sonst gutartige Kletterei an der Großen Zinne durch eine »pikante« Stelle würzen wollen.

guter Letzt treten uns noch einige steile Stellen in den Weg, dann ist der stolze, mit einem trigonometrischen Signal geschmückte Gipfel erreicht.

Fast drei Jahrzehnte lang sind die Ersteiger der Großen Zinne von diesem Weg in seinen Hauptteilen nicht abgewichen. Nur zur unteren Bänderterrasse wurden noch zwei weitere Zugänge eröffnet. Am 21. August 1881 durchkletterte Michel Innerkofler mit L. Tambosi die hohen Felsabstürze der untern Südwand, um den mühevollen Geröllanstieg zum gebräuchlichen Felseinstieg zu vermeiden.[1]) Viele Nachfolger scheint er nicht gefunden zu haben, teils weil dieser neue Weg — in seinen oberen Teilen wenigstens — beträchtlich schwieriger war, teils weil er für den von der Zinnen Hütte kommenden Bergsteiger einen Umweg bedeutet.

Zehn Tage später führte Michel in Gemeinschaft mit seinem Bruder Johann — bei der ersten Besteigung aller drei Zinnen an einem Tage — Demeter Diamantidi, dem der Ruhm, an diesem Tage der erste Tourist auf der Kleinen Zinne gewesen zu sein, nicht genügte, von den unteren Bändern der Großen durch einen langen Kamin direkt zur Scharte gegen die Westliche Zinne. Dieser Weg ist in der Folge wohl von allen benützt werden, die die Besteigungen der Großen und der Westlichen Zinne miteinander verbanden.

28 Jahre aber vergingen, bis ein völlig neuer, vom alten unabhängiger Weg zum stolzen Gipfel gefunden wurde. Sicher hatte lange schon die Ostwand, die zwar abschreckend steil, doch nicht senkrecht und nicht ungestuft, zur Westwandroute der Kleinen Zinne herüberschaut, das Interesse manches Besteigers der letzteren auf sich gezogen, in manchem wohl kühne Pläne geweckt. So erinnere ich mich vom Jahre 1895 her einer Äußerung meines Führers Giovanni Siorpaes, daß schon sein Vater — der bekannte Santo Siorpaes — von der Ersteigungsmöglichkeit der Ostwand gesprochen habe. Da diese Äußerung mit vorher schon durch den Anblick der Wand in uns wachgerufenen Gedanken zusammentraf, erhielt die erste Besteigung der Ostwand ihre Stelle in meines Bruders und meinen Dolomitenplänen. Zur Ausführung, die sich über das nächste Jahr hinaus verschob, sollte es nicht kommen. Als wir am 6. August 1897 an einem trüben, gewitterdrohenden Tage von einer kleinen Trainierungstour nach Schluderbach zurückkehrten, brachte ein Freund von der Besteigung der Kleinen Zinne die Nachricht heim, daß die Ostwand der Großen gefallen. G. S. Phillimore-Oxford und A. G. S. Raynor-London hatten sie am Morgen unter Führung Antonio Dimais und Giuseppe Collis in 3¼stündiger Kletterei durchstiegen. Noch im gleichen Jahre folgte Sepp Innerkofler mit W. L. Davidson und dem Schweizer Führer Christian Klucker auf im oberen Teile selbständiger Route.[2]) Der Einstieg befindet sich etwa in der Mitte zwischen dem Einstieg zum gewöhnlichen Weg und der Scharte zwischen Großer und Kleiner Zinne. Eine seichte, fast immer nasse Rinne und, wenn der Schnee sie freigegeben, unangenehm plattige Felsen noch unter ihr bilden die Einleitung. Ein kurzer Quergang nach links führt zu einem kleinen, bandartigen Vorsprung. Vor uns steigen zwei parallele Risse fast senkrecht auf; den linken wählten die Erstersteiger, der rechte ist jedoch etwas leichter. Darüber hält man sich links zu einem breiteren Kamin, der aber, weil weiter oben unpassierbar, da wo die rechte Kaminwand etwas vorspringt, nach rechts hinaus verlassen wird. Ein Quergang nach rechts nötigt unter anderm zu einem sehr großen Schritt. Nun geht es über steile Risse und Wandstufen immer in der Richtung auf einen kleinen rötlichen Turm empor. Die Felsen, deren Schwierigkeiten bis dahin mindestens denen

[1]) Ö. A.-Z. 1881, S. 253.

[2]) Die von den Herren Caspari-Cassel unter Führung von Sepps Brüdern Michel und Christian am 16. Juli 1899 eingeschlagene und in den Mitteilungen des D. u. Ö. A.-V. 1899, S. 208, als neu beschriebene Route deckt sich im wesentlichen mit Sepp Innerkoflers Weg. Diese Besteigung soll die vierte über die Ostwand gewesen sein.

in der Westwand der Kleinen Zinne gleichkommen, werden leichter und bald ist der Rand der großen, in die oberen Wandpartien eingeschnittenen Schlucht erreicht, wo sich die beiden Wege teilen.

Der Weg Dimais führt stetig rechts haltend zur Nordostkante — zuletzt über eine sehr schwere Wandstufe — hinaus und folgt ihr zum Gipfel.

Innerkoflers Weg bleibt links von der Schlucht und führt durch einen hohen Kamin mit zwei schweren Steilstufen knapp an den roten Turm heran. Dieser wird nach links umgangen; nicht leicht geht es hinten weiter. Bald ist das obere Band erreicht, das einen bequemen Zugang zum gewöhnlichen Wege vermitteln könnte. Die Ostwandroute führt jedoch gerade weiter über eine plattige Wand auf einen Vorkopf. Der Weiterweg bietet keine wesentlichen Schwierigkeiten mehr mit Ausnahme einer sehr charakteristischen Stelle. Ein etwa 5/4 *m* breiter Spalt, jenseits von einem nur hoch oben Griffe bietenden Überhang überwölbt, zwingt zu einem »weiten Schritt«, gefürchtet von den Kleinen, eine Freude für die Hochgewachsenen. Zum höchsten Gipfel sind es dann nur noch wenige Minuten. —

Als ich meine bergsteigerische Laufbahn in den Dolomiten begann, war es natürlich, daß ich auch der Großen Zinne meinen Besuch abstattete. Am 1. September 1894 habe ich — in größerer Gesellschaft — ihren Gipfel auf dem gewöhnlichen Wege erreicht. Ich erinnere mich des Eindrucks, den die schweren Stellen auf mich gemacht, der Gefühle, mit denen ich von der kleinen Kanzel in der Südostkante auf den Gipfel der Kleinen Zinne hinabgeschaut. Dort unten zu stehen, schien mir am Ende aller hochtouristischen Wünsche zu liegen. Die Erfüllung dieses Wunsches und noch viel höher gehender lag lange hinter mir, als ich zehn Jahre und vier Tage später dem Gipfel der Großen Zinne zum zweiten Male — und zwar auf der Innerkoflerschen Ostwandroute — zustrebte.

Wir hatten eben die erste Überschreitung des Nordwandpasses an der Kleinen Zinne ausgeführt und stiegen jetzt die steile Firnrinne zwischen Kleiner und Großer Zinne empor. Voraus Sepp Innerkofler, der als einziger von uns die Bergstiefel herübergetragen, ohne Pickel stufentredend, ich und der uns als Träger begleitende Führer Reider in Kletterschuhen hinterdrein.

Nach einer Viertelstunde überschritten wir die Scharte zwischen den beiden Zinnen und stiegen nach Süden ein kurzes Stück ab. Während Reider zu unserem Einstieg vom Morgen unter der Ostwand der Kleinen Zinne hinabging, um unser Gepäck zu unserm mutmaßlichen Ausstieg am Abend herüberzuholen, begann ich mit Sepp an den Felsen emporzusteigen. Der Schnee in der die Zinnen trennenden Rinne war bis auf kleine Reste zusammengeschmolzen und hatte unangenehm plattige Felsen freigelegt, die bei ihrer eigenen Nässe den durch die Schneewanderung durchnäßten Kletterschuhen nur schlechten Halt gewährten. Am Ende des plattigen Bandes, das über der Einstiegsstelle nach links führt, hielten wir eine längere Rast, die erste am heutigen Tage. Inzwischen war Reider wieder zu uns gestoßen und so konnten wir um 1/2 12 Uhr gemeinsam unsern Weg fortsetzen. Zug um Zug kommen wir höher, Stufe um Stufe sinkt unter uns. Die Schwierigkeiten sind fortgesetzt beträchtliche, größer wohl und sicher weit länger als an der greifbar nahe uns gegenüber liegenden Westwand der Kleinen Zinne, deren Hinabsinken einen Gradmesser unseres Höherkommens bildet. Leichtere Stellen schieben sich ein, von schwereren wieder gefolgt. Wir passieren das obere Band; tief schon ist der Gipfel der Kleinen Zinne unter unseren Standpunkt hinabgesunken, der Gipfel der Großen kann also nicht mehr ferne sein. Nun taucht vor uns auch der »weite Schritt« auf. Viel hatte ich von dieser Stelle schon gehört und ich war gespannt, sie durch eigenen Augenschein kennen zu lernen. Ein tiefer Spalt stellt sich uns in den Weg. 5/4 *m* breit mag er sein, ein tüchtiger Schritt würde also ohne Schwierig-

keit hinüberbringen, wenn drüben nicht über dem schmalen Gesimse, das dem Fuß Halt gewährt, die Felswand weit überhinge, den dem Fuße folgenden Oberkörper hart zurückstoßend. Tastend sucht der weit ausgestreckte Arm nach einem Halt, erst hoch oben findet er einen Griff für die Linke, ein Schwung nach rechts um die Ecke — und ein breites Band ist erreicht, wo sich der Körper frei in gesicherter Gleichgewichtslage aufrichten kann. Es war mir beim Passieren dieser Stelle so recht möglich, den Nutzen einer hochgewachsenen Gestalt zu erkennen. Während Sepp — der mir als Objekt für eine photographische Aufnahme diente — spielend als Erster mehrere Male hinüber und herüber trat, mußte sich der am Seile folgende kleinere Reider krampfhaft an einem haltlosen Felsvorsprung unter dem Überhang anklammern, und kam so in eine Situation, die ohne Seilsicherung eine höchst prekäre gewesen wäre.

Bald tauchte der Gipfel auf und nach 2¹/4stündiger, durch photographische Aufnahmen verlängerter Kletterei konnten wir uns zu ausgiebiger Gipfelrast zwischen seinen Blöcken niederlassen.

Als wir nach etwa einer Stunde wieder aufbrachen, lag ein uns allen unbekannter Weg vor uns.

Im westlichen Teile der Südwand — nahe der Südwestkante — ziehen zwei hohe Kamine durch die Wand. Der westliche, oben sich gabelnde, war in letzter Zeit mehrmals zum Auf- oder Abstieg benützt worden. Er hatte nach seinem Erstersteiger den Namen »Mosca-Kamin« erhalten.[1])

Die widersprechenden Urteile über die Schwierigkeiten dieses Wegs — die einen hatten ihn an Länge und Schwierigkeit mit dem Schmittkamin an der Fünffingerspitze verglichen, andere ihn dagegen als »hübsch, aber nicht schwierig« bezeichnet[2]) — hatten unser Interesse stark angeregt, außerdem mußte ich den bereits vor Jahren von mir als möglich erkannten Weg schon zur Vervollkommnung meiner Kenntnis des Bergs kennen lernen.

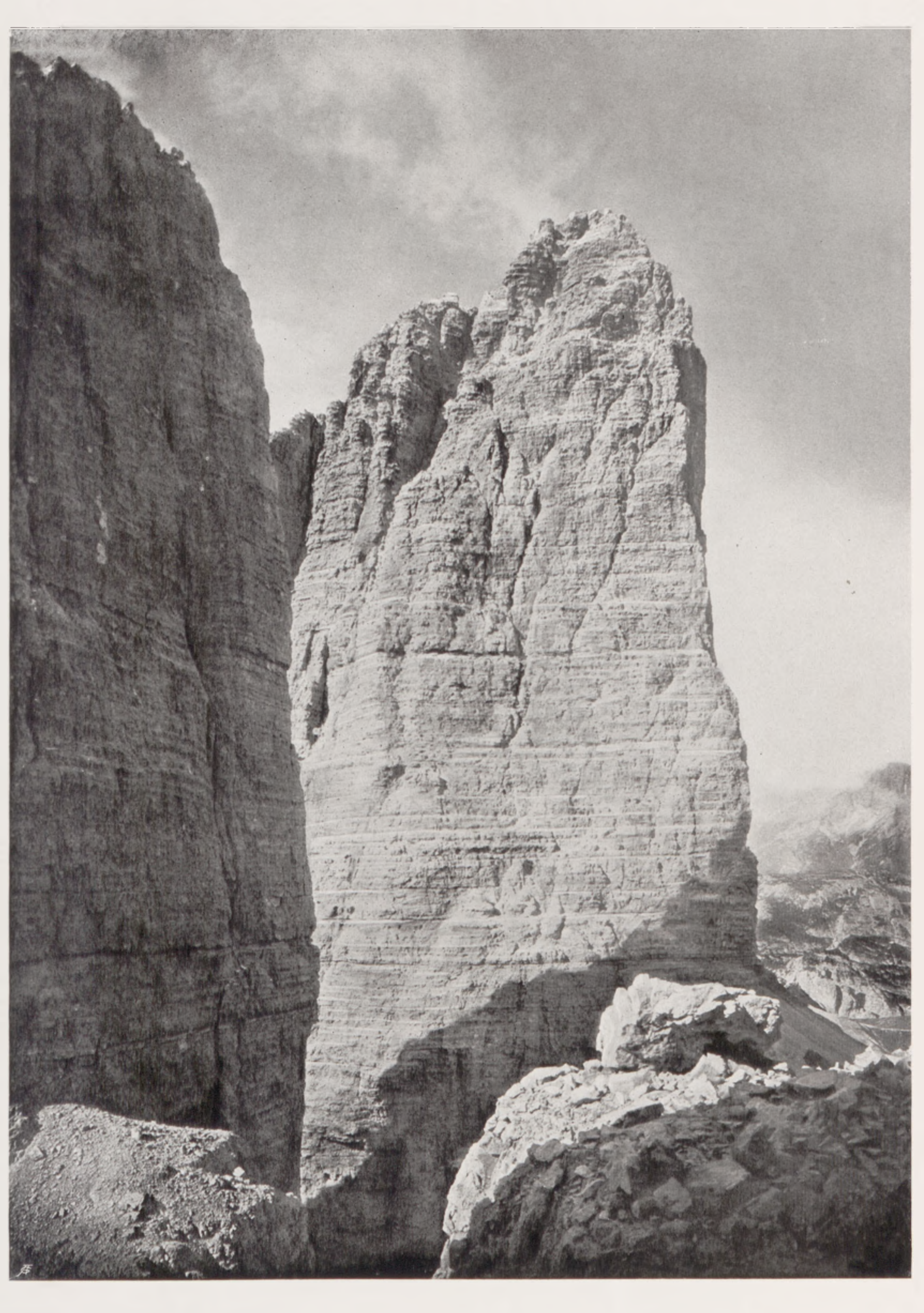
In wenigen Minuten waren wir auf dem gewöhnlichen Wege, auf dem oberen Bande, dem wir nach Westen folgten. Wehende Nebelschleier erschwerten etwas die Orientierung, doch hatten wir bald den Einstieg in den Kamin gefunden. Von zwei dicht nebeneinander liegenden Kaminen wählten wir den orographisch linken, östlichen. 15 *m* ging's in ihm hinab, dann stiegen wir nach links hinaus, um jedoch bald wieder schräg nach rechts in den Kamin hinunterzusteigen. Ein kleiner, eingeklemmter Block bezeichnet die Stelle, wo wir diesen wieder betraten.

Der Kamin wird nun sehr steil. Der vorausgehende Reider weiß auf unsere Fragen zwar nur Gutes zu melden, wir sehen aber deutlich, daß er harte Arbeit hat. Als das Seil ausgelaufen, verschwindet er nach rechts in ein gesichertes Plätzchen. Bald bin ich bei ihm unten. Das hinter mir liegende Stück des Kamins, der hier erweitert und wasserüberronnen ist, bildet zweifellos die schwierigste Stelle des

---

[1]) Ersteigungsgeschichte dieser »Südwest«-Route, zusammengestellt nach dem Fremdenbuch der Zinnen Hütte. I. Ersteigung: Emil Stübler—Stuttgart mit Giov. Frigo Mosca am 10. August 1903 von der Scharte zwischen Westlicher und Großer Zinne aus. II. Ersteigung: Paul Bruno Schulze—Leipzig mit Joh. Forcher—Landro, im August 1903. Diese nahmen den »direkten Weg von Landro« aus, via Lange Alpe, Scharte zwischen Westlicher und Großer Zinne und hielten sich in den Gipfelpartien des Bergs an den »Westgrat«. Diese Route wurde »Leipziger Weg« getauft. — Am 29. Juli 1904: Centa und Karl Griessl und Otto Oppel—München, I. führerlose Besteigung. — Am 4. August 1904: E. Halbmayr—Wien mit Ignaz Schranzhofer I. Überschreitung der Großen Zinne von Ost nach Südwest (»Leipziger Kamin«). — Am 5. September 1904: Ad. Witzenmann—Pforzheim mit Sepp Innerkofler II. Überschreitung auf gleichem Wege. — Am 29. August 1905 Richard Scheid und J. Kuchler—München, III. (I. führerlose) Überschreitung auf diesem Wege.

[2]) Unser Urteil geht dahin, daß der Kamin keineswegs als unschwierig bezeichnet werden darf; außergewöhnlich können aber seine Schwierigkeiten ebensowenig genannt werden. Auch die von den Erstersteigern mit 200 *m* angegebene Höhe ist viel zu hoch gegriffen; die Hälfte dürfte reichlich genügen.



Naturaufnahme von Ad. Witzenmann. Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Die Große Zinne von der Punta di Frida aus.



Wegs. Unser gesicherter, vom Fels überwölbter Standpunkt befindet sich da, wo der vom Fuße des Bergs deutlich sichtbare westliche Ast unseres Kamins, über dessen Gangbarkeit ich mir kein Urteil bilden konnte, gegen die Südwestkante hin abzweigt.

Der Kamin wird nun, wenn möglich, noch steiler und weiter unten sehr eng. Wir klettern mit dem Gesicht gegen die orographisch linke Kante hinab und halten den linken Arm und linken Fuß im Kamininnern, die rechte Körperhälfte aber draußen. Als das Seil wieder nahezu abgelaufen, schiebt sich Reider wieder nach rechts (westlich) hinaus. Auch wir anderen folgen ihm auf diesem Wege zu einem kleinen kanzelartigen Vorsprung.

Dieser kurze, aber ziemlich schwierige Quergang war wohl unnötig, denn wir mußten, wie wir nach kurzer Umschau sahen, wieder über das untere Kaminende — nach Osten hin — zurück. Dort fanden wir bald einen bequemen Abstieg, der uns in schräger Richtung nach links zu einem Geröllband hinabbrachte. Nun ging's stets in östlicher Richtung, zunächst hinter einer kleinen, vom Bergkörper losgelösten Felsmasse durch, zu den Geröllterrassen des unteren Bandes hinab. Auf ihm war bald die gewöhnliche Route und die kleine Scharte hinter Grohmanns »Schnackel« erreicht und genau zwei Stunden nach Verlassen des Gipfels — eine etwa davon auf den Kamin entfallend — sprangen wir aus den Felsen auf das Geröll hinaus.

Die Westliche Zinne

Die im vorstehenden geschilderte Tour hatte meine Kenntnis aller bis dahin begangenen Wege an der Kleinen und Großen Zinne vervollständigt, als gänzlich Unbekannte aber schaute bei meiner Rückkehr zur Zinnen Hütte die Westliche Zinne zu mir herüber. Ihr war deshalb der nächste Tag geweiht. —

Erst zehn Jahre nach der ersten Ersteigung der Großen Zinne wurde der Gipfel der Westlichen betreten. Nach einem mißglückten Versuche G. Grögers aus Wien mit Luigi Orsolina-Misurina, die am 13. August 1879 im Nebel auf einen Seitengipfel gerieten, erreichten noch im selben Monat G. Ploner und Michel Innerkofler aus Schluderbach die Spitze.

Im Gegensatz zu dem fast ohne alles Beiwerk völlig isoliert aufragenden Felsleib der Großen entsendet die Westliche oder Vordere Zinne [1]) nach Süden und Westen stark entwickelte Felsausläufer mit vielen Spitzen und Zacken. Nur nach Norden und Osten bietet die Hauptmasse des Bergs ihre Wände unverdeckt dem Beschauer dar. Zwischen den südlichen Felsvorlagerungen und dem eigentlichen Bergmassiv führt eine tief ausgeprägte Schlucht empor. Sie mündet unten — nahe südlich unterhalb der Scharte zwischen Großer und Westlicher Zinne — in die westliche der beiden Geröllrinnen, die durch einen kleinen Felskamm getrennt von der genannten Scharte nach Süden ziehen. Nach oben leitet sie zu dem großen Bande, das den Berg in etwa zwei Drittel seiner Höhe auf drei Seiten, — Ost, Süd und West — umzieht.

Die Schlucht und die Felsen zu ihrer Linken haben die Begeher des normalen und während zweier Jahrzehnte allein gebräuchlichen Wegs zum Aufstieg zu diesem Bande benützt, das auf der Südseite betreten und bis in die Westwand verfolgt wird. Die Route durch die oberen Bergpartien wurde später mehrfach variiert [2]) und auch

---

[1]) Auch der Name Landroer Zinne ist gebräuchlich.

[2]) Vergl. Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1883, S. 337 (Dr. Bruno von Wagner). Ö. A.-Z. 1893, S. 249 (A. von Krafft) und Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1892, S. 198 (E. Artmann). Letzter berichtet von einer am 4. August 1892 mit Joseph Innerkofler-Landro ausgeführten Besteigung »auf größtenteils neuem Wege«.

heute, wo nach häufigerer Begehung eine ziemlich stetige Route in Gebrauch gekommen, ist der Weg über den Gipfelgrat durch die Zerstörungen, die der Blitz dort oben anrichtet, einem häufigen Wechsel unterworfen. —

Dieser Weg vermochte dem Berge nicht viele Freunde zu werben. Wer die Schwierigkeiten nicht ihrer selbst willen aufsuchte, erreichte mit dem Gipfel der Großen Zinne auf leichterem Wege ein höheres Ziel, wen die Schwierigkeiten lockten, den lockten sie zur Kleinen, deren Namen ein Nimbus umgab, wie kaum einen anderen Dolomitengipfel.

Eine Besserung ihrer stiefschwesterlichen Lage brachte der Westlichen Zinne erst die Eröffnung einer Route über die Ostwand durch Sepp Innerkofler, der in Gemeinschaft mit seinem Bruder Michel am 19. August 1899 die Herren C. C. B. Moß und F. K. Rose von dieser Seite zum Gipfel führte. Sei es jedoch, daß mit der Lösung des Problems — das weitere Kreise beschäftigt hatte — die Tour an Reiz verlor, sei es daß die ganz exorbitanten Schwierigkeiten, die selbst die der Nordwand der Kleinen Zinne übertrafen, abschreckend wirkten, — fünf Jahre vergingen, ehe diese Tour wiederholt wurde. Sepp Innerkofler selbst reizte es, die Erinnerung an jene Schwierigkeiten aufzufrischen. Am 25. Juli 1903 führte er Rudolf Grauer-Troppau den gleichen Weg, und veranlaßte den Alleingänger Otto Oppel aus Heidelberg zu seiner fünf Tage später ausgeführten ersten führerlosen Begehung.

An die Ostwand der Westlichen Zinne lehnt sich, mehr als ein Viertel der Wandhöhe[1]) ausmachend, eine losgelöste Riesenplatte. Jedem, der die der Zinnen Hütte gerade zugewendete Wand betrachtet, muß sie auffallen. Finstere Schluchten ziehen nach Norden wie nach Süden zwischen Riesenplatte und Bergmassiv herab; die südliche von beiden hatte den drei ersten Partien zum Aufstieg zur Scharte zwischen Platte und Bergwand gedient. Die schwarzen, wasserüberronnenen Überhänge in ihrem Hintergrunde stellen aber dem Kletterer so abnorme Schwierigkeiten entgegen, daß es nur wenigen gelingen mag, sie selbständig zu überwinden.

Selbst ein Sepp Innerkofler war, als er ihn zum zweiten Male durchgefochten, nicht mehr geneigt, den Kampf noch einmal aufzunehmen. Wohl aber hatte er die Möglichkeit einer Umgehung der schwersten Stellen mehrfach erwogen. Als ich im Herbste 1904 zur Zinnen Hütte kam, schlug er mir vor, durch die unteren Partien der Wand einen neuen Weg zu suchen. Da mir das vorzüglich in die Pläne paßte, so war ich gerne einverstanden.

Am Morgen des 6. September machten wir uns — ein Viertel nach 8 Uhr — von der Hütte auf den Weg. Wie am Tage vorher begleitete uns Joh. Reider. Auf dem Gange vom Paternsattel unter den Nordwänden der Kleinen und der Großen Zinne hin erregt besonders die letztere staunende Bewunderung. Die völlig glatte und senkrechte Wand ist ganz unten noch stark unterhöhlt, so daß sie dachartig über den Geröllsaum an ihrem Fuße vorspringt. — Eine Stunde nach Verlassen der Hütte strebten wir in der steilen, zwischen Großer und Westlicher Zinne nach Norden herabziehenden Firnrinne empor. Der Schnee war hart, vereist und ohne Stufen mühsam zu begehen. Kurz nach halb 10 Uhr überschritten wir die Scharte zwischen den beiden Zinnen und ließen uns wenige Schritte jenseits zu kurzer, auch zum Anlegen der Kletterschuhe verwendeter Rast nieder.

Dann gingen wir ans Werk. Zunächst diente auch uns die von den bisherigen Ersteigern benutzte Schlucht zum Weg. Erst in ihrem Grunde, dann in den weißen Felsen zur Linken stiegen wir empor. Vor uns steigen im Hintergrunde der Schlucht die schwarzen, wasserüberronnenen Überhänge auf, über die

---

[1]) Von der Scharte zwischen Großer und Westlicher Zinne ab gerechnet.

der Aufstieg bisher erzwungen wurde; sie lassen uns die Kühnheit dessen bewundern, der sie als Erster bezwang.

Wir mußten nun nach einem Ausweg Umschau halten. Nach rechts führt uns ein kurzes Band zum Grund der Schlucht; in gleicher Richtung leitet, von Überhängen überwölbt, jenseits ein anderes hinaus in rote Felsen, zu einem überhängenden Riß von wildem Aussehen. Doch ging es besser als es schien. Im Riß war alles locker; während ich unter einem Überhange Deckung suchte, gingen unter den Vorankletternden Felstrümmer jeder Größe in wildem Tanze vor mir in die Tiefe. Der Riß sei »mehr interessant, als schwierig«, versicherte mir Sepp von oben; ich fand den untern, stark überhängenden Teil des drückend engen Risses außerdem doch auch sehr anstrengend. Die Felsen darüber waren so morsch, daß bei der leisesten Berührung oft ganze Ladungen ausbrachen.

In einer kleinen Scharte in der Plattenkante traten wir ins lebenspendende Licht der Sonne hinaus. Damit gelangten wir auf die Außenfläche der Riesenplatte, auf der die nun folgende Kletterei sich bewegte.[1]) Rasch und ohne wesentliche Schwierigkeiten kamen wir, abwechselnd rechts und geradeauf steigend, zu der Scharte, welche die Verbindung zwischen Bergmassiv und Riesenplatte bildet, und ein wenig nördlich unter dem höchsten Punkt der letzteren liegt.

Die Umgehung war gelungen, leichter als wir erwartet.

Durch die Wand des eigentlichen Bergkörpers zieht fast genau vom Scheitelpunkt der Riesenplatte aus eine lange Kaminreihe hinauf, die sich auch oberhalb des »oberen Bandes« als Einbuchtung in die oberen Bergpartien fortsetzt. Durch sie hat sich der kühne Alleingeher Oppel einen neuen Weg gebahnt.[2]) Wir folgten der Route, welche Sepp Innerkofler bei den beiden ersten Ersteigungen eingeschlagen hatte, und strebten in prächtiger Kletterei in den Wandpartien nördlich der Kaminreihe empor.

Alles ging über Erwarten glatt vonstatten und ich wiegte mich schon in dem Wahn, daß dies bis zum Gipfel so bliebe. Doch plötzlich stockte Sepps Vordringen. Wir waren einem Band ein Stück nach Norden hinaus gefolgt und ich schaute in Betrachtung versunken in die Weite, als ich Sepp schweratmend mit dem Fels ringen sah. Ein Überhang gerade über dem Bande wollte sich selbst ihm nicht ergeben. Doch lange währte der Widerstand nicht.

Einem schiefen, feinen Riß entlang strebt Sepp weiter in die Höhe und kurz nur hält ihn ein zweiter Überhang am oberen Ende des Risses auf. Wir folgen, Reider als erster. Wie ich ihn vergeblich sich mühen und dann die befördernde Hilfe des Seils in Anspruch nehmen sehe, wird mir klar, was meiner harrt, und meine Erwartungen werden auch nicht enttäuscht.

Nach einigen vergeblichen Bemühungen, für den Fuß am glatten Fels eine noch so bescheidene Stütze zu finden, muß auch ich mich in mein Schicksal ergeben; ein kurzer Zug am Seil genügt, mir Griff und Tritt zwar zu verschaffen, gleichzeitig aber auch den Atem zu rauben, und schweratmend muß ich einige Minuten in mühsam zu haltender Stellung verharren, ehe ich meinen Weg fortsetzen kann.

Der obere Überhang gibt dem unteren an Schwierigkeit zwar nur wenig nach und ist infolgedessen für den Vorankletternden viel gefährlicher als der untere, den man direkt vom breiten, einem etwaigen Sturz Einhalt gebietenden Band aus angreift; mir aber konnte er nicht den gleichen Widerstand entgegensetzen und es hat meinen Schmerz über die eben erlittene Niederlage gelin-

[1]) Genaue Routenbeschreibung s. Ö. A.-Z. 1905, S. 81.

[2]) Erich König, Empor, S. 210.

dert, daß ich ihn — durchs Seil nur gesichert — aus eigener Kraft überwinden konnte.[1])

Über dieser eindrucksvollen Passage näherten wir uns der großen Kaminreihe, um sie höher oben an sanft geneigter Stelle zu überschreiten. Drüben wird der Fels bald wieder steiler; zwei Risse, durch geröllbedeckte Stufen unterbrochen, führen zum oberen Bande.

Mittag war vorüber, als wir uns dort zu kurzer Rast niederließen.

Eine tiefe Einbuchtung zieht hier in den Berg hinein, hinten von stark überhängenden Felsen gesperrt. Nachdem wir ihre Mündung nach rechts hin gequert, stiegen wir über Geröll und leichte Felsen gegen ihren Hintergrund an. Dort zwangen uns die mächtigen Überhänge zu einem kleinen Quergang nach rechts über plattigen Fels, dann leitete uns eine kleine, sekundäre Rinne höher.

Bald aber stellt sich uns griffloser, senkrecht aufgewölbter Fels entgegen und bildet eines der hartnäckigsten Hindernisse des ganzen Wegs. Nur mit äußerster Vorsicht gelingt es, drüber wegzukommen. Noch aber sind die Schwierigkeiten nicht zu Ende; eine steile, etwas weiter rechts liegende Rinne gibt uns harte Arbeit, dann kündet die stärker werdende Zerklüftung der Felsen die Nähe des Gipfelgrats. Block reiht sich an Block, höher und höher türmt sich das Gestein, dann folgt eine Reihe fast gleich hoher Gratblöcke, denen entlang wir bald den ganz nach Norden vorgeschobenen, mit dem Steinmann gezierten, aber seine Nachbarn kaum überhöhenden Gipfelblock um 1 Uhr erreichten.

Der hinter uns liegende Aufstieg muß zu den großartigsten Dolomitklettereien gezählt werden. Durch die von uns ausgeführte Umgehung der untern Schlucht sind die größten — und wie schon erwähnt ganz ungewöhnlichen — Schwierigkeiten der ursprünglichen Route aus dem Ostwege ausgeschieden. Immerhin verbleiben noch einige Kletterstellen, die kaum von den schwersten an der Nordwand der Kleinen Zinne erreicht werden. Als Ganzes betrachtet, kann aber der Ostweg auf die Westliche, wenn er auch wesentlich länger ist, nicht schwerer eingeschätzt werden, als der Nordweg auf die Kleine Zinne, da ihm die den letzteren kennzeichnende ununterbrochene Exposition und lückenlose Aneinanderreihung größter Schwierigkeiten fehlt.

Nach nahezu einstündiger Rast verließen wir den hehren Gipfel — über dem infolge des unverhältnismäßig schwächeren Besuchs den andern beiden Zinnen gegenüber ein Hauch der Unberührtheit liegt —, um auf dem gewöhnlichen Wege dem Tale zuzustreben. Es war der letzte der damals schon begangenen Wege an den Drei Zinnen, den ich noch nicht kannte, und den kennen zu lernen ich deshalb sehr begierig war.

Nach Norden mündend, ist in den Gipfelstock der Westlichen Zinne ein großes, talartiges Hochkar eingesenkt, das ihn bis zu dem, den ganzen Berg umziehenden »oberen Band« herab spaltet. Im Osten, Süden und Westen umgibt seinen eiserfüllten, von der Sonne wärmenden Strahlen gemiedenen Hintergrund der Gipfelgrat des Bergs.

Über den Grat führte uns unser Weg. Mancher Block mußte umgangen, mancher überklettert werden, bis wir von dem am nordöstlichen Ende dieser hufeisenförmigen Firstlinie liegenden höchsten Gipfelblock zu dem das eiserfüllte Hochtal im Westen begleitenden Gratstück gelangten. Einzelne Stellen dieses Wegs sind entschieden als schwierig zu bezeichnen und genügen, den Weg auf die West-

---

[1]) Statt die Stufe mit den beiden Überhängen in der freien Wand zu erklettern, kann man in der entsprechenden Strecke — wohl mit Vorteil — auch die Kaminreihe (Route Oppel) benutzen. Hiernach aber wird man gut tun, wieder in die Wand hinauszuklettern.

liche Zinne im Range der Schwierigkeit dem normalen Weg auf die Kleine Zinne näher zu rücken, als dem auf die Große.

Beim raschen Übergang von einer Gratseite auf die andere entfiel meiner Tasche ein ständig mich begleitender Füllfederhalter, dem für mich ein seinen materiellen weit übertreffender persönlicher Wert zukam. In raschen Sprüngen entschwand er in der Tiefe, um erst im weichen Schnee des Hochtalgrunds Ruhe zu finden. Seine Bergung, die mir sehr am Herzen lag, erforderte eine regelrechte Rettungsaktion, zu der der stets willige Reider am Seile über die Eishänge des Schluchtgrunds hinabgelassen werden mußte.

Vom westlichen Segment des Gipfelgrats ziehen steile Wände zum obern Band hinab. Ihre fast ungestufte Flucht lassen sie — von oben wenigstens — schwieriger erscheinen, als sie sich bei der Durchkletterung tatsächlich erweisen. Bald waren wir unten auf dem oberen Band, welches uns von der Westseite des Bergs auf dessen Südostseite führte. Zur großen Schlucht, die durch die untern Partien des Bergs hinableitet, stand uns nun der Weg durch zwei Kamine offen. Der rechts liegende, keinerlei Schwierigkeiten bietende, war mit derart losem Geröll und Schutt erfüllt, daß wir dem linken trotz einiger nicht leichter Kletterstellen den Vorzug gaben.

Während heute — zum Aufstieg wenigstens — meist die Felsen südlich der großen Schlucht benutzt werden, hielten wir uns auf ihrem Grunde an die Route der ersten Ersteigungen. Eine glatte, überhängende Steilstufe soll den auf diesem Wege Aufsteigenden manches Mal hartnäckigen Widerstand geleistet haben, wenn ein kleiner Kriechtunnel, der ihre Umgehung ermöglicht, von Eis und Schnee erfüllt war. Im schattigen Grunde der Schlucht werden Eis und Schnee fast den ganzen Sommer über eine Heimstätte finden. Auch wir trafen zur Genüge davon an und waren froh, als wir die auf den schlüpfrigen Eis- und Schneepassagen durchnäßten Kletterschuhe am Felsausstiege mit dem soliden Gefüge der Bergstiefel vertauschen konnten.

Der weitere Abstieg führte uns durch die östliche[1]) der beiden nach Süden hinabziehenden Geröllrinnen, zu der wir über den niedrigen, beide Rinnen trennenden Felskamm hinüberstiegen. Auf den bald erreichten Geröllpfaden am Südfuße der Zinnen kamen wir rasch zum Paternsattel und eine Stunde nach Verlassen der Felsen stiegen wir den letzten Anstieg zur Zinnen Hütte hinan.

Durch dicke Wolkenbänke und über den Tälern schwebende Nebel sandte die Sonne des scheidenden Tags einen rosigen Schein. Mildernd und verklärend umwob er den harten Fels. Auch die letzte der Drei Zinnen war mir nun keine Fremde mehr.

Ihrer hellbestrahlten Ostwand galt mein erster Blick, als ich am nächsten Morgen vor die Hütte trat, Abschied zu nehmen von sonndurchleuchteter Höhe.

---

[1]) Die westliche ist sehr steil und nicht steinschlagfrei.

(Der Schluß folgt im Jahrgang 1908)

Die Winterschönheit des Riesengebirgs

Von

Dr. G. A. Kuhfahl

Mitten im kultivierten Deutschland ist trotz aller neuzeitlichen Reisemoden und trotz des wachsenden Sinns für Naturgenuß und Sportbetrieb ein bedeutsames Stück Land infolge seiner abschreckenden Naturerscheinungen von dem großen Besucherstrome bisher unberührt und ziemlich unbekannt geblieben: Das Riesengebirge.

Freilich nicht etwa das Riesengebirge im Sommer, wo ja leider schon ein übergroßer und überlauter Schwarm geputzter Stadtmenschen über die Kammwege zieht, wo namentlich auf preußischer Seite die Wälder und Wiesen des Tals durch eine Unzahl von Hotelbauten, durch geschmacklose Miethäuser, Schaukästen und Reklametafeln, sowie alle sonstigen Begleiterscheinungen des Fremdenverkehrs für immer geschändet sind; auch nicht das winterliche Riesengebirge, wie es die gemütvollen deutschen Familienblätter malen, die angeblichen Spinnstuben, die Hörnerschlittenfahrten mit den mumienhaft verpackten, menschlichen Frachtstücken oder gar die deutsch-böhmische Punschverbrüderung auf der Koppenbaude, sondern das Riesengebirge von einer kaum gekannten Seite, in einem ganz fremdartigen Gewande, in seiner unentweihten, einzigartigen, unvergleichlichen Winterpracht.

Man muß die inselartige geographische Lage dieses höchsten deutschen Mittelgebirgs berücksichtigen und daraus einen Schluß auf die meteorologischen Verhältnisse ziehen, um ganz zu verstehen, wie inmitten des milden Klimas der weiten mitteleuropäischen Ebenen dieser 1600 *m* hohe Granitwall auf seinen breiten Kuppen und Kammflächen einen Witterungsstand aufweisen kann, der sich hinsichtlich der Kälte und Sturmgewalt etwa mit der Insel Island auf gleicher Stufe hält. Ähnlich wie die höheren Gegenden der Alpen kennt auch das Riesengebirge eigentlich nur zwei Jahreszeiten. Nach dem kurzen Frühlingssommer setzt der Winter oft schon Ende September mit starken Schneefällen ein, und die geschlossene Schneedecke verschwindet an vielen Stellen erst wieder zu Anfang Juni.

Kälte und Schneemassen sind es aber nicht in erster Linie, die dem höheren Teile des Riesengebirgs seine Eigenart vor anderen Mittelgebirgen und den alpinen Ländern verleihen. Hier herrscht während der gesamten sieben- bis achtmonatlichen Winterperiode eine Naturerscheinung, die weder in den Alpen noch im Tieflande sonst im gleichen Grade zu finden ist: Der Anraum.

Als Anraum bezeichnet der Bewohner der Riesengebirgsbauden das eisige Gebilde, mit dem die ewig tobenden Nebelstürme droben auf dem Gebirgskamme alles überziehen, was steht und liegt oder was geht und fährt. Schuppenartig kristallisiert sich das graugrüne Flugeis in zierlichsten Formen an Felsen und Büschen, Knieholz und Bäumen, Wegtafeln und Leitungsstangen, an den steinernen oder hölzernen Bauten, ja an den Kleidern und am Barte des Menschen selbst an; in meterdicken Schichten belastet es Wald, Bauwerke und den Boden. Selten sah



Naturaufnahme von Dr. G. A. Kuhfahl. Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Januarmorgen an der Großen Schneegrube.



ich dann anderwärts etwas Eigenartigeres und Schöneres, als die beiden Felsenkessel der Großen und Kleinen Schneegrube mit ihren 150 *m* hohen Granitwänden, die in fleckenloser, glitzernder Reinheit von den überwächteten Kammrändern in blaue Tiefen hinabstürzen.

Die Nebelstürme sind ebenso häufig wie dauerhaft; wochen-, ja manchmal monatelang fegen sie über die kahlen, weißen Höhen mit einer Gewalt, von der sich der Tiefländer schwer eine Vorstellung zu machen vermag. Nur in besonders anliegender und winddichter Kleidung und mit außergewöhnlicher Ausdauer und Abhärtung darf man dann oberhalb der bewaldeten Zonen den Kampf mit den Wetterunbilden aufnehmen. Bekanntlich ist auf den meilenweiten Kammflächen ein Winterverkehr überhaupt erst möglich geworden, seitdem der Riesengebirgsverein alle gebräuchlichen Winterwege in Abständen von sechs zu sechs Metern mit langen Markierungsstangen versehen hat. Die endlosen Ketten dieser Knüppel bedeuten das charakteristische Merkmal und gewöhnlich auch die einzige Staffage jedes echten Riesengebirgsbilds.

Diese unbeschreibliche Wetterrauheit pflegt nach den Beobachtungen der Kgl. Preußischen Wetterwarte auf der Schneekoppe von 143 Wintertagen volle 128 Tage auszufüllen. Wie sie somit begreiflicherweise ein abschreckendes Moment für allzureichlichen Fremdenbesuch darstellt, legt sie andererseits gerade den Grund für die phantastische und märchenhafte Schönheit, in der sich das Hochland dann zeigt, wenn der Nebel einmal wirklich für einen Tag oder auf wenige Stunden zerreißt, wenn der Blick frei wird und die Wintersonne zu kurzer Herrschaft gelangt.

Dann wölbt sich ein leuchtendblauer Himmel über schneefunkelnden Hängen, ernst und groß erscheint im Osten der weißglänzende, turmgekrönte Aufbau der Schneekoppe und aus den Tälern und Forsten herauf drängt es allerwärts wie ein seltsames Heer grotesker eisiger Spukgestalten, wie Büßerchöre mit vorgeneigtem Haupte, wie Fabeltiere der Vorzeit, wie Ungeheuer der Tiefe mit dicken Schädeln und mächtigen Raffzähnen. Das ist der Bannwald des Riesengebirgs!

Der gepflegte Forst geht etwa bei 1200 *m* Seehöhe nach und nach in lichtere gruppenweise Bestände über, an die aus meteorologischen Gründen heute keine Axt mehr gelegt werden darf. Die Härte des Klimas ist am gedrungenen Wuchse und am zerzausten Äußeren ersichtlich; kleiner und spärlicher werden die Stämmchen, bis schließlich Knieholz, Rautzen und kahle Strunke kurz unter der Kammhöhe als letzte Vertreter des Baumwuchses ein kümmerliches Dasein fristen. — Der Winter ziert sie alle mit glänzendem Schuppenkleide. Wenn man auf Skiern fern von den paar ausgeschleppten Schlittenbahnen einsam und lautlos in jener starren Welt dahingleitet und Hänge betritt, auf denen kein Waldtier seine Spur zieht und kein Vogellaut die Stille durchbricht, wenn man die bizarren Formen und Gruppen in der Nähe betrachtet und ihre ganze Seltsamkeit auf sich einwirken läßt, so wird man auch heute noch verstehen, wie eine abergläubische bäuerliche Phantasie hier vor Jahrhunderten nur Bilder des Schreckens und Sterbens erblickte, und wie der Märchenbildung durch die wirkliche Naturgestaltung mächtig Vorschub geleistet wurde. Der gläserne Berg der deutschen Sage, an dem Roß und Reiter zerschellen, gleißt alljährlich dort aus den Wolken, und das Zauberschloß der Märchenprinzessin erwächst in den bereiften, turmgekrönten Bauden noch immer aus lichtem Karfunkelsteine. Für all die Gnomen und Riesen, Wundertiere oder Kristallhöhlen der Kinderträume findet man tausendfältige greifbare Vorbilder.

Nicht jedem Sterblichen werden sie erscheinen. — Geistig wie körperlich muß man frisch und überlegen sein. Der Neuling, der auch hier nach echter deutscher Philisterart in Pelz und Paletot, Gummischuhen und steifem Filze statt in sachgemäßer leichter Bergtracht erscheint, gibt selbst auf den leidlich gebahnten Schlitten-

wegen eine traurige Karikatur ab. Auch dem Geübteren bringt der Fußmarsch durch die tief beschneiten Täler, über die turmhoch mit Schnee verwehten Hochmulden und die spiegelblanken Eis- und Anraumflächen des Kamms nicht immer reine Freude. Zur freien ungehinderten Bewegung in dieser Winterlandschaft gehört der Skilauf.

Freilich kann man das Riesengebirge nicht für Anfänger im Schneeschuhfahren empfehlen, denn vergebens würden sie die glatten, weichen Bahnen suchen, die anderwärts, z. B. im Schwarzwalde, meist zu finden sind. Holprig und glashart ist hier die Föhre; selten hält sich auf dem Kamme der Schnee in geschlossenen Feldern, denn der Sturm fegt ihn hinab in die Täler und Felsengruben; dafür deckt den Boden aber allerwärts wie ein erstarrtes Meer das grünliche Eis des Anraums. Je nach der herrschenden Luftrichtung ziehen wellenförmige Streifen und tiefe Furchen bergauf und bergab und mehr springend als gleitend muß der Skiläufer solche Felder queren. Erst im März, wenn die unbeschreibliche Gewalt der Orkane sich etwas mildert, trifft man auch auf den baumlosen Hochkuppen manchmal wirkliche Schneeflächen mit feingekörnter, gleichmäßiger Decke.

Der touristischen Unterkunft und Verpflegung dienen die einzigen Wohnstätten der Höhe, die Bauden. Einzeln und weitzerstreut bilden sie seit alters die natürlichen Punkte für Rast und Herberge der Besucher. Aus dem ursprünglichen Betriebe der Viehwirtschaft und des — Schmuggels wandelten sie sich nach und nach von selbst zu Gaststätten des wachsenden Sommerbesuchs um, und manche von ihnen ist heute zur großen Massenkneipe geworden oder in den letzten Jahrzehnten eigens für den Fremdenverkehr an aussichtsreicher Stelle entstanden. Im Winter wird der Betrieb zwar eingeschränkt aber allerwärts durch Wächtersleute genügend aufrecht erhalten. Zu einer großzügigen Erschließung der Schneelandschaft im Sinne der alpinen Wintersportplätze hat — man kann in mancher Beziehung sagen, glücklicherweise — die Selbstzufriedenheit und der enge Horizont des deutschen Gastwirts dort noch nicht ausgereicht; auch die Witterungsunbilden stehen der Entfaltung von Luxus und Gigerltum für alle Zeiten hier recht herzhaft entgegen.

Immerhin wirkt aber das erwachende Interesse für den Wintersport auch ferne der Alpen, im Norden von Deutschland schon so stark auf wirkliche Naturliebhaber und Sportfreunde ein, daß der Zuzug zu den weißen Bergen aus den benachbarten Großstädten alljährlich stärker und regelmäßiger geworden ist.



Naturaufnahme von Dr. G. A. Kuhfahl. Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Winterstimmung an der Elbequelle.



BEILAGE

zur

Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins

Jahrgang 1907:

Karte der Allgäuer und Lechtaler Alpen (Östlicher Teil).

KARTE DER ALLGAEUER & LECHTALER-ALPEN

Östliche Hälfte

Maßstab = 1 : 25 000

1000 M. 500 0 1 2 Kilom.

Herausgegeben v. Deutschen u. Oesterreichischen Alpen Verein

1907

Aufgenommen u. gezeichnet von L. Aegerter

Das bayerische Gebiet wurde nach den Originalen des k. topograph. Bureaus bearbeitet

